Das neue Heft.
Jetzt gratis testen!
www.zeit.de/zg-aktuell

DIE ZEIT

PREIS DEUTSCHLAND 6,20 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

2. FEBRUAR 2023 N° 6

Was hilft wirklich gegen DEPRESSIONEN?

Forscherinnen und Therapeuten erklären, welche Behandlungen heute am besten wirken. Dazu: Woran man erkennt, ob Kinder und Jugendliche nur traurig sind oder schon depressiv WISSEN

Titelbild: Travis K. Schwab: »Shelter«, Öl auf Leinwand, 2021

Wo ist sie geblieben?

Wie Kamala Harris als Joe Bidens Vize viele enttäuscht

Politik, S. 8

Der Verteidiger des Bösen

Ein Gespräch mit dem Anwalt von Weinstein und Michael Jackson

Magazin

Das ist doch kein Müll!

Wie clevere Leute die Verschwendung von Lebensmitteln eindämmen

Green, S. 27

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

Selbst macht klug

Verschläft Europa die rasante Entwicklung bei der KI, droht mehr als ein weiterer Rückstand gegenüber den USA VON ULRICH SCHNABEL

Als das Sprachprogramm ChatGPT vor zwei Monaten öffentlich zugänglich gemacht wurde, erfasste nicht nur Millionen Nutzer, sondern auch viele Experten die Unruhe. Denn die neuen Fähigkeiten der KI übersteigen alles bisher Bekannte. Dabei ist ChatGPT nur eines von vielen »generativen« Programmen, die intelligente Inhalte produzieren: Gedichte, Hausarbeiten oder Programmcodes schreiben, auf Kommando fotorealistische Bilder erzeugen (zeige einen Dachs, der im Zug am Laptop arbeitet!), Röntgenbilder analysieren, neue Medikamente ersinnen und sogar komponieren. All das kann die Intelligenztechnik auf Knopfdruck und in Sekundenschnelle. Dabei wird sie dem Menschen in immer mehr Bereichen ebenbürtig: An der University of Pennsylvania bestand gerade ein KI-Programm die Abschlussprüfung eines Wirtschaftsstudiengangs. Und bald kommen neue, noch leistungsfähigere Systeme auf den Markt.

Die KI könnte nach und nach alle Lebensbereiche umkrempeln

Manche Forscher vergleichen die Entwicklung schon mit der Einführung der Elektrizität Ende des 19. Jahrhunderts: Auch diese schuf völlig neue Möglichkeiten, die erst allmählich begriffen wurden, dann aber nach und nach alle Bereiche des Lebens umkrempelten.

Angesichts dieser Dynamik fordern deutsche KI-Forscher dringend eine europäische Initiative, um bei der Zukunftstechnik mithalten zu können. Bisher dominieren nämlich die großen amerikanischen Digitalkonzerne das Geschehen. ChatGPT ist ein Produkt der Firma OpenAI, die von Microsoft und Elon Musk gegründet wurde. Hinter der Sprachsoftware LaMDA, der manche schon ein eigenes Bewusstsein zuschreiben *(ZEIT* Nr. 3/23), steckt Google. Insgesamt stammen 73 Prozent aller »generativen KI-Modelle« aus den USA. Weitere 15 Prozent kommen aus China, wo man den strategischen Wert dieser Zukunftstechnik ebenfalls längst erkannt hat. Und Europa? Tja.

Das liegt nicht am Know-how: Viele kluge Ideen der KI-Forschung stammen aus Deutschland, England oder Frankreich, werden aber in US-Labors vermarktet. Dort entstehen derzeit nahezu alle Anwendungen, die uns hierzulande staunen oder erschrecken lassen. Und egal ob man die Technik begrüßt oder verdammt: Die Gestaltungsmacht darüber sollte man nicht den US-Konzernen überlassen. Sonst droht Europa, ähnlich wie bei der Digitalisierung, wieder in die Abhängigkeit von Google und Co. zu geraten.

Nun könnte man sagen: Was soll's, mit einem Digitalgiganten wie Microsoft – der mal eben zehn Milliarden Dollar in die weitere Forschung investieren will – können wir ohnehin nicht mithalten.

Doch geht es im Falle der KI nicht allein um den Wettbewerb, sondern auch um die Kontrolle über unsere Daten, private, geschäftliche und militärische. Denn um wirklich leistungsfähig zu werden, müssen KI-Modelle zuvor mit gewaltigen Mengen passender Daten »trainiert« werden. Das gilt für das Schreiben von Gedichten à la Shakespeare ebenso wie für KI-Programme, die bei der Entwicklung neuer Medikamente helfen (und dabei alle Versuchsergebnisse, bestehende Patente und natürlich Patientendaten berücksichtigen).

Überließe man das Monopol den US-Konzernen (oder ihren chinesischen Pendants), müssten Europas Firmen ihre sensiblen Daten entweder in die USA oder nach China schicken – oder auf diese Technik komplett verzichten. Das eine wäre ebenso fatal wie das andere.

Deshalb braucht es in Deutschland ein Leuchtturmprojekt, das mit genug Geld und Rechenkraft ausgestattet ist, um eigene KI-Entwicklungen voranzutreiben und Talente im Land zu halten. Vergangene Woche haben dazu KI-Forscher eine Initiative namens LEAM vorgestellt (Abkürzung für »Large European AI Models«, große europäische KI-Modelle). Sie zielt darauf ab, ein KI-Rechenzentrum in Deutschland aufzubauen, das europäischen Unternehmen zur Verfügung steht. Große Konzerne wie Bayer, Lufthansa oder Allianz zeigen Interesse, auch das Bundeswirtschaftsministerium unterstützt das Projekt. Doch so richtig ist die Dringlichkeit des Themas in den Chefetagen noch nicht angekommen.

Klar: Es gibt gerade genügend andere Probleme in der Welt. Aber die Investition von 350 bis 400 Millionen Euro entspricht gerade einmal den Kosten von 50 Kilometern einfacher Autobahn. Angesichts der Bedeutung der Intelligenztechnik ist die Summe eher läppisch. Schließlich geht es um die Frage, ob Europa die Kontrolle über seine strategische Intelligenz behält.

CHRISTDEMOKRATEN

Gar nicht so übel

Seit einem Jahr ist Merz Parteichef. Er macht Fehler, aber ist nicht der Rechtsaußen, den manche in ihm sehen wollen VON MARIAM LAU

Nach einem Jahr unter Führung von Friedrich Merz steht die Union vor einer existenziellen Frage. Kann man sich auf sie verlassen, auf ihre roten Linien, ihre Instinkte, auf Maß und Mitte – auch wenn es mal brenzlig wird?

Da waren zuletzt häufiger Zweifel aufgekommen. Einen renommierten Klimaforscher als »Ökofaschisten« zu bezeichnen, wie es eine CDU-Bundestagsabgeordnete getan hatte, vor einer »Klima-RAF« zu warnen oder die Wahlrechtsreform der Ampel als »Wahlfälschung« wie im »Schurkenstaat« anzuprangern – so redet man über Feinde, nicht über politische Gegner.

Auch Friedrich Merz selbst war wiederholt in den Verdacht geraten, zündeln zu wollen, wo er eigentlich eine Hand hätte reichen müssen. Hier allerdings liegen die Dinge etwas komplizierter. Ein fataler Mangel an Fingerspitzengefühl aufseiten des CDU-Vorsitzenden paart sich mit der freudigen Bereitschaft auf der Gegenseite, von der CDU immer das Schlimmste anzunehmen. Sie aus der politischen Mitte herauszudrängeln. Rechts von der SPD soll da eigentlich gar nichts akzeptiert werden.

Liegt Merz zu oft daneben? Noch öfter wird er gewollt missverstanden

Wer Anschauung braucht, kann sich eine Szene vom vergangenen Freitag ansehen. Merz war – trotz öffentlicher Missbilligung durch Berlins Regierende Bürgermeisterin von der SPD – zu einem gemeinsamen Wahlkampfauftritt mit dem CDU-Spitzenkandidaten nach Berlin-Neukölln gereist. Dort hatte er spürbar angefasst von den Schilderungen einer Holocaust-Überlebenden am Morgen im Bundestag berichtet. Er schloss seine Schilderung mit den Worten: »Wenn Sie das hören, da ist man ein Stück stolz auf die Geschichte dieses Landes.« Jeder im Saal wusste, was Merz meinte – Stolz auf die Vergangenheitsbewältigung, nicht auf die Vergangenheit. Trotzdem ist der Satz in diesem Zusammenhang brutal und roh – und flog dem CDU-Chef auf Twitter prompt um die Ohren. Mit den »kleinen Paschas« war es ähnlich. Alle wussten, was gemeint war. Eine Gesellschaft, in der es selbstverständlich ist, über »toxische Männlichkeit« zu sprechen, sollte es eigentlich ertragen, wenn verächtliches Verhalten gegenüber weiblichen Autoritätspersonen durch migrantische Jugendliche zum Thema gemacht wird. Die Tatsache, dass Jugendliche in Berlin und anderswo Sanitäter und Feuerwehr in Hinterhalte gelockt und mit Batterien von Pyrotechnik angegriffen hatten, war plötzlich irgendwie aus dem Blick geraten. Der Skandal war: Friedrich Merz.

Bilder vom CDU-Vorsitzenden im öffentlich-rechtlichen Rundfunk zeigen ihn gern in seinem Privatflieger oder wenn er sich im Bundestag ausschüttet vor Lachen – ob der Zusammenhang nun passt oder nicht. Merz' Aussage, Migration müsse kontrolliert werden, wird als »erzkonservativ« und die Forderung nach Abschiebung von Straftätern vom Chef der Grünen Jugend als »NPD-nah« gebrandmarkt.

Damit wird der Raum für die Union erkennbar eng. Speziell aus dem Osten kommt der Druck von rechts. Der Ex-Verfassungsschutzpräsident Hans-Georg Maaßen mit seinen neurechten Rassentheorien ist ja nicht allein, wenn er die CDU als »linke Partei« beschimpft.

Darüber hinaus lastet das Problem auf dieser letzten christdemokratischen Volkspartei Europas, dass sie bislang noch keine zündende Idee hat, wofür man sie braucht – und sich ebendeshalb immer mal wieder auf das Zündeln verlegt. Zur Klimakrise fällt ihr bislang nur das lahme Mantra von der »Technologieoffenheit« ein.

Dabei stehen die Aktien für die Union ein Jahr nach der katastrophalen Wahlniederlage nicht so übel. Mit einem explizit mittigen, schwarz-grünen Kurs hat sie zwei wichtige Landtagswahlen gewonnen. Die Unterstützung der Ukraine wäre ohne den Druck aus der Union womöglich noch zäher angelaufen. Das Ultimatum an Hans-Georg Maaßen war erfreulich klar und einhellig; endlich war der Ekel vor seiner Hetze größer als die Angst, sich in einem Parteiausschlussverfahren eine blutige Nase zu holen. Ausgerechnet im strukturell linken Berlin könnte die CDU bei der Wiederholungswahl kommende Woche als stärkste Partei durchs Ziel gehen – einfach weil man sich eben darauf verlassen kann, dass Enteignungen mit ihr nicht zu machen sind und über die Silvesterkrawalle keine Ausreden zu hören sein werden. Wenn ihr jetzt noch etwas Funkelndes für die Zukunft einfällt, ist allerhand möglich. Das ist allerdings ein großes Wenn.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen

PROMINENT IGNORIERT

Liebeshunger

Wer zum Valentinstag vom Zoo in San Antonio eine elektronische Postkarte bekommt, dient einem Zootier als Fraß. Betrogene, Verlassene, Grollende können dort in Texas eine Kakerlake auf den Namen ihres Ex oder ihrer Ex taufen lassen, bevor sie zur Futterspende wird. Der Zoo informiert die Verspeisten per Mail. Ein schlagertaugliches Schicksal: *Durch sieben Mägen musst du geh'n.* USTO

Kleine Fotos (v. o.): Tony Cenicola/The New York Times/Redux/laif (Ausschnitt); Getty Images (2)

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
E-Mail: abo@zeit.de

PREIS DEUTSCHLAND 6,20 €
PREISE IM AUSLAND:
DK 69,00/FIN 9,10/E 7,80/
CAN 7,90/F 7,80/NL 7,20/
A 6,50/CH 8.50/I 7,80/GR 7,80/
B 7,20/P 7,80/L 7,20/H 3690,00

N°6

78. JAHRGANG C 7451 C

4 190745 106207 06

Foto: Götz Schleser

Da ahnte er noch nicht, welcher Balanceakt ihm als Finanzminister bevorsteht: Christian Lindner vor drei Jahren im Jakob-Kaiser-Haus

»Ich möchte Ihnen jetzt ungern die Überschriften des kalten Neoliberalen liefern«

Warum Finanzminister Christian Lindner glaubt, dass wir mehr arbeiten müssen, und trotz Gerichtsurteil weiter für eine Abschaffung des Solis werben will

DIE ZEIT: Herr Lindner, führende Ökonomen erwarten inzwischen, dass das Wirtschaftswachstum möglicherweise dauerhaft niedrig bleiben wird, die Staatsbank KfW warnt sogar vor einer Ära eines »stagnierenden, womöglich schrumpfenden Wohlstands«. Werden alle ärmer?

Christian Lindner: Das haben wir in der Hand. Klar ist, dass sich das Umfeld fundamental ändert. Wir zahlen mehr für Energie-Importe und Staatsschulden, die Bedingungen auf den Weltmärkten ändern sich, die Technologien auch, die Gesellschaft altert. Das stellt das Fundament unseres gesellschaftlichen Wohlstands infrage.

ZEIT: Inwiefern?

Lindner: Bei der Bildung oder bei der Qualität der Infrastruktur sind wir nicht mehr Weltklasse, der Fachkräftemangel nimmt zu. Das heißt jedoch nicht, dass wir gegen einen drohenden Abstieg machtlos wären. Im Gegenteil muss das Ziel sein, dass Deutschland mit einem erneuerten Wirtschaftsmodell in der Welt wieder vorne mitspielt. Deshalb muss die Ampelkoalition die Wende hin zu einer angebotsorientierten Politik schaffen.

ZEIT: Was verstehen Sie unter einer angebotsorientierten Politik?

Lindner: Eine Politik, die die Wachstumskräfte stärkt, indem sie die richtigen Rahmenbedingungen setzt, statt Subventionen zu zahlen. Wir können die nötigen Maßnahmen gerne durchgehen: eine Reform des Einwanderungsrechts, damit die fleißigen und klugen Köpfe zu uns kommen, eine Beschleunigung der Genehmigungsverfahren, Investitionen in Infrastruktur, geringere Bürokratiekosten durch Digitalisierung, mehr Forschung, leistungsfähige Kapitalmärkte, bessere Betreuungsangebote, damit mehr Frauen einer Arbeit nachgehen können, ein wettbewerbsfähiges Steuersystem.

ZEIT: Der Begriff Angebotspolitik geht auf Ronald Reagan und Margaret Thatcher zurück und steht für den Rückzug des Staates aus der Wirtschaft. Ist das der Plan?

Lindner: Ich denke an Walter Eucken, Otto Graf Lambsdorff oder Wolfgang Clement. Es geht darum, dass der Staat sich nicht immer weiter verschuldet, um durch eigene Nachfrage oder Subventionen Wachstum zu erreichen. Wirtschaftspolitik auf Pump hat Grenzen.

ZEIT: Warum?

Lindner: Zum einen, weil Zins und Tilgung schon bald die Staatsfinanzen strangulieren würden. Zum anderen wird unsere wirtschaftliche Basis angegriffen. Wir müssen mehr tun für die Sicherheit. Wir müssen den demografischen Wandel bewältigen. Wir wollen Klimaneutralität erreichen. Wir zahlen mehr für Importe. Das alles kostet. Deshalb müssen wir neue Quellen des Wachstums erschließen. Zum Beispiel, indem wir durch eine gesteuerte Zuwanderungspolitik den Fachkräftemangel bekämpfen.

ZEIT: Die KfW hat nachgerechnet: Um den demografisch bedingten Rückgang der Zahl der Erwerbstätigen auszugleichen, müssten bis Mitte des Jahrzehnts unter dem Strich 1,3 Millionen Menschen nach Deutschland kommen. Und das jedes Jahr. Das entspricht etwa der Einwohnerzahl von Köln. Diese Leute müssen irgendwo wohnen, sie brauchen Schulplätze für ihre Kinder, sie müssen Deutsch lernen. Wie soll das gehen?

Lindner: Die Zahl scheint mir hoch gegriffen. Aber wie auch immer, die Zuwanderung benötigen wir, damit zum Beispiel auch der Personalengpass beim Wohnungsbau reduziert wird. Im Übrigen sinkt der Bedarf an Zuwanderung, wenn wir an verschiedenen Stellschrauben drehen und auch das inländische Arbeitskräftepotenzial besser nutzen.

ZEIT: Dann lassen Sie es 500.000 Leute sein. Das wäre immer noch eine Stadt von der Größe Hannovers.

Lindner: Mein Punkt ist: Der Arbeitsmarkt darf nicht zur Bremse der wirtschaftlichen Entwicklung werden. Qualifizierte Einwanderung hilft gerade dabei, Engpässe zu reduzieren.

ZEIT: Sie haben gesagt, das heimische Arbeitskräftepotenzial müsse besser genutzt werden. Das klingt fast, als wären wir ein bisschen faul. Einer Ihrer Vorgänger an der Spitze der FDP hat in diesem Zusammenhang einmal von spätrömischer Dekadenz gesprochen, sie selbst von Gratismentalität.

Lindner: Ihre Assoziation sagt mehr über Sie aus als über mich. Ich denke etwa an die Probleme bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die viele Frauen unfreiwillig in Teilzeit halten. Und wir erleben seit längerer Zeit erstmals wieder teilweise Reallohnverluste. Wir haben das Steuersystem mit 50 Milliarden Euro Volumen an die Inflation angepasst, aber einen Kaufkraftverlust kann der Staat nicht in der Breite und nicht auf Dauer ausgleichen. Natürlich stellt sich dann die Frage, wie wir mehr Menschen dafür gewinnen, von Teilzeit in Vollzeit zu wechseln.

ZEIT: Wer nicht ärmer werden will, der muss mehr arbeiten?

Lindner: Ich möchte Ihnen jetzt ungern die Überschriften des kalten Neoliberalen liefern. Fakt ist: Arbeitslosigkeit oder unfreiwillig in Teilzeit arbeiten zu müssen, das ist ein echtes Armutsproblem.

ZEIT: Sie betonen die Eigenverantwortung des Einzelnen. Ist das nicht neoliberal?

Lindner: Der Begriff weckt im Alltagsgebrauch leider inzwischen falsche Assoziationen. Ich bin ein Anhänger der ordoliberalen Freiburger Schule. Jedenfalls geht es mir nicht um einen allgemeinen Aufruf zur Mehrarbeit. Es wäre absurd, der Vollzeitpflegekraft mit übervollem Dienstplan zu sagen: Arbeite mehr! Wir müssen eher darauf achten, dass Arbeiten und die bezahlte Überstunde sich lohnen und nicht durch übermäßig hohe Steuerabzüge bestraft werden.

ZEIT: Was genau ist also Ihre Position?

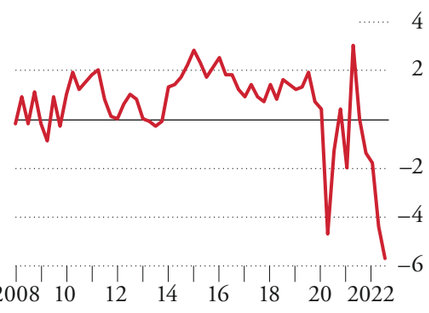
Lindner: Ich bin für eine differenzierte Debatte. Meine Großeltern haben sich als Vertriebene aus Niederschlesien den Traum von der Eigentumswohnung Anfang der Siebzigerjahre dadurch erfüllt, dass sie nachts und am Wochenende die Buchhaltung für Tankstellen gemacht haben. Für mich ist es eine politische Aufgabe, dieses Aufstiegsversprechen unserer Gesellschaft zu erneuern. Dass sich nämlich individuelle Leistung lohnt und zu sozialem Aufstieg führt. Und zwar unabhängig von der Herkunft. Bei alldem geht es nicht um Zwang, sondern um Befähigung, Ermutigung und persönliche Entscheidung.

ZEIT: Ist es auch eine persönliche Entscheidung, ob ich mit 67 oder mit 75 Jahren in Rente gehe?

Lindner: Ich bin gegen ein fixes Renteneintrittsalter. Wir brauchen da Individualität, weil sich die Lebenssituationen unterscheiden. Wir müssen den Menschen aber einen Anreiz geben, ihre Fähigkeiten in den Dienst der Gesellschaft zu stellen. Das ist heute oft nicht der Fall, die letzte Regierung hat eher Anreize gesetzt, früher aus dem Arbeitsleben auszuscheiden. Dabei geht es nicht darum, dass der berühmte Dachdecker auch mit 67 noch auf dem Dach sein muss. Er kann aber bei der Ausbildung oder im Vertrieb mit seiner Erfahrung sehr hilfreich sein. Das ist nur ein Beispiel. Wir brauchen ein umfangreiches Modernisierungsprogramm für das Land, um den Wohlstand zu sichern.

Immer weniger im Portemonnaie

Entwicklung der Reallöhne in Prozent



ZEIT-GRAFIK/Quelle: Statistisches Bundesamt (Destatis), 2023

ZEIT: Sie könnten ein solches Programm formulieren, Sie sind an der Regierung.

Lindner: Wenn Sie sich anschauen, was wir tun, werden Sie feststellen, dass wir so etwas gerade auf den Weg bringen. Neue Einwanderungspolitik, Beschleunigung von Planungs- und Genehmigungsverfahren, Rekordinvestitionen, Exzellenzinitiative für die berufliche Bildung und so weiter. Im Jahreswirtschaftsbericht der Regierung beschreiben wir Maßnahmen der Angebotspolitik. Übrigens, es gibt sogar erstmals ein eigenes Kapitel zur Belastung mit Steuern und Abgaben.

ZEIT: Es steht aber nicht drin, dass die Steuern sinken sollen.

Lindner: Tatsächlich doch. Es sind einige Aspekte der steuerpolitischen Maßnahmen erwähnt, die ich in Vorbereitung habe. Es geht um die Stärkung privater Investitionen durch Abschreibungen, bessere Forschungsförderung und anderes. Bei den Steuertarifen, da haben die Koalitionspartner unterschiedliche Meinungen.

ZEIT: Die vollständige Abschaffung des Solidaritätszuschlags ist allerdings gerade erst vor dem Bundesfinanzhof gescheitert. Ist das eine Niederlage für Sie?

Lindner: Nein. Im Gegenteil wurde ich hellhörig, dass der Bundesfinanzhof ausgeführt hat, der Solidaritätszuschlag sei 2021 »noch« verfassungsgemäß. Das deutet eine Zeitperspektive an. Politische und ökonomische Fragen sollten aber eigentlich nicht Gerichten überlassen werden. Der Solidaritätszuschlag ist inzwischen eine Sonder-Unternehmenssteuer, die die Wettbewerbsfähigkeit des Standorts Deutschland beschwert. Mit fröhlicher Penetranz werbe ich weiter für seine Abschaffung.

ZEIT: Auch Wirtschaftsminister Robert Habeck von den Grünen ist für Reformen, allerdings spricht er sich für eine »transformative Angebotspolitik« aus. Er meint damit, dass Märkte zwar sehr leistungsfähig sein können, aber auch der Staat eine wichtige Rolle beim Umbau der Wirtschaft spielt.

Lindner: Zu dieser Wortschöpfung fehlt mir noch die Anleitung. Dass wir auch staatliche Mittel einsetzen, ist ja eine Selbstverständlichkeit. Die Frage ist, wie viel Raum der marktwirtschaftliche Ideenwettbewerb und die Technologiefreiheit haben.

ZEIT: Die Frage ist aber auch: Kann es sein, dass in den vergangenen Jahren vor lauter Markt der Staat vernachlässigt wurde?

Lindner: Wie kommen Sie darauf?

ZEIT: Bei der Bahn beispielsweise wurde so hart gespart, dass sie ihre Aufgaben nicht mehr erfüllen kann.

Lindner: Zum Zustand der Bahn gibt es keine zwei Meinungen. Aber das sagt nichts über das Verhältnis von Staat und Privat aus. Es geht eher um die Schwerpunktsetzung innerhalb des öffentlichen Sektors. Es wurde viel Geld ausgegeben – vom Baukindergeld bis zur gescheiterten Pkw-Maut. Investitionen wurden vernachlässigt. Dabei sind Investitionen die Grundlage für wirtschaftlichen Fortschritt. Das erfordert Prioritätensetzung. Nicht alles Wünschenswerte kann dann sofort realisiert werden. Das ist, fürchte ich, noch nicht überall verstanden.

ZEIT: Es liegt aber vielleicht auch daran, dass der Koalitionsvertrag den Eindruck erweckt hat, es gehe ohne Zumutungen.

Lindner: Das war nie mein Eindruck.

ZEIT: Ein Beispiel: Die Regierung hat versprochen, dass jedes Jahr 400.000 Wohnungen gebaut werden, um die Wohnungsnot zu lindern, ohne dass jemand verzichten muss. Dieses Ziel hat die Bauministerin allerdings nun einkassiert.

Lindner: Das hat aber auch etwas damit zu tun, dass Bauen so teuer geworden ist. Da müssen wir uns dann vielleicht anschauen, ob die immer weiter verschärften Standards zur Energieeffizienz im Neubau nicht kontraproduktiv sind.

ZEIT: Dann hätten Sie wahrscheinlich ein Problem mit dem Klimaschutz.

Lindner: Nicht zwingend. Es geht doch darum, die Lebensbereiche und Vorhaben zu finden, wo man pro eingesetztem Euro den besten Effekt für den Klimaschutz hat. Höchste Neubaustandards scheinen mir das nicht zu sein.

ZEIT: Wäre es nicht ehrlicher gewesen, zu sagen: Wir schaffen das mit dem Neubau einfach nicht, aber wir kümmern uns um eine gerechtere Verteilung des Wohnraums? Viele Alleinstehende wohnen in zu großen Wohnungen und viele Familien in zu kleinen.

Lindner: Wir leben in einer Gesellschaft mit Vertragsfreiheit und dem Schutz des Eigentums. Ich halte einen staatlich gelenkten Wohnungsmarkt auch nicht für sozialer.

ZEIT: Das war nur ein Beispiel, um den grundsätzlichen Punkt zu illustrieren: Wenn der Wohlstand sinkt, dann werden sich möglicherweise Verteilungsfragen neu stellen.

Lindner: Dem stimme ich zu. Nur, ich will nicht fatalistisch auf den sinkenden Wohlstand warten, sondern eine Wachstumsperspektive schaffen. Denn in einer stagnierenden Gesellschaft müsste man den individuellen sozialen Aufstieg durch harte Verteilungspolitik oder den Ellbogenwettbewerb organisieren: Weil der Kuchen nicht mehr wächst, kämpfen alle um die verbliebenen Stücke. Das gefährdet nicht nur den sozialen Frieden. Es führt auch dazu, dass sich diejenigen, auf die harte Umverteilungspolitik zielt, aus dem Wirtschaftsleben oder gar dem Land insgesamt verabschieden. Dann ist nichts gewonnen.

Die Fragen stellten
Mariam Lau und **Mark Schieritz**

Verehrte Damen und Herren, die Welt geht unter

Ein Team amerikanischer Wissenschaftler will ermittelt haben, wie viel Zeit uns noch bleibt, bis das Ende kommt: 90 Sekunden

VON PAUL MIDDELHOFF

»Jetzt bin ich der Tod geworden, der Zerstörer der Welten«

J. Robert Oppenheimer, Physiker, nach dem ersten erfolgreichen Test der von ihm entwickelten Atombombe am 16. Juli 1945

Der Mann, der aus der Kälte kommt, heißt Daniel Holz. Er betritt die Lobby, draußen sind es elf Grad minus, vom Lake Michigan weht ein eisiger Wind herüber auf den verschneiten Campus der Universität von Chicago. Holz ist Professor für Astrophysik, sein Spezialgebiet sind Gravitationswellen und Schwarze Löcher. »Ich brauche Koffein«, sagt er und greift sich eine Cola aus einem der Mensa-Kühlschränke. »Ich weiß, ist eklig«, murmelt er und stellt sich in die Schlange an der Kasse. Holz wirkt etwas angestrengt. »Ich bin erst am Samstag wieder hier in Chicago gelandet.«

Am Dienstag vergangener Woche stand Holz noch auf einer Bühne in Washington, D. C., zu seiner Rechten ein Professor für Kerntechnik, zu seiner Linken eine Professorin für Internationale Beziehungen, die ehemalige Präsidentin von Irland und der Ex-Ministerpräsident der Mongolei. »Es sind noch 90 Sekunden bis Mitternacht«, sagt eine Frauenstimme aus dem Off, als die Forscher ein schwarzes Tuch von einem riesigen Ziffernblatt herunterziehen. Die Kameras schwenken auf die Zeiger der »Doomsday Clock«, der Weltuntergangsuhr. Der Stundenzeiger steht schon auf zwölf, der Minutenzeiger ganz knapp davor. 90 Sekunden bis zum Weltuntergang. Holz und seine Kollegen schauen emotionslos in die Kamera, quälend lange Momente vergehen.

»Wenn ich mir das Video jetzt anschaue, klar, dann wirkt das irgendwie lächerlich«, sagt Holz. »Aber in dem Augenblick, als wir die Uhr enthüllt haben, ist die intellektuelle Auseinandersetzung der vergangenen Monate für mich zur Realität geworden. Wir stehen so kurz vor unserer selbst verschuldeten Auslöschung wie nie zuvor.«

Holz gehört zu den führenden Köpfen des Bulletin of the Atomic Scientists, einer internationalen Gruppe von Naturwissenschaftlern, Professorinnen und Sicherheitsforschern mit Sitz an der Universität von Chicago, die Jahr für Jahr bewerten, wie groß die Gefahr ist, in die sich die Menschheit durch die von ihr entwickelten Technologien selbst manövriert hat. Sie führen Listen über die Anzahl nuklearer Langstreckenwaffen in der Welt, aber nicht nur um Atombomben geht es ihnen. Sie wägen das Schmelzen der Gletscher gegen die Ausbreitung des Ebola-Virus in Westafrika ab, beobachten Fluchtbewegungen, bewerten die Ergebnisse des europäischen Emissionshandels und analysieren die Aussagen autoritärer Staatenlenker. Sie schalten sich zu digitalen Diskussionsrunden zusammen, schicken ellenlange E-Mails hin und her, arbeiten gemeinsam Papiere aus, und manchmal streiten sie auch. »Wir fragen uns Dinge wie: Ist der internationale Konflikt im Weltall bereits eine ernst zu nehmende Bedrohung? Nicht unbedingt. Kann es je so weit kommen? Vielleicht!«

Seit dem vergangenen Jahr schauen Holz und seine Kollegen auf einen Mann: Wladimir Putin. Sein Krieg gegen die Ukraine, seine Drohungen mit dem Einsatz von Atomwaffen, die Energiekrise, die dazu führt, dass weltweit wieder mehr Kohle, Gas und Öl verbrannt werden. »Dieser einzelne Mann hat die Möglichkeit, die Welt in die Katastrophe zu stürzen«, sagt Holz. 2020 stand die Uhr noch auf 100 Sekunden vor Mitternacht. Jetzt haben Holz und seine Kollegen die Zeiger der Doomsday Clock um zehn Sekunden vorgerückt. So nah an der Zwölf stand der Zeiger in der siebzigjährigen Geschichte der Doomsday Clock noch nie.

Was soll man davon halten, ein Panel internationaler Wissenschaftler – unter ihnen eine ganze Reihe Nobelpreisträger und anerkannter Spitzenforscher –, die es sich zum Ziel gemacht haben, den größtmöglichen Alarm zu verursachen, um die in ihren Augen drohende Katastrophe doch noch abzuwenden? Wohin soll das führen, jetzt in Panik zu geraten, gerade wenn sich die Weltlage in den vergangenen, ja, was eigentlich: Monaten? Jahren? so spürbar verdunkelt hat?

Vielleicht bedarf es hier eines beruhigenden Gedankens: Holz und das Bulletin schauen auf die messbaren Werte dieser globalen Multikrise, ihre Aussagen haben Gewicht. Und doch können auch sie nicht in die Zukunft schauen. 90 Sekunden bis Mitternacht heißt nicht, dass diese Sekunden auch ablaufen, dass die Uhr jemals zwölf schlägt. Oder etwa doch? »Im Grunde bin ich immer noch Optimist«, sagt Holz. »Sonst würde ich ja nicht so einen Lärm machen, sondern einfach aufgeben.«

Gemeinsam mit J. Robert Oppenheimer, Albert Einstein und anderen Atomphysikern gründete der Biophysiker Eugene Rabinowitch im Jahr 1945 das Bulletin of the Atomic Scientists. Zur Forschergemeinschaft gehört auch ein Magazin, das seitdem und bis heute alle zwei Monate Fortschritte in den Nuklearwissenschaften vorstellt. Im Fokus standen schon damals Forschungsergebnisse, die früher oder später zur Gefahr für die Menschheit werden könnten. Viele der frühen Autoren des Bulletin hatten während des Zweiten Weltkriegs unter Oppenheimer im Rahmen des »Manhattan Project« in der Wüste von New Mexico an der Entwicklung der Atombombe geforscht, sie gemeinsam mit ihm entwickelt. Und waren – wie Oppenheimer selbst – bestürzt darüber, als das US-Militär diese neuartigen Waffen dann im August 1945 über Hiroshima und Nagasaki abwarf und Hunderttausende starben. Mithilfe der Doomsday Clock wollte Eugene Rabinowitch fortan die Öffentlichkeit vor dem sich anbahnenden Wettrüsten warnen und so verhindern, dass ihre Erfindung je wieder zum Einsatz kommen würde.

Er habe zwei Söhne, erzählt Holz, zwölf und fünfzehn Jahre alt. Sie wurden geboren, als er noch im Labor von Los Alamos auf dem Gebiet der Kosmologie forschte und sich etwa mit Neutronensternen beschäftigte – genau dort, wo siebzig Jahre zuvor Oppenheimer die Atombombe entwickelt hatte. Während seiner Arbeit dort besuchte Holz die »Trinity Site«, den Ort des ersten Tests. Holz erzählt, wie er ein Stück Trinitit in der Hand gehalten habe, komprimierten Sand, der unter der Hitze von Oppenheimers Nuklearfusion geschmolzen und schließlich wieder erstarrt war. »Das war der Moment, in dem diese Bedrohung Wirklichkeit wurde«, sagt Holz.

Seine Söhne würden immer wieder in der Schule gefragt, woran ihr Vater da arbeite und was das eigentlich heiße, kurz vor Mitternacht. »Ich spreche mit ihnen darüber, sie sehen morgens beim Frühstück auf der Titelseite der *New York Times* die Bilder aus der Ukraine und fragen mich danach.«

Wie alt ist er selbst eigentlich? »50.«

Kurz überlegt er. »Nein, 52.«

Er sei in der Spätphase des Kalten Krieges groß geworden, schon als Jugendlicher habe er Angst vor der nuklearen Katastrophe gehabt, davor, dass er am nächsten Morgen nicht mehr aufwache. »Bei meinen Kindern ist das anders. Ein möglicher Atomschlag in Europa, das ist für sie weit weg. Sie machen sich viel größere Sorgen wegen des Klimawandels.« Er beschreibt einen nuklearen Generationenkonflikt. »Die Angst vor der Bombe ist eigentlich ein Artefakt des Kalten Krieges, wir hatten gedacht, das liegt hinter uns.«

Vor Holz steht sein Mittagessen, ein Plastikteller mit Deckel, darin steckt ein Plastiklöffel, er benutzt eine Tüte als Unterlage. Dabei zählt er die Katastrophen auf, springt von einer zur anderen: Fluten, Waldbrände, das umkämpfte Atomkraftwerk von Saporischschja, Flüchtlingskrisen. Seine Haare fallen ihm beim Sprechen in die Stirn. Auf dem Stuhl neben ihm liegen seine Handschuhe, Daunenjacke, Strickmütze, alles in Rot. Er ist mit dem Fahrrad gekommen. Bei elf Grad unter null. Ein Gedanke, der etwas tröstet: Es sind vielleicht auch etwas eigentümliche Leute, die den Weltuntergang vorhersagen.

Nie in ihrer Geschichte hat die Doomsday Clock 13.46 Uhr angezeigt oder zwanzig nach acht. Immer schon stehen die Zeiger auf kurz vor zwölf, knapp vor Weltuntergang. Das macht mehr her, denn wer würde sich schon für ihn, seine Kollegen und ihre Warnungen interessieren, wenn das Ende der Menschheit noch zehn Stunden und 14 Minuten entfernt läge? Oppenheimer, Einstein und Rabinowitch sahen die Menschheit durch die Erfindung der Atombombe in ein neues Zeitalter katapultiert. Die bloße Existenz einer so verheerenden Waffe in Kombination mit der machthungrigen, jähzornigen Natur des Menschen ließ in ihren Augen das Ende unweigerlich näher rücken. Ob es noch fünf Minuten oder 90 Sekunden bis dahin sind, das machen die Forscher des Bulletin seit Jahrzehnten vom aktuellen Weltgeschehen abhängig.

Die Ziffernblätter der vergangenen 75 Jahre fügen sich zu einer Galerie der politischen Großwetterlage seit Ende des Zweiten Weltkriegs zusammen. Zu ihrer Premiere 1947 zeigte die Doomsday Clock noch sieben Minuten an, damals besaßen nur die Amerikaner die Bombe, die Russen forschten noch daran. Zwei Jahre später stand die Uhr schon auf drei Minuten vor Mitternacht, zum ersten Mal hatte auch die Sowjetunion einen erfolgreichen Atomwaffentest durchgeführt. Den Abrüstungsabkommen zwischen den beiden Supermächten im Jahr 1972 (zwölf Minuten vor zwölf) folgten der sowjetische Einmarsch in Afghanistan zu Beginn der Achtzigerjahre und die Überlegung der USA, einen Raketenschild im Weltall zu installieren (erneut drei Minuten vor zwölf). Nie gaben die Forscher des Bulletin eine so entspannte Prognose ab wie zum Ende des Kalten Krieges, 1991 waren es 17 Minuten bis Mitternacht, das kernphysikalische Äquivalent zu Francis Fukuyamas damaliger Annahme, es sei nun das Ende der Geschichte erreicht. Die Anschläge vom 11. September 2001 und die Furcht vor dem Kollaps atomar bewaffneter Staaten wie Pakistan schoben die Zeiger wieder vor. 2007 nahmen die Forscher den Klimawandel als Kategorie in ihre Bewertung auf, seither sind aus Minuten Sekunden geworden.

Einen Tag nach der Enthüllung der Doomsday Clock zeigt der Late-Night-Star Stephen Colbert in seiner Show einen Ausschnitt der Veranstaltung. Holz und die anderen stehen mit starrem Blick neben der Uhr auf der Bühne, Colberts Publikum prustet. »Leute, was macht ihr da? Lauft, schreit, veranstaltet eine Orgie!«, ruft Colbert gut gelaunt, die Band spielt einen Tusch, und weiter zum nächsten Thema. Warum ist das eigentlich lustig, wie Holz und die anderen da neben ihrer Doomsday Clock stehen? Vielleicht ist es der Kontrast zwischen der kleinen Form und ihrer gewaltigen Aussage – ein zusammengelötetes Gestell mit zwei angemalten Holzzeigern verkündet den Untergang der Menschheit. Den meisten wäre das wahrscheinlich peinlich. Holz sagt: »Immerhin hat Colbert auch unsere Themen angesprochen. Da schauen Millionen Menschen zu. Vielleicht hat es ja einige von ihnen zum Nachdenken gebracht.«

Aber im Ernst, welche Wirkung soll die Doomsday Clock erzielen? Wie etwa soll eine maximal alarmierte Gesellschaft Putin davon abbringen, doch noch Nuklearwaffen einzusetzen?

Die Uhr sei der Versuch, mehr zu tun, als den nächsten wissenschaftlichen Aufsatz zu veröffentlichen, der am Ende doch nur von ein paar Dutzend Eingeweihten gelesen wird und dann wieder in der Versenkung verschwindet. 90 Sekunden vor Mitternacht, »also das Ende der Zivilisation, wie wir sie kennen«, so beschreibt es Holz – das sei eine Botschaft, die auch außerhalb der naturwissenschaftlichen Fakultäten des Landes verstanden werde. Die Uhr taucht in den *Watchmen*-Comics des Zeichners Alan Moore auf, Iron Maiden besingen sie in *2 Minutes to Midnight,* im Musikvideo zu Stings *Russians* ist sie Requisite. Und Stephen Colbert macht sich lustig. Zur Primetime, immerhin.

Holz muss los. Im Foyer stoppt er kurz ab. Dort in einer Ecke steht sie, die Doomsday Clock. »Beim nächsten Mal könnten wir sie schon ein bisschen schicker machen. Die Zeiger sind so locker, dass man sie einfach per Hand verstellen kann. Manchmal drehen Studenten an ihnen.« Dann steht die Uhr morgens auf kurz nach Weltuntergang. Es ist die Aufgabe des Sicherheitspersonals, wieder die richtige Zeit einzustellen.

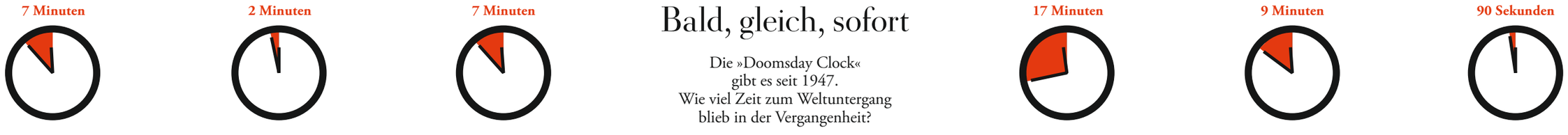
www.zeit.de/vorgelesen

Der Physiker Daniel Holz (Zweiter von links) bei der Präsentation der »Doomsday Clock« am Dienstag vergangener Woche

Foto: Jamie Christiani/Bulletin of the Atomic Scientists

Bald, gleich, sofort

Die »Doomsday Clock« gibt es seit 1947. Wie viel Zeit zum Weltuntergang blieb in der Vergangenheit?



ZEIT-GRAFIK/Quelle: Doomsday Clock, Bulletin of the Atomic Scientists (2023)

Anekdoten gegen Abgründe

Angela Merkel war eine herausragend gute Politikerin, aber die Ergebnisse ihres Regierens sind dramatisch schlecht – wie kann das sein?

VON BERND ULRICH

Das Klima hat sie nie wirklich zu ihrer Sache gemacht

Die Republik erlebt gerade etwas Merkwürdiges: Der Regierung Scholz fliegen sämtliche Probleme gewaltig um die Ohren, die ihr aus den 16 Jahren Merkel hinterlassen wurden – und trotzdem versucht insbesondere der Kanzler, diese Probleme mit derselben Methode zu bewältigen wie seine Vorgängerin. Daraus kann man zumindest eines schließen: Die Ära Merkel ist noch längst nicht aufgearbeitet, diese Geschichte sperrt sich dagegen, dass man aus ihr lernt. Lässt sich da etwas machen? Vielleicht mit einigen Erkundungen ins Reich der Ehemaligen.

Irgendetwas stimmt nicht mit der beginnenden Historisierung der Kanzlerin. Sie selbst hat seit ihrem Ausscheiden vor gut einem Jahr ein paar wenige Interviews gegeben, bei denen einige Anekdoten abfielen und ansonsten so gut wie ausschließlich Apologetik stattfand: Fast alles war, wenn nicht gut, so doch unabänderlich. Man könnte ihre bisherige Strategie so zusammenfassen: mit Anekdoten gegen die Abgründe.

Worüber schweigt sie uns an?

Eine gewisse Beklommenheit hat sich auf die Ära Merkel gelegt, was sicher nicht nur an ihrer Rundumverteidigung liegt. Auch die Öffentlichkeit weiß noch nicht recht, wie sie mit diesen 16 Jahren Kanzlerinnenschaft umgehen soll. Meist schwankt man zwischen dem Genuss an Merkels Aperçus und sporadischen Angriffen auf ihre Russlandpolitik.

Warum flieht sie ins Detail?

Die Beklommenheit rührt aber noch woandersher: Es waren ja alle dabei! Merkel hat nicht 16 Jahre regiert, während Wirtschaft, Koalitionspartner, Opposition und Medien gerade im Exil waren. Viele können Merkel darum kaum attackieren, ohne sich indirekt selbst mitzukritisieren. Tatsächlich greift die heutige Kritik an ihrer Russlandpolitik zu kurz, selbst die überscharfe, weil sie sich lediglich gegen außenpolitische Einzelheiten richtet. Warum haben Sie 2008 in Bukarest die Ukraine nicht in die Nato aufnehmen wollen? Warum haben Sie Nord Stream 2 gebaut?

Darauf hat Merkel Antworten von schier unendlicher Detailliertheit parat, in der Nano-Politik jener Jahre ist sie praktisch unschlagbar, schließlich war sie immer dabei, und Einzelheiten gehören nun mal zu ihrer Kernkompetenz. Außerdem, und das ist ja die Krux, setzt sich ihre fatal falsche Russlandpolitik aus lauter fast richtigen Entscheidungen zusammen; die Summe ist schlechter als ihre Teile.

Die eigentliche Frage müsste jedoch lauten: Wie konnte sie das alles zusammen zulassen? Dass Nord Stream 2 gebaut wurde, dass die Gasspeicher verkauft wurden, dass beim Erdgas die Abhängigkeit von Russland nach Putins erstem Überfall auf die Ukraine sogar noch erhöht wurde, dass die regenerativen Energien nicht ernsthaft ausgebaut wurden, während die Bundeswehr weiter vor sich hin moderte? Wie, um Himmels willen, konnte all das ZUGLEICH geschehen?

Ärgert sie sich darüber nicht schwarz?

Das führt dann sogleich zum wohl wichtigsten Grund für die Beklommenheit im Umgang mit den Merkel-Jahren. Der liegt im unaufgelösten Widerspruch zwischen ihrem doch ziemlich guten Regieren einerseits und den einigermaßen verheerenden Ergebnissen ihrer Politik andererseits.

Wühlt sie dieser Widerspruch nicht wahnsinnig auf?

Zumal es da um weit mehr als jene Fehlentwicklungen geht, die Putin seinen Ukraine-Krieg erleichtert haben. Man muss es leider sagen: Der Zustand der Republik am Ende der Ära Merkel ist frustrierend, erschreckend und kritisch. Die Klimapolitik war unentschuldbar dürftig, es gibt viel zu wenige Windräder und Wärmepumpen, zu wenige E-Ladestationen und Dächer mit Fotovoltaik drauf; die Wälder sind krank, viele Arten sterben; der Zustand der Deutschen Bahn ist bejammernswert, die gesamte Infrastruktur ist marode; in der Pflege, in den Kitas und in den Schulen fehlt Personal; die Bundeswehr ist kaum einsatzfähig; die Mieten in den Städten sind horrend; dem demografisch bedingten Arbeitskräftemangel stand keine rationale Einwanderungspolitik gegenüber; die Bürokratie wurde nicht ernstlich digitalisiert. Und so fort.

Und das soll nun alles Merkels Schuld sein? Natürlich nicht. Sie kann schließlich nur so viel Verantwortung tragen, wie sie Macht hatte. Und so viel Durchgriff hat die Regierungschefin in einer Demokratie, in einer Koalition, im Föderalismus und in der EU nun mal nicht. Richtlinienkompetenz? Pah!

Allerdings hatte die Kanzlerin so wenig Macht nun auch wieder nicht, wie sie es jetzt in ihren raren Erinnerungen und Rechtfertigungen darstellt. Fast bekommt man bei ihr den Eindruck, als gäbe es zwischen dem, was passiert ist, und dem, was möglich gewesen wäre, kaum einen Unterschied, Merkels Möglichkeitsraum war leer. Daraus spricht die festgefrorene Philosophie des Faktischen: Was geschehen ist, musste geschehen, weil sonst ja etwas anderes geschehen wäre.

In solchem Geschichtsdeterminismus verschwinden dann leider auch die großen Leistungen dieser Kanzlerin, etwa wie sie das Land durch die meisten Krisen gebracht hat oder wie sie 2015 bei den Flüchtlingen zu ihren Werten gestanden hat. Sie war überdies die begabteste europäische Politikerin ihrer Generation. Ihre fast schon elegante Effizienz, diese Neugier, das Fehlen von Skandalen, ihre nüchterne Freundlichkeit gegenüber den meisten und ihre menschliche Fürsorge gegenüber vielen im politischen Berlin, die in Not gerieten – das war alles nicht einfach so da, das hat sie geschafft, es war nicht unausweichlich, sondern schön.

Wie kann sie stolz sein auf ihre Leistungen, wenn sie nicht wenigstens ein bisschen bestürzt ist über ihre Defizite?

Im Grunde war Angela Merkel das Rollenmodell für Good Governance – aber am Ende eben mit sehr schlechten Ergebnissen. Um diesen schmerzlichen Widerspruch zu verstehen, ist ein genauerer Blick auf die Methode Merkel hilfreich.

Die steile Karriere war ihr als Ostdeutscher in einem sehr westlichen System, als Frau in einer Männerpartei und als Physikerin unter lauter Juristen und Beamten nur möglich, weil Merkel so blitzklug war, weil sie den ganzen männlich-barocken Gefühlsaufwand von Eitelkeit, Rache, enttäuschter Blutsbrüderschaft, Feindschaft und Seilschaft kaum betrieb. Ihr Kopf war frei für das Vorausahnen politischer Lösungen sowie für das rasche Deuten von Machtkonstellationen. Ihr zur Seite standen dabei 16 Jahre lang das Prozess-Genie Peter Altmaier und ihre menschlich wie operativ hochintelligente Büroleiterin Beate Baumann. Im Erkennen und Bearbeiten von Machtkonstellationen war dieses Trio fast zwei Jahrzehnte schier unschlagbar.

Merkel war eher eine Machtfinderin als eine Machthaberin. Oftmals hat sie die Dinge so lange treiben lassen, bis nicht mehr zwei oder drei Handlungsmöglichkeiten zur Auswahl standen, sondern nur noch das Rationale oder das Irrationale, das Nützliche oder das »nicht Hilfreiche«. Die Alternativlosigkeit erscheint so als logische Konsequenz aus mangelnder Vorsorge und Zuwarten.

Weniger stark als im Erkennen von Machtkonstellationen war Merkel darin, Ziele durchzusetzen und Machtpotenziale zu erweitern. Zwei Beispiele, die sich aus aktuellen Gesprächen in ihrem Umfeld ergeben:

Die Nato-Verpflichtung, zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts für die Verteidigung aufzuwenden, sei halt mit der SPD nicht durchsetzbar gewesen, so wird gesagt. Und das stimmt auch, weil diese zwei Prozent im Grunde damit begründet wurden, dass die USA das nun mal verlangten. Und dann wurden diese USA auch noch von Donald Trump regiert, dem man diese zwei Prozent gern sonst wohin geschoben hätte. Es war klar, dass sich die finanziellen Mittel zur Instandsetzung der Bundeswehr mit diesem Narrativ nicht beschaffen ließen. Allerdings hätte Merkel nach Putins erstem Überfall auf die Ukraine, nach seinem Verhalten im Syrienkrieg, nach seinen Attentaten und Cyberangriffen auch sagen können: Wir brauchen die zwei Prozent, um dieses Russland von weiteren imperialen Abenteuern abzuschrecken. Das hätte vielleicht nicht die SPD überzeugt, aber womöglich die Mehrheit der Menschen.

Oder das Klima. Die Kanzlerin hat es nie wirklich zu ihrer Sache gemacht, nie gesagt: »Ich habe einen Eid abgelegt, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden, und zu diesem Volk gehören auch die Kinder und die Jugendlichen.« Damit hätte sie das geballte schlechte Klimagewissen der Republik mobilisieren und die Voraussetzungen für eine ernst zu nehmende Klimapolitik verbessern können. Sie hat weder die Katastrophe im Ahrtal noch das Sterben des Waldes zu Krisen stilisiert, aus denen sich dann politische Veränderungskraft hätte ziehen lassen.

Allerdings erklären auch diese Schwächen nicht ganz den Widerspruch zwischen zwar nicht perfektem, aber doch ziemlich gutem Regieren und den oft negativen Resultaten. Die real fehlerhafte Merkel an einer gedacht perfekten Merkel zu messen, das wäre gleichermaßen unpolitisch wie unhistorisch.

Glaubt sie wirklich, es lag alles nur daran, dass sie zu lange regiert hat, und nicht auch daran, dass die Geschichte größer war als sie?

Nehmen wir probehalber an, dass Merkel das ungefähr Beste war, was der Republik passieren konnte, besser als ein Kohl, ein Schäuble oder ein Scholz. Nehmen wir außerdem ein Zitat von Karl Marx: »Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.« Was für vorgefundene Umstände könnten das bei Merkel gewesen sein? Offenbar hat sich im Rücken von Merkel und teils auch der Öffentlichkeit etwas vollzogen, das weit größer war als die eine oder andere Krise. Nennen wir es: Epochenwechsel.

Corona-Krise und Ukraine-Krieg haben es nicht verursacht, aber an den Tag gebracht: In Merkels Amtszeit ging eine Phase zu Ende, die nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen hatte und den Deutschen wachsenden Wohlstand, Stabilität und Sicherheit bescherte, mindestens sechs Jahrzehnte, so lange jedenfalls, bis man es für die Normalität hielt. Trotz dieses quasi verbrieften Stabilitätsanspruchs der Deutschen geschieht seit einiger Zeit ungefragt Grundstürzendes: Der Westen verliert seine globale Dominanz; die arbeitsteilige Globalisierung gerät ins Trudeln, weil der geopolitische Machtkampf vorwiegend im Medium von Wirtschaft und Handel ausgetragen wird; die demografische Wende hat Konsequenzen, Wachstum wird unwahrscheinlich; die Klimakrise hat begonnen und kostet Wohlstand, die Klimawende steht unter gewaltigem Zeitdruck; die politische Agenda ist generell nicht mehr nach hinten offen, alles, was verschoben wird, kommt alsbald mit dreifacher Wucht zurück; Prävention wird existenziell, Disruptionstempo und -tiefe kommen einer Revolution gleich, wiewohl von neuer Art; die Sinn, Harmonie und Trost spendende Familienteleologie, dass es den Kindern mal besser gehen soll, wird nicht mehr geglaubt; die westlichen Demokratien werden unter alldem wackelig.

Das war, im Nachhinein gesehen, das Hintergrunddrama der Ära Merkel. Mittlerweile haben die Krisen und Probleme ein solches Ausmaß angenommen, dass sie mit den überlieferten Methoden der guten alten Zeit selbst dann nicht mehr sinnvoll zu bearbeiten wären, wenn diese konventionelle Politik weitgehend optimiert, also merkelisch angewendet würde. Das Graduelle, das Inkrementelle, das Wortkarge, das Langsame, das Präventionslose – es reicht einfach nicht mehr.

Das ist nun wahrhaftig nicht Merkels Schuld. In ihrer Verantwortung liegt jedoch etwas anderes: Irgendwann wurde nicht mehr die Methode den Problemen angepasst, vielmehr wurden neben den allfälligen Krisen nur noch solche Probleme angepackt, die auch zur Methode passten.

Wie kann sie den Konkurs ihrer Methode weiter so verschleppen?

Umso wichtiger wäre es, dass Angela Merkel sich endlich aus ihrer Affirmationsfalle lösen würde, um den Weg für eine Diskussion frei zu machen über das, was richtig war, was falsch, was Verhängnis und vor allem: über das, was einfach überholt ist. Denn unglücklicherweise werden die Ergebnisse von Merkels Politik zwar kritisiert, ihre Methode hingegen steht quasi unbesiegt in der Landschaft. Sie gilt nicht nur als Nonplusultra des Politischen, sondern sogar als das einzig Demokratiekompatible. Schlimmer noch: Ihr Nachfolger versucht, mit genau dieser Methode weiterzumachen, nur mit noch weniger Worten und einem Hauch weniger Begabung.

Darin liegt denn auch der letzte Grund für die Beklommenheit: Große Teile der Öffentlichkeit mögen Merkels Jahre nicht gern vor dem Hintergrund des Epochenbruchs deuten, weil man diesen Bruch dafür erst einmal eingestehen müsste; die nächste bayerische Landtagswahl als Fluchtpunkt aller Politik wäre damit perdu, das routinierte Weiter-so der Öffentlichkeit nachhaltig irritiert.

Merkel würde dem Land einen Dienst erweisen, wenn sie, statt pauschal beinah alles zu rechtfertigen, darüber reden würde, wo die Geschichte stärker war als sie selbst und nicht einfach nur der Horst oder der Olaf oder der Armin oder der Wolfgang. So wie Merkel sich jetzt verhält, in der kleinteiligen Verteidigung ihrer Politik und Bilanz, schreibt sie nur ihre Definition des Politischen konsequent in den Ruhestand fort: Wenn damals ihre Politik das Mögliche zum Ausdruck brachte, lässt sie sich auch im Nachhinein nicht kritisieren. Es sei denn, man forderte retrospektiv das Unmögliche von ihr. Faktisch verteidigt Merkel nicht die Ergebnisse ihrer Politik, die auf der Sollseite dem Epochenwechsel zuzuschreiben sind, sondern ihre Methode, die einer untergegangenen Epoche angehört.

Letzte Frage: Wie will sie denn eine spannende Autobiografie schreiben, wenn die nicht auch eine Tragödie sein darf?

Composing: Martin Burgdorff für DIE ZEIT (Fotos [M]: Dominik Butzmann; Getty Images)

Foto: Jonas Walzberg/dpa

Einsatzkräfte vom Rettungsdienst kümmern sich am Bahnhof Brokstedt um Verletzte

»Sehr auffällig«

Der mehrfach vorbestrafte Staatenlose Ibrahim A. erstach zwei Teenager. Warum konnte er nicht abgeschoben werden?

VON CHRISTOPH HEINEMANN UND TOM KROLL

Als Ibrahim A. schon länger ein Problem für den Staat ist, wird er freigelassen. Am 19. Januar öffnen sich die Tore der JVA Billwerder im Hamburger Südosten. Heraus tritt, so lässt es sich mithilfe von Behördenangaben rekonstruieren, ein 33 Jahre alter Mann, er hat weder Pass noch Wohnsitz, aber drei Vorstrafen. Die Gefängnisärzte spritzten ihm Methadon, er bekam Neuroleptika gegen Wahnvorstellungen. Er hatte Gefängnisärzten gesagt, dass er ein Klopfen aus den Wänden seiner Zelle höre.

Sechs Tage später wählen Passagiere um 14.55 Uhr aus dem Regionalexpress 70 von Kiel nach Hamburg den Notruf der Polizei. Ibrahim A. hatte kurz vor der Ortschaft Brokstedt mutmaßlich ein Messer gezogen und Passagiere durch den Zug gejagt. Sie warfen ihm Koffer entgegen, rannten in Panik, nicht alle konnten fliehen.

Eine 17 Jahre alte Schülerin und ein 19 Jahre alter Auszubildender wurden getötet, drei weitere Menschen schwer verletzt. Zwei Passagiere überwältigten Ibrahim A., hielten ihn fest, bis die Polizei eintraf. Die Beamten riefen einen Dolmetscher hinzu, weil der Verdächtige, ein Staatenloser aus Palästina, acht Jahre nach seiner Einreise kaum Deutsch spricht. Seit der Festnahme schweigt er.

Nach der Tat besuchte Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD) den Tatort und warf Fragen auf: Warum war Ibrahim A. noch in Deutschland? Und wieso saß er nicht mehr in Haft? Dabei ist sie es, die sich diesen Fragen stellen müsste.

Das Attentat von Brokstedt war seit Mai 2016 bereits mindestens die siebte Tat, bei der ein bewaffneter Mann wahllos andere Passagiere in Zügen oder Bahnhöfen mit einem Messer angriff. In vier Fällen hatte der mutmaßliche Täter eine Asylgeschichte. Der Fall von Ibrahim A. zeigt Risse und Widersprüche in der Migrationspolitik, ebenso in der Justiz.

Die Geschichte von Ibrahim A. in Deutschland beginnt im Jahr 2015. Nach seiner Einreise gibt er in Düsseldorf beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) an, die islamistische Hamas in seiner Heimat Gaza habe seinen Onkel getötet und ihn misshandelt. Als angeblichen Beweis zeigt er dort Brandnarben an seinen Armen.

Ein Jahr später erhält Ibrahim A. einen subsidiären Schutz, das bedeutet, dass er nicht die Kriterien der Flüchtlingskonvention erfüllt, aber wegen einer Gefahr von Folter und Tod in seiner Heimat eine Chance bekommt, auch arbeiten darf. Der Staat prüft im Abstand von mindestens einem Jahr, wie sich seine Geschichte entwickelt.

Erfolgreich ist sein Start hierzulande nicht.

Fragt man seinen Verteidiger nach ihm, erzählt er von einem Mann, der zwar Ärger anzog, aber selten etwas dafürkonnte. Einmal habe er von seiner Unterkunft in Euskirchen mit der Bahn zu einem Job nach Dortmund gewollt, sich verfahren, dann ein Fahrrad genommen, sei wieder falsch abgebogen und auf die Autobahn geradelt. Die Polizei kam.

Fragt man die Staatsanwaltschaft Bonn, gibt sie an, 21-mal gegen Ibrahim A. ermittelt zu haben. Dreimal folgte auch eine Strafe. Zuerst wegen Ladendiebstahl, dann wegen gefährlicher Körperverletzung eine Freiheitsstrafe von einem Jahr auf Bewährung. Diese wird später wegen Kokainbesitz um ein Jahr verlängert. Als Intensivtäter galt er nie, es habe schlimmere Kandidaten gegeben, heißt es, selbst in der Kleinstadt Euskirchen.

Sahen die Behörden in NRW darum keinen Anlass, eine Rückführung von Ibrahim A. zu prüfen? Auf Nachfrage betont die Kreisverwaltung Euskirchen, man habe eine »ausländerrechtliche Verwarnung« ausgesprochen und Strafregisterauszüge angefordert.

Ibrahim A. meldet sich im Dezember 2020 aus Euskirchen ab. Erst am 2. Juli 2021 taucht er wieder auf, in Kiel. Er kommt in einer Flüchtlingsunterkunft auf dem Gelände einer alten Marinetechnikschule unter. Dort wird Ibrahim A. schnell »sehr auffällig«, er gilt als jähzornig. Er raucht im Zimmer, nimmt Drogen, belästigt eine Reinigungskraft.

Anders als die Behörden in Nordrhein-Westfalen informieren die Schleswig-Holsteiner das Bamf. Vier Monate später leiten dessen Beamte ein Rücknahmeverfahren ein. Das bedeutet noch nicht, dass Ibrahim A. eine Abschiebung droht. Nur sein Aufenthaltstitel könnte aufgehoben werden.

Spricht man mit Polizisten, Politikern und Behörden, hört man unisono: Menschen wie Ibrahim A. wird man nicht los. Zwar ist es möglich, sie in die Palästinensergebiete abzuschieben, aber nur, wenn die Nachbarstaaten Ägypten, Israel oder Jordanien zustimmen, über deren Gebiet die Rückführung erfolgen würde. Das kommt in der Wirklichkeit nicht vor. Kein Land nimmt gern Staatenlose auf.

Es ist ein bekanntes Problem. Das Bundesinnenministerium verweist auf die Rückführungsoffensive, die »gesetzgeberische und operative Elemente« und »Förderung der freiwilligen Rückkehr« vorsehe. Dabei will das Ministerium die Länder stärker unterstützen, schiebt ihnen aber auch die Verantwortung für den Erfolg der Offensive zu: Sie seien zuständig, unliebsame Menschen fortzuschaffen.

Als im November 2021 in Kiel Ibrahim A. auf dem Flur der Unterkunft mit einem Küchenmesser herumfuchtelt, hat die Prüfung seines Schutzstatus erst begonnen. Aber die Leitung des Heims setzt ihn vor die Tür. Jetzt gibt es niemanden mehr, der weiß, wo er einen Platz haben könnte.

Ibrahim A. fährt nach Hamburg, er verschwindet in der Gruppe von Süchtigen und Obdachlosen, die sich am Hauptbahnhof herumdrücken, sich gegenseitig bestehlen, in Streit geraten. Er bekommt drei Einträge bei der Polizei, unter anderem wegen eines Angriffs mit einer Eisenstange. Dann begeht er seine bislang schlimmste Tat. Ibrahim A., stellt ein Gericht später fest, sticht am 18. Januar 2022 in einer Essensausgabe mit einem Messer auf einen Bedürftigen ein, durchtrennt ihm eine Unterarmsehne und eine Arterie.

Ibrahim A. sitzt lange in Untersuchungshaft. Sein Urin wird negativ auf Heroin getestet, aber er bekommt in der JVA Billwerder den Ersatzstoff Methadon. Warum, das kann die Hamburger Justizbehörde bislang nicht beantworten. Wenn Ibrahim A. zuvor tatsächlich nicht abhängig von Opioiden gewesen sein sollte, wird er es nun.

Später bemerken Vollzugsbeamte psychische Auffälligkeiten bei Ibrahim A. Er gibt nicht nur an, Klopfen aus den Wänden zu hören, sondern auch Rufe, in denen Mitgefangene ihn ein Opfer nennen. Die Ärzte geben ihm Neuroleptika gegen diese Stimmen.

Ein vom Gericht bestellter Gutachter besucht Ibrahim A. in der U-Haft. Bei dem Gespräch erzählt Ibrahim A., er habe die Gefängnisärzte belogen und behaupte nun, die Halluzinationen hätten aufgehört, um die Medikamente absetzen zu können. So wird es später in Gerichtsunterlagen vermerkt.

Der Gutachter hat gar nicht den Auftrag, genau zu prüfen, ob Ibrahim A. langfristig gefährlich ist, sondern nur die Schuldfähigkeit bei der Tat in der Essensausgabe zu klären.

Das Amtsgericht verurteilt Ibrahim A. am 18. August wegen des Vorfalls in der Essensausgabe zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr und einer Woche. Im Urteil ist zu lesen, die »schweren Haftbedingungen« hätten zugunsten des Angeklagten gewirkt, allein dass Ibrahim A. »kaum Deutsch spricht«. Dass sie ihm in der JVA Billwerder Methadon gaben, obwohl »dies medizinisch nicht angezeigt« gewesen sei, sorgt auch für einen Strafrabatt.

Der Amtsrichter, der die Entscheidung traf, habe Ibrahim A. wohl »für ein armes Schwein« gehalten, heißt es in Hamburger Juristenkreisen. Wenn das stimmte, hätte sich jemand um ihn kümmern müssen.

In Billwerder geben sie Ibrahim A. trotz der Rüge des Gerichts weiter Methadon, bis zum Tag der Entlassung. Er bleibt aber in der Untersuchungshaft, weil das Urteil nicht rechtskräftig wird. Der Verteidiger hat Berufung eingelegt, das Strafmaß war ihm zu hart.

Das bedeutet auch, dass weniger getan wird, um Ibrahim A. auf ein besseres Leben vorzubereiten. In der U-Haft werden Verdächtige vor allen Dingen verwahrt. Ibrahim A. erhält weiter »durchgehende psychiatrische Betreuung«, so die Justizbehörde, aber keinen klaren Plan für die Zeit nach der U-Haft.

Er fällt wieder durch einen Rost, diesmal zwischen zwei Haftformen der Justiz.

Im Januar 2023 gibt die Richterin am Landgericht die Anweisung, Ibrahim A. freizulassen. Er sitzt schon fast so lange in U-Haft, wie es dem ursprünglichen Urteil entspricht. Die Justizbehörde betont, man habe Ibrahim A. »Hilfe zur Suchthilfe« gegeben und ihn auch »zu seiner Wohnsituation« beraten. Weisungen oder Auflagen für die Zeit nach der Entlassung kann ihm niemand geben.

Die letzte Möglichkeit, dass der Staat noch Kontrolle über Ibrahim A. behält, ist es in der Situation, dass er aufgrund einer psychischen Erkrankung in die Zuständigkeit des sozialpsychiatrischen Dienstes der Stadt fällt.

Die Psychiater im Gefängnis sehen aber trotz der festgestellten Symptome keine Gefahr durch Ibrahim A. für ihn selbst oder andere. So wird er nach 25 Ermittlungsverfahren entlassen, ohne Unterkunft, ohne Perspektive und mit einem Drogenproblem.

Das Bamf, die Ausländerbehörden, die Polizei, Staatsanwälte, Heimleiter, Gutachter, Richter, Ärzte, sie alle haben gehandelt, wie es ihnen richtig schien. Und doch werden nach Ibrahim A.s Entlassung zwei Teenager getötet.

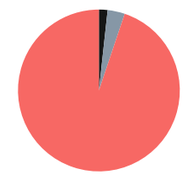
Die Ergebnisse einer Blutuntersuchung bei Ibrahim A. nach der Tat standen zuletzt noch aus. Und auch eine Antwort darauf, in welchem Zustand er war, ob er wieder Drogen nahm.

Die Berufung wegen der Attacke in der Essensausgabe läuft noch. Sollte das Landgericht die alte Strafe herabsetzen, könnte Ibrahim A. eine Entschädigung dafür fordern, dass er schon ein Jahr im Gefängnis war. Auch das Rücknahmeverfahren beim Bamf ist noch nicht abgeschlossen. Das Bundesamt wusste bis zur Tat von Brokstedt nicht einmal, dass Ibrahim A. zuvor in U-Haft saß.

Torten der Wahrheit

VON KATJA BERLIN

Was Autofahren in Deutschland unattraktiv macht

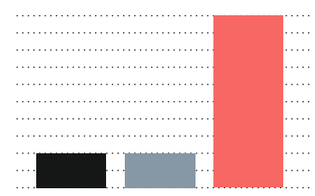


Linke Verkehrspolitik
Grüne Verkehrspolitik
Die vielen anderen Autos

Was Menschen in Deutschland richtig aufregt

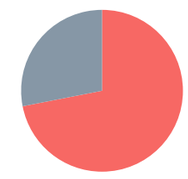
Diese dauerempörten Klimaschützer!!!
Diese dauerempörten Feministinnen!!!
Diese dauerempörten Gutmenschen!!!
Diese dauerempörten Linksgrünen!!!
Diese dauerempörten Woken!!!
Diese dauerempörten Moralisten!!!
Diese dauerempörten Konservativen!!!
Diese dauerempörten Rechten!!!

Was wir im Januar geschafft haben



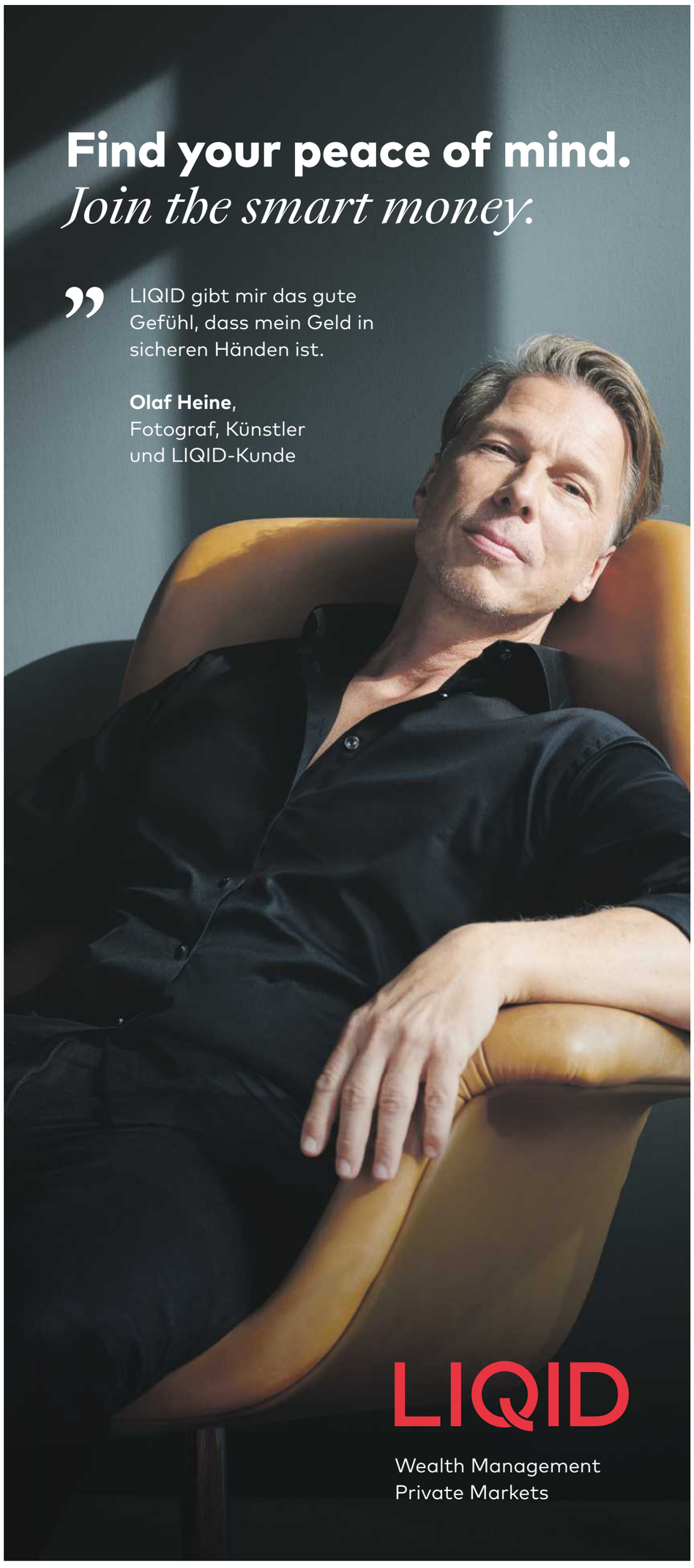
Durchgängig keinen Alkohol trinken
Durchgängig kein Fleisch essen
Durchgängig müde sein

Wann Lügen zur Wahrheit werden



Nie
Überhaupt nie
Wenn sie tausendfach im Netz geteilt werden

ANZEIGE



»Das ist in meinem Blut«

Ein besonders schwerer Anschlag erschüttert Israel. Wie blicken drei junge Palästinenserinnen auf den mörderischen Konflikt? JAN ROSS hat ihnen zugehört

Foto: Menahem Kahana/AFP/Getty Images

Verschärfte Sicherheitsmaßnahmen: Infolge des jüngsten Attentats patrouillieren vergangenen Montag israelische Soldaten im Zentrum Jerusalems

JERUSALEM

»Dies ist nicht Israel, dies ist Palästina!« Das ist der erste, blitzschnell herausgeschossene Satz der drei jungen arabischen Frauen, als ich mich als Journalist auf Israel-Besuch vorstelle. Wir sitzen im Dachrestaurant des National Hotel in Ost-Jerusalem, das Israel als Teil seiner Hauptstadt beansprucht, während die Palästinenser hier den Regierungssitz eines eigenen künftigen Staates errichten wollen. Ein paar Familien und Freundesgruppen verteilen sich am frühen Abend an den Tischen im Saal, hier und da mit einer Wasserpfeife; über unseren Köpfen bildet ein hängender Teppich aus kleinen Glühbirnen einen künstlichen Sternhimmel.

Die drei saßen am Nachbartisch und waren schnell zu einem Gespräch bereit – aber wie beginnt man ein Gespräch mit Palästinenserinnen aus Ost-Jerusalem, ein paar Tage nachdem ein Palästinenser aus Ost-Jerusalem sieben jüdische Israelis in der Nähe einer Synagoge ermordet hat, im blutigsten Anschlag, den das Land seit anderthalb Jahrzehnten erleben musste? Das israelische Sicherheitskabinett hat gerade die ersten Antwortmaßnahmen beschlossen: leichterer Zugang zu Schusswaffenlizenzen für Privatleute, beschleunigte Versiegelung und Zerstörung der Häuser von Terroristen, Entzug von Wohlfahrtsleistungen für ihre Familien. Wir müssen über Politik reden – und über Gewalt. Aber nicht gleich. Fangen wir vorsichtig an.

Sadscha, Aja und Jara, alle Anfang zwanzig, erzählen, dass sie für eine Sicherheitsfirma arbeiten. Ist das nicht ein typischer Männerjob? Sie lachen – für den körperlichen Einsatz gebe es in der Tat Männer, sie selbst hätten mit der Planung und Organisation der Security zu tun, bei Groß-Events wie Sportveranstaltungen. Die drei sind westlich gekleidet, mit Jeans und Shirts, in keinem halbwegs modernen Café in Berlin oder Böblingen würden sie auffallen.

Ich frage nach dem wuchtigen Statement, das sie mir gleich entgegengeknallt haben: Hier ist Palästina. »Dies ist unsere Heimat, unser Land«, sagt Aja, die von den dreien am schnellsten in Fahrt kommt, »wir leben unter Besatzung.« Wenn sie sich nicht als Israelis fühlen und ihre Stadt nicht als Teil von Israel sehen – dann werden sie also keinen Antrag auf israelische Staatsbürgerschaft stellen, was sie als Bewohnerinnen von Ost-Jerusalem tun könnten? Doch, zwei von ihnen, Aja und Jara, wollen sich trotzdem um die israelische Staatsbürgerschaft bewerben. (Sadscha nicht. »Früher oder später werden sie verschwinden«, sagt sie über die Israelis.)

Aber ist das nicht ein Widerspruch: die israelische Souveränität ablehnen und trotzdem israelische Bürgerin sein wollen? Aja antwortet erst einmal ganz pragmatisch: Ein Ende der Besatzung ist nicht abzusehen, da verschafft man sich lieber einen gesicherten Status. Was sie dann sagt, klingt verblüffend: »Vielleicht ist es besser, unter israelischer Herrschaft zu leben als in Ramallah«, in den Palästinensergebieten, wo Präsident Mahmud Abbas regiert. Ich traue meinen Ohren nicht: Besser unter israelischer Herrschaft, unter dem Regiment der verhassten Besatzungsmacht?

Ja, bekräftigt Aja, und nicht nur, weil es in Jerusalem bessere Jobs gebe: »Frauenrechte sind hier viel stärker als im Westjordanland«, im Machtbereich von Abbas' Palästinensischer Autonomiebehörde. »Ich werde keinen Mann aus dem Westjordanland heiraten«, sagt sie, »für eine Frau ist das kein Leben da. Hier in Jerusalem sind Ehefrauen geschützt, ihre Männer können sie nicht misshandeln. Wir mögen die Israelis nicht, wir mögen die Besatzung nicht – aber wir reden hier über Realitäten.« Aja ist eine überzeugte palästinensische Nationalistin, doch ihr Modell für Fortschritt und ein gutes Leben ist – Israel.

»Wir kennen eine Menge Israelis, die wir mögen«, mischt sich jetzt Jara zum ersten Mal in die Unterhaltung ein, »aber das Problem sind die Siedler, die Rechtsextremen.« Leute, wie sie seit den jüngsten Parlamentswahlen mit an der Regierung sind – und die Jara offenbar nicht typisch für das ganze Land findet. Der Augenblick einer gewissen Israel-Sympathie, denke ich, ist der richtige Moment, um den Terror anzusprechen. Ich frage Jara, was sie über den Anschlag vom vergangenen Freitag denkt, bei dem sieben Menschen umgebracht wurden. War das nicht ein schreckliches Verbrechen? Aber ihre Reaktion ist kühl und hart: »Dies ist Krieg. Werden wir nicht alle Tage getötet?« Sie erwähnt eine israelische Militäraktion in Dschenin im Westjordanland, bei der kürzlich neun Palästinenser starben. »Wir wollen nicht, dass irgendjemand getötet wird«, wirft Aja schnell ein. Aber Jara besteht darauf, dass Gewalt und Gegengewalt einander eben entsprächen.

Das Gespräch ändert jetzt seinen Charakter. Nicht äußerlich; die drei bleiben entspannt und freundlich, interessieren sich zwischendurch mal mehr für ihre Mobiltelefone als für die Unterhaltung und schauen weiter mit leicht ironischem Wohlwollen auf den Reporter, der alle ihre Worte so ernst und sorgfältig in sein Notizbuch einträgt. Aber in der Sache klingen sie nun bitterer und strenger, auch, wenn man so sagen kann, offizieller: wie Repräsentantinnen ihrer Nation, dramatisch und pathetisch. »Ihr, die ihr uns kritisiert«, wegen solcher Anschläge, erklärt Jara, »wir laden euch ein, als Palästinenser zu leben – kommt, und riecht das Tränengas!«

Auch Sadscha spricht jetzt mehr. »Einer meiner Verwandten«, erzählt sie, »wurde getötet, mit 16 Jahren, als er auf dem Weg zum Lebensmittelladen war.« Für sie, die bislang am schweigsamsten war, die am wenigsten interessiert wirkte und öfter zum Telefonieren aufgestanden war, scheint auf einmal alles am nächsten und persönlichsten zu sein. Der Attentäter vom vorigen Freitag lebte ganz in ihrer Nähe. »Unsere Nachbarschaft«, sagt Sadscha, »hat sich in eine militärische Zone verwandelt. Durchsuchungen, Kontrollen, seit Tagen schon. Um drei Uhr morgens sind sie nach dem Vorfall gekommen und haben die ganze Nachbarschaft durchkämmt.«

Man kann sich ausmalen, wie einschneidend es für Sadscha und ihr gesamtes Viertel sein muss, wenn das Haus des Attentäters demnächst als Vergeltungsmaßnahme abgerissen wird. Von den rechtlichen und moralischen Problemen einmal abgesehen, ist die Effektivität solcher Hauszerstörungen unter israelischen Sicherheitsexperten umstritten. Befürworter halten die Abschreckungswirkung für hoch: Die Drohung, am Verlust der gesamten familiären Lebenswelt schuld zu sein und die Seinen heimatlos zu machen, sei für potenzielle Terroristen viel schwerer zu ertragen und könne sie eher von einer Gewalttat abhalten als die Gefahr, selbst die Freiheit oder das Leben zu verlieren. Gegner der Hauszerstörungen glauben indes, dass der Gestus von Demütigung und Ausradierung den Hass auf palästinensischer Seite nur anstachele und den Militanten weiteren Zulauf verschaffe.

»Und jetzt«, hatte Sadscha ihre Anklage gegen die neue, rechte israelische Regierung beendet, »wollen sie auch noch allen Siedlern Waffen geben, diesen Rassisten.« Die Bemerkung inspiriert Jara zu einem Satz, der unserem Gespräch seine letzte Wendung gibt, der es auf einen Schlag, komplett unvorbereitet, auf eine neue, einigermaßen gespenstische Ebene hebt. »Sie lieben das Leben und wollen nichts opfern«, sagt sie, offenbar über die jüdischen Israelis generell, »aber wir sind bereit, unser Leben für unsere Sache zu opfern.« Wie bitte? Ist das ernst gemeint? Niemand könnte weiter von einem Märtyrerdasein entfernt wirken als diese drei vollkommen normalen, vollkommen lebenszugewandten jungen Frauen, die sich hier im National Hotel getroffen haben, um ihren Feierabend einzuleiten.

Aber die beiden anderen stimmen Jara zu. Es ist, wie Sadscha klarmacht, letztlich eine religiöse Dimension, um die es hier geht. »Jeder«, sagt sie, »ist bereit, sein Leben zu opfern für Al-Aksa« – für den Moscheenkomplex auf dem Tempelberg in Jerusalem, der für Muslime in aller Welt eine der heiligsten Stätten des Islams darstellt, gleich nach Mekka und Medina. »Das ist in meinem Blut«, so Sadscha, »Al-Aksa ist unsere rote Linie.«

Wie, um Himmels willen, kommt jetzt auf einmal die Religion in die Sache hinein, wieso sehen Sadscha, Aja und Jara plötzlich ein Heiligtum in Gefahr und wollen es mit ihrem Leben verteidigen? Im Hintergrund steht die Geschichte des Tempelbergs: Seit dem frühen Mittelalter ist dies ein islamisches Moscheenareal, aber in der Antike, in biblischer Zeit, hat auf dem Berg, wie der Name signalisiert, der jüdische Tempel gestanden. Dass dieser Tempel wiedererstehen, dass Israel die Moscheen beseitigen und eine jüdische Kultstätte an ihre Stelle setzen könnte – das ist eine starke, von islamistischen Propagandisten immer wieder geschürte Furcht vieler Muslime.

Sie ist grundlos, eine Verschwörungstheorie. Es gibt ein paar marginale jüdische Fanatiker, die von einem neuen Tempel träumen – die Aussicht, dass irgendeine israelische Regierung sich solche Pläne zu eigen machen könnte, ist gleich null. Doch meine drei Gesprächspartnerinnen sind von der Gefahr fest überzeugt. »Sie wollen den Tempel bauen, es ist klar, sie haben die Pläne«, versichert Jara. »Sie wollen alles zerstören, was Teil unserer Identität ist, und es durch ihr Erbe ersetzen.«

Damit, finden Sadscha, Aja und Jara, hat die Unterhaltung allmählich lange genug gedauert. Und brechen wenig später, zum Abschied freundlich winkend, in ihren Großstadtabend auf.

Hören Sie den Podcast
Am Ende der Woche sprechen wir über Politik. Diesen Freitag geht es in »Das Politikteil« um Israel. Zu hören unter www.zeit.de/das-politikteil

ANZEIGE

Ein Brandstifter, viele Hintermänner

Eine antimuslimische Aktion in Stockholm empört den türkischen Präsidenten und gefährdet den Nato-Beitritt Schwedens. Welche Rolle spielt eine Gruppe Rechter mit Kontakten nach Russland? VON VICKY BARGEL UND SIMON LANGEMANN

Am vergangenen Sonntagnachmittag betritt Chang Frick ein Sushi-Restaurant in Stockholm. Der Journalist trägt einen Kapuzenpullover und erscheint zum Interview in Begleitung von vier Männern. Dreimal hat er den Termin an diesem Tag schon verschoben, jetzt kommt er mit seiner Entourage direkt von einer gemeinsamen Podcastaufnahme. »Ich brauche dringend eine Sekretärin«, sagt Frick zur Begrüßung. Er werde mit Anfragen überschüttet.

Schon lange ist Frick, 39, einer der bekanntesten Rechtspopulisten Schwedens. Doch jetzt steht er im Mittelpunkt eines internationalen Konflikts. Manche sagen, er habe ihn ausgelöst. Jedenfalls hat Frick, ein Mann mit einem markanten Bart, der ihm weit über die Oberlippe wächst, dafür gesorgt, dass vor der türkischen Botschaft in Stockholm vor rund zwei Wochen ein Koran in Brand gesetzt wurde. Und nun hat nicht nur Schweden, sondern auch die Nato ein Problem.

Denn seit der Koranverbrennung steckt der für dieses Jahr vorgesehene Nato-Beitritt Schwedens in einer Sackgasse. Die türkische Regierung schäumt vor Wut und hat alle Gespräche gestoppt. Ein Land, das Blasphemie vor der türkischen Botschaft dulde, könne nicht auf Unterstützung zählen, sagte Recep Tayip Erdoğan und brachte einen alleinigen Beitritt Finnlands ins Gespräch. Schweden und Finnland, traditionell bündnisfrei, hatten im vergangenen Jahr als Reaktion auf den russischen Angriffskrieg in der Ukraine gemeinsam den Beitritt zur Nato beantragt.

Nun steht ein Verdacht im Raum. Denn die Verantwortlichen für die Provokation in Stockholm unterhalten gute Verbindungen nach Russland. Hat der Kreml die Männer um Chang Frick angestachelt, Schwedens Nato-Beitritt zu torpedieren?

Am vergangenen Sonntag im Sushi-Restaurant ändern sich die Details in Fricks Geschichte immer wieder, sie geht im Kern aber so: Der Karikaturen-Wettbewerb der schwedischen Zeitung *Flamman* habe ihn inspiriert, eine eigene Aktion gegen den Einfluss der Türkei auf Schweden zu organisieren. *Flamman,* ein randständiges, sozialistisches Blatt mit winziger Auflage, veröffentlichte Zeichnungen, die in krasser, teils sexuell aufgeladener Weise die Unterwerfung schwedischer Politiker durch den türkischen Präsidenten Erdoğan darstellen.

Er selbst, so Frick, habe eine Demonstration veranstalten wollen. Weil er Journalist und kein Aktivist sei, habe er jemanden gesucht, der für ihn protestieren sollte. Ein Bekannter, ein Mann namens Christian Peterson, habe ihm daraufhin Rasmus Paludan vorgeschlagen, einen dänisch-schwedischen Rechtsextremisten mit langjähriger Erfahrung als Provokateur – und Koranzündler. Seit Jahren zieht er durch Schweden, um Koranausgaben zu verbrennen und Muslime aufzuhetzen. Im vergangenen Frühjahr kam es daraufhin in vielen Städten zu heftigen Ausschreitungen mit vielen Verletzten.

Eine Koranverbrennung habe er selbst aber nie im Sinn gehabt, behauptet Frick, bis kurz vor der Aktion will er davon nichts gewusst haben. Den Koran anzuzünden, das sei allein Paludans Idee gewesen. »Ich habe doch nur 40 Euro bezahlt«, sagt er, die Anmeldegebühr für die Demonstration. Ihn treffe keine Schuld. Allerdings schiebt auch Rasmus Paludan die Verantwortung von sich, laut der britischen Zeitung *Guardian* erklärte er, ein paar Schweden hätten ihn darum gebeten, den Koran vor der Botschaft zu verbrennen. Eine Anfrage der *ZEIT* beantwortet er nicht. Christian Peterson wiederum, der Bekannte des Journalisten Frick, erklärt auf Nachfrage, er habe lediglich den Kontakt zu Paludan hergestellt.

Offenbar soll man den ganzen Vorfall für die entgleiste Aktion einer Gruppe eifriger Aktivisten halten. Doch dafür ist er etwas zu zielgenau.

Es ist fast neun Monate her, dass Schweden und Finnland ihre Anträge für einen Nato-Beitritt gestellt haben. Und fast genauso lange schon schwelt der Konflikt mit der Türkei. Der türkische Präsident wirft Schweden vor, Terroristen zu beherbergen. Es geht unter anderem um angebliche Anhänger der kurdischen PKK, die auch von der Europäischen Union als Terrororganisation eingestuft wird.

Auf einer Liste, die in türkischen Medien kursierte, standen 33 Personen aus Schweden, samt Fahndungsfotos und Klarnamen, die ausgeliefert werden sollten: Neben angeblichen Mitgliedern der PKK waren türkische Linksextreme darunter und angebliche Anhänger der konservativen islamischen Gülen-Bewegung, die hinter dem Putschversuch von 2016 in der Türkei stehen soll. Nicht alle von ihnen leben noch in Schweden. Doch tatsächlich war das skandinavische Land über Jahrzehnte ein beliebter Zufluchtsort für Verfolgte aus der Türkei.

Der Rechtsextremist Rasmus Paludan verbrennt am 21. Januar 2023 einen Koran

Am selben Tag: Vor dem schwedischen Konsulat in Istanbul wird die Fahne Schwedens verbrannt

Fotos: Fredrik Sandberg/imago (o.); Erdem Sahin/EPA (u.)

Die Menschen auf der Liste müssen sich eher keine Sorgen machen, an die Türkei übergeben zu werden. Weil Schweden sie nicht als Terroristen betrachtet, weil sie längst die schwedische Staatsbürgerschaft haben oder weil schwedische Gerichte sie nicht der türkischen Justiz übergeben wollen. Ihre Auslieferung wäre in Schweden schlicht nicht vermittelbar. Allerdings wurden Anfang Dezember zwei mutmaßliche PKK-Anhänger, deren Asylanträge in Schweden abgelehnt worden waren, in die Türkei abgeschoben.

Statt Auslieferungen versprach Schweden der Türkei geheimdienstliche Hilfe bei der Terrorabwehr. Schweden liefert der Türkei auch wieder Waffen. »Wir haben alles getan, was man von einer liberalen Demokratie und einem Rechtsstaat verlangen kann«, sagt Michael Sahlin, der ehemalige schwedische Botschafter in Ankara. Genutzt hat es nichts.

Denn die Türkei hat einen mächtigen Hebel. Wegen des Prinzips der Einstimmigkeit bei der Nato hat sie ein Vetorecht darüber, ob Finnland und Schweden Teil der Allianz werden können. Der zeitliche Druck ist aufgrund der russischen Bedrohung groß. Aber Erdoğan blockiert eine Einigung seit dem vergangenen Sommer und treibt den Preis in die Höhe. Zum einen reichen ihm die Zugeständnisse aus Stockholm nicht aus, zum anderen nutzt er seine Verhandlungsposition auch in anderer Angelegenheit. Von den USA etwa fordert die Türkei schon seit Langem die Lieferung neuer F-16-Kampfjets, zuletzt erklärte der türkische Außenminister Mitte Januar, dass eine Zusage für die Lieferung der Jets nun erwartet werde. Kurz darauf brannte der Koran in Stockholm.

Es war nicht die erste antitürkische Provokation, die in Schweden stattfand. Bereits Anfang Januar hängten kurdische Aktivisten eine Erdoğan-Puppe kopfüber vor dem Rathaus von Stockholm auf. Dann kam der Aufruf für die Erdoğan-Karikaturen – und schließlich der Auftritt von Rasmus Paludan.

Für die Türkei war es offenbar die eine Provokation zu viel. Der Verteidigungsminister sagte noch am selben Tag ein Treffen mit seinem schwedischen Amtskollegen ab, Erdoğan erklärte die Verhandlungen über den Nato-Beitritt für gegenstandslos. Die schwedische Regierung versuchte eilig, die Aktion der Extremisten zu verurteilen. Doch die türkische Regierung war für versöhnliche Töne nicht zu erreichen. Denn die Empörung vieler Türken über den Affront der Extremisten spielt dem türkischen Präsidenten in die Karten.

In der Türkei finden in diesem Jahr Wahlen statt, und Erdoğan muss um seine Macht kämpfen. Die Inflation zerstört sein Aufstiegsversprechen, die Umfragewerte sind bescheiden, die Opposition hat sich gegen ihn verbündet. Und so greift er auf ein bewährtes Mittel zurück: Er beschwört den äußeren Feind, diesmal eben die Schweden. Die Provokation aus Stockholm, so scheint es, trifft in Ankara auf dankbare Abnehmer.

Wollte man also einen Nato-Beitritt Schwedens mit einfachsten Mitteln torpedieren – es hätte kaum einen besseren Zeitpunkt geben können.

Der Moment, als Rasmus Paludan in Stockholm den Koran verbrennt, ist auf einem Video festgehalten. Es zeigt ihn singend neben einem kleinen Feuer, hinter einem Absperrband Hunderte Schaulustige und Journalisten. Das Video wurde hochgeladen von Christian Peterson, dem Bekannten von Chang Frick, der den Kontakt zu Paludan hergestellt hatte. Auf Telegram schrieb Peterson: »Wir haben es geschafft, Leute. Wir haben für 320 schwedische Kronen den Eintritt in die Nato gestoppt.«

Peterson, 20 Jahre alt, ist Mitglied der rechtsradikalen Alternative für Schweden und steht der Neonazi-Gruppierung Nordic Resistance Movement nahe. Immer wieder ruft Peterson zur Teilnahme an Nazi-Demonstrationen auf. Überdies arbeitet er für das rechtsextreme Online-Medium *Exakt24.* Dessen Chefredakteure treiben sich im Dunstkreis des Kreml herum. 2018 und 2020 etwa reisten sie als Pseudo-Wahlbeobachter nach Russland, eine Feigenblattaktion im Sinne des Kreml. Manuel Ochsenreiter, ein prorussischer Rechtsextremist aus Deutschland, organisierte solche Missionen bis zu seinem Tod im Jahr 2021, Rechte aus ganz Europa nahmen teil. Westliche Geheimdienste hielten Ochsenreiter für einen Mitarbeiter von Jewgeni Prigoschin, dem Chef der russischen Wagner-Gruppe, einer Söldner-Armee, die aktuell aufseiten Russlands in der Ukraine kämpft.

Chang Frick wiederum war Mitglied der rechtsnationalistischen Schwedendemokraten, die bei den Parlamentswahlen im letzten Jahr zur zweitstärksten Partei aufstiegen. Sie holten 20,5 Prozent, mehr als die konservativen Moderaten, die nun mit ihrer Duldung eine Minderheitsregierung führen.

Auf dem Web-Kanal der Schwedendemokraten geht Chang Frick noch heute regelmäßig auf Sendung. Auch er begleitete 2017 eine dubiose Wahlbeobachtermission in Russland – und er arbeitete für Ruptly, eine mit russischem Staatsgeld finanzierte Videonachrichtenagentur. Frick hat eine russische Lebensgefährtin und zeigt sich gern mit Putin-Motiven auf T-Shirts.

Es ist ein Milieu, in dem kaum noch unterschieden werden kann zwischen veritablen Agenten Russlands und nützlichen Idioten. Werden Männer wie Frick oder Peterson aus dem Kreml gesteuert? Oder handeln sie eigenständig im Interesse Russlands? Schon seit Jahren unterstütze Russland eine Vielzahl prorussischer Gruppen in Westeuropa, sagt Mark Galeotti, Honorarprofessor am University College London und renommierter Experte für russische Sicherheitspolitik. Galeotti bezweifelt, dass der Kreml den Männern in Stockholm einen direkten Auftrag erteilt hat. Dennoch sei der Vorfall in Stockholm ein »Ergebnis von Russlands Bemühungen, Strukturen in Westeuropa zu schaffen, die Unruhe stiften und spalten«, sagt Galeotti.

Aktionen wie die in Stockholm passen zur russischen Strategie der »hybriden Kriegsführung«, die das Ziel verfolgt, den Westen zu spalten – unter Rückgriff auf freiwillige und inoffizielle Helfer, auf Fake-News, auf Desinformation und Provokationen aller Art. Belege wie Quittungen oder schriftliche Einsatzbefehle sucht man meistens vergebens. Mit einfachsten Mitteln lassen sich mutwillig Konflikte auslösen. Die Koranverbrennung in Schweden etwa erreicht gleich mehrere Ziele: Sie stellt den Nato-Kandidaten Schweden ins trübe Licht des antimuslimischen Rassismus. Sie verschafft Rechtsradikalen mit Kreml-Sympathien ein Forum. Und indem sie Erdoğan einen Grund gibt, den Beitritt Schwedens zu blockieren, spaltet sie das Bündnis.

»Wieso wollen denn immer alle gleich eine große Verschwörung wittern? Bloß weil ich eine russische Frau habe?«, fragt Chang Frick. Es habe bei der Koranverbrennung keine politischen Kräfte gegeben, die im Hintergrund gewirkt hätten.

Finnlands Außenminister Pekka Haavisto sprach beim Treffen der EU-Außenminister vergangene Woche hingegen von einer Verbindung zu Russland. »Hinweise auf eine russische Urheberschaft der Koranverbrennung passen zur bekannten Arbeitsweise des Kreml«, sagt auch der Grünen-Vorsitzende Omid Nouripour. »Das ist nur ein Beispiel vieler verdeckter Operationen hybrider Kriegsführung«, meint Roderich Kiesewetter, CDU-Bundestagsabgeordneter. »Dabei werden Freiheitsrechte demokratischer Staaten wie das Demonstrationsrecht gezielt ausgenutzt.«

Auch in Schweden spaltet die Aktion das Land. Laut einer Umfrage im Auftrag der Zeitung *Aftonbladet* liegt die Unterstützung für den Nato-Beitritt zwar weiterhin bei 70 Prozent. Doch als sich der Premierminister auf Twitter von der Aktion distanzierte, musste er sich Kritik von den Schwedendemokraten anhören. Deren Parteichef Åkesson nannte Erdoğan kürzlich einen »islamistischen Diktator«. Es sei besorgniserregend, wenn man sich dafür entschuldigen müsse, »dass wir in Schweden eine Demokratie haben«.

Mitarbeit: **Luisa Hommerich, Yassin Musharbash**

www.zeit.de/vorgelesen

Von der Hoffnungsträgerin zur Nebendarstellerin

Viele sahen Kamala Harris schon als kommende Präsidentin. Sie hat nicht nur ihre Fans enttäuscht

VON RIEKE HAVERTZ

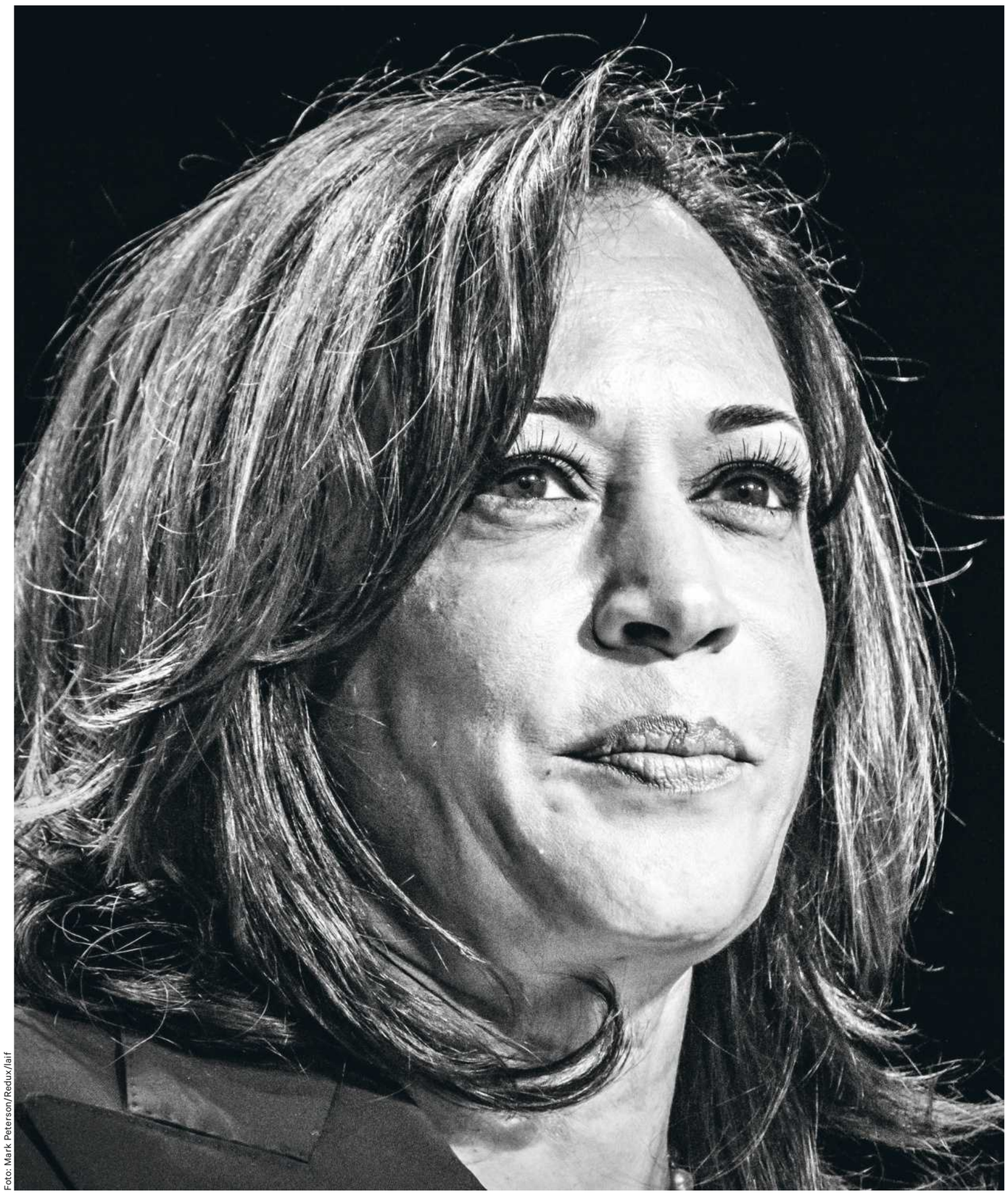


Foto: Mark Peterson/Redux/laif

Kamala Harris, die erste Frau und die erste Schwarze im Amt des Vizepräsidenten

Kamala Harris kocht gern. Um sich zu entspannen, liest sie abends Rezepte. An Weihnachten versuchte sie sich an Beef Wellington. Es ist das einzige Hobby, über das die Vizepräsidentin der USA öffentlich spricht. Ihre Neujahrsgrüße postete sie auf Instagram aus der Küche, die Herdplatten vollgestellt mit Töpfen und Pfannen. Kochen ist eine unverdächtige und gleichzeitig wunderbar vermittelbare Freizeitbeschäftigung. Sie lässt Vorlieben durchscheinen, aber der Mensch, der da am Herd steht, muss kaum etwas von sich preisgeben.

Amerikaner wollen das Privatleben ihrer Politiker kennen, sei es auch noch so inszeniert. Sie erwarten mehr als Bilder aus der Küche. Harris liegt das nicht. Und seit sie Vizepräsidentin der USA ist, erscheint sie immer unnahbarer. Das spontane offene Lachen, das Harris zu Beginn ihrer politischen Karriere Nähe und Strahlkraft verliehen hat, wirkt nur noch selten authentisch. Mit dem Amt ist sie ihren Landsleuten nicht vertrauter, sondern fremder geworden.

Dabei war sie bei der Inauguration im Januar 2021 der nicht ganz so heimliche Star. Die erste Frau und die erste Person of Color im Amt des Vizepräsidenten. Mit damals 56 Jahren jung und energiegeladen – das wandelnde Kontrastprogramm zum nicht mehr ganz trittsicheren Joe Biden. Eine Powerfrau jamaikanisch-indischer Herkunft neben einem alten weißen Mann. Nicht wenige sahen in ihr die nächste Präsidentin, die erste schwarze Frau im Weißen Haus.

Davon spricht heute kaum noch jemand. Joe Biden könnte in wenigen Tagen bekannt geben, ob er 2024 für eine zweite Amtszeit kandidieren will. Was aus Harris wird, ist unklar. Ihre Umfragewerte sind nicht gut, manche Demokraten halten sie inzwischen für eine Fehlbesetzung.

Fest steht zur Halbzeit dieser US-Regierung: Kamala Harris hat bis heute nicht in ihr Amt gefunden. Sie steckt fest – in ihrer politischen Rolle, im politischen System, in ihren Themen.

Nicht dass sie unsichtbar geworden wäre. In den ersten Wochen des neuen Jahres hat sie Japans Premierminister zum Frühstück empfangen, der Opfer von Waffengewalt in Kalifornien gedacht, ist durchs Land gereist, um in Illinois für das Infrastrukturprogramm, in Michigan für die Klimapolitik und in Arizona für die grünen Wirtschaftspläne der Regierung zu werben.

»Präsident Joe Biden und ich machen eine bessere, hellere Zukunft möglich.«

»Wir sind dabei, eine saubere Energiewirtschaft aufzubauen.«

»Wir haben die größte Investition zur Bekämpfung der Klimakrise in der amerikanischen Geschichte getätigt.«

Stets geht Harris' Anteil an diesen politischen Projekten im »Wir« unter.

Dem Chef nicht die Show stehlen – das ist die strikte Regel für Vizepräsidenten, und Harris hält sich eisern und professionell daran. Immer im Schulterschluss mit dem Präsidenten und immer einen Halbschritt hinter ihm – das kann auch lähmend sein, gerade für eine Politikerin, die immer einen Schritt voraus sein möchte, die mehr will. Das ist das erste Problem der Kamala Harris.

Sie wäre nicht die Erste in diesem Amt, die im Schatten des Chefs verschwindet. Dass es auch anders geht, zeigte in den 1990er-Jahren Bill Clinton, der seinem Vize Al Gore sehr wohl Gelegenheit gab, sich zu profilieren.

Womit man beim nächsten Problem von Harris wäre: Joe Biden.

Biden hätte durchaus Grund, seine Stellvertreterin mehr glänzen zu lassen. Mit inzwischen 81 Jahren ist er nicht mehr der Fitteste. Viele Amerikaner wollen keine zweite Amtszeit des Demokraten. Die Affäre um geheime Regierungsdokumente, die in seinem Privathaus gefunden wurden, versuchen die Republikaner für sich zu nutzen. Parteifreunde könnten die Loyalität zu ihrem alternden Präsidenten noch einmal überdenken.

Doch alle Großthemen hat er besetzt: den Krieg in der Ukraine, die Bekämpfung der Pandemie und der Inflation. Die Administration kann zudem einige politische Erfolge vorweisen, nicht nur beim Ausbau der Infrastruktur und beim Klimaschutz, sondern auch bei der Wirtschaftsförderung. Das trug mit dazu bei, dass die Demokraten bei den Midterm-Wahlen im vergangenen November den prognostizierten Erdrutschsieg der Republikaner im Kongress verhindern konnten. Biden lässt sich dafür feiern.

Harris überträgt er geschickt Themen, mit denen innenpolitisch nichts zu gewinnen ist, wie etwa die Einwanderungspolitik. Andere, wie die Reform des Wahlrechts, hat Harris strategisch ungeschickt selbst gewählt.

Das Verhältnis zwischen den beiden gilt als nicht mehr besonders gut, obwohl Biden im Wahlkampf noch betont hatte, Harris sei bei wichtigen Entscheidungen stets mit im Oval Office. Bei einem Auftritt der beiden im letzten Vorwahlkampf der Demokraten wurde deutlich, wie unterschiedlich sie sind. Harris hatte sich 2020 ebenfalls um die Präsidentschaftskandidatur beworben. In einer der TV-Debatten erwischte sie Biden an einem hochsensiblen Punkt: seiner Opposition in den 1970er-Jahren gegen das *busing*, bei dem Kinder aus von Schwarzen bewohnten Vierteln in Schulen in weißen Vierteln gefahren wurden, um die rassistische Segregation aufzuheben.

»Sie waren gegen das *busing*«, attackierte Harris ihren damaligen Konkurrenten. »Aber es gab da ein kleines Mädchen in Kalifornien (...), die jeden Tag mit dem Bus zur Schule gefahren wurde – und dieses kleine Mädchen war ich.« Es war vermutlich der Moment, in dem die gesamte amerikanische Öffentlichkeit sie als möglichen Star wahrnahm.

Harris ist das, was man in den USA einen *trailblazer* nennt, eine, die Mauern einreißt. Geboren 1964 in Oakland als Tochter einer aus Indien eingewanderten Krebsforscherin und eines jamaikanischen Wirtschaftswissenschaftlers, wuchs sie im Umfeld der Bürgerrechtsbewegung auf. Aber auf der Seite der Aktivisten wollte sie nicht stehen, sie wollte das politische System von innen heraus verändern. Sie studierte Jura, wurde San Franciscos erste schwarze Bezirksstaatsanwältin, dann Kaliforniens erste schwarze Justizministerin, zog 2017 als Senatorin in den US-Kongress ein – die zweite Afroamerikanerin in einer solchen Position. Dort erarbeitete sie sich den Ruf, es mit rechten und oft ungehobelten Republikanern aufnehmen zu können, als sie bei Senatsanhörungen mit harten Fragen Kabinettsmitglieder von Donald Trump in die Enge trieb. So eine, dachten damals viele, könne es auch mit Trump selbst aufnehmen.

Doch sie scheiterte kläglich im Rennen um die Kandidatur, auch weil sie in den Augen vieler Demokraten als politisch wankelmütig galt. »Sie hat zeitweise einen Wahlkampf links von Bernie Sanders geführt«, erzählt ihr ehemaliger Wahlkampf-Manager Brian Brokaw, der auch heute regelmäßig mit ihr spricht. »Und dann wollte sie wieder eine Mainstream-Kandidatin wie Biden sein.« Es war die erste Niederlage in ihrer politischen Karriere. Die Wähler wussten nicht, wofür eine Präsidentin Kamala Harris stehen würde. Eine Frage, die bis heute nicht beantwortet ist.

Womit man beim dritten Problem von Kamala Harris wäre: Ihre Herkunft und ihre Identität können Trumpfkarten sein. Aber sie führen auch zu Missverständnissen und zu massiven Gegenreaktionen.

Frau, Demokratin, *Person of Color* – dieser Dreiklang verleitet dazu, Harris im linken, progressiven Spektrum ihrer Partei zu verorten. Dort stand sie schon in ihrer Zeit als kalifornische Justizministerin nicht. Sie versicherte sich der Unterstützung der konservativen Polizeigewerkschaften, um wiedergewählt zu werden. »Sie hatten ihre Telefonnummer, ihre Tür stand immer offen«, sagt Brokaw. Harris sprach sich gegen die Todesstrafe aus, ging aber gegen einen Gerichtsbeschluss in Berufung, der in Kalifornien womöglich zu ihrer Abschaffung geführt hätte.

Als sie sich später nach tödlicher Polizeigewalt gegen Afroamerikaner mit der »*Black Lives Matter*«-Bewegung solidarisieren wollte, war das für viele Aktivisten nicht glaubhaft. *Top cop* wird sie immer noch genannt, »top Bulle«. Dieses Image hängt ihr auch jetzt noch an. In diesen Tagen diskutieren die USA erneut über Rassismus und Polizeigewalt, nachdem Polizisten in Memphis den Afroamerikaner Tyre Nichols zu Tode geprügelt haben. Harris ruft nach Reformen, doch glaubwürdig ist das für viele nicht.

Für die einen ist sie nicht *black* und progressiv genug. Für andere ist schon ihre Herkunft eine Provokation. Für die politische Rechte ist sie ein perfektes Feindbild und steht für all jene, die die weiße Vorherrschaft bedrohen. Oder, wie es viele Republikaner formulieren würden: für alle, die weiße Männer diskriminieren. Das brachte ihr zu Anfang ihrer Amtszeit gnadenlose Angriffe ein. »Die Medien haben intensiver über sie berichtet als über jeden anderen Vizepräsidenten«, sagt Brian Brokaw.

Harris spürte schnell und schmerzhaft, dass sie in dem Land, in dem die Bürger nach vier Jahren Obama vier Jahre Trump gewählt hatten, vor allem nicht »zu viel« sein durfte. Nicht zu schwarz, nicht zu weiblich.

Vor den Zwischenwahlen im November 2022 wirkte sie erstmals befreiter. Sie kritisierte laut und energisch das Grundsatzurteil des Supreme Courts, der kurz zuvor das Grundrecht von Frauen auf einen Schwangerschaftsabbruch abgeschafft hatte, warb mit Eloquenz für Frauenrechte, verurteilte den Rechtsruck des höchsten Gerichts.

Als exzellente Rhetorikerin war sie immer schon bekannt, angriffslustig, scharfsinnig, engagiert. Und eben berühmt für ihr lautes, ansteckendes Lachen. Das hat Kamala Harris sich abtrainiert. Die Oberfläche ist noch ein bisschen glatter geworden, das Nahbare verloren gegangen – jetzt, da sie es so weit gebracht hat wie keine afroamerikanische Frau vor ihr.

Der allerletzte Schritt, der ins Weiße Haus, fehlt. Ambitionen hat sie.

Gut möglich, dass ihr wieder Joe Biden im Weg steht und in wenigen Tagen seine zweite Kandidatur bekannt gibt. Womöglich erneut mit ihr als Vize. Das Ticket Biden/Harris hat sich schon einmal gut verkauft, Harris hat Loyalität und Disziplin bewiesen, in einem Wahlkampf, in dem Biden der Star sein muss, kann ihm das helfen. Sollte sie von dieser unglücklichen Rolle genug haben, könnte auch das Justizministerium eine Option sein.

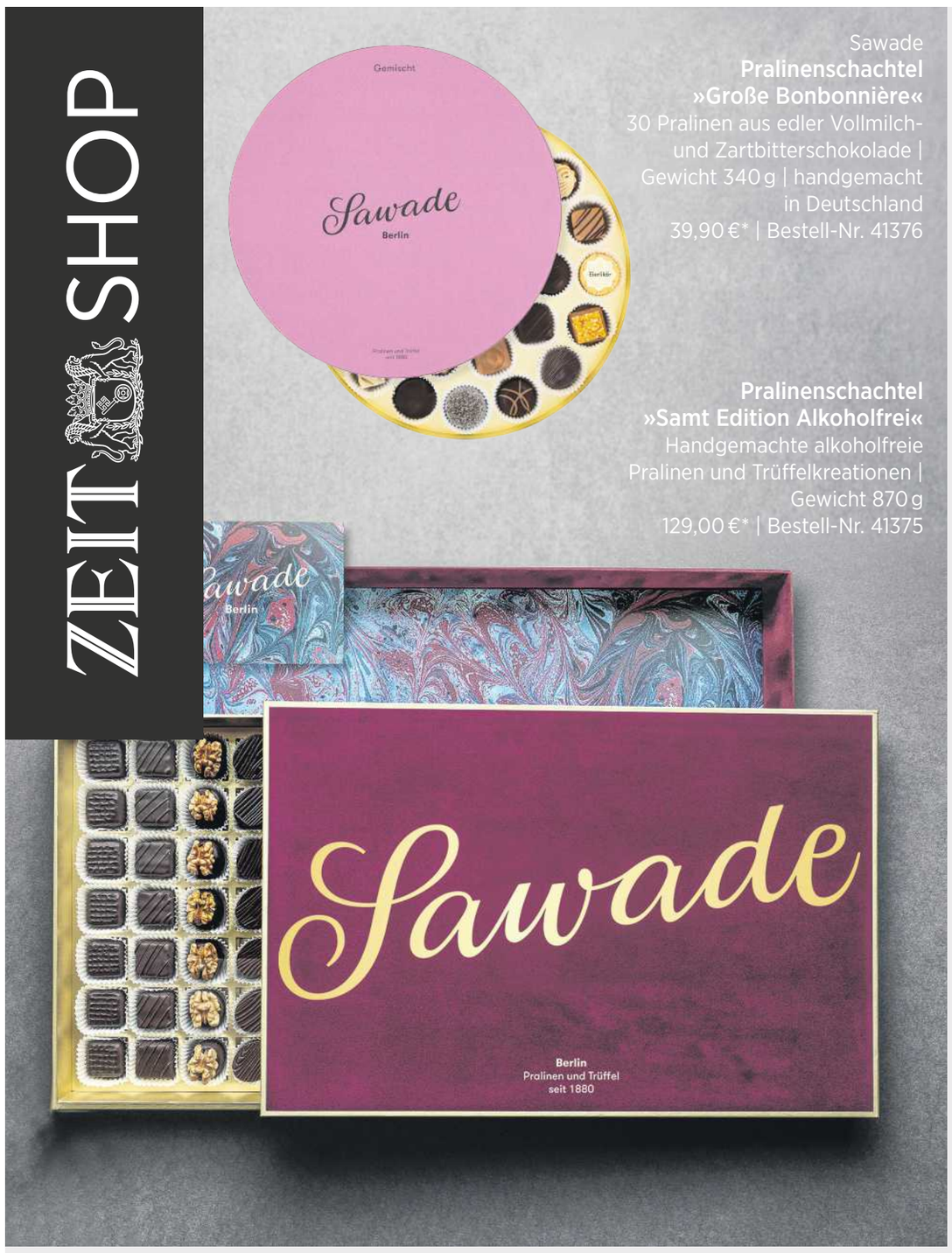
Entscheidet sich Biden doch für den Ruhestand, wäre Harris eine mögliche Anwärterin auf die Präsidentschaftskandidatur, aber keine Favoritin. Weder bei den Wählern noch in der eigenen Partei. Denn da gibt es noch Demokraten wie Pete Buttigieg, derzeit Verkehrsminister, Gavin Newsom, Gouverneur in Kalifornien, oder Amy Klobuchar, Senatorin aus dem Bundesstaat Minnesota.

Bis dahin wird Kamala Harris ihre Reden noch sehr oft mit den Worten beginnen: »Der Präsident und ich ...« Zu zeigen, was hinter diesem Ich steckt, hat sie bislang nicht geschafft.

Harris ruft nach Reformen, doch glaubwürdig ist das für viele nicht

ANZEIGE

ZEIT SHOP



Sawade
Pralinenschachtel »Große Bonbonnière«
30 Pralinen aus edler Vollmilch- und Zartbitterschokolade | Gewicht 340 g | handgemacht in Deutschland
39,90 €* | Bestell-Nr. 41376

Pralinenschachtel »Samt Edition Alkoholfrei«
Handgemachte alkoholfreie Pralinen und Trüffelkreationen | Gewicht 870 g
129,00 €* | Bestell-Nr. 41375

NOMOS Glashütte
»Sonnenuhr«
Aus Edelstahl | Innendurchmesser 19 mm | Länge Lederband 1,02 m
128,00 €* | Bestell-Nr. 6197

Philippi
Tischkamin »Burn«
Romantische Atmosphäre ohne Feuerholz | Material: Aluminium, Glas und Kieselsteine | Flammenhöhe regulierbar | Höhe 13 cm, Ø 20 cm | in- und outdoor geeignet
129,00 €* | Bestell-Nr. 40011

ZEITmagazin
»Lexikon der Liebe«
40 bewegende und wahre Geschichten über die Liebe | Buchformat: 13 x 17 cm | Umfang 96 Seiten
10,00 €* | Bestell-Nr. 44635

Gerard
Skulptur »Herz«
Metallguss mit bronzierter Oberfläche | schwarzer Marmorsockel | Format 10 x 15 x 4 cm (B x H x T)
78,00 €* | Bestell-Nr. 31264

Ideen für unsere Lieben

Entdecken Sie besondere Geschenke
zum Valentinstag am 14. Februar

DIE ZEIT
ZEIT-Weinedition »Winzersekt«
Eine Genussreise zu drei herausragenden Weingütern | 6 Flaschen mit Begleitbuch | limitierte Edition
99,95 €* | Bestell-Nr. 44531

HML Berlin
Armband »Grace«
Aus hochwertigem 925er Silber | Länge 22 cm | handgefertigt in Berlin
329,00 €* | Bestell-Nr. Silber: 43494

Printworks
Fotoalbum »Good Times«
Zum Selbstgestalten | Ringbindung mit 30 Fotokartons | Größe des Fotopapiers: 21 x 28 cm | Maße 26 x 31,5 x 5 cm (B x H x T)
41,00 €* | Bestell-Nr. 41534

Kebe
Gourmet-Set »ZEIT für feine Kost«
6 ausgewählte Leckereien aus eigener Produktion, u. a. Birnen-Ingwer-Chutney, Schwarze-Johannisbeere-Gelée mit Verveine, Hagebutten/Zitronensenf, Ingwer-Würzöl mit Zitronengras
43,90 €* | Bestell-Nr. 41371

Stolz
MessageCard »Blackline«
Personalisierbares Set aus 100 Message Cards und Gelstift | Format 7,6 x 12,4 cm | schwarzdurchgefärbter Karton, 270 g/m² | FSC-zertifiziert | hergestellt in Deutschland
98,50 €* | Bestell-Nr. 40175

Design Letters
Duftkerze »DIP DYE«
Aus 100 % Sojawachs und 100 % Leinendocht | Gefäß aus Fine Bone China | Maße 8,7 x 8 cm | Gewicht 0,4 kg | Brenndauer 51 Stunden
40,00 €* | Bestell-Nr. Lavendel: 44335

www.shop.zeit.de 040/32 80-101

*zzgl. Versandkosten | Hersteller Weinedition Winzersekt: Wein- und Sektgut F. B. Schönleber, F. B. Schönleber Creation; 12,5 Vol. % | Sektmanufaktur Strauch, Strauch Zero Brut Natur Bio; 11,5 Vol. % | Wein- und Sektgut Wilhelmshof, Wilhelmshof Sekt brut, 12 Vol. % | Allergenhinweis für alle Weine: enthält Sulfite. | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg; Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg; Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser

STREIT

»Vertrauen Sie mir!«

So rief es Olaf Scholz vergangene Woche in der Debatte um die richtige Ukraine-Politik den Deutschen zu. Kann man das?

JA!, sagt PATRIK SCHWARZ. Scholz macht es uns zwar nicht leicht. Er schweigt, er zaudert – aber er hintergeht einen nicht

Es ist eine Geste, die gleichermaßen kühn wie rührend ist. Nach einer der dramatischeren Wochen seiner Kanzlerschaft stellt Olaf Scholz nun die Vertrauensfrage.

Rührend daran ist, dass er sich dabei kleiner macht, als er ist. Als Kanzler Schröder dereinst im Afghanistan-Krieg die Vertrauensfrage stellte, da wollte er im Bundestag seine bröckelnde rot-grüne Mehrheit zusammenzwingen. Scholz' Ampel-Mehrheit im Parlament hingegen steht, der Bundeskanzler bittet das Volk direkt: Vertrauen Sie mir. Kühn ist sein Ansinnen, denn das Misstrauen wächst gegen diesen Mann, im Land, in den Medien, in der Koalition. Vertrauen Sie mir? Das kann auch schiefgehen.

Scholz zaudert, Scholz schweigt, Scholz weiß nicht, wohin er will, so lauten die Vorhaltungen: von den Geparden zu den Leoparden, von Selenskyj bis Putin – immer scheinen andere den Ton anzugeben und Tempo vorzulegen. Wer Olaf Scholz vertrauen will, dem macht er es nicht leicht.

Wer um Vertrauen bittet, der verschuldet sich – es heißt nicht umsonst Vertrauensvorschuss. Da lässt sich einer einen Schuldschein auf die eigene Glaubwürdigkeit ausstellen, einzulösen spätestens 2025: Wahltag ist Zahltag. Und um die politische Bonität von Olaf Scholz steht es nicht zum Besten.

In der Cum-Ex-Affäre plagen den Faktenfanatiker unerklärliche Gedächtnisausfälle. Zum Amtsantritt versprach er Deutschlands Mietern 400.000 neue Wohnungen jährlich, rund 250.000 wurden es bisher. Im Ukraine-Krieg gilt er als Getriebener. Und da sind seine sekundären Untugenden noch gar nicht eingerechnet, die manches Spottwort hervorgebracht haben, von Arroganz (»Schweinchen Schlau«) bis Maulfaulheit (»Scholzomat«).

Kann man also Olaf Scholz vertrauen?

Wenn man sich's zutraut.

Dies ist kein Kanzler zum Zurücklehnen. Er verlangt uns etwas ab. In Bezug auf seine Person: genau hinzuschauen. In Bezug auf die Lage: auch etwas auszuhalten. Das kann man nervig finden oder unbequem, und anspruchsvoll ist es allemal, für einen Kanzler ebenso wie für uns als Bürgerinnen, als Wähler, als Medien. Mit der Vertrauensfrage stellt Olaf Scholz sich einem doppelten Stresstest. Die Charakterfrage lautet: Ist er als Kanzler der Richtige? Und die Strategiefrage: Will er das Richtige in der Ukraine?

Wenn Politiker, diese notorischen Verkäufer ihrer selbst, gefühlig werden – oder pathetisch –, ist Misstrauen geboten. Bei Olaf Scholz, dem Gefühlsasketen und Pathos-Abstinenzler, hingegen sind bereits Spurenelemente von Emotion bemerkenswert: Meint er dann womöglich, was er sagt?

Ein Jahr vor seiner überraschend gewonnenen Bundestagswahl hat er in einem Interview definiert, was für ihn einen guten Kanzler ausmacht: »Es wird zu Recht geguckt, kann jemand mit Krisen umgehen, ist er entschlossen genug. Das muss ein Kanzler können. Aber jeder einzelne Bürger muss auch das Gefühl haben, dass Politik für ihn gemacht wird. Das kann man nur erreichen, wenn man ein gutes Herz hat. Davon bin ich überzeugt.« Herz? Hat er wirklich Herz gesagt?

Entschlossenheit in der Krise und ein gutes Herz – erstaunlich, wie früh und knapp da ein Mann den Maßstab umreißt, an dem man ihn nun messen darf. Weder von Merkel, Schröder oder Kohl ist ein solcher Satz überliefert. Als der Kanzler seinen neuen Verteidigungsminister Pistorius vorstellte, fiel das H-Wort übrigens abermals: Nicht nur mit Kompetenz und Durchsetzungsstärke, auch mit »seinem großen Herz« sei der Niedersachse »genau die richtige Person, um die Bundeswehr durch diese Zeitenwende zu führen«. So verkündet es offiziell das Bulletin Nr. 16/2023 des Bundespresseamtes.

Im grenzzynischen Berliner Betrieb wird das Herz als Zentralorgan politischer Entscheidungsfindung schnell verlacht. Doch auch wenn der Regierungschef mit 64 Jahren ein anderer Sozialdemokrat ist denn als Wuschelkopf-Juso in den 1980ern: Im langen Bogen seines politischen Lebens hat da womöglich ein Mensch versucht, sich treu zu bleiben – zumindest in der Weise, die der Sängerdichter Wolf Biermann in die Liedzeile goss, »nur wer sich ändert, bleibt sich treu«.

Und dieses enervierende Schweigen, wo sich Muffigkeit mit Machtdünkel zu mixen scheint? Da ist der erste Politiker im Lande demonstrativ Anti-Politiker: Ich behalte die Nerven, euch bleibt die Nervosität. Muss man mögen. Seine Strategie im Umgang mit Krieg und Frieden hat Scholz jedenfalls gefunden, auch wenn sie nicht jedem passt. Als Kriegskanzler wider Willen verfolgt er diese Linie mal geradliniger, mal schlängeliger. Seine sehr sozialdemokratische Friedensformel weist ihn als Kanzler der kurzen Sätze aus: Nicht Willy Brandt ODER Helmut Schmidt – also Verständigung oder Abschreckung –, sondern Brandt UND Schmidt brauche es gegenüber Russland. Wahrscheinlich trifft er damit recht genau die Seelenlage vieler Deutscher – zerrissen zwischen Friedenshoffnung und Aufrüstungseinsicht.

Wer Zielkonflikte erkennt und nicht voreilig auflöst – aus Treue zwei Zielen gegenüber –, steht öffentlich schnell als Zauderer da. Tatsächlich nimmt da ein Regierender für sich in Anspruch, auch regieren zu dürfen, statt sich permanent dafür zu rechtfertigen.

So gesehen ist Olaf Scholz ein Kanzler mit Chuzpe. Lange zuwarten, manchmal beherzt handeln – von Kohl bis Merkel half das bei der Wiederwahl.

Dieser Kanzler mutet uns auf jeden Fall die Wirklichkeit in ihrer Komplexität zu, auch kann er manche Zweifel an seiner Person nicht ausräumen, aber in der Regel bescheißt er einen nicht. Guten Gewissens also gilt: Olaf Scholz zu vertrauen ist anstrengend, aber möglich.

Patrik Schwarz ist Chefredakteur der Länderausgaben der ZEIT

Illustration: Arsh Raziuddin für DIE ZEIT

Zauderer oder Zauberer? Die Deutschen haben ein geteiltes Bild von ihrem Kanzler

NEIN! Jedenfalls nicht blind, findet ANNA SAUERBREY. Auch in Kriegszeiten muss der Kanzler sein Kalkül besser erklären

Scholz macht jetzt die Merkel. »Vertrauen Sie mir, vertrauen Sie der Bundesregierung«, sagte der Kanzler am 25. Januar im Bundestag an die Adresse der Bürgerinnen und Bürger. Er hatte soeben die Entscheidung verkündet, Leopard-Panzer an die Ukraine zu liefern. »Sie kennen mich«, so ging der Satz bei Angela Merkel. 2013 war das, es war ihr Abschlussstatement im TV-Duell gegen den damaligen SPD-Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück.

Merkels Satz wurde legendär, Scholz' Satz könnte es auch werden. Er fasst sein Amtsverständnis zusammen, und das ist dem von Merkel erschreckend ähnlich: der Kanzler als *guter Technokrat*, der, einmal gewählt, gefälligst ungestört regieren möchte.

Nun haben sich Bundeskanzler und Bundesregierung tatsächlich im vergangenen Jahr Vertrauen verdient. All die Schreckensszenarios zu Beginn des Ukraine-Kriegs sind Szenarios geblieben. Es gab und gibt keinen akuten Gasmangel, keine krassen Wohlstandsverluste, und auch die gefürchteten russischen Racheakte blieben aus, obwohl Deutschland schrittweise immer schwerere Waffen in die Ukraine lieferte. Zugegeben: Das war nicht nur Glück, das war auch gutes Management.

»Wir hatten vier gute Jahre in Deutschland«, ergänzte Merkel 2013 ihr »Sie kennen mich«. Scholz führt nun die Leistungen seiner Regierung im Krisenjahr 2022 an, um das »Vertrauen Sie mir!« zu begründen. Doch Scholz' Satz ist nicht nur ein Werben für die Erfolge der eigenen Politik. Er ist nicht nur eine Bitte, sondern auch ein Imperativ. »Vertrauen Sie mir!« heißt auch: »Hinterfragen Sie mich nicht!« Der Satz weist Einmischung zurück. Er soll Scholz immunisieren gegen Kritik und ausnehmen von der Pflicht, sich Debatten zu stellen.

Von Debatten nämlich hat Scholz genug. Er ist genervt von den Journalistinnen und Experten, den Politikern aus anderen Ländern, die ihm öffentlich Ratschläge geben oder ihn unter Druck setzen – vor allem von jenen, die meinen, er solle die Ukraine entschlossener unterstützen. »Bellizisten« soll er sie genannt haben, berichtete der *Spiegel*. Auch *ZEIT*-Journalisten haben zuletzt einen unwirschen Scholz erlebt. Genervt ist er zudem von allen, die ständig fordern, er müsse mehr erklären, transparenter sein. Ist das nicht ein Widerspruch, der Krieg und die Transparenz? Ist der Krieg nicht der Moment des *guten Technokraten*, der aus höherer Weisheit und »besonnener« handelt (noch so ein Scholz-Wort) als all die vermeintlich hysterischen Laien an den Abendbrottischen und Denkfabrikfließbändern? Der Krieg ist eine ernste Sache, sagt Scholz' Satz. Überlassen Sie das einem Profi: mir.

Tatsächlich kann nicht alles, was der Kanzler oder die Regierung denkt, plant und mit Verbündeten bespricht, öffentlich sein. So gut wie möglich versuchen die Handelnden die Interessen, Strategien und Ressourcen der Gegenseite zu erkennen und zu verstehen, um die eigene Kommunikation, die eignen Strategien und Ressourcen anzupassen. Jeder Satz des Kanzlers wird auch von den Verbündeten und in Moskau gelesen, gehört, interpretiert. Manchmal ergibt es Sinn, strategisch und nicht völlig wahrheitsgemäß zu kommunizieren. Manchmal auch, den Gegner im Unklaren zu lassen.

In einer Demokratie aber reicht der Verweis auf den Wert von »strategischer Kommunikation« nicht aus. Aus zwei Gründen:

Zum einen steht sie immer – und oft zu Recht – unter dem Verdacht, nur eine Ausrede für einen Mangel an Willen, Strategie oder Ressourcen zu sein. Die Leopard-Entscheidung will Scholz rückwirkend als wohlüberlegt verstanden wissen, tatsächlich wäre aus militärischer Sicht besser viel früher entschieden worden (denn jetzt kommen die Kampfpanzer für die erwartete russische Frühjahrsoffensive zu spät) – aber das wurde aus Regierungskreisen mit einem immer wirreren Repertoire an Argumenten zurückgewiesen. Das war entweder der genialste Bluff der Geschichte – oder einfach wirklich chaotisch.

Der zweite Grund ist, dass der Kanzler zwar in der Tat (hoffentlich) über bessere Informationen verfügt – zu russischen Truppenbewegungen, Waffenarsenalen, der Diskussion im Kreml –, dass aber auch der informierteste *gute Technokrat* nie in einem perfekten Informationsraum entscheidet. Es gebe immer viele *»known and unknown unknowns«* – bekannte und unbekannte Wissenslücken – hat der frühere US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld einmal treffend gesagt. Der Kanzler selbst hat es im Bundestag so formuliert: Es gebe »in diesen Dingen« keine »mathematischen Gewissheiten«.

Die *unknowns* bilden den Raum des Politischen – in dem Überzeugungen, Weltbilder, Selbstbilder ausschlaggebend sind. In diesem Raum entscheidet nach Abwägung aller bekannten Fakten eben doch der Politiker, nicht der Technokrat Scholz. Er entscheidet, wie Deutschland sein will. Will es bei der Unterstützung der Ukraine eine risikoreichere Strategie verfolgen und versuchen, die Lage nach Kräften zu gestalten, indem es den Ukrainern ermöglicht, Russland zurückzuschlagen und, ja, auf Dauer zu schwächen? Oder wählt Deutschland die Strategie der umsichtigen, langsamen Schrittfolge, die kurzfristig weniger risikoreich ist, die es aber wahrscheinlicher macht, dass der Krieg mit einer geschwächten, verkleinerten Ukraine endet und mit einem Russland, das sich siegreich fühlen kann? Will man den Konflikt also gestalten – oder ihn nur managen?

Scholz hat sich für den Weg der langsamen Schritte entschieden – und dürfte dabei viele Deutsche auf seiner Seite haben. Alternativlos – um einen weiteren Begriff aus Angela Merkels Amtszeit zu verwenden – ist diese Entscheidung aber nicht. Scholz mag sich für eine Art Philosophenkönig halten, er ist und bleibt aber der Bundeskanzler. Dem kann man nicht blind vertrauen.

Anna Sauerbrey ist die Außenpolitische Koordinatorin der ZEIT

»Eine Demokratie, in der nicht gestritten wird, ist keine.«

HELMUT SCHMIDT

Was uns zusammenhält

Zum Streit um einen Gesellschaftsdienst für alle

VON BERNHARD SCHLINK

1. Das Problem

Einst hielt die Religion die Gesellschaft zusammen, unter dem katholischen Herrscher die katholische, unter dem evangelischen die evangelische. Dann stiftete die Nation den Zusammenhalt der Gesellschaft. Seit Nationalismus nicht mehr überzeugt, hat Deutschland auf Europa, auf Verfassungspatriotismus und auf Konsens über moralische Werte gesetzt. Aber dass der andere ebenfalls Europäer ist oder das Grundgesetz bejaht oder eine wertebasierte Politik begrüßt, wird mehr gewusst als erlebt und hat nur mäßige verbindende Kraft. Wie eine wertebasierte Politik aussieht, ist überdies oft streitig, wie auch beim Nationalismus dort, wo er noch Ansehen besitzt, oft eine populistische und eine traditionelle Variante gegeneinander streiten.

Es gab und gibt noch eine andere Art des Zusammenhalts. Die bürgerliche französische Revolution nannte sie Brüderlichkeit, die sozialistische Bewegung Solidarität. Wenn Gesellschaft und Demokratie funktionieren sollen, genügt es nicht, dass alle rechtlich frei und rechtlich gleich sind. Sie müssen einander als Freie und Gleiche anerkennen und einander mit einem Mindestmaß an Vertrauen, Verantwortungs- und Hilfsbereitschaft begegnen. Das ist Solidarität oder Brüderlichkeit. Je schwieriger der Zusammenhalt über Ideen und Programme ist, desto wichtiger ist der über Solidarität.

In Deutschland wie in anderen Ländern der westlichen Welt steht es um diesen Zusammenhalt nicht gut. Die Schere zwischen Reich und Arm öffnet sich weiter, Bildung ist nach wie vor ein Privileg, Migranten und Einheimische finden nur schwer zusammen, West- und Ostdeutsche bleiben einander fremd, populistische Strömungen greifen Freiheit, Demokratie und Rechtsstaat an, Abgehängte, Politikverdrossene und Systemverweigerer nehmen am gesellschaftlichen und politischen Leben nicht mehr teil, die verschiedenen Segmente der Gesellschaft leben informationell in verschiedenen Welten. Die deutsche Gesellschaft ist nach Kriegen und Inflationen weniger eine Klassengesellschaft als andere Gesellschaften, und überall in Europa mildert die Tradition des Sozialstaats manche Gegensätze. Wie weit der Zerfall einer westlichen Gesellschaft gehen kann, bis er Bürger und Parteien schließlich keinerlei Gemeinsamkeiten mehr finden lässt, zeigt der Blick auf Amerika.

2. Der Vorschlag

Angesichts dessen wird ein Gesellschaftsdienst gefordert. Es geht um ein Jahr, in dem Jugendliche sich gemeinnützig engagieren, je nach Neigung im Natur- und Umweltschutz, in der Kultur- und Bildungsarbeit, in Krankenhäusern, Alten- und Jugendheimen, bei Rettungsdiensten, in der Katastrophenhilfe, im Entwicklungs- oder Militärdienst. Indem die Jugendlichen helfen, wo ihr Einsatz gebraucht wird, nützen sie der Gesellschaft. Indem sie Selbstständigkeit, Einfühlungsvermögen und Teamfähigkeit lernen, profitieren sie selbst. In der Arbeit mit anderen und in der Verantwortung für andere, mit denen sie als Angehörige ihrer Gruppe, Schicht und Klasse sonst nichts zu tun haben, erleben sie die Gemeinsamkeit, von der die Demokratie lebt.

Frankreich führt als ersten Schritt einen einmonatigen *service national universel* mit dem Ziel ein, den Zusammenhalt über die Konflikte hinweg zu stärken, die die Gesellschaft zu zerreißen drohen. Andere Länder behalten mit dem gleichen Ziel die Wehr- und Zivildienstpflicht bei (unter militärischem Aspekt hat eine Wehrpflicht- einer Berufsarmee nicht viel voraus). In Deutschland hat sich der Bundespräsident für eine allgemeine Dienstpflicht ausgesprochen, auch CDU und CSU sind dafür. SPD und Grüne sind mit einigen Ausnahmen, FDP und Linke geschlossen dagegen. In der Öffentlichkeit findet das Vorhaben eines Gesellschaftsdiensts für alle mehr und mehr Aufmerksamkeit und Zuspruch. 70 Prozent der Bürger sind für eine allgemeine Dienstpflicht; unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen waren es vor den Belastungen durch die Corona-Pandemie 60, gegenwärtig sind es noch 18 Prozent. 80 Prozent der ehemaligen Zivildienstleistenden sehen durch die Erfahrung ihr Leben bereichert und ihre Entwicklung gefördert.

3. Der Streit

Die Forderung nach Einführung einer Dienstpflicht steht im Streit mit der Forderung, den Gesellschaftsdienst in seinen existierenden Varianten freiwillig zu belassen. Eine Dienstpflicht koste zu viel, die Dienstleistenden würden nicht gebraucht, und zur Freiheitlichkeit unserer Verfassungsordnung passten nur Freiwilligendienste. Jugendliche dürften zum Einsatz für das Gemeinwesen, zur Arbeit und Verantwortung mit anderen und für andere, zu Gemeinsamkeit nicht gezwungen, sondern nur eingeladen und ermutigt werden.

Dagegen wird argumentiert, zu den Freiwilligendiensten fänden nur die, die ohnehin gesellschaftlich engagiert, verantwortungs- und demokratiebereit seien; in ihnen kämen nicht die zusammen, die aus verschiedenen Schichten stammten, einander fremd seien und ohne Erfahrung von Gemeinsamkeit fremd blieben. Die Kosten der Dienstpflicht würden durch die Gewinne aufgewogen – zumal viele soziale Einrichtungen seit Aussetzung des Zivildiensts über Personalnot klagten, die durch Freiwilligendienste nicht kompensiert und durch den bevorstehenden Pflegenotstand noch verschärft werde. Die Abwertung der Dienstpflicht als »Zwang« verkenne das Wesen von Freiheit und Demokratie; Freiheit sei Leben unter dem selbst gewählten Gesetz; in demokratisch zustande gekommenen Gesetzen und deren Pflichten realisiere sich demokratische Freiheit.

Der nichtökonomische Gewinn einer Dienstpflicht kann nicht berechnet, ihre ökonomischen Kosten und ihr ökonomischer Gewinn können nur geschätzt werden. Die Kosten-Nutzen-Rechnung löst den Streit nicht, sie ist ein Teil des Streits. Nicht einmal eine Einigung auf die Vereinbarkeit von Pflicht, Freiheit und Demokratie kann den Streit lösen; eine Dienstpflicht, die zur Freiheitlichkeit unserer Verfassungsordnung passt, passt darum noch nicht zur Männerorientierung des Artikels 12a des Grundgesetzes, der Dienstverpflichtungen von Frauen nicht erlaubt.

4. Die Lösung

Der Streit verliert an Bedeutung, wenn zwei Tatsachen ins Auge gefasst werden: Die eine ist die gegenwärtige Situation der Freiwilligendienste, die andere die seinerzeitige Situation von Wehr- und Zivildienst. Gegenwärtig bieten die Freiwilligendienste weniger Plätze an, als erfreulicherweise von engagierten Jugendlichen nachgefragt werden, wobei die Nachfrage noch höher wäre, wenn das Angebot besser wäre. Seinerzeit hat der Wehr- und Zivildienst nie alle Jugendlichen erfasst; wer partout nicht dienen wollte, konnte sich der Pflicht zum Dienst entziehen. Bei einer Pflicht zum Gesellschaftsdienst wäre es nicht anders.

Wie aber, wenn, statt eine Pflicht zu etablieren, die Freiwilligendienste attraktiver würden? Wenn sie allen leicht zugänglich würden, mit unterschiedlichen Ausbildungs- und Berufsbiografien besser vereinbar und auch besser vergütet? So attraktiv, dass mit Ausnahme derer, die partout nicht dienen wollen, alle Jugendlichen sich durch das Angebot angesprochen oder sogar angelockt fühlten?

Eine Arbeitsgruppe hat dies im Auftrag der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung im vergangenen Jahr untersucht. Den freiwilligen Gesellschaftsdienst attraktiver zu machen verlangt als Erstes eine verlässliche Information der Jugendlichen. Sie wissen nicht, welche Freiwilligendienste es überhaupt gibt, selbst dann nicht, wenn sie sich für einen Freiwilligendienst entscheiden. Aus der Informationsholschuld der Jugendlichen muss eine Bringschuld des Staates werden, die durch einen jährlichen Informationstag an den Schulen erfüllt und durch einen jährlichen Aktionstag in den Kommunen ergänzt wird. Der freiwillige Gesellschaftsdienst muss zweitens flexibel werden. Er ist bisher auf ein Jahr in Vollzeit zugeschnitten und passt damit zwischen Abitur und Studium, aber nicht zu anderen Schulabgängen, zum Nachholen von Schulabschlüssen, zu Studium, Beruf und familiären Verpflichtungen. Es gilt, Mehrjahres-, Lebenszeit- und Reservistenmodelle zu entwickeln, die den Gesellschaftsdienst in alle Lebensläufe zu integrieren erlauben.

Drittens muss aus dem Taschengeld, das bei den Freiwilligendiensten verdient wird und die Teilnahme bei eigenem Wohnsitz oder eigener Familie verhindert, eine Vergütung werden, wie sie seinerzeit im Zivildienst gezahlt wurde, einschließlich kostenloser Fahrten zwischen Wohn- und Dienstort und eines Wohngelds bei eigenem Wohnsitz. Der geleistete Freiwilligendienst sollte bei Bewerbungen um Studien- und Ausbildungsplätze oder auch bei der Berechnung von Studien- und Ausbildungszeiten gewürdigt werden.

5. Der Staat

Das alles geht nicht ohne organisatorische und finanzielle Beteiligung des Staats. Ist ihm die Stärkung von Gemeinsamkeit und Demokratie, ist ihm das Ziel, das mit der Dienstpflicht erreicht werden soll, wichtig genug, um einen zwar teuren, aber auch guten Weg aus dem Streit um die Dienstpflicht zu weisen? Sind die Parteien bereit, statt um das Pflichtjahr zu streiten, den Aufbau eines Netzwerks attraktiver Freiwilligendienste zu unterstützen? Unter den vielen Aufgaben, vor denen Politik derzeit steht, ist dies eine der edelsten.

Bernhard Schlink ist Staatsrechtler und Schriftsteller (u. a. »Der Vorleser«). Er ist Mitinitiator der von der Hertie-Stiftung in Auftrag gegebenen Studie »Ein Gesellschaftsjahr für alle. Zur Machbarkeit in Deutschland und Europa«, die in diesen Tagen erscheint

Montage: Kim-Melina Bertram/ZEIT-Grafik (verw. Foto: Getty); kl. Fotos: Leonardo Cendamo/Getty; Urban Zintel für DIE ZEIT (u.)

Dausend Prozent

49 % **der Deutschen** sind laut einer ZEIT-Umfrage gegen den Vorschlag, in den Zügen der Deutschen Bahn getrennte Abteile für Reisende mit und ohne Maske einzurichten. Unser Kolumnist sieht noch anderen Trennungsbedarf

Repräsentative Civey-Umfrage für die ZEIT in dieser Woche, 2500 Teilnehmer

Peter Dausend ist politischer Korrespondent im Hauptstadtbüro der ZEIT

Wurstbrote. Oder vielmehr: Leberwurstbrote. Um aber ganz genau zu sein: Leberwurstbrote-Esser, denn die Leberwurst selbst kann ja nichts dafür. Leberwurstbrote-Esser sind das Drittschlimmste, was einem bei Fahrten mit der Deutschen Bahn passieren kann. Viel schlimmer als Verspätungen, Zugausfälle oder die Piccolo-bewaffnete Sauna-Clique auf Wochenendtrip nach Berlin. Wenn Leberwurstbrote-Esser ihre mit Kochstreichwurst beschmierten Backwaren auspacken und sich schlagartig die Luft mit dem Odem von zusammengestopfter Fettwamme an Geschlingefleisch mit Kalbsgekröse füllt, möchte man umgehend zum Segregations-Fan werden – und den Leberwurstbrote-Essern ein eigenes Zugabteil zuweisen.

Das Zweitschlimmste sind die verhinderten Gourmets, die statt Wurstspezialitäten rotgeschmierten Limburger, Munster oder Schlierbacher in sich reinschieben, wobei die Ausdünstungen des Brevibacterium linens nicht nur die Geschmacksknospen in deren Rachenräumen erreichen, sondern die in allen anwesenden Rachenräumen. Ein eigenes Zugabteil reicht für Stinkekäse-Esser nicht aus – es darf da schon ein eigener Zug sein.

Am schlimmsten sind natürlich die Laut-Telefonierer, die ihre Belanglosigkeiten in der Dezibelstärke eines Stadionsprechers bei Verkündung der Aufstellung der Heimmannschaft in ihr Handy schreien. Sitzen die im Zug hinter einem, entwickelt man selbst als überzeugter Verfechter der gewaltfreien Konfliktlösung Gewaltfantasien und möchte dem Brüllaffen sein mobiles Endgerät dort bis zum Anschlag reinstopfen, wo seine verbale Diarrhoe so trommelfellerschütternd hervorquillt.

Aber vielleicht sollte man von anderen lernen. Fast exakt die Hälfte (49 Prozent) der Deutschen sind gegen den Vorschlag, dass in den Zügen der Deutschen Bahn nach dem Ende der Maskenpflicht getrennte Abteile für Reisende mit und ohne Maske eingerichtet werden, 32 Prozent befürworten dies hingegen, den restlichen 19 Prozent ist es egal. Aber eigentlich sind die Dagegen-Stimmen Appelle von Dafür-Menschen. Sie sind für die Vereinbarkeit des Unterschiedlichen, wenn nicht gar Gegensätzlichen; sie sind für das Leitbild der Diversität, für gesellschaftlichen Zusammenhalt. Kurzum: Sie sind für Toleranz. Okay, okay, dann lerne ich halt von ihnen.

Seid willkommen, Liebhaber von 40 Prozent roher Schweineleber und 60 Prozent Wammen! Seid geduldet, ihr Stink-Freunde der Käsewelt! Seid … nee, ihr Schreihälse der Banalität nicht! Toleranz hat Grenzen. Und ein Handy, das den Mund verschließt, seine eigene Ästhetik.

INHALT

Titelthema: Was hilft wirklich gegen Depressionen?

Foto: Andrea Böhm für DIE ZEIT

ZEITNAH

Kein Tierschutz ohne Menschenschutz

Schon immer wollte Andrea Böhm eines der großen Naturwunder der Erde sehen, den Ngorongoro-Krater in Tansania. Nun war sie erstmals dort, war überwältigt – und stieß auf ein Dilemma: Um die grandiose Natur zu schützen, werden die dort ansässigen Viehhirten vertrieben. Einer von ihnen, Moses Oleshangay, 72 (re.), erklärte der ZEIT-Reporterin, was das für sein Volk, die Maasai, bedeutet DOSSIER, SEITE 13

Foto: Ute Langkafel

Der Deutschen liebster Russe

Gerade wird in den Theatern hierzulande wieder besonders viel von Anton Tschechow gespielt, etwa die »Drei Schwestern« (in Berlin verkörpert von drei Männern). Was macht den Dramatiker, der schon 119 Jahre tot ist, so gegenwärtig? FEUILLETON, S. 49

Foto: Paulina Hildesheim für DIE ZEIT

Sie hält durch

Seit 28 Jahren arbeitet Petra Brock als Altenpflegerin, für sie »der schönste Job der Welt«. Aber solche wie sie gibt es immer seltener WIRTSCHAFT, S. 20

ZEIT MAGAZIN

Foto: Eliza Douglas

Ein Modeheft mit Anne Imhof, der einflussreichsten Performance-Künstlerin unserer Zeit

IN DEN REGIONALAUSGABEN

ZEIT im Osten Erst in 15 Jahren soll der Osten aus der Braunkohle aussteigen. Sachsens Umweltminister Wolfram Günther will, dass das schneller geht. Genau davor warnt Sachsen-Anhalts Wirtschaftsminister Sven Schulze. Ein Streitgespräch 16

ZEIT Schweiz In der Schweiz sind Hunderte von Spitalbetten geschlossen. Die Patienten merken davon allerdings kaum etwas VON SARAH JÄGGI 16

Die Wind-, Wasser- und Solarkraft-Offensive des Bundes untergräbt den Rechtsstaat, sagt der Staatsrechtler Alain Griffel. Ein Interview 17

ZEIT Österreich Die Schauspielerin Valerie Huber machte bei Misswahlen mit und ist in Unterhaltungsfilmen zu sehen. Als Privatperson kämpft sie gegen Schönheitsideale und die Klimakatastrophe VON CORINNA MILBORN 16

Das Wahldebakel im »schwarzen Kernland« verdeutlicht das Dilemma der Volkspartei: Seit dem Ende der Ära Kurz sucht die ÖVP ihre Identität VON CHRISTIAN BARTLAU 17

In der Schlacht um Stalingrad kämpften viele Soldaten aus Österreich. Bis heute überlagern deren Leidensgeschichten eine Auseinandersetzung mit der österreichischen Mitschuld am Vernichtungskrieg VON SIMONE BRUNNER 18

ZUM HÖREN

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« unter www.zeit.de/vorgelesen

ANZEIGEN IN DIESER AUSGABE

Bildungsangebote und Stellenmarkt (ab Seite 37); Agenda Kultur: Museen, Kunstmarkt, Bühnen (Seite 54)

FRÜHER INFORMIERT!

Die aktuellen Themen der ZEIT schon am Mittwoch im ZEIT-Brief, dem kostenlosen Newsletter www.zeit.de/brief

Die ZEIT inklusive aller Regional- und Wechselseiten finden Sie in der ZEIT-App und im E-Paper.

POLITIK

Christian Lindner Der Bundesfinanzminister spricht im Interview über die Frage, ob wir uns vom Wohlstand verabschieden müssen 2

Doomsday Clock Ein Team von Wissenschaftlern will ausgerechnet haben, wie viel Zeit noch bis zum Weltuntergang bleibt VON PAUL MIDDELHOFF 3

Angela Merkel Sie war die begabteste europäische Politikerin ihrer Generation, aber die Bilanz ihrer Kanzlerinnenschaft ist dramatisch schlecht. Eine Erkundung VON BERND ULRICH 4

Kriminalität Warum wurde der Mann, der in Brokstedt zwei Teenager erstach, nicht längst abgeschoben? VON CHRISTOPH HEINEMANN UND TOM KROLL 5

Israel Eine Begegnung mit drei Palästinenserinnen aus Ost-Jerusalem nach den jüngsten verheerenden Anschlägen VON JAN ROSS 6

Schweden Seit vor der türkischen Botschaft ein Koran verbrannt wurde, steht Schwedens Nato-Beitritt infrage. Steckt Russland hinter der Aktion? VON VICKY BARGEL UND SIMON LANGEMANN 7

USA Vizepräsidentin Kamala Harris wurde bei Amtsantritt als neuer Star der Demokraten gefeiert. Dann drängte Joe Biden sie ins Abseits VON RIEKE HAVERTZ 8

STREIT

Kanzlerfrage Kann man Olaf Scholz in der Ukraine-Politik vertrauen? Ein Pro & Contra VON ANNA SAUERBREY UND PATRIK SCHWARZ 10

Sozialer Pflichtdienst Der Schriftsteller und Jurist BERNHARD SCHLINK plädiert für ein Gesellschaftsjahr für alle 11

Dausend Prozent VON PETER DAUSEND 11

DOSSIER

Ökologie In Tansania sollen Viehhirten vom Volk der Maasai umgesiedelt werden – im Namen des Naturschutzes VON ANDREA BÖHM 13

GESCHICHTE

Stalingrad 80 Jahre nach der Schlacht: Eine Reise an den historischen Kampfplatz VON MICHAEL THUMANN 17

VERBRECHEN

Strafvollzug Über Monate wurde ein deutscher Dealer in einem afrikanischen Knast gefangen gehalten. Ließ ihn die Bundesrepublik im Stich? VON STEFAN WILLEKE 18

WIRTSCHAFT

Tech-Konzerne Wie passen Massenentlassungen und Zukunftsversprechen zusammen? VON MONA BERNER, HEIKE BUCHTER UND ANN-KATHRIN NEZIK 19

Altenpflege Ein Stationsbesuch VON LINDA TUTMANN 20

Womit keiner rechnet Telefax – plötzlich doch wieder ein Riesengeschäft in Deutschland VON LEON BERENT 21

Mercosur Das Handelsabkommen und die Moral VON THOMAS FISCHERMANN 21

Inflation Wie sich die Verbraucherpreise entwickeln VON KOLJA RUDZIO 22

Handwerkermangel Für die Klimawende fehlen in Deutschland die Praktiker VON RUBEN REHAGE 23

Süßigkeiten Ein neues Gesetz soll Werbung für Kinder einschränken VON MARCUS ROHWETTER 24

Zertifikateschwindel Zweifel an den Kompensationsprojekten der Firma South Pole VON TIN FISCHER UND HANNAH KNUTH 24

ZEIT für Geld Weiterarbeiten trotz Rente? VON RÜDIGER JUNGBLUTH 25

Wirtschaft in einem Satz 25

UNTERHALTUNG

Erik Lesser Ein Gespräch über die Biathlon-WM in Oberhof und Wintersport ohne Winter 26

GREEN.

Lebensmittel Millionen Tonnen wandern in den Müll. Clevere Initiativen treten dagegen an VON F. FRANKE 27

Energie Die NRW-Klimaministerin Mona Neubaur verteidigt den Kohledeal mit RWE – und hofft dennoch auf einen schnellen Ausstieg. Ein Interview 28

Der Ökotester Lässt sich mit einem Wärmekissen Strom sparen? VON MARCUS ROHWETTER 28

USA Die künstliche Ökostadt Babcock Ranch in Florida wird populär, weil sie gegen Unwetter gefeit ist VON HEIKE BUCHTER 29

Klimawende Wenn der Mensch sich der Natur anpasst, kann er sich retten, meint der Visionär Jeremy Rifkin VON UWE JEAN HEUSER 30

WISSEN

Titelthema: Was hilft wirklich gegen Depressionen? Wie Ärzte und Forscher die Therapie revolutionieren, um psychische Erkrankungen zu behandeln VON STEFANIE KARA UND CORINNA SCHÖPS 31

Die Zahl der Therapieplätze nimmt zu – trotzdem finden Patienten häufig keine Hilfe. Dabei gäbe es Lösungen VON CORINNA SCHÖPS 32

Auch Kinder und Jugendliche leiden unter Depressionen. Warum es wichtig ist, Alarmsignale früh zu erkennen – Fragen an den Kinder- und Jugendpsychiater Gerd Schulte-Körne 33

Public Health Die Regierung plant ein neues Superinstitut für die Gesundheitsfürsorge VON ANNA-LENA SCHOLZ 35

Politikwissenschaft In Berlin wird die Wahl wiederholt – und ein Professor soll verhindern, dass es erneut Pannen gibt VON LENZ JACOBSEN 36

Infografik Arbeitszeit 46

LEO – DIE SEITE FÜR KINDER

Teamgeist als Spiel Seit Corona haben es viele Schulklassen schwer, eine Gemeinschaft zu werden. Mit unseren Challenges wächst der Zusammenhalt VON TOM KROLL UND JOSEFA RASCHENDORFER 45

FEUILLETON

Russland Putin erklärt der gleichgeschlechtlichen Liebe den Krieg VON VIKTOR JEROFEJEW 47

Frankreich Die Katze von Montparnasse und die Tierrechtsdebatte VON ELISABETH VON THADDEN 47

Oper Der Streit um Anna Netrebkos Auftritt in Wiesbaden VON CHRISTINE LEMKE-MATWEY 48

Lyrik Die Aufregung um ein Gedicht der Peter-Huchel-Preisträgerin Judith Zander VON PETER NEUMANN 48

TV Anja Reschke präsentiert erstmals ihre neue Late-Night-Show VON MARIE SERAH EBCINOGLU 48

Literatur Michel Houellebecq und sein Auftritt in einem vermeintlichen Pornofilm VON ALEXANDER CAMMANN 48

Theater Warum wird auf deutschen Bühnen so oft Anton Tschechow gespielt? VON PETER KÜMMEL 49

Politik und Medien Moderator Louis Klamroth und Aktivistin Luisa Neubauer sind ein öffentliches Paar. Ist das ein Problem? VON THOMAS E. SCHMIDT 50

Kolumne Von unterwegs gesendet VON CHRISTINE LEMKE-MATWEY 50

Kino »Human Flowers of Flesh« von Helena Wittmann VON KATJA NICODEMUS 51

»Die Frau im Nebel« von Park Chan-wook VON ANKE LEWEKE 51

Fotografie Eine Ausstellung von Nan Goldin in der Akademie der Künste Berlin VON MORITZ VON USLAR 52

Sachbuch Patrick Bahners »Die Wiederkehr. Die AfD und der neue deutsche Nationalismus« VON THOMAS ASSHEUER 53

Tagebuch Manfred Krug »Ich bin zu zart für diese Welt. Tagebücher 1998–1999« VON ALEXANDER CAMMANN 53

Erzählungen Maxim Znak »Zekamerone. Geschichten aus dem Gefängnis« VON VOLKER WEIDERMANN 54

Sachbuch Andreas Isenschmid »Der Elefant im Raum« VON IJOMA MANGOLD 54

KINDER- & JUGENDBUCH

LUCHS-Preis des Monats für das Kindersachbuch »Märkte in aller Welt«, das spielerisch Reiseführer, Kochbuch und Länderkunde vereint VON ZIPHORA ROBINA 57

Empfehlungen der LUCHS-Jury 57

Russen raus? Wie der Krieg gegen die Ukraine die internationale Jugendliteratur-Gemeinschaft IBBY spaltet VON KATRIN HÖRNLEIN 57

GLAUBEN & ZWEIFELN

Spanien Ein Marokkaner überfällt zwei Kirchen und tötet einen Küster. War es islamistischer Terror? VON JULIA MACHER UND ANTONIA SCHAEFER 58

ENTDECKEN

Durchatmen Geht das noch unbeschwert nach Covid, Hustensaison und Grippewelle? Ein Interview mit dem Lungenexperten Torsten Bauer VON VIKTORIA MORASCH 59

Entdeckt Ein Handwerker stellt den Glauben ans Gute auf die Probe VON ALARD VON KITTLITZ 61

Ratschläge Fremde, die eigene Mutter, Gott, das Internet: Wer gibt guten Rat? VON DMITRIJ KAPITELMAN 62

Haustiere Wo die deutsche Tierliebe anfängt – und wo sie aufhört VON BENEDIKT HERBER 63

Wellness Kann man im energieautarken Naturhotel Urlaub vom eigenen schlechten Gewissen machen? VON ANNA-ELISA JAKOB 64

In drei Drinks durch ... Rotterdam VON WOLF ALEXANDER HANISCH 65

RUBRIKEN

Leserbriefe 16

Stimmt's? 34

Die Position 37

Worum geht's? 38

3½ Fragen 39

Impressum 50

Was mein Leben reicher macht 66

ANZEIGE

Ihr Gratis-Hörbuch

Jetzt downloaden:
www.zeit.de/sabrinajanesch

Peru, 1887: Das ganze Land redet nur von einem Mann – und seiner großen Entdeckung. Augusto Berns will die verlorene Stadt der Inka gefunden haben. Doch wer ist der Mann, der vielleicht El Dorado entdeckt hat? Alles beginnt mit einem Jungen, der am Rhein Gold wäscht und sich in erträumten Welten verliert, der später in Berlin den glühend verehrten Alexander von Humboldt trifft, um bald darauf einen Entschluss zu fassen: Er will die goldene Stadt finden! Berns wagt die Überfahrt nach Peru, wo er eher zufällig zum Helden im Spanisch-Südamerikanischen Krieg wird, bevor er die Höhen der Anden besteigt und sich durch den tiefsten Dschungel schlägt – um schließlich an einen Ort zu gelangen, der fantastischer ist als alles, was er sich je vorgestellt hat.

Foto: Carolin Windel

Ein Maasai überblickt den Krater des Ngorongoro-Vulkans, der zum Serengeti-Ökosystem im Norden Tansanias gehört

Sie wollen hier nicht weg

Unberührte Natur, das klingt toll, das finden alle gut. Nicht aber die Menschen, die dafür ihre Heimat verlassen sollen. Über ein Paradies voller wilder Tiere – und den Kampf der Viehhirten vom Volk der Maasai VON ANDREA BÖHM

Sie haben sich fein gemacht für meinen Besuch. Haben sich in leuchtend rote Shukas gehüllt, wie die traditionellen Gewänder heißen. Moses Oleshangay hat neue Trekking-Sandalen angezogen, hat ein rotes Basecap und seine große Stevie-Wonder-Sonnenbrille aufgesetzt. Meshuko Dorop, die Haare kahl geschoren, wie es üblich ist bei den Frauen hier, trägt eine Kaskade von Perlenketten. In ihren Ohrlöchern baumelt langer Schmuck.

Moses Oleshangay steht auf einem Hügel im Norden Tansanias, zeigt mit ausgestrecktem Arm in die Weite, sagt etwas auf Maa, seiner Muttersprache. »Er hat Angst«, erklärt mein Übersetzer.

Oleshangay, 72, ist Oberhaupt einer Großfamilie der Maasai, eines indigenen Volkes von Viehhirten. Seine Boma, wie die Maasai ihre Siedlungen nennen, besteht aus einer Handvoll Rundhütten. Oleshangays Ehefrauen haben sie aus getrocknetem Kuhdung, Lehm und Holz gebaut. Außer Meshuko Dorop, 65, hat er noch drei weitere Frauen.

Die Boma befindet sich in der Ngorongoro Conservation Area im Norden Tansanias, einem der spektakulärsten Naturschutzgebiete Afrikas mit einer einzigartigen Vulkankette. Es ist ein strahlend blauer Morgen. Rinder und Ziegen rupfen friedlich neben Zebras Grasbüschel aus dem Boden, weiter entfernt ragen die Hälse von zwei Giraffen empor. Dazwischen rote und blaue Farbtupfer, die Shukas der Viehhirten. Kein Löwe, der nach Beute sucht, keine Hyänen weit und breit. Auf den ersten Blick ist hier nichts, was Angst machen könnte.

»Sie wollen all dieses Land den Weißen geben«, sagt Moses Oleshangay.

»Wir haben Engai, den Himmel und das Recht, hier zu leben«, sagt Meshuko Dorop. Engai ist der Schöpfergott der Maasai.

Die Ngorongoro Conservation Area grenzt an den berühmten Serengeti-Nationalpark mit seiner scheinbar endlos weiten Graslandschaft und an weitere Schutzgebiete. Wissenschaftler sehen hier ein weltweit einzigartiges Ökosystem mit einer riesigen Artenvielfalt. Safari-Unternehmen preisen die Gegend als »unberührte Wildnis« an, als »Afrikas Garten Eden«. Als einen Ort, an dem man »ganz nah an den Tieren« sein kann.

Wovon in der Werbung meist nicht die Rede ist: Diese Gegend ist auch Schauplatz eines Kampfes um Ressourcen und Rechte, der über hundert Jahre zurückreicht. Auf der einen Seite indigene Völker wie die Maasai. Die Maasai sind Halbnomaden. Sie ziehen in einem festen Rhythmus der Jahreszeiten mit ihren Rindern zwischen Hochland und Savanne hin und her. Die Frauen kümmern sich um die Kinder, um Feuerholz und Wasser, bauen Mais und Bohnen an, wenn in Dürreperioden die Viehzucht zum Überleben nicht reicht. Die Männer hüten die Rinder, ausgerüstet mit nicht mehr als einem Stock, manchmal einem Speer.

Auf der anderen Seite der Staat, früher in Gestalt von Kolonialmächten, heute in Gestalt der tansanischen Regierung. Immer wieder hat er die Menschen aus ihrer Heimat vertrieben. Im Namen des Naturschutzes.

Die Maasai leben in Tansania und im benachbarten Kenia, im Ngorongoro-Schutzgebiet sind es 110.000. Von denen sollen nun ungefähr 80.000 umgesiedelt werden, die ersten Familien sind schon in ein Hunderte Kilometer entferntes Gebiet im Osten Tansanias gezogen. Die Maasai und ihre Tiere seien zu zahlreich geworden, sie drohten das Ökosystem zu zerstören, warnen Regierung und internationale Naturschutzorganisationen. Armee, Ranger und Polizei haben in den vergangenen Jahren wiederholt Siedlungen, die Bomas, gewaltsam geräumt, Viehherden konfisziert, Hütten und Pferche niedergebrannt. Die Maasai wehren sich, demonstrieren, im Frühjahr 2022 blockierten sie die Zufahrt zur Ngorongoro Conservation Area. Im Sommer kam es in der Nähe des Schutzgebietes zur Eskalation. Soldaten und Polizisten schossen mit scharfer Munition, Maasai schleuderten Speere. Bei den Auseinandersetzungen starb ein Polizist, zahlreiche Viehhirten wurden zum Teil schwer verletzt, mehrere ihrer Wortführer verhaftet.

Wer bestimmt, wo und wie Natur bewahrt werden soll? Wer muss dafür weichen? Bedeutet »unberührte Wildnis« eine Natur ohne die Menschen, die dort seit Jahrhunderten leben? Auf der UN-Artenschutzkonferenz vergangenen Dezember im kanadischen Montreal haben die Mitgliedsstaaten beschlossen, bis 2030 dreißig Prozent der globalen Land- und Meeresfläche unter Naturschutz zu stellen. Weil der industrialisierte Norden weitgehend zersiedelt ist, sollen vor allem in Afrika, Asien und Lateinamerika neue Schutzgebiete geschaffen werden. Dort sind an vielen Orten indigene Gruppen zu Hause. Ihre Rechte bleiben gewahrt – so lautet das Versprechen von Montreal.

Doch längst ist der Streit um die Frage, wem die »Natur«, die »Wildnis« gehört, weltweit entbrannt. Im Kongo gehen von internationalen Naturschutzorganisationen unterstützte Ranger mit Gewalt gegen Indigene in einem Nationalpark vor. In Schweden kämpft das Hirtenvolk der Sami vor Gericht darum, die Kontrolle über traditionelle Weidegebiete zurückzuerlangen. In Indien leisten lokale Dorfgemeinschaften Widerstand, weil sie für Naturreservate zum Schutz von Tigern vertrieben werden sollen.

In seiner Boma in Tansania sagt Moses Oleshangay: »Die Probleme der Maasai haben mit den beiden Deutschen angefangen.«

Moses war sieben oder acht Jahre alt, genau weiß er es nicht mehr. Aber er erinnere sich noch gut an das seltsame Objekt, das Ende der Fünfzigerjahre plötzlich am Himmel auftauchte, sagt Oleshangay heute. »Die zwei Weißen haben mich nicht interessiert. Ihr Flugzeug schon.«

Der berühmte Tierfilmer und Zoologe Bernhard Grzimek und sein Sohn Michael landeten ihre Propellermaschine gleich neben einem Viehpferch der Familie, die auf der jährlichen Wanderung zwischen Hochland und Savanne gerade ihre Tiere unten in

Fortsetzung auf Seite 14

Sie wollen hier nicht weg Fortsetzung von Seite 13

der Serengeti-Ebene weiden ließ. Das Flugzeug war schwarz-weiß gestreift wie ein Zebra. »Sie haben unsere Ältesten nach allem Möglichen gefragt«, sagt Moses Oleshangay. »Dann sind sie weggeflogen. Und dann kamen sie zurück, immer wieder.« In den folgenden Monaten kreiste das Flugzeug unablässig über der Heimat der Maasai. »Die Ältesten meines Volkes hätten damals misstrauisch werden müssen, weil dieser Mister Grzimek plötzlich allen erzählte, dass unser Land eine Wildnis ist.«

Ich war ebenfalls sieben oder acht Jahre alt, als ich Bernhard Grzimek zum ersten Mal gesehen habe. Im Fernsehen in der ARD irgendwann Ende der Sechziger. *Ein Platz für Tiere* hieß die Sendung. Ich staunte über diesen Mann, der im Habitus eines Oberschullehrers Aufnahmen sagenhafter Landschaften in Afrika zeigte, während sich ein Gepard, ein Schimpanse oder eine Boa auf seinem Moderatoren-Schreibtisch rekelte. Tiere, die er sich aus dem Frankfurter Zoo ins Studio hatte bringen lassen. Damals schwor ich mir, irgendwann auch einmal mit dem Jeep durch die Savanne zu fahren und Wilderern das Handwerk zu legen.

»Für die Deutschen war er ein Held«, sage ich zu Moses Oleshangay.

Der Übersetzer wiederholt meinen Satz auf Maa, und Oleshangay schaut mich verständnislos an.

Als Bernhard Grzimek das erste Mal in der Serengeti aus dem Flugzeug steigt, ist er bereits ein Medienstar. Geboren 1909, hat er Tiermedizin studiert, in der Nazi-Zeit eine populäre Tierkolumne im *Illustrierten Blatt* geschrieben und als Veterinärarzt bei der Wehrmacht gedient. Gleich nach Kriegsende hat er als Direktor den zerstörten Frankfurter Zoo wieder aufgebaut. *Ein Platz für Tiere* läuft seit 1956 und ist ein Renner, Einschaltquoten von über 70 Prozent, bis zu 35 Millionen Zuschauer. Auch ein erstes Buch und ein erster Film über Wildtiere im Kongo waren Kassenschlager. Grzimeks Botschaft findet im Westdeutschland der Nachkriegszeit offene Ohren: Afrikas wunderbare Wildnis ist in höchster Gefahr.

Es sind die Jahre, in denen überall auf dem Kontinent Befreiungsbewegungen auf die Unabhängigkeit drängen. Tansania steht noch unter britischer Kolonialherrschaft. Grzimek fürchtet, dass sich zukünftige nationale Regierungen der wirtschaftlichen Entwicklung für ihre wachsenden Bevölkerungen verschreiben. Urbanisierung und Industrialisierung sind ihm ein Grauen.

Darin steckt eine für diese Zeit erstaunlich weitsichtige Warnung vor der Umweltzerstörung durch Industrie- und Konsumgesellschaften. Aber sie ist fest eingebettet in das damals gängige rassistische Bild von Afrika und seinen Bewohnern: Die Bewahrung der eigenen Natur darf man ihnen nicht überlassen.

Auf Vorschlag der britischen Kolonialverwaltung beginnen die Grzimeks 1957, die Wildtiere in der Serengeti-Ebene zu zählen. Deswegen sieht der kleine Moses Oleshangay ständig das Zebra-Flugzeug am Himmel. Es ist die weltweit erste solche Bestandsaufnahme aus der Luft. Sie liefert spektakuläre Bilder eines einmaligen Naturschauspiels: der jährlichen Wanderung Hunderttausender Gnus, Zebras und Antilopen aus der Serengeti und dem benachbarten vulkanischen Hochland in das heutige Kenia – und wieder zurück. Der weltweit größten Migration von Säugetieren. So entsteht der Dokumentarfilm *Serengeti darf nicht sterben.* Ein Welterfolg, 1960 nimmt Bernhard Grzimek dafür einen Oscar entgegen – noch gezeichnet von Erschütterung, denn kurz zuvor ist sein Sohn Michael, ein exzellenter Kameramann, in Tansania mit dem Zebra-Flugzeug tödlich verunglückt. Ursache des Absturzes: die Kollision mit einem Gänsegeier.

Auch Maasai sehen den Film in den folgenden Jahren. Unter freiem Himmel werden Vorführungen mit Leinwand und Projektor veranstaltet. Viele sind begeistert von den spektakulären Naturaufnahmen ihrer Heimat. Sie haben die beiden Deutschen als freundlich und respektvoll erlebt. Weil es keine Übersetzung ins Maa gibt, versteht zunächst niemand, dass Grzimek im Film zu einer Anklage gegen sie ausholt: »Welches schwarze oder weiße Hirtenvolk«, kommentiert er als Sprecher, »hätte sich schon je um das fernere Schicksal seiner Heimat Gedanken gemacht.« Die Maasai versperrten Wildtieren den Weg zu Wasserquellen, sie schlügen zu viel Holz für ihre Krale, vernichteten die Natur – und damit ihre eigene Zukunft.

Bernhard Grzimek ist nicht der erste Deutsche, mit dem es die Familie von Moses Oleshangay und Meshuko Dorop zu tun bekommt. Ein halbes Jahrhundert zuvor, im Jahr 1904, baute ein Siedler aus Niedersachsen, ein Mann namens Adolf Siedentopf, am wohl spektakulärsten Ort der Ngorongoro-Region eine Farm – mitten in einem riesigen Vulkankrater mit fruchtbaren Weideflächen. Zu jenem Zeitpunkt hatte das Deutsche Kaiserreich im Osten Afrikas seine größte Kolonie errichtet, mehrere Aufstände niedergeschlagen und Massaker verübt, auch an den Maasai. Siedentopf begann, im großen Stil Viehzucht und Landwirtschaft zu betreiben, schoss Elefanten und stieg in den lukrativen Elfenbeinhandel ein. Auch auf sein Betreiben hin siedelten die deutschen Kolonialherren die Maasai, die den Krater als Weideland und spirituelle Stätte nutzten, in ein mehr als hundert Kilometer entferntes Reservat um. Zu den Vertriebenen gehörte eine junge Frau namens Nenkiok, die Großmutter von Moses Oleshangays Frau. Nenkiok – der Name bedeutet »die Einohrige«. »Das andere Ohr«, erzählt Meshuko Dorop, »hat ihr ein Leopard abgebissen.« Nur wenige Maasai durften bleiben, als Arbeitskräfte von Adolf Siedentopf.

Die Schönheit dieser Landschaft blieb den Kolonialherren nicht verborgen. Naturschutz war in den Industriestaaten des Nordens schon Ende des 19. Jahrhunderts zu einem populären Anliegen geworden. 1872 hatte die US-Regierung am Yellowstone-Fluss im amerikanischen Westen den ersten Nationalpark der Welt gegründet. Vor allem Briten und Deutsche wiesen nun in ihren afrikanischen Kolonien große Wildgehege aus, deren Nutzung den Einheimischen verboten wurde. Jagen durften dort nur Weiße. Auch den Vulkankrater hätten einige im kaiserlichen Berlin gern als Naturschutzgebiet gesehen. Doch Adolf Siedentopf ließ sich nicht aus seinem Pachtvertrag herauskaufen. Im Ersten Weltkrieg vertrieben ihn schließlich britische Truppen. Der größte Teil von Deutsch-Ostafrika fiel an Großbritannien.

Foto: Andrea Böhm

Moses Oleshangay, 72, lebt im Ngorongoro-Schutzgebiet

Die neuen Herren erklärten das Hochland mit seinen Vulkanen und die angrenzende Savanne zu einem riesigen Schutzgebiet – auch weil weiße Großwildjäger den Bestand an Raubtieren und Elefanten immer weiter dezimiert hatten. Die Maasai jagen grundsätzlich keine Wildtiere, und so durften sie vorerst bleiben, Nenkiok und die restlichen Vertriebenen zurückkehren. Sie seien, sagte einer der britischen Gouverneure damals, »ein Museumsstück in einer Naturausstellung«.

Etwa ein Jahr nach seiner Begegnung mit Bernhard Grzimek sieht der junge Moses Oleshangay einen Wagen der britischen Kolonialverwaltung, der sich in der Weite der Savanne verfahren hat. Es ist Trockenzeit, die Maasai haben ihre Rinderherden im traditionellen Wanderrhythmus in die Ebene der Graslandschaften geführt. Er habe das Auto nichtsahnend zur damaligen Boma der Familie dirigiert, erinnert sich Moses Oleshangay heute. »Dann stieg einer der Weißen aus und erklärte, dass wir hier nicht mehr bleiben dürfen. Dass wir unsere Tiere sofort ins Hochland bringen müssen.«

Die Briten teilen das Schutzgebiet. In den heute weltberühmten Serengeti-Nationalpark, ein fast 15.000 Quadratkilometer großes Refugium für Wildtiere, das den größten Teil der Savanne abdeckt und in dem sich Menschen nicht mehr aufhalten dürfen – ausgenommen Wildhüter, Forscher und Touristen. Und in die 8000 Quadratkilometer große Ngorongoro Conservation Area, benannt nach jenem spektakulären Vulkankrater im Hochland, dem Ngorongoro. Um bei den Maasai keinen Aufstand zu provozieren, garantiert die Kolonialverwaltung ihnen unbegrenztes Aufenthalts- und Weiderecht in der Conservation Area. Ein schwacher Trost in Anbetracht der Tatsache, dass die Viehhirten auf einen Schlag fast zwei Drittel ihres angestammten Weidelandes verloren haben, samt wichtigen Wasserquellen. Aber sie fügen sich. Moses Oleshangay sagt, er sei bis heute überzeugt, dass Bernhard Grzimek hinter dieser Landnahme steckte.

Grzimeks Einfluss auf die Briten in Fragen des Naturschutzes war in der Tat groß. Aber für seine Ziele nicht groß genug. Wäre es nach ihm gegangen, hätten die Maasai auch das Hochland verloren. »Ein Nationalpark ist ein Stück Wildnis und soll es bleiben wie in Urzeiten. Menschen, auch eingeborene Menschen, sollen darin nicht leben«, schrieb er 1959. *Fortress conservation* nennt man das, »Festungsnaturschutz«.

Bernhard Grzimek war nicht der Erste, der dieses Konzept formulierte. Aber er zählte bald zu seinen einflussreichen Verfechtern. Afrikas Tiere müssen vor Afrikas Menschen geschützt werden – das war nun die herrschende Meinung unter Wissenschaftlern und Naturschutzorganisationen, die damals ausschließlich aus Europa oder den USA stammten. Bei der International Union for the Conservation of Nature, die heute die Rote Liste gefährdeter Tier- und Pflanzenarten führt, dachten sie so. Bei der Wildlife Conservation Society. Und bei der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt, die dank Grzimek zu einer international einflussreichen Organisation geworden war.

Erst Jahrzehnte später würde klar werden, dass dies womöglich ein Irrtum war.

»Wir haben die Gesetze und Verträge nicht verstanden, die man mit uns abgeschlossen hat«, sagt Moses Oleshangay. »Wir verstanden kein Englisch, nicht einmal Swahili« – die Lingua franca in weiten Teilen Ostafrikas. »Mit uns konnte man machen, was man wollte.«

Damit sich das nicht wiederholt, haben er und seine vier Frauen zu einer einfachen Waffe gegriffen: Bildung. »Ich habe insgesamt 32 Kinder«, sagt er und lächelt, als ich ihn ungläubig anschaue. Seine Söhne und Töchter sind in zwei Welten aufgewachsen. Kaum dass sie laufen konnten, lernten sie, wie man Vieh hütet, Löwen- von Hyänenspuren unterscheidet, nach Wasserquellen sucht. Aber im Gegensatz zu so vielen Maasai-Kindern sind alle auch zur Schule gegangen, mehrere haben ein Studium abgeschlossen. Einer wurde Jurist: Joseph.

Ich treffe ihn nicht in der Boma seiner Eltern, sondern im leeren Garten eines Restaurants in der Großstadt Arusha, knapp 200 Kilometer vom Ngorongoro-Schutzgebiet entfernt. Nach der Eskalation im vergangenen Sommer sitzen immer noch Wortführer der Maasai im Gefängnis. Man habe ihm ebenfalls die Festnahme angedroht, sagt Joseph Oleshangay. Deshalb fährt er zum Zeitpunkt unseres Treffens nicht mehr in seine Heimat. Er sagt, er bleibe lieber in der Anonymität der Stadt, wechsle alle paar Tage seine Unterkunft und verabrede sich mit Fremden nur über verschlüsselte Nachrichten.

Joseph Oleshangay, 34, ein rundlicher Mann mit Kinnbart und sprudelndem Redefluss, ist heute ein prominenter Bürgerrechtsanwalt. Er beherrscht sie, die drei Sprachen Maa, Swahili und Englisch. Für seine rund fünfzig Rinder hat er kaum noch Zeit. Um die kümmern sich der Vater, die Brüder und die Cousins, während er den internationalen Medien Interviews über die Lage der Maasai gibt, Vorlagen für die UN und Kolumnen gegen die Regierung schreibt in einem Land, in dem die Meinungsfreiheit nur eingeschränkt gilt. Und er hat sich intensiv mit dem Leben von Bernhard Grzimek befasst, hat dessen Schriften und Bücher gelesen. *Serengeti darf nicht sterben* hat er als Kind in der Schule gesehen. »Damals fand ich den Film cool. Die schlimmen Aussagen über die Maasai habe ich erst später begriffen.«

So wie ihm ging es mir auch.

Ich habe *Serengeti darf nicht sterben* ebenfalls das erste Mal in meiner Schulzeit gesehen. Dann ein zweites Mal vor dieser Reise nach Tansania. Die Bilder von der Tierwelt faszinieren mich immer noch. Löwen, Giraffen, Zebras, unendliche Savanne. Aber anders als in meiner Kindheit schlucke ich dieses Mal bei Grzimeks Rundumschlag gegen Viehhirten. Genau wie bei seiner Verharmlosung der Kolonialherrschaft. Die Maasai, sagt er da zum Beispiel, hätten die Serengeti »in Schrecken gehalten, bis die Kolonialregierung ihren Übermut dämpfte«.

Erreicht man etwa dreißig Kilometer von der Boma der Oleshangays entfernt den Ngorongoro-Vulkan, dann geht der Blick plötzlich 600 Meter in die Tiefe. In die Ebene eines der größten Krater der Welt, entstanden vor mehr als zwei Millionen Jahren, als die Spitze des Vulkans nach einem Ausbruch in sich zusammenfiel. Ich bin nicht allein. Besucher mit Khaki-Westen, Tele-

ANZEIGE

Mythos Stalingrad

Kein anderes militärisches Ringen im Zweiten Weltkrieg wirkt in der Erinnerung so mächtig nach und ist bis heute so legendenträchtig wie die Schlacht an der Wolga. Wie erlebten und erinnern deutsche und sowjetische Soldaten diese Schlacht? Welche Folgen hatte die bis dahin größte Niederlage der Wehrmacht für das NS-Regime? Und welche Rolle spielt Stalingrad in Putins Propaganda?

Gratis testen

Jetzt bestellen:
www.zeit.de/zg-gratis
040/42 23 70 70*
*Bitte Bestellnummer angeben: 2109606

objektiven und Selfie-Sticks, fast ausschließlich Weiße, steigen aus ihren Safari-Jeeps und drängen sich auf der Aussichtsplattform. Unter uns in der Ebene wandern Wolkenschatten, in der Ferne schimmert silbern ein See. Winzige Punkte ziehen in einer langen Reihe vorbei wie auf einer Ameisenstraße. Jemand reicht ein Fernglas, die Ameisen werden zu bulligen Gnus. Neben ihnen Zebras, Antilopen, Wasserbüffel. Am Horizont verschwimmt die Kraterwand mit dem Himmel, als formten sie eine schützende Glocke.

»Vielleicht gibt es ja doch ein Paradies auf Erden.« Das ist das Erste, was mir durch den Kopf schießt. Das Zweite sind die Worte von Meshuko Dorop, der Frau von Moses Oleshangay: »Wir haben ein Recht, hier zu leben.«

Wie die Touristen habe auch ich für diesen Ausflug zum Krater einen Geländewagen samt Tourguide gebucht. Frederick ist ein junger Tansanier aus dem Osten des Landes mit einem Diplom als Touristenführer, einem lexikalischen Wissen über Fauna und Flora und einem Hang zu Tempo 80 auf Waschbrettpisten. Er steuert den Jeep den steilen Weg zum Kraterboden hinunter, vorbei an Büffeln, Thomson-Gazellen und einem Tier, das auf abgeknickten Vorderläufen mit der Schnauze in der Erde wühlt. »Ein Warzenschwein«, erklärt Frederick. »Gräbt in der Erde nach Wurzeln und Knollen. Wird von Löwen und Hyänen gejagt. Kann aber schnell rennen.« In Sichtweite schläft eine offenbar satte Tüpfelhyäne.

Die Wildtiere ignorieren unseren Jeep, heutzutage schießen Besucher nur mit Kameras. Frederick manövriert den Wagen an einem Tümpel vorbei, aus dem die Rücken dösender Nilpferde ragen. »Irgendwo dahinten«, sagt er und deutet vage in die Ferne. Ich habe ihn nach den Ruinen der Farm von Adolf Siedentopf gefragt, dem Siedler aus Niedersachsen. Eine Sehenswürdigkeit, die nicht zu Fredericks Programm gehört. Wir irren hin und her, bis Frederick vor einem Steinhaufen bremst. »Das muss es sein.«

Ich knipse die Ruinen. Frederick findet, dass es Schöneres zu fotografieren gibt, zum Beispiel den Elefantenbullen, den er mit dem Fernglas ausgemacht hat.

»In ein paar Jahren sind die Ruinen völlig zugewachsen«, entgegne ich. »Dann sieht man gar nichts mehr.« Mein Guide zuckt mit den Schultern.

»Guten Abend, meine lieben Freunde.« Mit diesem Satz eröffnete Bernhard Grzimek jede Ausstrahlung von *Ein Platz für Tiere*. Auch an einem Dienstag um 20.15 Uhr im Jahr 1962, als er zur Überraschung seiner Zuschauer Pauschalpakete von Tourismusunternehmen anpries: drei Wochen afrikanische Wildnis für 2000 Mark. Die Reisebüros waren überrumpelt – sie hatten so etwas gar nicht im Angebot. Aber Grzimek hatte Fakten geschaffen. Die plötzlich einsetzende Nachfrage sorgte dafür, dass binnen kurzer Zeit die ersten Pauschalreisen in die Serengeti und zum Ngorongoro-Krater gebucht werden konnten.

Dahinter steckte ein Pakt zwischen Grzimek und dem ersten Regierungschef des kurz zuvor unabhängig gewordenen Tansania. Der deutsche Naturschützer hatte in Julius Nyerere einen Bündnispartner gefunden. Grzimek sicherte ihm zu, mit der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt den Ausbau der tansanischen Nationalparks als Touristenattraktion zu unterstützen. Dafür erklärte Nyerere öffentlich, die Wildnis als globales Gemeingut für kommende Generationen schützen zu wollen.

Julius Nyerere, wegen seiner Ideen eines afrikanischen Sozialismus eine Ikone in Afrika und in europäischen linken Kreisen, hatte persönlich wenig Affinität zu Löwen und Elefanten. Aber wenn die Weißen so verrückt nach diesen Tieren seien, sagte er einmal, »dann werde ich dafür sorgen, dass sie sie hier zu sehen bekommen«. Wildtiere sollten, so das Ziel, zu einer wichtigen Devisenquelle für das arme Land werden. Nyerere wollte die Gesellschaft modernisieren, für Nomaden war in seinem Denken kein Platz.

Damit war Grzimeks Angst besänftigt, die Anführer der jungen afrikanischen Staaten könnten die Vertreibungspolitik der Kolonialherren rückgängig machen und Nationalparks wie die Serengeti wieder für indigene Völker öffnen. In Allianz mit Julius Nyerere wurde Bernhard Grzimek in den Jahren danach zum treuen Helfer eines afrikanischen Staatsaufbaus. Während britische und amerikanische Naturschutzorganisationen bei der Entwicklung der tansanischen Schutzgebiete oft viel versprachen und wenig hielten, haben sich Grzimek und die Zoologische Gesellschaft Frankfurt als zuverlässige Partner erwiesen.

Aus dem Traum vom afrikanischen Sozialismus ist nichts geworden. Aber mit zwei anderen Vorhaben war Nyerere erfolgreich. In Tansania existiert heute ein ausgeprägtes Nationalbewusstsein. Ethnische Spannungen sind selten, sich auf die eigene ethnische Herkunft zu beziehen ist verpönt. Deswegen genießen die Maasai wenig Sympathie bei ihren Landsleuten.

Und der Tourismus ist tatsächlich zu einer der größten Devisenquelle geworden. »Auf unsere Kosten«, sagt Joseph Oleshangay, der Anwalt, in dem Restaurantgarten in Arusha.

1975 wurden die Oleshangays und andere Maasai aus dem Ngorongoro-Krater vertrieben. Im selben Jahr untersagte der Staat im gesamten Schutzgebiet jede Form von Landwirtschaft. Ein schwerer Schlag für die Maasai, weil sie nun nicht mehr in Dürrezeiten Mais und Bohnen anbauen durften. Die Klassifizierung als Weltnaturerbe 1979 und als Weltkulturerbe 2010 durch die Unesco brachte neue Restriktionen mit sich: Der Zugang zu Weideland und Wasserstellen für die Rinderherden wurde begrenzt. In *Gorilla,* dem Magazin der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt, hoffte im Jahr 2014 ein leitender Mitarbeiter auf ein Serengeti-Ökosystem, »in dem die Maasai keine Nomaden mehr sind und in modernen Häusern mit festen Adressen leben«. In jener Zeit drangen erste Berichte über Unterernährung und Hunger unter den Maasai an die Öffentlichkeit.

Heute sind sich Aktivisten wie Joseph Oleshangay und die tansanische Regierung in einem einig: Aus einem Volk von Selbstversorgern ist ein Volk in Armut geworden. Immer mehr junge Männer und Frauen ziehen für Niedriglohn-Jobs in die Städte. Von den Einnahmen aus dem Tourismus haben die allermeisten Maasai nicht profitiert.

Man solle aus der Ngorongoro Conservation Area fast alle Viehhirten samt ihren Herden umsiedeln, empfahlen 2019 unter anderem Vertreter der Unesco. Lediglich einige Bomas sollten erhalten bleiben, für »kulturellen Tourismus« – was nur heißen kann: tanzen und Schmuck verkaufen. Der Bevölkerungsdruck und die Gefahr der Überweidung seien zu groß. Wenig später präsentierte die tansanische Regierung dann jenen neuen Nutzungsplan für das Schutzgebiet, aus dem hervorgeht, dass sie etwa 80.000 Bewohner umsiedeln will.

»Sollten diese Pläne umgesetzt werden, würden sie im Namen des ›Naturschutzes‹ das physische und kulturelle Überleben der Maasai bedrohen.« Der Satz stammt nicht von Joseph Oleshangay. Sondern aus einer Stellungnahme von Menschenrechtsexperten der UN.

Gern würde ich die tansanische Regierung dazu befragen, vor allem das zuständige Ministerium für Natürliche Ressourcen und Tourismus. Ich würde fragen, ob die Regierung die Maasai wirklich als »Bedrohung für das Welterbe« sieht, wie es die aktuelle Präsidentin des Landes, Samia Suluhu Hassan, formuliert hat.

Ich würde fragen, warum Tansania bis heute die Existenz indigener Gruppen nicht anerkennt, obwohl deren Schutz inzwischen völkerrechtlich verankert ist.

Und warum die medizinische Grundversorgung für die Maasai im Ngorongoro-Schutzgebiet massiv eingeschränkt wird. Die Flying Medical Doctors, eine NGO, deren Piloten seit Jahrzehnten Viehhirten ärztlich versorgen, ihre Kinder impfen und Schwerkranke ausfliegen, erhalten seit Monaten keine Flugerlaubnis mehr. Das einzige Krankenhaus soll sein Personal von 60 auf 17 Mitarbeiter reduzieren.

Mehrfache Bitten um eine Stellungnahme blieben bis Redaktionsschluss unbeantwortet. In den vergangenen Monaten haben die Regierung und die Verwaltung des Schutzgebietes immer wieder dementiert, dass bei den Umsiedlungen Zwang angewendet wird. Alles basiere auf Freiwilligkeit.

Am Ende meines Ausflugs in den Krater fährt mich Frederick an einen kleinen See. »Zum Picknick in der Wildnis«, sagt er. Ein paar Dutzend Meter entfernt steht eine Nilpferdmutter mit ihrem Jungen im Wasser. Steht man mit der Kamera am Ufer, fängt der Sucher nur sie ein. Tritt man einige Schritte zurück, kommen Dutzende Touristen und Jeeps ins Bild. Aussteigen ist hier erlaubt, die meisten Besucher verschwinden in einer großen Toilettenanlage, während die Guides Lunchpakete und Lagerbier aus der Kühlbox holen.

Auf der Ladefläche eines Kleinlasters, der wie Grzimeks Flugzeug im Zebramuster lackiert ist, zischt eine Espressomaschine. Der Cappuccino kostet vier Dollar.

Eine halbe Million Touristen besuchen das Ngorongoro-Schutzgebiet im Jahr, viele reisen weiter in den Serengeti-Nationalpark. In der Hauptsaison rollen täglich bis zu 500 Geländewagen in den Krater, und spätestens am Picknickplatz locken nicht die Tiere die Menschen an, sondern die Menschen die Tiere. Habichte kreisen im Tiefflug, um sich auf Sandwiches in den Händen unachtsamer Besucher zu stürzen. Vögel warten auf Krümel, Affen auf Essensreste.

Ein Propellerflugzeug zieht im Landeanflug vorbei. Anders als zu Grzimeks Zeiten sind die Passagiere heute meist nicht Forscher, sondern betuchte Reisende, die von der Piste zu luxuriösen Lodges mit Kraterblick gebracht werden. Um die 500 Dollar kostet die Nacht in einem der Hotels, das seine Suiten mit diesem Slogan anpreist: »Wo Versailles auf Maasai trifft«.

Im Frankfurter Zoo haben an einem verregneten Tag nach meiner Rückkehr aus Tansania nur wenige Tiere Lust, sich Besuchern zu zeigen. Zwei Paviane laufen auf der grauen Mauer ihres Geheges herum. In einem Glashaus stehen Erdmännchen in Reih und Glied, als warteten sie auf den Bus. Ein paar Meter weiter das »Grzimek-Camp«, ein kleines Haus im Stil einer Ranger-Station. Davor ein mannshohes Foto von Grzimek mit Zebra, im Inneren Fotos von der großen Wanderung der Gnus, von Bernhard Grzimek und Julius Nyerere. Und alte Zeitungsausschnitte, zum Beispiel die Schlagzeile der *Bild* vom 20. November 1979: »Tiermord in der Serengeti – Professor Grzimek bewaffnet 100 Mann«.

Hier im Zoo ist Bernhard Grzimek noch immer der Held des Umweltengagements. Der Mann, der nicht nur für die wilden Tiere Afrikas kämpfte, sondern auch in Deutschland den Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) mitgründete und die ersten Kampagnen gegen Pelzhandel und Massentierhaltung initiierte. Wobei das Image mittlerweile einige Kratzer abbekommen hat. Heute ist bekannt, dass Grzimek 1937 der NSDAP beitrat, was er zeitlebens leugnete. Von Aussagen, in denen er offen eugenische Positionen vertrat, distanziert sich die Zoologische Gesellschaft Frankfurt (ZGF) auf ihrer Website.

Der Biologe Christof Schenck führt die ZGF seit über zwanzig Jahren. Er gehört zu Deutschlands renommiertesten Naturschützern, im vergangenen Jahr hat er den Deutschen Umweltpreis erhalten. Tansania hat er unzählige Male besucht, und man hört ihm an, dass ihm bei einigen Entwicklungen in den Schutzgebieten nicht mehr wohl ist. »Der Tourismus«, sagt Schenck im Büro der ZGF gleich neben dem Zoo, »ist in Teilen Tansanias zu einer extraktiven Industrie geworden.« Die Wildtiere als Rohstoffe wie Diamanten, Kupfer oder Coltan, von deren Ausbeutung in afrikanischen Ländern nur die wenigsten Einheimischen profitieren. »500 Safari-Jeeps, die täglich in den Ngorongoro-Krater rollen – das ist einfach zu viel«, sagt Schenck. Auch die bedrohliche Rhetorik der Behörden gegenüber den Maasai finde er bedenklich. Er und seine Mitarbeiter weisen in unserem Gespräch immer wieder darauf hin, dass die ZGF sich geändert habe. Dass sie die Maasai in ihre Projekte vor Ort einbeziehe, wo es nur möglich sei.

Doch wenn es um die Zukunft der Ngorongoro Conservation Area geht, bleibt Schenck auf der Linie der Regierung. Die Koexistenz zwischen Wildtieren und Viehhirten sei früher möglich gewesen. »Jetzt leben dort 110.000 Menschen mit ihren Nutztieren. Das funktioniert einfach nicht mehr.« Schenck kann sich auf mehrere wissenschaftliche Studien berufen, die das Serengeti-Ökosystem durch das Wachstum der Bevölkerung immer stärker gefährdet sehen.

Ich frage: »Also muss man Menschen umsiedeln?«

Er nickt. »Natürlich nach allen internationalen ethischen und juristischen Grundsätzen. Und in einem partizipativen Prozess mit den Maasai.« Danach sieht es nicht aus.

»Wir sind zu viele geworden«, hat mir auch der alte Moses Oleshangay gesagt, Ehemann von vier Frauen, Vater von 32 Kindern. »Aber wir haben auch immer weniger Platz.« Er erinnert sich noch daran, wie er als Kind mit den Rindern durch die Serengeti zog. Wie er als junger Mann die Tiere im Inneren des Kraters weiden ließ.

Joseph Oleshangay, eine Frau, zwei Kinder, ist anderer Meinung als sein Vater. Dass im Schutzgebiet zu viele Maasai lebten, sei schon immer als Argument gegen ihre Anwesenheit vorgebracht worden, ganz egal, wie viele sie gerade gewesen seien. Er beruft sich ebenfalls auf Studien. In ihnen geht es darum, dass Biodiversität am effektivsten von indigenen Völkern in ihren Lebensräumen bewahrt wird – auch von Viehnomaden. Rinderherden verhindern die Verbuschung, düngen den Boden, und die Hirten haben, anders als von Bernhard Grzimek in *Serengeti darf nicht sterben* behauptet, ein feines Gespür für das ökologische Gleichgewicht.

»Die Idee, dass Schutzgebiete menschenleer sein müssen, ist moralisch falsch und funktioniert einfach nicht«, heißt es inzwischen sogar bei der International Union for the Conservation of Nature.

Ich glaube, Bernhard Grzimek hat damals eine Illusion erschaffen. Ein Sehnsuchtsbild mit Zebras und Löwen, Savannen und glutroten Sonnenuntergängen – aber ohne Menschen. Ein Bild von Afrika, das im reichen Norden bis heute fortlebt. Dabei war es von Anfang an falsch. Die Menschen haben immer dazugehört. Wie will man ein Ökosystem gegen die schützen, die dort ihre Heimat haben?

Vor Kurzem, einige Wochen nach meiner Rückkehr, habe ich Joseph Oleshangay noch einmal kontaktiert. Zumindest die juristische Lage habe sich entspannt, sagt er. Alle Maasai-Aktivisten, die im vergangenen Sommer verhaftet wurden, seien wieder auf freiem Fuß, die Verfahren eingestellt. Er besuche jetzt wieder seine Eltern, ohne eine Festnahme zu fürchten. Doch an den Umsiedlungsplänen der Regierung habe sich nichts geändert.

Auf dem Weg zur Boma seines Vaters fährt er jedes Mal am Rand des Ngorongoro-Kraters vorbei, an den Touristen auf der Aussichtsplattform und einer mannshohen Pyramide aus Steinen. Dort liegen Bernhard und Michael Grzimek begraben. Joseph Oleshangay sagt, er stelle sich dann immer vor, wie es wäre, mit dem alten Grzimek zu diskutieren. »Ich würde ihm sagen, wie sehr ich sein Engagement für den Naturschutz teile. Und wie sehr er sich in den Menschen geirrt hat, die hier leben. Er würde mir heute wahrscheinlich zustimmen.«

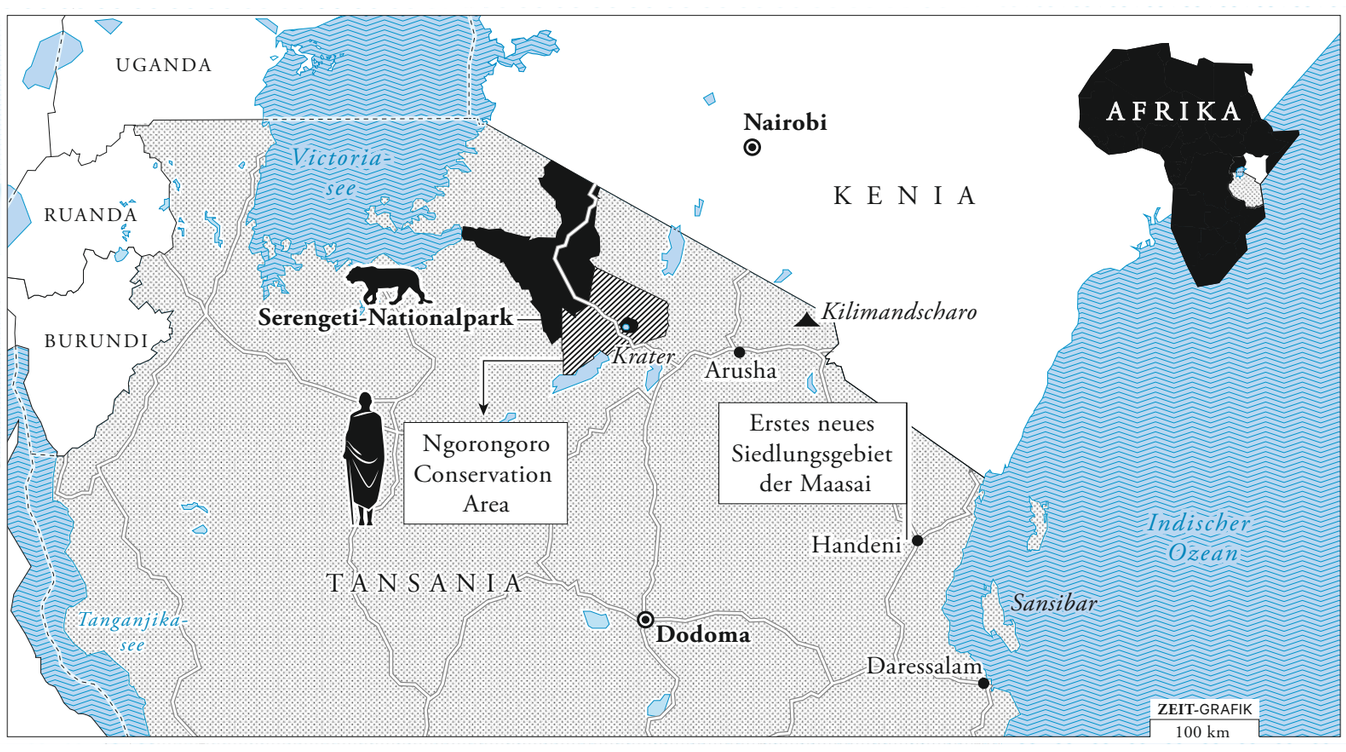
»Und wenn nicht?«, frage ich.

»Dann würde ich ihm klarmachen, dass wir keine Weißen brauchen, die selbst eine gewaltige Zerstörung der Natur angerichtet haben und uns jetzt erklären wollen, wie man sie schützen muss«, antwortet Joseph Oleshangay.

Foto: Okapia

1958 in der Serengeti: Bernhard Grzimek (l.) und sein Sohn Michael (2. v. l.)

Der Naturschützer Bernhard Grzimek prägte unser Bild von Afrika – mitsamt dem kolonialen Blick auf die Einheimischen



Zur Ausgabe Nr. 4

Weitere Leserbriefe finden Sie unter
blog.zeit.de/leserbriefe

Debatte ist möglich

Zum Gespräch über die deutsche Erinnerungskultur ZEIT NR. 4

Nathan Sznaider behauptet, die Tagung »Hijacking Memory« sei »eine Horrorveranstaltung« gewesen, hat sie aber zu keinem Zeitpunkt besucht. Zu der Zeit, als Sznaider seinen ersten Verriss der Tagung schrieb, waren auch keine Videos abrufbar. Jeder *ZEIT*-Leser kann sich inzwischen sein eigenes Bild machen, denn alle Vorträge sind auf der Website des Einstein Forums vorhanden.
Mit sechs israelischen Referenten, zwei davon ehemalige Knesset-Mitglieder, wäre es überraschend, wenn die Tagung zur Delegitimierung des Staats Israel gedient hätte, wie Sznaider behauptet. Selbst die beiden polnisch-jüdischen Referenten, die den Vortrag des palästinensischen Referenten Tareq Baconi scharf kritisierten, verwahrten sich anschließend gegen den Missbrauch ihrer Kritik, um die Tagung zu verleumden. In der *Welt* schrieben sie: »Die gesamte Konferenz (...) zeigte, dass eine intelligente und aufschlussreiche Debatte über heikle Themen tatsächlich möglich ist. Es wurden – mit einer Ausnahme – keine ›postkolonialen Positionen‹ präsentiert, es wurde weder versucht, ›den Diskurs über die Shoah zu verschieben‹, noch wurden jüdische Ängste lächerlich gemacht.«
Der mehrfach wiederholte Antisemitismus-Vorwurf belegt lediglich die These unserer Tagung: dass er viel zu oft ohne Begründung erhoben wird, sobald kritische Fragen von links gestellt werden. PROF. SUSAN NEIMAN, DIREKTORIN DES EINSTEIN FORUM, BERLIN

Wer kriselt hier?

Robert Pausch über Lützerath: »Am Kipp-Punkt« ZEIT NR. 4

Die Klimabewegung werde »den Zugewinn an Aufmerksamkeit (...) bald schon mit einem Verlust an Glaubwürdigkeit« bezahlen, lese ich im Leitartikel der *ZEIT*.
Doch wenn die Politik mit Hinhalte-Strategien weiter dringend notwendige Entscheidungen vernachlässigt, wird sie möglicherweise schon früher ihre Glaubwürdigkeit verlieren. WALTER MORITZ, PER E-MAIL

Mag ja sein, dass die Grünen hier gern eine normale »Rollenpluralität« erkennen möchten. Auch für Robert Pausch ist es offenbar die natürliche Aufgabe der Protestbewegungen, Druck aufzubauen, Aufmerksamkeit und Mehrheiten zu beschaffen, im Sinne einer Arbeitsteilung. Dabei aber bitte gewaltfrei zu bleiben und nicht zu eskalieren.
Große Teile der Politik dagegen sind festgefahren und behandeln die Klimakrise weiter wie ein Problem unter vielen. Wenn die Politik aber zu notwendigen Schritten gedrängt werden muss, ist das eine Krise der Politik und nicht der Aktivisten.
DR. GUNDA MATSCHONAT, OSTFILDERN

BEILAGENHINWEIS

Die heutige Ausgabe enthält folgende Publikationen in einer Teilauflage: Möbel Höffner, 12529 Schönefeld; Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik gGmbH, 60439 Frankfurt; Internationales Musikfestival Heidelberger Frühling gGmbH, 69117 Heidelberg: Fattoria La Vialla, IT-52029 Castiglion Fibocchi

Moderner Ablasshandel

Tin Fischer und Hannah Knuth über CO_2-Zertifikate: »Grün getarnt« ZEIT NR. 4

Die Autoren zeigen, dass CO_2-Zertifikate die versprochene Einsparung der Emissionen nicht sicherstellen. Die Unternehmen haben einen doppelten Vorteil (nämlich grünes Image und Verschmutzungsrechte), ohne dass die weltweite CO_2-Reduktion vorankommt.
Zugespitzt sind solche Zertifikate Lizenzen zum Töten. Unsere Erde als Gläubigerin gewährt Kredite, die nur mit Illusionen zurückgezahlt werden. Wenn die Illusionsblase eines Tages platzt, haben die Unternehmen noch ein paar Jahre Gewinne gemacht, wir alle aber sind dem Abgrund ein Stück näher. Die Erde ist dann pleite.
Wenn die Zeit noch reicht, sollten Standards und Strukturen geschaffen werden, mit denen der Zertifikatemarkt wirksam beaufsichtigt werden kann, in etwa so wie bei der Bankenaufsicht.
REINHARD KOINE, BAD HONNEF

Eine grüne CO_2-Mogelpackung wurde ausgepackt und enttarnt. Gute Arbeit!
REINHARD SCHMITZ, CELLE

Die Gemeinsamkeiten zwischen mittelalterlichem Ablass- und heutigem Zertifikatehandel schreien zum Himmel.
KORNELIA GORISCH UND HILDEGARD SCHUSTER, SCHRIESHEIM

Leider hatte ich mit diesem Ergebnis gerechnet. Nicht nur, weil ich als Vertragsjurist mal an der Einführung eines anderen Umwelt-Siegels beteiligt war, sondern auch aufgrund der Erfahrungen, die ich aktuell bei der Suche nach einer zuverlässigen Kompensation von Flügen gemacht habe. Zwar kann man als Fluggast am Ende der Buchung heute bei jeder Fluglinie die Kompensation direkt mitbuchen, dabei entstehen für einen Flug nach Rom etwa Kosten von 9,20 Euro. Dass dies aber keine ordnungsgemäße Kompensation der rund 500 kg CO_2 bedeutet, die man als Fluggast auf der Strecke produziert, kann man sich eigentlich denken. VOLKER V. MOERS, PER E-MAIL

Flug- und Seereisen sind ein absolutes No-Go, ein gemütliches Kaminfeuer zünden wir erst gar nicht mehr an – viel zu viel CO_2-Ausstoß. Gleiches gilt für Kerzenlicht: Candle-Light-Dinner gestrichen. Romantik wird eh überschätzt. Und bei dem dazugehörigen Gläschen Wein aus Frankreich oder Italien sollten wir erst einmal eine Expertise anfordern, ob die Transportkosten zu verantworten sind.
Uns ist die Leichtigkeit abhandengekommen. Das ist der Preis, den wir für unser Umweltbewusstsein zahlen müssen, der aber unerträglich hoch wird, wenn man erkennt, dass er umsonst gezahlt wird. HANNELORE SCHREINER, SAARLOUIS

Ich war naiv genug zu glauben, dass CO_2-Zertifikate überwiegend für sinnvolle Aufforstungsprojekte vergeben werden. Wenn sie jedoch zu modernen Ablassbriefen verkommen, kann man sich das Ganze fast sparen. REGINA STOCK, KIEL

Klimakatastrophen fordern auch bei uns immer mehr Opfer. Tödliche Hitze, Dürren und Fluten nehmen zu. Jetzt haben wir die Wahl: Entweder reagieren wir nach jeder Katastrophe mit immer härteren Notmaßnahmen, oder wir geben uns schon jetzt freiwillig Mühe, zu verzichten und gesünder zu leben. Für uns selbst und unsere Kinder. Ich wäre sofort dabei!
Aber sehen Sie bitte, wie die *ZEIT* auf die Klimakatastrophen reagiert: Sie spult einerseits routiniert ihr Pflichtprogramm an Berichterstattung ab, versucht aber andererseits, Lesern mit Werbung und entsprechenden Artikeln das Reisen mit Flugzeug und Kreuzfahrtschiff schmackhaft zu machen. Warum drucken Sie nicht mit Ökostrom auf Umweltschutzpapier?
Ich erwarte da mehr vom Verlag!
KLAUS SIERSCH, MÜNCHEN

Haben wir das nicht schon oft erlebt, dass Unternehmen mit dem Outsourcing von Wertschöpfungskomponenten auch die Verantwortung outsourcen? Kinderarbeit? Wir haben Verträge, die unsere Partner verpflichten, ohne minderjährige Mitarbeiter auszukommen. Arbeitsschutz? Wir haben Verträge, die unsere Partner auch dazu verpflichten. Klimaschutz? Sie ahnen, was ich schreiben will.
Konzerne übernehmen nur Verantwortung, wenn der Verstoß gegen die Regeln mit existenziell bedrohlichen Sanktionen versehen ist. Und die Sanktionen müssen dann auch exemplarisch durchgesetzt werden – nicht nur gegen die Konzerne, sondern auch gegen deren Führungspersonal. In diesem Lichte muss auch der staatliche Zertifikatehandel kritisch beurteilt und geprüft werden. KLAUS PETER FROHMÜLLER, HANAU

Das Prinzip ist seit der großen Finanzkrise 2008 bekannt: Es werden Produkte verkauft, die kein Mensch versteht. Unglücklicherweise bringt man den NGOs aufgrund ihrer (vermeintlich) besseren Position auf der nach oben offenen Heuchelei-Skala mehr Vertrauen entgegen als den Banken. Das ist nicht angebracht.
RAINER KALZ, BISCHOFSHEIM

Wenn private Geldgier und Kostenvermeidung auf staatliche Verantwortungslosigkeit treffen, entsteht nicht Klimaschutz, sondern Klimabetrug. HANS-J. GILLER, BAMBERG

Sitzen in den Chefetagen unserer Industrieunternehmen eigentlich nur Gauner? Oder steht wieder nur der Profit im Vordergrund jedweder Entscheidung?
Dankenswerterweise decken Sie diese Missstände auf – doch dann, was geschieht dann? Wer bleibt am Ball? Damit endlich etwas geschieht?
DR. WOLF GÜNTHER, BERLIN

Ich wünsche mir eine Weiterführung dieses Themas: Stellungnahmen von Unternehmen, Alternativen – auch für Endverbraucher.
STEPHANIE KÖNIG, HAMBURG

Regieren Sie doch erst mal selbst!

Tina Hildebrandt über das Prinzip Olaf Scholz: »Bitte nicht noch mal« ZEIT NR. 4

In ihrem Leitartikel stimmt Tina Hildebrandt ein ins allgemeine »Scholz-Bashing«. Und um dem Bundeskanzler etwa Entscheidungsschwäche zu attestieren, macht sie nicht einmal vor Unterstellungen halt, wenn sie im Zusammenhang mit dem Personalwechsel an der Spitze des Bundesverteidigungsministeriums vom »einwöchigen Rätselraten« schreibt und vom »langen Schweigen zur Neubesetzung«.
Nur zur Klarstellung: Am Montag tritt die Verteidigungsministerin zurück, am Dienstag der gleichen Woche benennt der Bundeskanzler ihren Nachfolger, am Donnerstag wird dieser vom Bundespräsidenten ernannt und leistet seinen Amtseid. Schneller und klarer hätte diese Neubesetzung kaum vollzogen werden können. Aber das passt dann offensichtlich nicht in das vorgefasste Bild Frau Hildebrandts von Bundeskanzler Scholz. Schade! HELMUT BOCHOW, HANNOVER

Erfrischend, die klaren Worten einer sehr guten Analyse zu lesen.
Ermüdend, zu wissen, dass sich wahrscheinlich wenig ändert! KLAUS PRINZ, REMSECK

Als Leser macht man sich natürlich Gedanken darüber, warum Scholz' Wirken in der Presse überwiegend negative Reflexe hervorruft. Seine Bedächtigkeit wird als Phlegma interpretiert. Scholz trifft Entscheidungen als Ergebnis kühler Abwägungen und lässt sich von der veröffentlichten Meinung nicht beirren – das kann man als Souveränität deuten, oder aber, wie meist geschehen, als Beweis für vermeintliche Arroganz und Besserwisserei. Dass Scholz reumütig auf die Presse zugeht und Kommunikationsdefizite einräumt, wird man wohl kaum erwarten dürfen, wohl aber, dass die Kommentatoren ihm gegenüber verbal abrüsten. Das hat ein hart arbeitender, um den richtigen Weg ringender Kanzler in einer komplexen Welt der multiplen Krisen sehr wohl verdient. Anderenfalls verstärkt sich mein Eindruck, dass auf die Medien genau das zutrifft, was diese Olaf Scholz gebetsmühlenhaft vorwerfen: Besserwisserei. RÜDIGER PAUL, PER E-MAIL

Tina Hildebrandt maßt sich an, Olaf Scholz' Verhalten zu interpretieren. Eine Journalistin ohne Erfahrung im Regieren! Ungeheuerlich!
Das respektlose Schreiben über Politiker wird langfristig nicht ohne Folgen für unsere Demokratie bleiben. Bitte nicht noch einmal, Frau Hildebrandt. RENATE SCHMITZ, PER E-MAIL

Noch nie war ich mit einem Kanzler so unzufrieden wie mit Olaf Scholz.Die Nachrichten, die ich lese und sehe, lassen mich verzweifeln. Deutschland versagt, das ist mein Eindruck.
BARBARA ENDRES, PER E-MAIL

Olaf Scholz ist vor einem knappen Jahr bei Putin gewesen. Was dort vereinbart wurde, ist nie an die Öffentlichkeit gedrungen.
Die Leistung von Olaf Scholz ist offensichtlich die absolute Neutralität. Anders ist sein Verhalten nicht zu erklären. Sonst würde er Rückgrat zeigen und sich nicht wie ein kleiner Junge mit Bauchschmerzen gebärden.
Scholz hat geliefert. Frau Lambrecht, hinreichend naiv, war eine willige Gehilfin. Jetzt wäre es an der Zeit, zu fragen, wo die Gegenleistung von Putin geblieben ist.
IMMO UND URSULA RICHTER, BUCHHOLZ

Scholz hin und Scholz her – keiner der anderen drei Großen, Amerika, Frankreich und England, will die ganz großen, schweren Panzer liefern. Sie alle sind sich der Gefahr der weiteren Eskalation bewusst. Aber sie versuchen, Scholz vor sich herzutreiben, um ihn dann, wenn es unbeherrschbar wird, zum Schuldigen zu machen. Ich kann nur hoffen, dass unser Bundeskanzler so bedacht weitermacht wie bisher.
MANFRED NEUBER, DARMSTADT

Ohne Scham? Nur infam!

Matthias Kreienbrink: »Schäm dich!« ZEIT NR. 4

Die zahlreichen Beispiele von Scham, die der Autor vorträgt, zeigen, dass dieses Gefühl auch durch die geschickte Behandlung eines Psychotherapeuten keinesfalls grundsätzlich wegzutherapieren ist. Die Scham ist uns eben mitgegeben. Sie ist nicht, wie der Autor nahelegt, ein Phänomen des finsteren Mittelalters und der unbarmherzigen Kirche, die ihre Macht auf subtile Art behaupten wollte.
Die Geschichte von Adam und Eva hat da einen Nerv getroffen: Scham ist die Erkenntnis der Nacktheit nach einem Tabubruch, der zunächst einen Erkenntniszuwachs verspricht, aber dann nur die eigene Ohnmacht umso deutlicher spüren lässt. Auch wenn Gott für die meisten Menschen hierzulande keine Rolle mehr spielt, entkommen wir nur schwerlich unseren in die DNA eingeschriebenen Gesetzmäßigkeiten. Man sollte biblische Geschichten eben nicht leichtfertig beiseitewischen.
GUNTER STEFFEN, ELMSHORN

Das Dossier habe ich gelesen bis zu der Stelle, als der Autor die Bibel erwähnte, wo Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis essen und sich ihrer Nacktheit schämen.
Solche Behauptungen, haltlos und unbeweisbar, sind es nicht wert, aus der kirchlichen Mottenkiste hervorgeholt zu werden! Die offensichtlich vorherrschende kirchliche Prägung setzt mich in Erstaunen.
BERTHOLD FRITZ, DUISBURG

Der Autor geht hauptsächlich auf Menschen ein, die zu viel Schamgefühl haben und darunter leiden. Und es ist gut, wenn solche Menschen heutzutage immer mehr wagen, darüber zu sprechen. Diesen Menschen kann somit geholfen werden.
Schlimm wird es jedoch, wenn Menschen kein Schamgefühl besitzen. In Ihrem Artikel habe ich vor allem diesen Punkt vermisst.
KENT DOĞU, FRANKFURT AM MAIN

Was ist mit Personen, die nichts bedauern und für alles eine positiv erscheinende Erklärung haben? Ihnen fehlt die Verantwortung für das Gemeinwesen, soziale Bindungen sind ihnen fremd. Dadurch schädigen sie die Gesellschaft viel mehr als schamhafte Menschen.
JOACHIM LODDERS, TAUBERBISCHOFSHEIM

Da diesem Dossier doch einiges an Betrachtungstiefe fehlt, möchte ich den interessierten Lesern, die etwas zur Genese und Struktur der Scham, zu deren Dynamiken und Konflikten erfahren möchten, unbedingt Leon Wurmsers Werke empfehlen, insbesondere *Die Maske der Scham.* Zugegebenermaßen eine Gedankenwelt über dem Oberstufenniveau, schwere Kost, die umso köstlicher zu genießen ist. KLAUS RYBARCZYK, PER E-MAIL

IHRE POST

erreicht uns am schnellsten unter der E-Mail-Adresse leserbriefe@zeit.de. Mit der Einsendung geben Sie Ihr Einverständnis, Ihren Brief in der ZEIT, deren digitalen Ausgaben und im Leser-Blog auf www.zeit.de unter Nennung Ihres Namens und des Wohnortes zu veröffentlichen. Für den Inhalt sind Sie als Einsender verantwortlich; die Redaktion behält sich Auswahl, Kürzung und redaktionelle Bearbeitung vor. Zudem können Sie die Texte der ZEIT auf Twitter diskutieren und uns auf Facebook folgen.

ANZEIGE

ZEIT VERANSTALTUNGEN

»GUT DAS DU RUSSENHASSENDE EMANZE WIEDER DEINEN KRIEGSHETZSENF DAZU GIBST.«

Sprache und Realität im Netz des Krieges

23. FEBRUAR 2023 · 20.00 UHR · HAMBURG & LIVESTREAM

Nicht erst seit dem 24. Februar 2022 führt Russland seinen Krieg gegen die Ukraine. Doch seitdem dominiert er den Diskurs. Expert*innen, darunter viele Frauen, versuchen den Krieg zu erklären und werden zum Ziel von – oft sexistischen – Hassbotschaften. Wie verändert sich unser Sprechen über den Krieg? Wie ist die Lage in der Ukraine, und welche Folgen hat der Krieg speziell für Frauen?
Darüber diskutieren **Sabine Fischer,** Senior Fellow, Stiftung Wissenschaft und Politik, **Carlo Masala,** Professor für Internationale Politik an der Universität der Bundeswehr München, **Ljudmilla Melnyk,** Institut für Europäische Politik, und **Jana Puglierin,** European Council on Foreign Relations, mit **Jörg Lau,** DIE ZEIT.
Ensemblemitglieder des Schauspielhauses lesen eine Auswahl von Hassnachrichten.
Beginn: 20.00 Uhr
Ort: Deutsches Schauspielhaus & Livestream
Tickets und Infos: www.zeit.de/veranstaltungen
Folgen Sie uns: @ZEITvst | @zeit_veranstaltungen

Veranstalter: DIE ZEIT
Kooperationspartner: Deutsches SchauSpielHaus Hamburg

Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Stalingrad-Wetter am Kriegs-Denkmal in Wolgograd: Im Nebel reckt Mutter Heimat ihr Schwert

Foto: Sergey Kozmin/Redux/laif (2010)

»Wir allein gegen die ganze Welt«

Am 2. Februar 1943 endete die Schlacht von Stalingrad mit dem Sieg der Roten Armee. 80 Jahre danach dient das Gedenken in Russland der Propaganda im Krieg gegen die Ukraine. Eine Reise an den historischen Kampfplatz VON MICHAEL THUMANN

Gelassen lehnt die Wärterin im Stuhl. Um sie herum brennt es lichterloh, Flammen schlagen bis zur Decke. Das Notfalltelefon, mit dem sie auf Knopfdruck die Feuerwehr alarmieren könnte, bleibt unberührt. Denn so echt die vielen Feuer wirken: Sie sind eine Illusion, ausgemalt bis ins kleinste Detail, von Bühnenbildnern inszeniert, sorgfältig illuminiert. Davor liegen auf echtem Steppensand Patronen, Munitionstaschen, Waffenschrott.

Das monumentale Panorama von Stalingrad ist das größte und wohl beeindruckendste Schlachtengemälde der Welt: Es zeigt das winterliche Kampfgelände wenige Tage vor der Kapitulation der deutschen 6. Armee an der Wolga. Auf 120 Meter Länge sieht der Besucher Kampfjets, Panzer, Kanonen, Kalaschnikows, sterbende und triumphierende Soldaten. Die Deutschen kauern im düsteren Schatten des Untergangs, verstecken sich hinter den aufgetürmten Leichen ihrer gefallenen Kameraden. Die sowjetischen Soldaten stürmen voran im hellen Schein der Wintersonne, die durch die Wolken bricht. Den Siegern gebührt das Licht.

Stalingrad heißt seit 1961 Wolgograd. Das Schlachtenbild ist eine der großen Attraktionen der nach dem Zweiten Weltkrieg von Grund auf neu erbauten Heldenstadt in Südrussland. Vor dem 80. Jahrestag des Sieges sind Putzkolonnen durch die Straßen gezogen, haben sie von Schnee, Matsch und Staub gesäubert. Auf der »Allee der Helden« haben Bauarbeiter im Akkord neue Granitplatten verlegt; die alten waren teils abgesackt. Nicht, dass Wladimir Putin bei seinem Besuch am 2. Februar stolpert. Alles soll nach Plan laufen.

Als die Wehrmacht Stalingrad im Sommer 1942 angriff, hoffte sie auf einen schnellen Beifang auf dem Weg zu den sowjetischen Ölquellen am Kaspischen Meer. Es wurde eine der grausamsten Schlachten der Weltgeschichte daraus. Bis Mitte November eroberten die Deutschen die Stadt fast vollständig. Zehntausende Zivilisten kamen bei Bombenangriffen ums Leben. Dann folgte die Gegenoffensive der Roten Armee. Die 6. Armee unter General Paulus wurde eingeschlossen; Hitler untersagte den Ausbruch, Göring fabulierte von einer Versorgung der deutschen Truppen aus der Luft. Schlecht ausgerüstet und bei Temperaturen von bis zu minus 40 Grad, blieb den Deutschen am Ende nur die Kapitulation.

80 Jahre danach hat Wolgograd nicht nur eine symbolische Bedeutung für Putins Krieg gegen die Ukraine: Hier wurden auch überdurchschnittlich viele junge Männer mobilisiert und an die ukrainische Front geschickt. Wolgograd liegt rund 500 Kilometer entfernt von der Front im Donbass, wo russische Soldaten ukrainisches Land besetzt halten. Doch dieses Mal verteidigen sich die Russen nicht gegen einen verbrecherischen Angriff, sondern führen ihn selbst, während sich die Ukraine so entschlossen verteidigt wie die Sowjetunion von 1941 bis 1945. Das Stalingrad-Gedenken soll helfen, den russischen Angriff zu rechtfertigen; die historische Schlacht erinnert an eine Zeit, in der man ehrenvoll siegte – und dient als Vorbild für die Entfesselung übermenschlicher Kräfte.

Vor dem Schlachtengemälde im Panorama-Museum steht Wladimir Nikolajewitsch, ein hochgewachsener Mann, der schon viele Gruppen von Studierenden, Touristen und Kadetten durch das inszenierte Feuer geführt hat. »Sehen Sie, dort überrumpeln die sowjetischen Soldaten die faschistischen Eroberer, hier rücken die T-34-Panzer vor, da steht unsere Artillerie.« Das Panorama rekonstruiert den Blick vom Mamajew-Hügel, Wolgograds Hausberg, auf dem heute eine kolossale Mutter-Heimat-Statue über einer Gedenkstätte steht. »In Stalingrad kämpfte Russland ganz allein ums Überleben und siegte heldenhaft«, sagt Nikolajewitsch.

Allein gegen alle – das war auch das Leitmotiv der Kämpfe, die der Militärhistorische Club Schatun im vergangenen November in Wolgograd nachstellen ließ. Auf einem Truppenübungsplatz spielten Verwaltungsangestellte, Museumsführer und andere Statisten die Offensive »Uranus« nach. Mit ihr begann am 19. November 1942 die Rückeroberung Stalingrads. Als sowjetische und deutsche Soldaten verkleidet, verkeilten sich die Darsteller auf Geröll und Ruinen ineinander, rangen mit ihren schlecht sitzenden historischen Uniformen, schossen mit Platzpatronen aufeinander, stachen mit Bajonettspitzen in die Luft. Hinter ihnen zerplatzten Kanonenschläge auf freiem Feld, für den richtigen Sound. Das Kriegsschauspiel wurde von lokalen Fernsehsendern übertragen.

Echte Deutsche waren bei dem Spektakel nicht zugelassen. Die *ZEIT* beantragte rechtzeitig eine Akkreditierung bei Alexander Nowikow, dem Chef des Militärhistorischen Clubs. Am Telefon begründete er seine Absage so: »Ich bin ein Stalingrader, und nach all dem, was die Deutschen uns angetan haben, will ich sie hier nicht sehen.« Trotz deutscher Vergangenheitsbewältigung und vieler Versöhnungstreffen an den Gräbern von Stalingrad? »Welche Bewältigung?«, gab Nowikow zurück. »Bei Ihnen im Westen herrscht der liberale Neonazismus, Sie lieben die Nazis bis heute.« Nowikow folgt hier ganz dem Politsprech seines Präsidenten.

Dasselbe gilt für die falsche Behauptung, die Sowjetunion habe damals allein gegen Deutschland gekämpft. Mit dieser Legende will Putin erklären, warum er mit seinem verbrecherischen Krieg gegen die Ukraine so einsam in Europa dasteht, sieht man einmal von dem gekauften belarussischen Diktator ab.

Tatsächlich ist Putin so isoliert wie kein russischer Herrscher vor ihm. Schon gar nicht Stalin: Der sowjetische Führer war während des Krieges mit Großbritannien, den USA und einem erheblichen Teil der Welt gegen Deutschland verbündet. Die Vereinigten Staaten und Großbritannien lieferten von Juni 1941 an, als der deutsche Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion begann, Flugzeuge, Panzer, Lastwagen, Munition, Artillerie und Ausrüstung an Moskau. In den Filmaufnahmen jener Zeit kann man die englischen Waffen und die amerikanischen Lastwagen gut erkennen.

Im Panorama-Museum ist davon nichts zu sehen. Wladimir Nikolajewitsch führt an einer 70-Millimeter-Kanone, einem Motorrad Ural M-72, an Haubitzen und Panzerfäusten vorbei, alle aus sowjetischer Produktion. Die einzige aus dem Westen stammende Waffe ist ein mit Juwelen besetztes Deko-Schwert, das der englische König Georg VI. aus Sheffield-Stahl für die »Verteidiger von Stalingrad« schmieden ließ. Wladimir Nikolajewitsch zeigt es stolz in einer Vitrine.

Der Anteil der Westalliierten am Sieg über Hitler-Deutschland wird in Russland nicht erst seit dem 24. Februar 2022 heruntergespielt. Bereits vor zwei Jahren warf Putin den Westalliierten in einem Aufsatz vor, der Sowjetunion im Krieg nicht rechtzeitig geholfen zu haben. Das dürfe niemanden wundern, schrieb er, denn Briten und Franzosen hätten »schon 1939 Polen im Stich gelassen«, als es von Hitler angegriffen wurde. Dass Polen von Stalin und Hitler gemeinsam überfallen und aufgeteilt wurde, verschweigt der Hobbyhistoriker Putin; Stalins Teufelspakt mit Hitler vom August 1939 verniedlicht er als »defensive« Maßnahme. Ähnlich behauptete die Kreml-gesteuerte Zeitung *Rossijskaja Gaseta* zum Stalingrad-Jahrestag im Februar 2020, Stalin habe die Westalliierten vergeblich um Hilfe gebeten. Die USA und England hätten nur einen Bruchteil des Erbetenen geliefert, viel zu wenig und zu spät.

Nach Umfragen des unabhängigen Lewada-Instituts glauben heute zwei Drittel aller Russen, die Sowjetunion hätte Deutschland im »Großen Vaterländischen Krieg« auch ohne die Hilfe der Alliierten besiegt. In den historischen Quellen liest sich das anders. Die sowjetische Führung machte selbst im Kalten Krieg keinen Hehl aus der Bedeutung der Hilfsprogramme. Stalins Marschall Georgi Schukow sagte in einem vom KGB aufgezeichneten Gespräch: »Die Amerikaner gaben uns Material, ohne das wir den Krieg nicht hätten fortführen können.« Der unabhängige russische Historiker Juri Piwowarow erinnert daran, dass die Sowjetunion weder in der Schlacht um Moskau 1941 noch in Stalingrad allein dastand, und erwähnt dabei auch ein wichtiges Ereignis, das in Russland ganz in Vergessenheit geraten sei: Die Amerikaner landeten 1943 auf Sizilien und zwangen Hitler so, dringend benötigte Divisionen von der Ostfront abzuziehen und nach Italien zu verlegen. Doch die Anti-Hitler-Koalition hat in der Putinschen Erinnerungsarbeit ausgedient.

Entsprechend werden in Wolgograd ausschließlich die Leistungen der Sowjetunion vorgeführt. »Achten Sie auf diesen Mann«, sagt Wladimir Nikolajewitsch. Wir sehen einen brennenden Sowjetsoldaten, der mit einem Molotowcocktail einen Panzer in Brand steckt. »Michail Panikacha hat sich geopfert, um einen deutschen Panzer zu zerstören.« Vorher habe er auf einen russischen Panzer gepinselt: »Ich sterbe, mein Vaterland siegt!« Das sind die Geschichten der Helden, die dieses Museum feiert.

Dazu gehören Einzelkämpfer wie Wassili Saizew, der berühmte Scharfschütze, der 242 deutsche Besatzer erschossen haben soll. Oder die Verteidiger der Stalingrader Traktorenfabrik, in der T-34-Panzer montiert wurden. Oder Jakow Pawlow, der mit seinen Männern das sogenannte Pawlow-Haus wochenlang gegen eine Übermacht verteidigte, was viele Deutsche das Leben kostete. Neuere Forschungen zeigen, dass Pawlow, ein Landwirt aus Nowgorod, schon frühzeitig verwundet aus dem Haus abtransportiert wurde. Andere kämpften an seiner statt. Doch der Pawlow-Mythos lebt weiter in Wolgograd.

Höhepunkt der Heldengalerie ist ein Saal mit Ölgemälden der hohen sowjetischen Generale und des »großen Stalin«. In Glaskästen liegen die Orden, die ihnen verliehen wurden. Dem Diktator Stalin ist sogar ein eigenes, privat organisiertes Museum in Wolgograd gewidmet. Dort posiert er als Wachsfigur hinter seinem Kreml-Schreibtisch vor einer Landkarte, umgeben von seiner eigenen Büste, Fotos seiner selbst, Zeitungsausschnitten, Schallplatten und einem alten Radio.

Die Heroenverehrung steht allerorten im Mittelpunkt der russischen Kriegserinnerung unter Putin, der am 9. Mai 2022 auf dem Roten Platz eine Reihe von Helden namentlich nannte, unter ihnen General Nikolai Watutin. Dessen Erwähnung war hochpolitisch: Watutin plante 1939 die sowjetische Besetzung Polens, war am Überfall auf Rumänien beteiligt, kämpfte in Stalingrad und wurde später von ukrainischen Nationalisten tödlich verwundet. Ein General, der exemplarisch für den Drang nach Westen steht, dem Putin verfallen ist.

Was bei dieser selektiven Erinnerung auf der Strecke bleibt, ist dreierlei: die Opfer, die Repressionen und die Versöhnung.

Im Panorama-Museum haben die Opfer der Schlacht von Stalingrad keinen Namen, kein Gesicht, keine Geschichte. Dabei gäbe es so viel zu erzählen. Wladimir Nikolajewitsch berichtet vor kargen Schwarz-Weiß-Schaubildern, wie die Deutschen sowjetische Flüchtlingsschiffe auf der Wolga beschossen, Menschen vertrieben und ausgehungert haben. Aber dieses Leiden wirkt auf den wenigen Tafeln eher wie eine Fußnote in der Heldenerzählung. Auch sonst erfahren wir kaum etwas von den Verbrechen der Deutschen, insbesondere auf dem Vormarsch im Sommer und Herbst 1941 durch die Ukraine, wo die 6. Armee am Judenmord beteiligt war und zahllose Zivilisten tötete. Wir erfahren nichts davon, dass die Zivilbevölkerung die Stadt auf Befehl aus Moskau anfangs nicht verlassen durfte. Wir hören nichts von den sowjetischen Kriegsgefangenen, die in deutschen Lagern umkamen.

Gefangenschaft galt unter Stalin und gilt unter Putin als Schande. Deshalb findet man in Wolgograd auch keine Erwähnung der Schlacht von Rschew bei Moskau, die sich fast zur gleichen Zeit wie die Kämpfe in Stalingrad ereignete – zwischen Januar 1942 und März 1943 – und die heute beinahe vergessen ist. »Dort verlor die sowjetische Armee rund eine Million Soldaten und ist doch kaum einen Kilometer vorangekommen«, sagt der russische Historiker Piwowarow. »Eine sinnlose Operation.« Gefeiert wird Stalingrad, Rschew dagegen wird nicht einmal betrauert, sondern einfach verdrängt.

Wie viele Opfer die Schlacht von Stalingrad forderte, ist bis heute unklar. Wladimir Nikolajewitsch spricht von 1,3 Millionen sowjetischen Toten und Verletzten und 1,5 Millionen bei den Deutschen und ihren Verbündeten. Ein anderes Museum in Wolgograd beziffert die Verluste auf 1,13 und 1,26 Millionen. Westliche Historiker schätzen die Zahlen vor allem auf deutscher Seite als deutlich geringer ein.

In Russland sind die Verluste heute eher Märtyrerstatistik als Anlass zur Trauer – eine Entwicklung, die auch der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge zu spüren bekommt, der im Dorf Rossoschka bei Wolgograd einen Friedhof für mehr als 64.000 deutsche Soldaten angelegt hat. Genau gegenüber entstand mit deutscher Unterstützung ein sowjetischer Soldatenfriedhof. Viele Jahre trauerten Deutsche und Russen gemeinsam an den Gräbern, saßen bei Kaffee und Kuchen, Suppe und Wodka in einem nahe gelegenen Haus der Gemeinde Rossoschka, das von den Deutschen finanziert wurde. Doch seit Kriegsausbruch im Februar 2022 können die deutschen Besucher nicht mehr kommen, die russischen Partner sabotieren die Zusammenarbeit. Für den Treffpunkt nahe dem Friedhof wurde den Deutschen der Mietvertrag gekündigt. »Unsere Versöhnungsarbeit mit den offiziellen Stellen in Russland«, sagt der Präsident des Volksbundes, General a. D. Wolfgang Schneiderhan, »liegt in Scherben.«

Verständigung passt nicht mehr in eine Zeit, in der Russland die Formel »Nie wieder Krieg!« durch die Redewendung »Wir können das wiederholen!« ersetzt. In Moskau inszeniert die Propaganda den Angriffskrieg gegen die Ukraine als heroische Fortsetzung der Schlachten des Zweiten Weltkriegs.

Der unabhängige russische Journalist Sergej Medwedew beschreibt die staatliche Erinnerung an den Sieg von 1945 als eine Art »permanente Liturgie, ein ekstatisch-mystisches Erleben der Vergangenheit, das den Menschen ihre triste Zukunft ersetzen« solle. Das Siegesgedenken werde zum Hochamt und diene der Legitimierung der Gewalt von heute. Jedes kritische Hinterfragen des Hergangs sowie der Führung Stalins werde vom isolationistischen Imperativ übertönt: »Wir allein gegen die ganze Welt!« Statt das Ende des Krieges mit vielen Millionen Opfern feierlich zu würdigen, sagt Medwedew, »feiert Russland den Krieg selbst«.

Mehr zum Thema

Stalingrad
Mythos und Wahrheit
einer Schlacht.
Das neue Heft
von **ZEIT Geschichte,**
124 S., 8,95 €. Jetzt am Kiosk
oder unter www.zeit.de/zg-heft

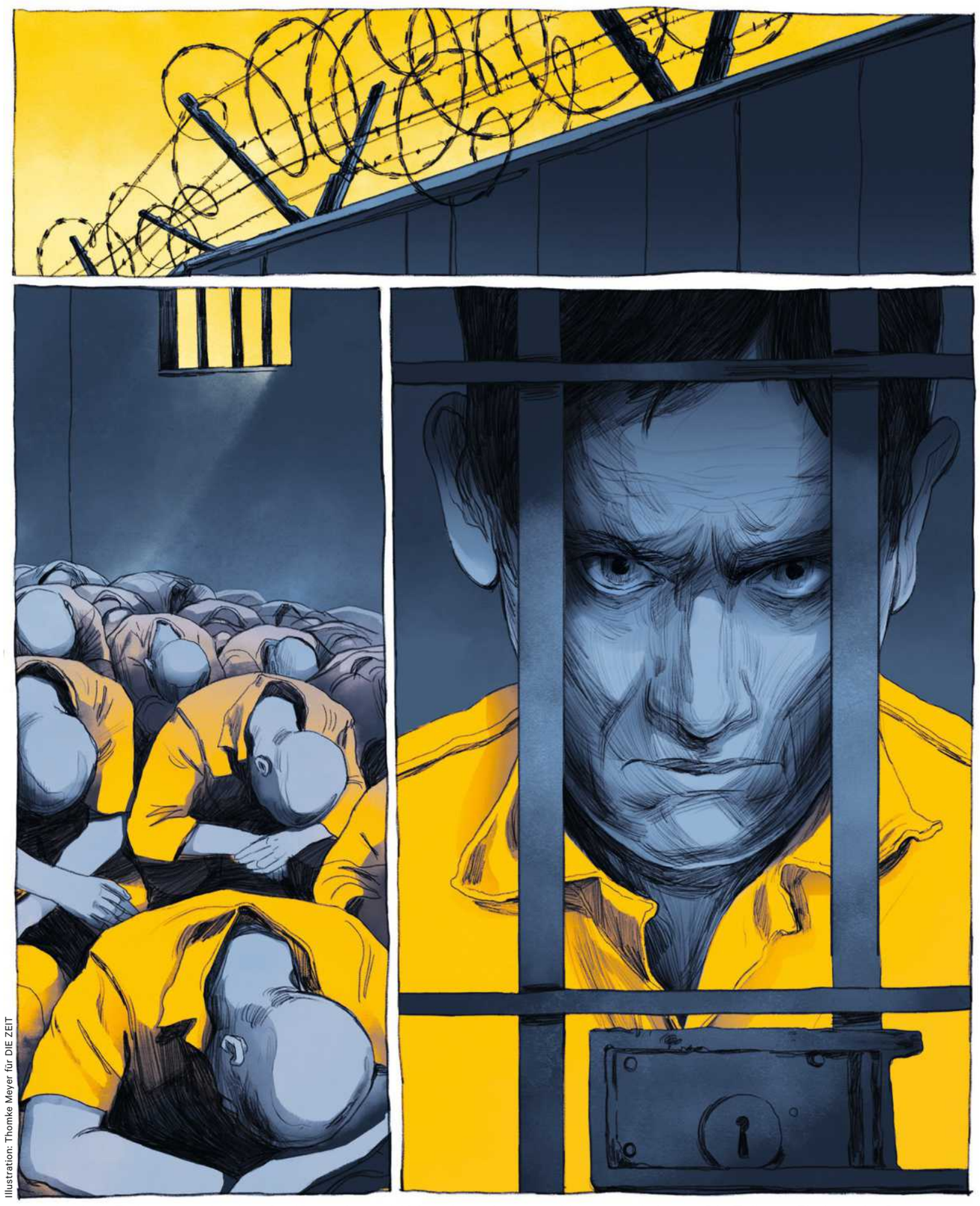


Illustration: Thomke Meyer für DIE ZEIT

In einer Zelle musste Markus Schlüter mit rund 100 anderen Insassen Monate verbringen. Die Toilette: Ein Loch im Boden

Schweinestall mit Schießbefehl

Über Monate wurde ein deutscher Cannabis-Dealer in einem elenden afrikanischen Knast gefangen gehalten. Warum ließ ihn die Bundesrepublik im Stich?

VON STEFAN WILLEKE

Vor wenigen Tagen wurde am Landgericht Neuruppin ein 44-jähriger Cannabis-Händler verurteilt. Das wäre nichts Besonderes, wenn der Mann das Schlimmste der Strafe nicht schon durchgestanden hätte – in einem Knast in Afrika. Dafür waren deutsche Behörden mitverantwortlich. Darf der Staat den schmutzigsten Teil einer Strafe Gefängniswärtern im Ausland überlassen und sich darauf berufen, juristisch nicht zuständig gewesen zu sein?

Der Mann, um den es geht, möchte nicht mit seinem Namen in der Zeitung stehen. Gegen das Gerichtsurteil in Neuruppin hat er Revision eingelegt, noch ist er nicht vorbestraft. In diesem Text soll er Markus Schlüter heißen. Er ist verheiratet, hat zwei kleine Kinder und lebt mit seiner Familie in Brandenburg. Einen richtigen Beruf hat er nie ergriffen und sich irgendwie durchgeschlagen. Die Staatsanwaltschaft in Cottbus hält ihn für den Kopf einer Gruppe organisierter Drogendealer. Für den Handel mit 368 Kilo Marihuana wird Schlüter am Ende verurteilt, allerdings nicht als Bandenchef.

Aber es laufen weitere Verfahren gegen ihn, und er stand schon einmal wegen eines Drogendeliktes vor Gericht – sechs Jahre Haft. Das Urteil wurde vom Bundesgerichtshof wegen eines Verfahrensfehlers aufgehoben, nachdem sich Schlüters Verteidiger Johannes Eisenberg eingeschaltet hatte. Diesen Mandanten kennt der Anwalt schon seit einer Ewigkeit. Liegt gegen Schlüter etwas vor, tritt der heute 67-jährige Eisenberg auf den Plan. Einmal bleibt im Gerichtssaal ein Platz auf der Verteidigerbank frei, weil einer der beiden anderen Anwälte noch nicht da ist, und der Angeklagte fragt Eisenberg: »Jony, darf ich mich neben dich setzen?« Vor einiger Zeit sagte Schlüter auch mal zu Eisenberg: »Wenn du irgendwann aufhörst, höre ich auch auf.« Sollte Schlüter die Ankündigung wahr machen, könnten die Cannabis-Freunde Ostdeutschlands in eine ernst zu nehmende Sinnkrise stürzen. Jedenfalls darf man sich nicht einbilden, Markus Schlüter sei ein harmloser Familienvater, der arglos ins Visier der Justiz geraten ist. Das ist natürlich auch seinem Anwalt Eisenberg bewusst.

So schickt er der Staatsanwaltschaft in Cottbus im August 2021 einen Brief: Gibt es einen Haftbefehl gegen Schlüter? Der Staatsanwalt Olaf Jurtz, der sich gegenüber der *ZEIT* nicht äußert, müsste Eisenberg nicht antworten. Aber er tut es und schreibt ihm, »dass ein Haftbefehl hier nicht vorliegt«. Daraus zieht Schlüter den Schluss, er könne bedenkenlos ins Ausland reisen. Das Wichtigste hat der Ermittler aber verschwiegen: Der Antrag auf einen Haftbefehl wegen bandenmäßigen Drogenhandels läuft bereits.

Das Amtsgericht in der brandenburgischen Stadt Zehdenick stellt Ende September den Haftbefehl aus. Noch ist der Fall aber eine rein deutsche Angelegenheit. Erst fünf Wochen später wird ein internationaler Haftbefehl erlassen. Markus Schlüter ist oft in der Türkei unterwegs, auch in Gambia. Dort können die deutschen Ermittler nichts ausrichten. Deshalb kommen Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes und der Staatsanwaltschaft in Cottbus auf die Idee, Schlüter in eine Falle zu locken. Das geht aus E-Mails hervor, die sich die Beamten im Herbst 2021 schreiben.

Monate zuvor hat Schlüter im deutschen Verbindungsbüro in Gambia, einer kleinen Außenstelle der Botschaft, die Verlängerung seines Personalausweises beantragt. In Gambia würde die Festnahme schwierig, viel Bürokratie, keine Direktflüge nach Deutschland. Einfacher wäre es wohl im Senegal. Und so schreibt einer der deutschen Staatsanwälte: »Dem Beschuldigten soll über die Deutsche Botschaft die falsche Mitteilung gegeben werden, dass seine Passunterlagen mit der Diplomatenpost wider Erwarten nicht eingetroffen seien, dies aber in etwa 2 Wochen zu erwarten sei.« Schlüter soll nach Dakar im Senegal gelockt werden, um ihn dort in eine Lufthansa-Maschine nach Deutschland zu setzen. Ein Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes fragt in einer E-Mail: »Aber würde ihm denn hier wirklich eine Falle gestellt?«

Aus dem Trick wird nichts, weil Schlüter nicht erneut in Gambia auftaucht. Er landet weit entfernt, in Tansania. Markus Schlüter hängt mit Bekannten ab und besucht ein Musikfestival. Vielleicht trifft er sich auch mit Leuten, die ihm noch nützlich sein können – wer weiß das schon. Ein sogenannter Verbindungsmann des Bundeskriminalamtes (BKA) im Nachbarland Kenia wird von der Staatsanwaltschaft Cottbus eingeschaltet, eine obskure Figur, die als Mittler zwischen den deutschen Behörden und der Polizei in Ostafrika dient. Ein Verbindungsmann gilt dann als guter Verbindungsmann, wenn er die einheimische Polizei dazu bewegt, sich den Wünschen der Justiz in Deutschland zu beugen.

Die Falle schnappt am 14. Dezember 2021 auf dem Flughafen der tansanischen Insel Sansibar zu, als Schlüter zurück nach Deutschland will. Er wird verhaftet und in eine Polizeistation nahe der tansanischen Hauptstadt Daressalam gebracht. Noch hofft Markus Schlüter, dass er nach ein paar Tagen freigelassen wird. Daran glaubt auch die deutsche Botschaft in Tansania. »Eine Besuchserlaubnis ist in Bearbeitung«, schreibt eine Amtsrätin. Danach wird die Botschaft wegen eines Corona-Falles zehn Tage lang geschlossen. Homeoffice.

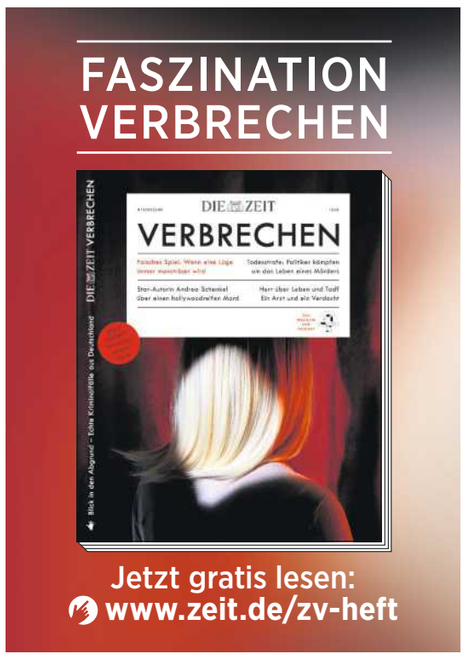
Das Weihnachtsfest des Jahres 2021 verbringt Schlüter im Gefängnis Segerea in Tansania. Die 120 Quadratmeter große Zelle teilt er sich mit über hundert anderen Insassen. Viele Monate später wird er über die Ereignisse in Tansania Aufzeichnungen anfertigen, ein ausführliches Gedächtnisprotokoll, 21 eng bedruckte Seiten, eilig zusammengeschrieben. Darin heißt es:

Angekommen in Segerea bemerkte ich, dass es von außen mit Scharfschützen und Patrouillen mit russischen Maschinengewehren bewacht wird. Hier habe ich zum ersten Mal erfahren, dass bei Flucht der direkte Schießbefehl gilt.

Schlüter versucht, Kontakt zu seinem Berliner Anwalt aufzunehmen, doch meist gelingt es ihm nicht. Einmal können sie kurz über eine knarzende Telefonleitung miteinander reden, aber eine Verständigung ist kaum möglich. Es vergehen drei Wochen, bis zwei Mitarbeiterinnen der deutschen Botschaft versuchen, Schlüter im Gefängnis zu sprechen. Sie bringen ihm eine Tafel Schokolade mit, die ihnen von Wärtern abgenommen wird. Der Besucherraum ist überfüllt, viele Menschen sprechen laut durcheinander. Deswegen weichen die Besucherinnen auf einen ruhigeren Platz im Freien aus, an einem Absperrgitter. Schlüter macht ihnen Vorwürfe und gibt ihnen die Schuld für seine Verhaftung. Die Besucherinnen ziehen daraus den Schluss, der Gefangene lehne die Betreuung durch die Botschaft ab. Sie kümmern sich nicht mehr um ihn, ein weiterer Besuch bleibt aus. Bis heute streitet sich Schlüters Anwalt mit dem Auswärtigen Amt darüber, wer von wem nun nichts mehr wissen wollte, die deutsche Botschaft von Schlüter – oder umgekehrt.

Die Zellen kann man sich vom Aufbau wie eine Schweinemastanlage vorstellen (...), die auch vom Verschmutzungsgrad einem Schweinestall ohne Mist glichen. Nur waren dort keine Schweine, sondern Menschen eingesperrt.

ANZEIGE



Damit Schlüter nach Deutschland geholt werden kann, müsste den Behörden in Tansania ein besonderer Haftbefehl zugestellt werden, ein Auslieferungshaftbefehl. Aber die Deutschen lassen sich damit Zeit, die Auslieferung zieht sich hin. Will die deutsche Justiz Schlüter schmoren lassen? Diese Absicht geht aus den Akten nicht hervor. Aber auffällig ist, dass die Staatsanwaltschaft Cottbus mehrere Monate braucht, um die Auslieferungspapiere nach Afrika zu senden. Und warum sind diese Unterlagen dann so dürftig, dass sie vom tansanischen Außenministerium zunächst nicht akzeptiert werden?

Die Toilette war nur ein betoniertes Loch und die Spülung und das Toilettenpapier bestand aus einem sehr verschmutzen Eimer und Becher den alle benutzten (...). Gewaschen wurde sich auch mit demselben Eimer und Becher.

Der Anwalt Johannes Eisenberg versucht, Markus Schlüter aus dem afrikanischen Knast zu holen. Er schickt seitenlange Beschwerden an die Staatsanwaltschaft Cottbus, das Landgericht Neuruppin, das Oberlandesgericht, das Bundesamt für Justiz, das Auswärtige Amt, das BKA. Aber alles vergeblich. Das Verfassungsgericht des Landes Brandenburg schreibt dem Anwalt im März vergangenen Jahres: Das Auswärtige Amt sei überzeugt, »das Segerea Prison genieße für tansanische Verhältnisse einen relativ guten Ruf. Es sei der deutschen Botschaft auch durch andere Haftbesuche und ein Covid-Projekt bekannt.« Das Auswärtige Amt, das sich auf die deutsche Botschaft in Tansania beruft, erklärt: »Nach hiesiger Einschätzung kann von einer Lebensbedrohung nicht ausgegangen werden.«

In den Flügeln gab es sog. PCs (punishment cells), wobei torture cells die bessere Beschreibung gewesen wäre, da die dort Gelandeten reihenweiße ihren Verstand verloren. Aufgrund des verlorenen Verstandes und der damit verbunden Lärmbelästigung wurden diese Leute dann mit Stiefeltritten, Rungus und langen Knüppeln bearbeitet (...). Die nächtlichen Schreie werde ich wahrscheinlich nie vergessen.

Das brandenburgische Verfassungsgericht kommt zu dem Schluss, Tansania wende »innerstaatliches Recht« an – was »nicht dem Land Brandenburg als Eingriff in das Freiheitsrecht des Antragstellers zuzurechnen« sei. Es handele sich um »hoheitliches Verhalten eines fremden Staates«. Kurz: Wenn Tansania Gefangene quält, lässt sich das nicht der Bundesrepublik anlasten. Man könnte sich fragen, warum Deutschland keinen Menschen, der in Tansania zur Fahndung ausgeschrieben wurde, dorthin ausliefert. Liegt das auch an den Haftbedingungen? Fragen könnte man sich zudem, was die deutsche Botschaft tatsächlich über den Knast in Tansania weiß.

In London lebt ein Mann, der nicht das Geringste mit Schlüter und dessen Verfahren zu tun hat, aber über das Gefängnis in Daressalam Auskunft geben kann: Tito Magoti. Sieben Jahre lang arbeitete er in Tansania als Menschenrechtsanwalt. Schließlich wurde er selbst unter einem Vorwand inhaftiert und verbrachte mehr als ein Jahr im Gefängnis Segerea, bis zum Jahr 2020. Die *ZEIT* hat ihm die englischsprachige Übersetzung von Schlüters Protokoll vorgelegt. Der Anwalt hat alles gelesen und sagt am Telefon: »Es ist plausibel. Ich habe keine Übertreibung gefunden.« Wenn die deutsche Botschaft behaupte, sie sei über diesen Knast informiert, dann sei das »die Lüge des Jahrhunderts«. Deutsche Beamte würden nur in den unauffälligen Empfangsbereich geführt oder in das Zimmer des Direktors. Was in den Zellen passiere, bleibe Besuchern verborgen. Tito Magoti spricht von »psychischer und physischer Folter. Dieses Gefängnis ist ein Albtraum.« Er wisse von Beamten der deutschen Botschaft, dass sie die grauenhaften Zustände nie persönlich gesehen hätten. Und die Corona-Maßnahmen im Knast, die vom Auswärtigen Amt hervorgehoben wurden? Atemmasken, sagt Magoti, seien einmal an Häftlinge verteilt worden. Alle zwei Tage habe man die Masken im Schmutzwasser waschen dürfen. »Wir wurden vergessen.«

Wie wenig das Auswärtige Amt über diese Haftanstalt weiß, zeigt ein Schreiben dieser Behörde an die Staatsanwaltschaft Cottbus. Darin steht, es handle sich um »ein reines Männergefängnis«. In Wahrheit sind dort auch Frauen untergebracht. Selbst das amerikanische State Department, das nicht gerade für seine Feinfühligkeit bekannt ist, nennt die Zustände in tansanischen Gefängnissen in einem Bericht *»harsh«,* ein verklausulierter Ausdruck für brutal.

Teller gab es nicht, genauso wie es keine Stühle oder Tische gab. Die Breistücke gab es einfach auf die Hände, oder es mussten andere Sachen wie Kleidung oder abgeschnittene Flaschenböden als Teller dienen (...). Gegessen wurde im Dreck (...). Abgesehen davon waren bei den Bohnen immer Insekten im Essen wie zB kleine Käfer und einige Male auch Kakerlaken.

Im März 2022 kommen die gültigen Auslieferungspapiere endlich in Tansania an, aber es dauert weitere zwei Monate, bis Polizisten des Landeskriminalamtes Brandenburg Markus Schlüter in Afrika abholen, ihn in ein Flugzeug setzen und nach Deutschland bringen. Ein paar Monate später beginnt der Prozess gegen ihn.

Im Neuruppiner Gerichtssaal kommt der Verteidiger Eisenberg immer wieder auf die Haftbedingungen in Tansania zu sprechen. Aber die Vorsitzende Richterin lässt sich darauf nur widerwillig ein. Was habe das Marihuana, das in einem Bunker in Brandenburg lagerte und über das ein Komplize des Angeklagten ein ordentliches Ein- und Ausgangsbuch führte, mit Tansania zu tun? Eisenberg lässt nicht locker und führt eine selten gewordene Handwerkskunst vor: die Spontan-Cholerik. Er kann seine Wutanfälle an- und ausknipsen wie eine Taschenlampe. Aber ist es dann noch Wut – oder bloß ein synthetischer Wutersatzstoff, der dazu dient, den Ankläger einzuschüchtern? »Ich werde mir von diesem Staatsanwalt nicht ins Wort fallen lassen!«, brüllt Eisenberg im November in den Gerichtssaal. Die Vorsitzende unterbricht die Verhandlung, und Eisenberg ruft dem Staatsanwalt zu: »Freundchen, Sie werden mich kennenlernen!« Der Angesprochene bemüht sich um eine Geste der Gelassenheit und gönnt sich einen Schluck aus seiner Wasserflasche. »Trinken Sie sich ruhig Mut an«, dröhnt Eisenberg, »Sie sind ein übler Verleumder!«

Ende Januar verkündet die Vorsitzende das Urteil: fünf Jahre und sechs Monate Freiheitsstrafe für Markus Schlüter. Der Prozess endet eher als geplant. Vielleicht will das Gericht auch dem Verschleiß der brandenburgischen Justiz vorbeugen, indem es sich dem Anwalt Eisenberg entzieht. Im Augenblick sucht er für seinen Mandanten einen Psychotherapeuten. Die Zeit in Tansania habe Schlüter traumatisiert.

Die Haftzeit in Afrika wird auf die Gesamtstrafe angerechnet. Fünf Monate im tansanischen Knast werden gewertet wie 20 Monate Gefängnis in Deutschland. So gibt es jetzt eine Formel für erlittene Qualen – eins zu vier.

WIRTSCHAFT

Große Klappe

Tech-Konzerne wie Google, Meta und Amazon entlassen plötzlich Zehntausende Mitarbeiter. Was ist aus dem Versprechen geworden, es gehe immer nur aufwärts?

VON MONA BERNER, HEIKE BUCHTER UND ANN-KATHRIN NEZIK

Illustration: Jelka Lerche/ZEIT-Grafik, Quelle: Angaben der Unternehmen

Fast vier Jahre lang gab der Software-Entwickler Steve alles für seinen Job, feilte in seiner Freizeit an seinen Programmierfähigkeiten, zählte nach eigenen Angaben zu den High Performern im New Yorker Google-Büro, den Leistungsträgern des Konzerns. Und so glaubte er an einen technischen Fehler, als Mitte Januar eine Meldung auf seinem Bildschirm erschien: Sein Konto, mit dem er sich sonst aus dem Homeoffice ins Google-Netzwerk einloggte, sei gesperrt.

Dann las er im Internet, dass Google weltweit 12.000 Beschäftigte entlasse – ein einmaliger Vorgang in der 25-jährigen Unternehmensgeschichte. »Ich starrte auf meinen Laptop und begriff, dass ich einer von ihnen bin«, erzählt Steve, 29, der nur seinen Vornamen nennen will, in einem Videotelefonat. Im Hintergrund quengelt seine vier Monate alte Tochter.

Auch seiner Frau Allie, 29, Marketing-Managerin bei Google, wurde gekündigt. Mitten in der Elternzeit. »Es gab keine Vorwarnung und keine Erklärung«, sagt Allie, die sich nun zusammen mit ihrem Mann mit einer Agentur für Video-Animationen selbstständig machen will.

Über Nacht haben die beiden nicht nur ihre gut bezahlten Jobs verloren, ihre Krankenversicherung und ihren Anspruch auf acht Monate bezahlte Elternzeit, keine Selbstverständlichkeiten in den USA. Verschwunden ist auch die Gewissheit, Teil eines Unternehmens zu sein, für das es immer nur aufwärtsgeht.

Es sind neue Zeiten angebrochen, nicht bloß bei Google. In den vergangenen Wochen haben Dutzende Technologiekonzerne Zehntausende Leute entlassen. Den Anfang machte im November der Facebook-Mutterkonzern Meta, der 11.000 Mitarbeitern kündigte. Amazon strich im Januar 18.000 Stellen. Auch Spotify und Salesforce, Twitter und Microsoft warfen Hunderte oder Tausende Menschen raus.

»Software frisst die Welt« – der legendäre Satz des Tech-Investors Marc Andreessen, dem zufolge das Digitale alles überrollt, scheint zu Beginn des Jahres 2023 nicht mehr zu gelten.

Was ist da los? Warum wirken die Stars des Silicon Valley, denen alles zu gelingen schien, die jahrelang märchenhafte Gewinne erwirtschafteten und an der Börse von einem Rekord zum nächsten eilten, plötzlich so irdisch? Wieso greifen sie zu Methoden, die zur Old Economy passen, aber nicht zu Firmen, die stets vor sich hertrugen, besser und kreativer zu sein?

In einem Blog-Beitrag, den Google nach Bekanntgabe der Entlassungen veröffentlichte, schreibt Firmenchef Sundar Pichai von der »Kostenstruktur«, die es zu »überarbeiten« gelte. Der neue Amazon-Boss Andy Jassy formulierte es wenige Tage zuvor in einer Verlautbarung des Online-Händlers ganz ähnlich. Die Chefs der Tech-Konzerne sprechen jetzt die Sprache der Wall Street.

Noch vor einigen Jahren war das anders. Als Google 2004 an die Börse ging, tauchte in seinem Börsenprospekt ein Satz auf: *»Don't be evil«,* »tue nichts Böses«. Google ignorierte erfolgreich die Gesetze der Wall Street, steckte Milliarden in experimentelle Projekte und zahlte den Aktionären über die Jahre keine Dividende. Auch Meta-Gründer Mark Zuckerberg behielt nach dem Börsengang weiter die Kontrolle über seinen Social-Media-Konzern, eine besondere aktienrechtliche Konstruktion machte es möglich.

Die Anleger nahmen all das hin, auch weil sich die Aktienkurse über die Jahre vervielfachten. Nun sind die Tech-Konzerne, die lange als immun gegen feindliche Attacken galten, in den Fokus aktivistischer Investoren gerückt. Deren Ziel ist es, Einfluss aufs Management zu nehmen und die Profitabilität von Unternehmen zu steigern. An der Wall Street werden sie deshalb mit Haien verglichen, die auftauchen, wenn sie Blut im Wasser wittern.

Beim Software-Konzern Salesforce stieg Ende Januar Elliott ein, der wohl berüchtigtste aktivistische Investor der Welt, der schon Thyssenkrupp ins Visier genommen hatte. Auf Google machte der Hedgefonds-Manager Christopher Hohn Druck. In einem Brief an Google-Chef Pichai polterte Hohn, das Unternehmen habe zu viele Mitarbeiter, das mittlere Jahresgehalt sei mit 300.000 Dollar überzogen. Zwei Monate später gab Pichai dem Drängen nach.

Um zu verstehen, wie es so weit kommen konnte, muss man drei Jahre zurückgehen, bis März 2020, als sich Corona in der Welt verbreitete und sich das Leben von Milliarden Menschen ins Internet verlagerte, zum Vorteil der Tech-Konzerne. Amazons Online-Shop boomte, genau wie Googles und Metas Werbegeschäft, weil überall Läden und Restaurants Anzeigen buchten, um im Lockdown zu überleben. Zwei Jahre lang wuchsen die Umsätze der Unternehmen rapide. Parallel dazu stellten sie massenhaft Leute ein. Die Zahl der Google-Mitarbeiter schwoll von April 2020 bis September 2022 um 64.000 an. Amazon verdoppelte seine Belegschaft im selben Zeitraum sogar fast, auf 1,5 Millionen.

Der früher recht überschaubare Club der Techies wurde während der Pandemie immer größer. Irgendwann aber wuchsen die Personalkosten schneller als Umsatz und Gewinn. Und an der Börse ging es abwärts. Seit Januar 2022 haben die Aktien von Google, Amazon, Meta, Microsoft und Apple zusammen über drei Billionen Euro an Wert verloren.

Man habe die vielen zusätzlichen Mitarbeiter für eine »andere ökonomische Realität« eingestellt, schrieb Google-Chef Sundar Pichai in seinem Blog-Beitrag und versprach etwas nebulös, die »Prioritäten« neu zu justieren.

Umso mehr verwundert es, dass hinter den Entlassungen keine Strategie erkennbar ist. Google hat Finanzern, Personalern und Marketing-Spezialisten genauso gekündigt wie Programmierern. Langjährige Mitarbeiter mussten gehen, aber auch solche, die erst seit einigen Monaten im Konzern waren. Gemein haben sie nur eines: Die Kündigung traf sie wie aus dem Nichts.

Ein Software-Entwickler erzählt, dass er erst neulich seinen Vorgesetzten gefragt habe, ob er sich angesichts der Entlassungen in anderen Firmen Sorgen machen müsse. Die Antwort: Nein, sein Projekt sei zu wichtig. Dennoch erfuhr er nur wenige Wochen später per Mail von seiner Kündigung, »Betreff: Nachricht bezüglich Deines Arbeitsverhältnisses«.

»Meine Identität war mit diesem Unternehmen verbunden«, sagt der Entwickler und erzählt vom Stolz, den er empfand, zum Kreis der »Googler« zu gehören, wie sich die Mitarbeiter des Unternehmens nennen, und es im Silicon Valley geschafft zu haben. Jetzt müsse er sich mit dem Gedanken anfreunden, bei seinem nächsten Job auf einen Teil des Gehalts zu verzichten. Zu viele Entwickler drängten gerade auf den Markt.

Was verspricht sich Google davon, Tausende Mitarbeiter hinauszuwerfen? Noch immer erwirtschaftet das Unternehmen zuverlässig Milliardenüberschüsse. Allein im dritten Quartal 2022 betrug der Gewinn 14 Milliarden Dollar, bei 69 Milliarden Dollar Umsatz. Von so einer Rendite träumen viele Firmen nur. Warum sind da Entlassungen nötig?

3500 Kilometer vom Silicon Valley entfernt meldet sich am Telefon eine Frau, die darauf vielleicht eine Antwort hat.

Kim Forrest, 60, ist Gründerin von Bokeh Capital Partners, einer Investmentfirma aus Pittsburgh, Pennsylvania. Bevor sie in die Finanzbranche wechselte, war sie selbst Software-Entwicklerin. Forrest erinnert sich noch gut an diese Zeit Anfang der Nullerjahre, als die Dotcom-Blase platzte und zahllose Tech-Firmen pleitegingen. So schlimm werde es diesmal nicht werden, glaubt sie. »Damals gab es viele Unternehmen ohne funktionierendes Geschäftsmodell.« Das sei heute anders.

Trotzdem muss Forrest ihren Kunden gerade bei einer schwierigen Entscheidung helfen: *buy or sell,* kaufen oder nichts wie raus aus den Aktien von Google, Meta und Amazon?

Sie ist nicht sehr optimistisch. »Die Menschen wollen wieder ins Restaurant gehen und ein Paar Schuhe anprobieren, bevor sie es kaufen«, sagt sie. Die Grenzen des Wachstums der Konzerne seien erreicht. Aus Sicht der Anleger steckten die Tech-Unternehmen gerade in einem Niemandsland fest, glaubt Forrest: Für Investoren, die auf stark steigende Kurse setzten, hätten sie an Attraktivität verloren. Und die Schnäppchenjäger der Wall Street, die Papiere unterbewerteter Unternehmen kauften, misstrauten den Beteuerungen der Tech-Stars, nicht mehr so viel Kapital zu verbrennen.

Ein weiterer Grund für die Misere liegt im Verhalten der Notenbanken. Die hielten die Zinsen jahrelang nahe der Nulllinie und befeuerten damit die Tech-Euphorie. Für Pensionsfonds, Stiftungen und Versicherungen gab es keine Alternative zu Aktien, wenn sie das Geld ihrer Investoren vermehren wollten.

Dann, Anfang 2022, beendeten die Notenbanken abrupt die Ära der niedrigen Zinsen, um die Inflation zu bremsen. Damit ist vieles, was das schnelle Wachstum der Tech-Industrie ermöglichte, schwierig geworden: Milliardenübernahmen, finanziert mit billigen Krediten; die Praxis, erst einmal möglichst viele Kunden zu gewinnen, auch wenn das Verluste bringt.

Schaut man in die Bilanzen der Konzerne, sieht man, wie sehr sie an wenigen Geschäftsfeldern hängen. Google verdient sein Geld genau wie Meta größtenteils mit Werbung, die Kunden auf der Plattform schalten. Aber was passiert, wenn Firmen ihre Werbebudgets wegen der Wirtschaftslage kürzen? Oder wenn europäische Politiker ihren Plan durchziehen und die Datenströme stoppen, auf denen die zielgruppengenaue Werbung fußt?

Neue Ideen gibt es viele bei Google, profitabel sind aber nur wenige davon. Und bei der wohl wichtigsten Zukunftstechnologie, der künstlichen Intelligenz (KI), hinkt der Konzern hinterher. Im Herbst hat das Start-up OpenAI einen Chatbot namens ChatGPT herausgebracht, der jede erdenkliche Frage beantwortet. ChatGPT ist trotz mancher Schwächen die perfekte Suchmaschine. Es gibt nur ein Problem: Größter Geldgeber der Technologie ist nicht Google – sondern Microsoft.

Nun will Google seinen Rückstand möglichst schnell aufholen. Nach Medienberichten sind deshalb sogar die Gründer Larry Page und Sergey Brin wieder da, die sich vor drei Jahren zurückgezogen hatten, und treiben im Hintergrund eine KI-Offensive voran. Womöglich trauen sie das ihrem CEO Sundar Pichai nicht zu, der eher als effizienter Manager denn als Visionär gilt.

Für Pichai ist es eine schwierige Situation, er ist eingeklemmt zwischen den Interessen. Auf der einen Seite muss er Neues wagen, in künstliche Intelligenz investieren, auch wenn sich das erst in einigen Jahren rentiert. Auf der anderen Seite drängt die Wall Street auf Einsparungen. Christopher Hohn, der aktivistische Investor, fordert etwa von Pichai, dass er noch einmal 25.000 Leute feuert.

Die Frage ist, wie das funktionieren soll, wenn die Stimmung auf dem Tiefpunkt ist. Auf Discord, einem Messengerdienst, machen seit der Entlassungswelle mehrere Tausend aktuelle und ehemalige Google-Leute ihrer Wut und Enttäuschung Luft. »Ich persönlich habe null Motivation«, schreibt einer, der geblieben ist. »Ich bekomme nichts hin, außer auf meinen Bildschirm zu starren«, postet ein anderer. Für diesen Donnerstag haben sie eine Demo vor dem New Yorker Google-Büro geplant. Titel der Veranstaltung: »Googler gegen die Gier«.

www.zeit.de/vorgelesen

11.000 Entlassungen bei **Meta**

12.000 Entlassungen bei **Google**

10.000 Entlassungen bei **Microsoft**

18.000 Entlassungen bei **Amazon**

Kündigungen seit November 2022

28 Jahre Heimarbeit

Viel zu viele fliehen aus diesem Beruf, viel zu wenige wollen ihn lernen. Aber Petra Brock hält durch. Sie ist Altenpflegerin, seit bald drei Jahrzehnten. Wie hat sich der Job über die Zeit gewandelt? Ein Stationsbesuch VON LINDA TUTMANN

Manchmal wird Petra Brock gefragt: Warum tust du dir das an? Den Stress, den Schichtdienst, die körperlichen Strapazen? Dazu noch eine Bezahlung, die in den Anfangszeiten gerade eben zum Leben reichte? Es ist ja nicht so, dass sich Brock diese Fragen in den letzten 28 Jahren als Altenpflegerin nicht oft selbst gestellt hätte. Wenn sie etwa nach einem sehr langen Dienst nach Hause kam. Wenn ihre Beine schmerzten vom Laufen, ihr Kopf dröhnte vor Erschöpfung oder manchmal auch ihr Herz, weil jemand in ihren Armen gestorben war.

Am nächsten Tag aber stand sie doch immer wieder da, in weißer Hose und blauem Kittel, und machte weiter. 63 Jahre ist sie inzwischen alt, sie hat noch vier Jahre Arbeit vor sich bis zur Rente. Und wenn man sie fragt, sagt sie: »Alte Menschen zu pflegen ist für mich der beste Job der Welt.«

Hört man diesen Satz zum ersten Mal, kann man ihn kaum glauben: 70 Prozent aller Altenpflegekräfte überlegen, sich einen neuen Beruf zu suchen, hat eine Studie des Deutschen Berufsverbands für Pflegeberufe (DBfP) im vergangenen Jahr gezeigt. Und das Bundesgesundheitsministerium hat ermittelt: Offene Stellen für Pflegekräfte bleiben im Schnitt 212 Tage unbesetzt, weil viel zu wenige Menschen diese Arbeit machen wollen.

Begleitet man dann aber Petra Brock auf ihrer Station im KWA Stift im Hohenzollernpark im Berliner Westen – KWA steht für »Kuratorium Wohnen im Alter« –, versteht man sofort, wie sehr sie ihren Job liebt. Man versteht aber auch, was sich alles verändert hat in dieser Branche in 28 Jahren. Die Heime. Die Aufgaben. Der Zeitdruck. Die Krankheiten. Die Menschen. Das Leben. Das Sterben. Eigentlich alles.

Aber nur wenig davon ist geeignet, den Beruf attraktiver zu machen.

Es ist ein Montagmorgen im Dezember, kurz nach sechs, Brock schlüpft in ihren Kittel. Sie schnappt sich einen Pflegewagen, ein metallenes Gefährt, an dem eine blaue Mülltüte baumelt und in dessen Schubladen und Fächern sie transportiert, was sie für den Tag braucht: Handtücher, Mullbinden, Desinfektionsmittel, ein Pulsmessgerät. Dann läuft sie los. Eine kleine Frau mit kinnlangen Haaren. Kurze, zackige Schritte.

Heute, sagt Brock, sei ein guter Tag. Der Plan auf ihrem Handy zeigt, dass sie von 6.15 bis 10.00 Uhr 29 Bewohner versorgen muss. Das sei zu schaffen, sagt sie, auch weil gerade kein Kollege krank sei.

Was Brock eine »gute Grundlage«, also Vollbesetzung, nennt, wurde in der Vergangenheit bundesweit zur Ausnahme. Auch im KWA Stift waren vier Anläufe nötig, bis ein Treffen zustande kam – so oft mussten Termine verschoben werden, weil das Personal zu knapp war, um nebenbei noch eine Reporterin herumzuführen. »Ich bin alleine als Fachkraft auf der Station, ich muss leider absagen«, schreibt Brock einmal am Vorabend per SMS.

An diesem Dezembermorgen nun steht Brock vor der ersten Zimmertür, sie zückt ihr Handy und drückt auf einen Button: Einsatz starten. Die Uhr läuft. Tablettengabe, fünf Minuten sind dafür vorgesehen. Für die Abrechnung mit den Versicherungen muss Brock jeden Arbeitsschritt dokumentieren, für jeden ist eine strenge Zeitvorgabe definiert. Als sie 1995 als Pflegerin begonnen habe, sagt sie, sei das anders gewesen. Damals habe sie mehr auf den Menschen achten können als auf die Minute.

Brock, 1959 im brandenburgischen Liebenwalde geboren, war eigentlich Elektromonteurin. Als ihrem Betrieb nach der Wende die Insolvenz drohte, schulte sie um. Jahrelang hatte sie sich um ihre Oma gekümmert, sie dachte: Warum nicht auch andere Alte unterstützen? Zwei Jahre lang lernte sie in einer Pflegefachschule, ein Praxisjahr folgte. Mit ihrem Auto fuhr sie für einen ambulanten Dienst über Land und half betagten Menschen beim Einkaufen, beim Waschen, sie machte Betten oder räumte auf.

Zu jener Zeit stand die Altenpflege vor einem Umbruch: 1995 führte die schwarz-gelbe Bundesregierung die Pflegeversicherung ein. Für jede Leistung war in Heimen und bei ambulanten Diensten von da an ein exakt definiertes Zeitfenster vorgesehen. Auf diese Art sollte der Tatsache begegnet werden, dass die Deutschen immer älter wurden und immer länger in Heimen lebten: Lag die Lebenserwartung Anfang der Sechzigerjahre bei Männern noch bei 66,9 und bei Frauen bei 72,4 Jahren, wurden Männer Ende der Neunzigerjahre gut sieben Jahre und Frauen rund acht Jahre älter. So kam es ab Ende der Neunzigerjahre zum »Boom der Altenpflege«: Die Anzahl der Heime stieg sprunghaft an und verdoppelte sich bis 2019 auf über 15.000. Auch die Zahl der Beschäftigten in der Pflege hat sich in der gleichen Zeit verdoppelt. Aber das reichte nicht.

Denn je älter Menschen werden, desto höher wird natürlich auch ihr Risiko, zu erkranken oder pflegebedürftig zu werden. Aber während die Nachfrage nach professioneller Pflege auf der einen Seite wächst, führt der demografische Wandel mit immer weniger Schulabgängern auf der anderen Seite dazu, dass das Arbeitskräftepotenzial sinkt, aus dem dieser Bedarf gedeckt werden kann.

Und so hatten die Veränderungen für Petra Brock vor allem eine Folge: Ihre Arbeitsbelastung stieg. Parallel sank die Attraktivität ihres Berufs.

1995 fing Petra Brock als Altenpflegerin an. Da konnte sie noch mehr auf den Menschen achten als auf die Minuten

Foto: Paulina Hildesheim für DIE ZEIT

»Alte Menschen zu pflegen ist für mich der beste Job der Welt«

Der Gesundheitsökonom Professor Heinz Rothgang von der Universität Bremen hat im Auftrag der Bundesregierung erforscht, wie viele zusätzliche Stellen geschaffen werden müssten, um das zu ändern. Sein Ergebnis: Es bräuchte 120.000 zusätzliche Stellen. »Am Ende«, sagt Rothgang, »geht es nicht nur darum, die Qualität der Pflege zu verbessern, sondern auch die Arbeitsbedingungen für die Pflegerinnen und Pfleger.« Nur so könne man künftig mehr Schulabgänger für den Job gewinnen.

Petra Brock steht vor dem nächsten Zimmer, drückt den Timer. Diesmal hat sie eine knappe Stunde Zeit. 2017 wurde die Minutenpflege offiziell abgeschafft, doch die Zeitlimits für ihre Tätigkeiten sind immer noch so eng gesetzt, dass Pflegeverbände eine »Minutenpflege durch die Hintertür« beklagen. Im Zimmer streift sich Brock blaue Handschuhe über. Große Körperpflege, Verbandswechsel, Kompressionsstrümpfe tauschen, Medikamentengabe. Frau M. ist 92 Jahre alt, bis vor zwei Jahren hat sie fast alles, bei dem sie heute Petra Brocks Hilfe braucht, noch alleine gemacht. Nicht selten saß sie am Computer, wenn man sie besuchte. Dann aber kam die Demenz, sie vergaß zu trinken, zu essen, sie kollabierte.

Brock stellt ihren Pflegewagen neben das Bett. Sie berührt sanft Frau M.s Arm. »Wir machen erst mal ihr Bein«, sagt sie und schlägt die Bettdecke zurück. Der linke Unterschenkel ist bandagiert. Mit einer Schere schneidet Brock den Verband auf, vorsichtig träufelt sie Kochsalzlösung auf den Mull, damit er sich von der Wunde löst. Brock wiegt den Kopf, die Wunde ist immer noch tiefrot und nässt. Tut weh, oder? Frau M. nickt.

Auch das sei neu, sagt Brock, als sie das Zimmer verlässt: Früher hatten die Pflegebedürftigen ein Leiden, vielleicht einen Herzinfarkt oder Diabetes. Heute seien die Krankheitsbilder komplexer. Menschen wie Frau M. litten nicht nur an Demenz, sondern häufig gleichzeitig an Ödemen, schwachem Herzen, Kreislaufproblemen, viele seien multimorbid. Brock muss immer genau hinschauen: Wie sieht die Haut aus, wie ist der Puls? Warum will jemand nicht aufstehen? Sind Rückenschmerzen der Grund? Oder Depressionen? Wenn jemand eine Wunde hat und zusätzlich Diabetes, muss sie berücksichtigen, dass die Wundheilung anders verlaufen wird als bei jemandem, der nicht unter der Zuckerkrankheit leidet.

Manchmal hört Brock Sätze wie: Ein bisschen Hilfe auf der Toilette, ein bisschen Tabletten geben – was macht ihr da schon Großes? Sie hat aufgegeben, Menschen mit dieser Einstellung zu erklären, wie ihr Arbeitsalltag aussieht. Weh tun ihr solche Sätze trotzdem.

»Die Arbeit ist auf vielen Ebenen anspruchsvoller geworden: körperlich, psychisch, aber auch intellektuell«, sagt Stefan Werner, Vizepräsident des Deutschen Berufsverbandes für Pflegeberufe. Werner absolvierte 1996 selbst seinen Zivildienst in einem Pflegeheim, damals sei gerade mal ein Mensch bettlägerig auf der ganzen Station gewesen. »Die Senioren waren damals in einer ganz anderen Verfassung, sie sind früher ins Heim eingezogen, waren dabei weniger pflegebedürftig und haben nicht so lange gelebt wie heute«, sagt er. »Stiefmütterlich« sei die Altenpflege viele Jahre behandelt worden, so als beherrsche die Aufgabe jeder. Lange Zeit gab es noch nicht mal eine einheitliche bundesweite Ausbildung. In manchen Bundesländern lief sie zwei Jahre, in manchen drei, und in anderen mussten die Auszubildenden noch Schulgeld bezahlen. Erst mit Inkrafttreten des Altenpflegegesetzes im Jahr 2003 wurde die Pflegeausbildung vereinheitlicht. Seitdem dauert sie überall verpflichtend drei Jahre.

»Na, Finn, alles klar?« Brock nickt einem Pfleger zu, der gerade das Nachbarzimmer verlässt. »Geht so. Frau K. bekomm ich nicht alleine hin«, antwortet er.

Dann wollen wir mal, Brock folgt ihm in Frau K.s Zimmer. Behutsam rollt sie die Dame auf ein Baumwolltuch, denn deren rechtes Bein ist gelähmt. Mit einem elektronischen Lifter wird sie vom Bett in ihren Rollstuhl gesetzt. »So, das haben wir geschafft«, Brock lächelt Finn zu. Der Azubi ist im ersten Lehrjahr – Brock ist seine »Praxisanleiterin«. Vielleicht ist das die größte Veränderung, die sich jetzt, zum Ende ihrer Berufslaufbahn, abzeichnet.

Seit Januar 2020 wird, wer eine Ausbildung als Altenpfleger absolvieren möchte, in einer gemeinsamen Klasse für sämtliche Pflegeberufe unterrichtet. Erst nach dem Abschluss müssen Absolventen entscheiden, ob sie auf einer Kinderkrankenstation, in der Klinik oder in der Altenpflege arbeiten wollen. Zwingend vorgeschrieben ist auch die Betreuung und Schulung durch erfahrene Kräfte wie Brock.

Die sagt, nachdem sie das Zimmer verlassen hat, sie finde es gut, dass der Nachwuchs besser eingearbeitet und betreut werde. Als sie selbst nach ihrer Ausbildung anfing, als Pflegerin zu arbeiten, bekam sie den Tourenplan in die Hand gedrückt, die einzelnen Stationen und Adressen. Das war's.

»Viel Potenzial« und eine Aufwertung des Berufes sieht Stefan Werner vom Pflegeverband in der generalisierten Ausbildung: »Als Altenpfleger muss man wie ein Allgemeinmediziner einen Blick auf den ganzen Menschen haben«, sagt er. Lange sei die Altenpflege weniger ernst genommen worden als die Krankenpflege – damit müsse Schluss sein.

Matthias Gruß von der Gewerkschaft ver.di sieht das weniger positiv. Denn oft verdienten Krankenpfleger gut 450 Euro mehr im Monat als Altenpfleger, insbesondere wenn deren Heime nicht tarifgebunden seien. Zwar gilt seit Herbst 2022 eine Tariflohnpflicht für die Altenpflege – das bedeutet aber längst nicht, dass sich alle Heimbetreiber daran halten. Sie müssen lediglich nachweisen, dass die von ihnen gezahlten Löhne im Durchschnitt auf Höhe des regional üblichen Niveaus liegen. »Es ist also denkbar, dass einer Pflegekraft nur der Pflegemindestlohn gezahlt wird, während eine andere deutlich mehr bezieht, solange der regionale Durchschnitt eingehalten wird«, sagt Gruß. Er befürchtet einen Brain-Drain in den Heimen: »Welche Pflegerin entscheidet sich nach der Ausbildung für die Altenpflege, wenn sie dort weniger Geld bekommt?«, fragt er.

Für Petra Brock, so erzählt sie es, habe Geld nie eine große Rolle gespielt. Vor drei Jahren wurde sie zur Pflegedienstleiterin befördert. Nun verdient sie brutto 3800 Euro, 700 Euro mehr als der durchschnittliche Lohn einer Pflegekraft von 3111 Euro im Osten. Im Westen verdienen Altenpflegekräfte im Schnitt mit 3405 Euro etwas besser. Hinzu kommen Zuschläge für Nacht-, Sonntags- und Feiertagsarbeit. Die Gehälter in der Branche sind längst besser als der Ruf, die Pflege gilt dem Klischee nach immer noch als extrem schlecht bezahlt. Früher stimmte das wirklich: Petra Brock verdiente in ihren Anfangsjahren 800 Mark im Monat: »Irgendwie ging es immer«, sagt sie.

Gereicht hat es für sie und ihre beiden Töchter, die sie alleine großzog, aber auch, weil sie zu Beginn ihres Berufslebens noch andere Jobs angenommen hatte. Manchmal stand sie am Wochenende in einer Konditorei, manchmal arbeitete sie abends in der Küche eines Restaurants. So war das damals eben.

Es ist Nachmittag geworden, Brock trinkt Kaffee im Pausenraum des Wohnstifts. Auf der geblümten Wachsdecke steht ein Obstkorb, es gibt kostenlose Heißgetränke. Ihr Arbeitgeber bemüht sich um seine Leute, er weiß, wie wertvoll jede Fachkraft ist. Brock sagt: »Unserer Generation war Work-Life-Balance nicht so wichtig, wir waren da nicht so streng.« Die neue Generation sei anders. »Wenn die keine Lust mehr haben, dann gehen sie halt. Der Markt hat sich verändert.« Früher, wenn sie sich beworben hat, bangte sie, ob sie die Stelle bekommen würde. »Heute müssen wir den Jungen etwas bieten«, sagt Brock. Sie spricht es nicht aus, aber sie wirkt, als wisse sie, dass frisches Obst und kostenloser Filterkaffee nicht reichen werden.

Wenn Brock an ihre eigene Zukunft denkt, hätte sie früher, vor 30 Jahren, immer gesagt, sie wolle im Alter in ein Heim. Heute ist sie sich da nicht mehr so sicher. Wenn möglich, möchte sie in ihrer eigenen Wohnung bleiben. Solange es irgendwie geht.

www.zeit.de/vorgelesen

Womit keiner rechnet

Die Bundesnetzagentur sucht einen neuen Fax-Dienstleister. Denn viele Deutsche nutzen im Jahr 2023 noch Fernkopien. Äh, wie bitte?

Kennen Sie E-Postbrief, De-Mail oder eID? Nein? Nicht weiter tragisch! Es handelt sich um staatliche Projekte, die mal eine sichere Online-Kommunikation ermöglichen sollten – und die allesamt gescheitert sind. Bürger, Firmen und Behörden haben sie nicht angenommen. Der Gewinner: das Fax.

Aktuell sucht die Bundesnetzagentur einen Fax-Dienstleister für die Verarbeitung von künftig rund 48.000 Faxen pro Jahr. Mit anderen Worten: Die Bundesoberbehörde, die die moderne Kommunikation ermöglichen soll, investiert ins Fernkopieren ganz alter Art. Der öffentliche Spott in den vergangenen Tagen war enorm.

Zu Unrecht, sagt Fiete Wulff von der Bundesnetzagentur. »Der Anteil an Faxen ist miniklein, gemessen an unserer gesamten Kommunikation«, so der Sprecher der Behörde. »Und natürlich ist es uns lieber, wenn uns Mitteilungen über die Web-Portale erreichen. Aber solange es Institutionen und Menschen gibt, die uns Faxe schicken wollen, müssen wir in der Lage sein, solche zu empfangen.«

Auch in vielen anderen Bereichen des öffentlichen Dienstes wird noch gefaxt. Das liege an veralteter IT-Ausstattung und begrenzten Leitungskapazitäten aufgrund jahrzehntelanger Sparpolitik, heißt es beim Deutschen Beamtenbund. Außerdem sei die Software, die Bund, Länder und Kommunen jeweils für den Datenaustausch nutzen, häufig nicht kompatibel. Der Deutsche Richterbund beklagt allerdings schon, dass die weitverbreitete Nutzung von Faxgeräten in den Gerichten zu mehrfachem Schriftverkehr führe und den Arbeitsaufwand unnötig erhöhe. Das Faxgerät sei ein Auslaufmodell, das schnellstmöglich durch zeitgemäße Kommunikationswege ersetzt werden sollte.

Aber sogar Dax-Konzerne verlassen sich noch auf die alte Technik. Bayer verschickte bis vor Kurzem jeden Morgen ein Wetterfax an 30.000 Landwirte. Mit dem informierte der Pharmakonzern über Sonne, Regen und Windstärke. Die Edeka-Zentrale faxt ihren Filialen, wenn sie Waren zurückruft. Arztpraxen und Labore tauschen Patientenbefunde per Fax aus. Der Fernkopierer bleibt beliebt – auch für Hotelreservierungen bei Motel One, Autobestellungen bei Honda, Angebotsaushänge in den Reisebüros von Thomas Cook. Laut Digitalverband Bitkom nutzten 2021 noch 43 Prozent der deutschen Unternehmen häufig oder sehr häufig das Fax.

Und ja: Es hat zuletzt sogar technische Fortschritte beim Faxen gegeben. Papier braucht man dafür längst nicht mehr zwingend, Fernkopien senden und empfangen funktioniert bei Bedarf rein digital. »Bei uns stehen keine Faxgeräte mehr, die wir mit Papier und Toner ausrüsten müssen«, sagt Fiete Wulff von der Bundesnetzagentur und lacht. Eine gute Lösung, wenn es nun einmal nicht ganz ohne Faxe geht?

Marc Dannenberg sieht das nicht so. »Das Online-Fax ist kein wesentlicher Fortschritt«, sagt der Experte für den öffentlichen Sektor beim Digitalverband Bitkom. Vom digitalen Staat hat er eine andere Idealvorstellung: »strukturiert zur Verfügung gestellte Daten«, also solche, die gleich weiterverarbeitet werden können und die nicht erst von irgendwelchen Fernkopien abgelesen und eingetippt werden müssen.

Aber so weit ist es eben noch nicht. Zwar nutzen Unternehmen und Behörden heute kaum noch reine Faxgeräte, aber sogenannte Kombigeräte, die drucken, kopieren, scannen und eben faxen können. Hersteller wie Brother und HP verkaufen pro Jahr zwei Millionen davon – doppelt so viele wie vor zehn Jahren.

Und auch wenn kein Surren und Kreischen frühzeitlicher Faxgeräte mehr durch die Flure der Bundesnetzagentur hallt: Die Datenschutzbehörde Bremen sieht in den digitalen Faxen noch ein anderes wichtiges Problem. Früher seien beim Versand von Faxen spezielle, separate Telefonleitungen genutzt worden, was vergleichsweise sicher und privat funktioniert hat. Inzwischen könne jedoch nicht mehr davon ausgegangen werden, dass an der Gegenstelle der Faxübertragung ein reales Faxgerät stehe. Stattdessen würden eingehende Faxe meist von Computersystemen empfangen, in E-Mails umgewandelt und dann an die Empfänger weitergeleitet.

Deshalb liege das Datenschutzniveau eines Fax bloß auf dem Niveau einer unverschlüsselten E-Mail, urteilt die Datenschutzbehörde. Faxe seien daher in der Regel nicht für die Übertragung personenbezogener Daten geeignet, würden aber genau dafür oft benutzt – wenn etwa medizinische Befunde versendet werden.

Sicherer wäre es, solche Daten nicht mehr per Fax zu versenden, sondern als verschlüsselte E-Mails. Oder alternativ als Brief. LEON BERENT

Illustration: Filip Fröhlich für DIE ZEIT

ANALYSE

Verzollen oder verärgern

Die Südamerika-Reise des Kanzlers wirft eine alte Frage neu auf: Ist es anständig, einen Handelsvertrag zwischen EU und Mercosur-Zollunion zu schließen?

Die Außenwirtschaftspolitik der Bundesrepublik steht seit dem Wochenende vor einer neuen Herausforderung: Freundschaftsgefühle unter Sozialdemokraten. Olaf Scholz hat eine Blitzreise durch Südamerika absolviert, und er konnte sich dort willkommen fühlen. In Brasília wurde er vom hemdsärmeligen Arbeiterführer Lula da Silva umgarnt, in Buenos Aires erhielt er markige Handschläge vom argentinischen Peronisten-Präsidenten Alberto Fernández. In Chile begegnete er einem Shootingstar der internationalen Linken, Präsident Gabriel Boric, 36 Jahre alt.

Da steht man als deutscher Sozialdemokrat wohl ein bisschen unter Zugzwang, gemeinsam etwas für die progressive Sache zu tun. Diesen entschlossenen linken Demokraten unter die Arme zu greifen, zumal sie in letzter Zeit unter kräftigem Beschuss rechtsautoritärer Kräfte stehen. Der Scholz'schen Rhetorik (»dass man sich unterhakt und einen Weg findet«) merkte man das bisweilen an. Mit der praktischen Politik ist es noch ein Problem.

Bei der Scholz-Reise ging es viel um Wirtschaftsfragen, und zwar um zweierlei: erstens Lieferverträge für Rohstoffe, ein klares Anliegen des Bundeskanzlers. Deutschland kann argentinisches Gas genauso gut gebrauchen wie chilenisches Lithium für die Elektromobilität. Zweitens ging es um den Abschluss eines Freihandelsvertrags zwischen der EU und der Mercosur-Zollunion (Argentinien, Brasilien, Paraguay, Uruguay plus assoziierte Staaten), wieder einmal. Das war für Scholz komplizierter.

Über diesen Vertrag wird schon seit zwei Jahrzehnten verhandelt. Er ist sogar längst fertig, wird und wird aber von den beteiligten Staaten nicht ratifiziert. Das Mercosur-Abkommen birgt nämlich etliche lukrative Möglichkeiten, aber auch eine Menge Ärger. Mächtige Konzerne in Deutschland und Europa lobbyieren vehement dafür – Autokonzerne, die mehr in diese Region liefern könnten, Importeure von Futtermitteln oder Hersteller von Dünger und Pestiziden. Sie hätten was davon, wenn jährlich insgesamt vier Milliarden Euro Zölle gestrichen würden.

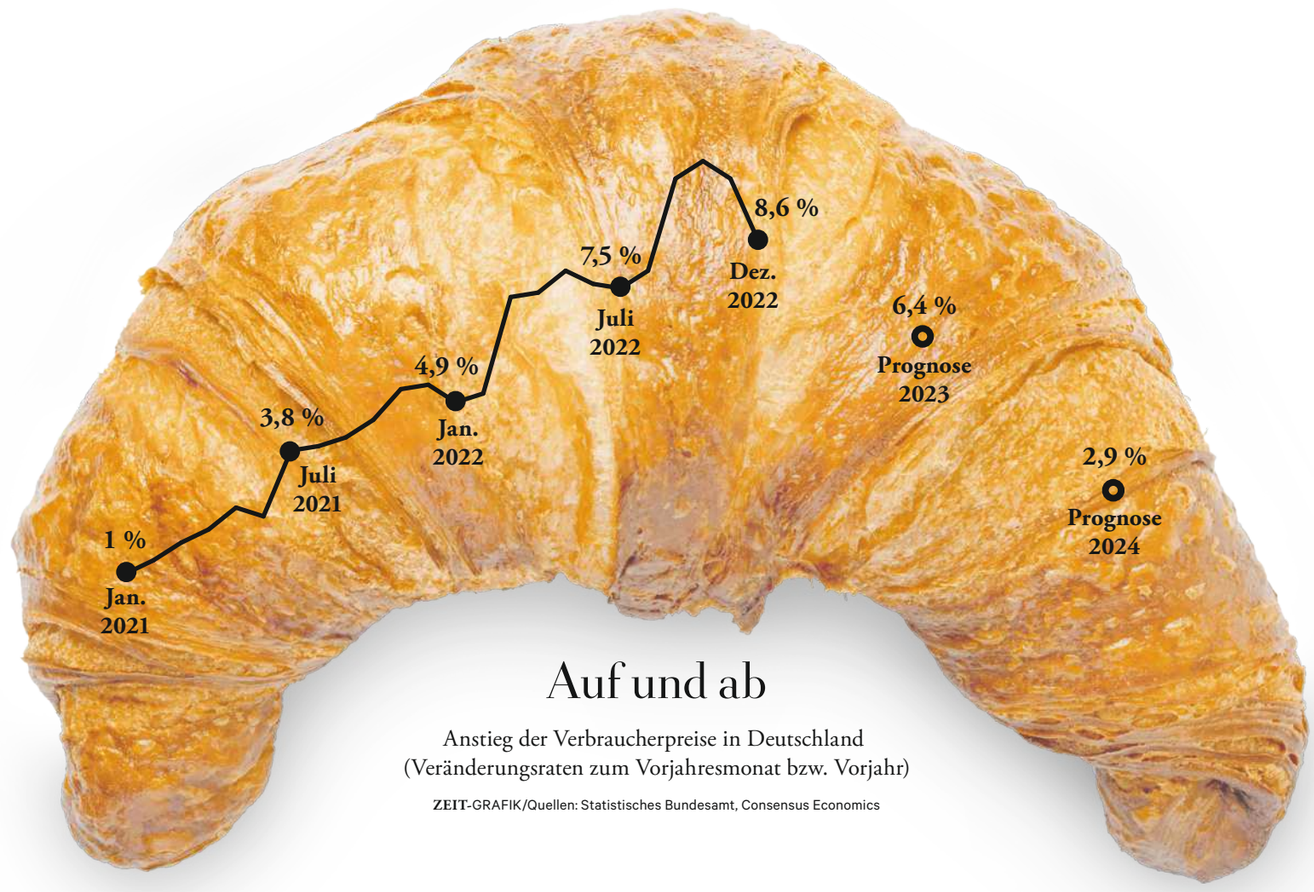
Umweltgruppen und Menschenrechtsanwälte sind aber radikal dagegen – ungefähr aus denselben Gründen, aus denen Konzerne dafür sind. Soll man wirklich noch mit Zollsenkungen unterstützen, dass die Großlandwirtschaft in dieser Region massenhaft Pestizide einsetzt? Auch noch solche, die in der EU teilweise verboten sind? Dass gewaltige Naturgebiete für die Expansion von Weideland und Feldern dezimiert werden, dass man indigene Völker und ökologisch orientierte Kleinbauern vertreibt?

Das sind nur Beispiele. In keinem Mercosur-Land, erst recht nicht in Brasilien, funktioniert die Umweltaufsicht oder die genaue Erfassung von Lieferketten, ob es nun um Soja, Gold, Rindfleisch oder Futtermittel geht.

Das Thema lag auf Eis, solange in Brasilien, dem regional tonangebenden Land, Jair Bolsonaro regierte: ein Umweltzerstörer als Präsident, ein Mann mit rechtsextremen Ansichten und einem gespaltenen Verhältnis zur Demokratie. Mit dem wollte man eh keine Geschäfte machen.

Unter Lula da Silva ist das aber jetzt schwieriger. Der hat gleich zum Amtsbeginn all die richtigen Dinge für europäische Ohren gesagt: dass er zum Beispiel den Amazonaswald retten will, wenn auch noch gar nicht klar ist, wie, und obwohl auch er dagegen ist, erst noch alle möglichen Sozial- und Umweltauflagen in die Handelsverträge zu schreiben. Der Zugzwang, sich zu einigen, ist größer geworden. Und der uralte Konflikt ist wieder da: zwischen Geschäften und Moral. THOMAS FISCHERMANN

ANZEIGE



Auf und ab

Anstieg der Verbraucherpreise in Deutschland
(Veränderungsraten zum Vorjahresmonat bzw. Vorjahr)

ZEIT-GRAFIK/Quellen: Statistisches Bundesamt, Consensus Economics

Krosse Preise

Die Inflation hat ihren Höhepunkt überschritten, sagen Experten. Das ist eine gute Nachricht – billiger werden Produkte deswegen aber noch lange nicht

VON KOLJA RUDZIO

Butter 39 Prozent teurer, Salatöl 64 Prozent, Gebrauchtwagen 21 Prozent, Heizöl 87 Prozent. Die Preissteigerungen im vergangenen Jahr waren brutal. Und die Folgen sind immer noch zu spüren – wenn man im Supermarkt den Bon liest oder sich unterwegs was beim Bäcker holt (fünf Euro für ein belegtes Brötchen, geht's noch?). Alles ist so teuer geworden, dass sich viele Menschen dreimal überlegen müssen, was sie in ihren Einkaufswagen legen.

In dieser bedrückenden Lage gibt es eine gute Nachricht: So hohe Preissprünge wie im abgelaufenen Jahr sind nicht mehr zu erwarten. Darin sind sich die meisten Experten einig. Im Oktober betrug die Teuerungsrate nach Berechnung des Statistischen Bundesamtes rekordhohe 10,4 Prozent, im November noch 10,0, im Dezember 8,6 Prozent. Die Zahl für Januar lag bei Redaktionsschluss noch nicht vor, sie könnte ein bisschen höher gewesen sein als im Dezember. Aber der Trend sei klar, sagen die Fachleute: Die Inflation hat ihren Höhepunkt überschritten. Ab jetzt werde sie – in der Tendenz – kleiner. Das gilt nicht nur für Deutschland, sondern auch für die Euro-Zone, die USA und viele andere Länder. Weltweit sei der Wendepunkt erreicht, meldete der Internationale Währungsfonds Anfang der Woche. Die Inflation steige nicht mehr weiter an.

Für Deutschland gibt es dazu auch ermutigende Prognosen für dieses und das nächste Jahr. Die Firma Consensus Economics hat 32 Banken und Forschungsinstitute nach ihrer Einschätzung gefragt. Danach erwarten die Konjunkturbeobachter im Durchschnitt, dass sich die Inflation von 7,9 Prozent im vergangenen Jahr auf 6,4 Prozent in diesem Jahr verringert und 2024 nur noch 2,9 Prozent beträgt. Der letzte Wert wäre – nach heutigen Maßstäben – sensationell. Da wäre man schon wieder auf dem Weg zu den von der Europäischen Zentralbank (EZB) angestrebten zwei Prozent. Die Zeit irrsinniger Teuerungsraten wäre vorbei wie ein böser Spuk.

Die Aussicht auf eine Trendwende ist ohne Zweifel eine gute Nachricht. Vor allem für Menschen mit geringem Einkommen, sie leiden am meisten unter explodierenden Preisen. Die Frage ist allerdings, wie sehr man sich auf die guten Prognosen verlassen kann. Haben die Notenbanken die Inflation wirklich schon wieder unter Kontrolle? Und was bedeutet ein Wendepunkt bei der Teuerung tatsächlich? Bei genauerem Hinsehen zeigt sich: Viel Grund zum Jubeln besteht trotz der guten Nachricht leider nicht.

Man kann noch nicht einmal sagen, dass das Schlimmste hinter uns liegt. Denn eine sinkende Inflation bedeutet nicht unbedingt, dass das Päckchen Butter im Supermarkt wieder billiger wird oder der Haarschnitt beim Friseur. Zuletzt sind zwar einige Dinge tatsächlich wieder günstiger geworden. Aber der Begriff Inflation steht nicht für »Preis«, sondern für »Preissteigerungsrate«. Und wenn die zurückgeht, bedeutet es nur, dass die Preise langsamer zunehmen als zuvor – aber eben zunehmen. Auf das erhöhte Preisniveau des vergangenen Jahres kommt also weiter etwas obendrauf. Für viele Menschen dürften die Sorgen beim Einkauf im Supermarkt daher noch zunehmen.

Zudem ist längst nicht ausgemacht, dass die Geldentwertung sich bis 2024 so wunderbar zurechtschrumpft, wie es viele Prognosen angeben. Auf der einen Seite gibt es durchaus Faktoren, die für weniger Preisdruck sprechen. So nahm der Staat den Verbrauchern im Dezember die Abschlagszahlung für Gas oder Fernwärme ab. Das senkte die statistisch gemessenen Lebenshaltungskosten für Energie. Ähnlich wirkt in diesem Jahr die Gaspreisbremse. Sie gilt noch bis April 2024. Hinzu kommt, dass Gas und Öl aktuell nicht so knapp sind wie im vergangenen Jahr befürchtet. Deshalb sind die Großhandelspreise deutlich gesunken. Es dauert, bis das voll bei den Verbrauchern ankommt, aber es spricht für einen geringeren Preisauftrieb.

Auf der anderen Seite gibt es Anzeichen, dass die Inflation längst nicht mehr nur von den Energiepreisen getrieben wird. Weil die oft stark schwanken – nach oben wie nach unten –, schauen Experten gern auf die sogenannte Kerninflation. Das ist die Teuerung ohne Energiepreise (und ohne die ebenfalls wechselhaften Lebensmittelpreise). Sie verrät eher, so die Idee, wie groß der mittelfristige Preisdruck im Land ist. Und bei dieser Kennziffer steigt der Wert noch immer an. Im Dezember betrug die Kerninflationsrate in Deutschland 5,2 Prozent. Sie lag also mehr als doppelt so hoch wie das Inflationsziel der Europäischen Zentralbank.

Das ist ein Warnsignal, auf das zuletzt auch Bundesbankchef Joachim Nagel hingewiesen hat. In vielen anderen Ländern, beobachten die Experten des Internationalen Währungsfonds mit Sorge, hat die Kerninflation ebenfalls noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Selbst wenn sich jetzt also die gröbsten Preisaufschläge bei Öl, Gas und Strom plötzlich in Luft auflösen, könnte es dauern, bis auch die darunter verborgene Teuerung bei anderen Gütern wieder abschwillt.

Grund zur Skepsis gibt es auch, weil sich viele Inflationsprognosen in der Vergangenheit als kolossal falsch erwiesen haben. Danebengelegen haben nicht nur die Experten der amerikanischen und der europäischen Notenbank, die den Anstieg der Preise im Jahr 2021 – vor dem Ukraine-Krieg – unterschätzten. Auch die Volkswirte vieler Banken und Forschungsinstitute zielen mit ihren Vorhersagen regelmäßig vorbei.

Inflation lässt sich besonders schwer prognostizieren, weil sie von vielen Faktoren abhängt – und einige davon »weich« und kaum berechenbar sind. So gilt als einer ihrer wichtigsten Treiber die erwartete Inflation. Die wiederum hängt vom Vertrauen in die Notenbank ab, also vom Glauben an die EZB. Denken Investoren, Gewerkschaften und Unternehmer, dass die Währungshüter, die Inflation entschlossen bekämpfen und sie wieder in den Griff bekommen? Wenn ja, dann ist die Chance größer, dass das tatsächlich gelingt. Aber was ist, wenn das Vertrauen verloren geht? Und wann beginnt es zu erodieren – nach einem Jahr hoher Preissteigerung oder erst nach zweien?

Hinzu kommt: Selbst mit ihrem wichtigsten Instrument gegen die Inflation, den Zinserhöhungen, bewegen sich die Notenbanken im Ungewissen. Bis die Zinsen ihre volle Wirkung entfalten, dauert es ein bis eineinhalb Jahre. Ob die Entscheidungen richtig und der Lage angemessen sind, die in dieser Woche die US-Notenbank Fed und die EZB treffen, wird man erst im nächsten Winter oder im Sommer 2024 sagen können. Die Unwägbarkeiten bei der Inflation sind also riesig.

Es ist daher viel zu früh, jetzt Entwarnung zu geben. Zumal das Jahr 2023 für viele Menschen wirtschaftlich schlimmer werden könnte als 2022. Im vergangenen Jahr wuchs die deutsche Wirtschaft noch (um 1,9 Prozent), inzwischen bewegt sie sich am Rande einer Rezession und wird in diesem Jahr wohl insgesamt stagnieren. Das heißt, erst einmal erwartet Deutschland das Schlechteste zweier Welten: kein Wachstum, aber immer noch hohe Inflation.

Foto: ddp

Hören Sie den Podcast
Geld, Macht, Gerechtigkeit: Im Podcast »Ist das eine Blase?« sprechen wir über Phänomene, die unsere Wirtschaft bewegen. Jetzt anhören unter www.zeit.de/podcasts

ANZEIGE

Innerstädtisch bezahlbar wohnen, im Ort und der gewohnten Umgebung bleiben können, das eigene Grundstück besser nutzen, neuen Wohnraum schaffen, soziales Bewusstsein und die Verantwortung für die Umwelt – es gibt viele gute Gründe für eine bauliche Nachverdichtung. Baulücken und Restgrundstücke sind hoch attraktiv und nicht nur in Ballungsräumen sehr begehrt. Der ländliche Raum gewinnt an Aufmerksamkeit. Das Homeoffice entzerrt den Ansturm auf die Metropolen. Ein Grund mehr für viele Grundbesitzer, über einen Anbau an eine bestehende Immobilie nachzudenken, um Wohnfläche zu erweitern oder eine separate Wohneinheit zu schaffen.

Nachverdichtung mit finanziellen und energetischen Vorteilen – und: für die Nachbarschaft

Die Lösung? Ein neu errichteter Hausanbau in Baufritz-Qualität. Der Neubau ergänzt die Bestandsimmobilie und nutzt das vorhandene Grundstück. Der Bauherr wirkt Flächenverbrauch und zunehmender Versiegelung entgegen. Zugleich wird ein renovierungsbedürftiger Altbau nachhaltig aufgewertet, mit einer naturgesunden Dämmung nach Baufritz-Standard für Wände und Dach und Wärmeschutz-Fenstern. So können Besitzer von Bestandsimmobilien mit der Aufwertung des Eigenheims künftig mit einem enormen Einsparpotenzial bei den Energiekosten rechnen – und profitieren von mehr Wohnraum.

Bei einer Vermietung refinanzieren sich Sanierung und Neubau. Das Ergebnis: ein harmonisches Ensemble, bei dem Bestand und Anbau sich als gelungene Einheit präsentieren.

Die Architekten von Baufritz sind Experten in der Entwicklung von Lösungen, die Privatsphäre schaffen und gewachsene Umgebungen respektieren. Dank der montagefreundlichen Elementbauweise sind die Bauzeiten kurz, alle Teile kommen trocken und witterungsgeschützt an der Baustelle an und werden sofort routiniert verbaut, ohne das nachbarschaftliche Miteinander zu beeinträchtigen.

Sichern Sie sich jetzt schnell die wertvollen Fördermittel. Sprechen Sie gleich direkt mit uns unter **Telefon +49 (0) 83 36 – 900 150 oder E-Mail energiewende@baufritz.de**

BAUFRITZ®
WIR BAUEN GESUNDHEIT

Mit Dach und Krach

Ziegel erneuern, Heizungen ersetzen, Fenster tauschen: Deutschland baut für den Klimaschutz um, aber leider fehlen überall die Handwerker VON RUBEN REHAGE

In Riehe, einem Dorf mit rund 500 Einwohnern in der Nähe von Hannover, kann man eins der Nadelöhre der deutschen Klimawende besichtigen. Es sieht unspektakulär aus, ein Büro von vielleicht fünfzehn Quadratmetern. Aktenordner und Herstellerkataloge stehen in den Regalen, eine Messingmuffe liegt auf dem Tisch. Dieses Büro gehört Florian Riemer, einem Installateur- und Heizungsbaumeister und Chef eines Betriebs mit sieben Mitarbeitern. Ein Mann von Ende 30, die Haare zu einem Dutt gebunden.

Riemer arbeitet, so kann man das sagen, an vorderster Front der deutschen Energiewende, denn er führt eine kleine Handwerksfirma, die sich auf Sanierungen spezialisiert hat. Er sagt: »Ich kann nicht mehr zählen, wie viele Anrufe ich von Menschen bekomme, die eine Wärmepumpe haben wollen.« Und er würde auch gern jeden Auftrag annehmen. »Aber ich kriege die Wärmepumpen nicht, und selbst wenn ich sie bekäme, hätte ich zu wenig Leute, die sie einbauen.«

Riemer lässt seine Worte kurz wirken, dann lacht er und sagt: »Und selbst wenn ich Material und Leute hätte, würden dem Elektriker wahrscheinlich Material und Leute fehlen, um die Wärmepumpen anzuschließen.« Irgendwo in der Kette gebe es gerade immer einen Punkt, an dem es nicht weitergehe.

Die Bundesrepublik steckt fest in einem gigantischen Sanierungsstau. Häuser müssen gedämmt, Straßen und Brücken erneuert werden. Theoretisch soll der gesamte Gebäudebestand bis 2045 klimaneutral sein – was bedeutet, dass bis dahin Öl- und Gasheizungen ersetzt, Fenster getauscht, Dächer erneuert und Fassaden gedämmt werden müssen.

Das Problem ist bloß: Der Zentralverband des Deutschen Handwerks geht davon aus, dass schon heute rund 250.000 Stellen im Handwerk nicht besetzt sind. In der Bauindustrie sieht es nicht besser aus, also bei jenen Unternehmen, die mit dem schweren Gerät für die Autobahnen, Brücken und den Tiefbau anrücken. Bei ihnen geht die IG Bau von knapp 200.000 offenen Stellen aus. Die Tendenz ist in beiden Branchen steigend.

Jede einzelne dieser unbesetzten Stellen ist ein potenzielles Hindernis, das die Modernisierung des Landes bremsen und womöglich gar scheitern lassen kann. Am Beispiel der Wärmepumpe lässt sich das gut zeigen: Bis 2030 sollen nach den Plänen der Bundesregierung sechs Millionen Pumpen installiert werden. Nach Angaben des Zentralverbands Sanitär Heizung Klima wären allein dafür 60.000 zusätzliche Installateure nötig. Irgendjemand muss die Geräte dann aber auch noch warten – und all die anderen Tätigkeiten erledigen, für die man einen Klempner braucht.

Während Florian Riemer in seinem Büro von seiner Lage erzählt, tauchen dort plötzlich Installateure eines Konkurrenzbetriebs auf. Sie fragen, ob er ein Verbindungsstück hat, das sie für einen Umbau brauchen. Der Unternehmer empfängt sie freundlich, er hätte es ihnen wirklich gern gegeben, er hat das Teil aber gerade selbst nicht da. Die Handwerker in der Region kennen und verstehen sich. Sie haben keinen Grund, einander Aufträge zu neiden, denn es gibt mehr als genug Arbeit für alle. »Ich habe so viel auf meinem Zettel stehen, ich weiß wirklich nicht, wo ich anfangen soll«, sagt Riemer.

Und dann rechnet er vor, dass er sofort weiter einstellen würde: Jemanden, der Angebote schreibt und Aufträge verwaltet. Und zwei Gesellen für die Baustellen. »Es gibt diese Leute aber nicht.« Der Mangel führe an vielen Stellen zu Frust. Die Kunden seien unzufrieden, weil der Handwerker entweder gar nicht kommt oder ewig braucht. Seine Mitarbeiter seien unzufrieden, weil sie ihre Kunden vertrösten müssten.

Warum reguliert sich dieser Markt nicht von allein? In jeder Einführungsvorlesung der Volkswirtschaftslehre lernt man einen einfachen Zusammenhang: Wenn die Nachfrage höher ist als das Angebot, dann steigt der Preis. Das geht so lange, bis wieder ein Gleichgewicht erreicht ist. Tatsächlich stiegen die Löhne im Handwerk seit 2007 um 45 Prozent, also relativ stark. Den Mangel an Fachkräften hat das trotzdem nicht beseitigt.

Axel Plünnecke ist Arbeitsmarkt-Experte am arbeitgebernahen Institut der deutschen Wirtschaft, und er sagt: »Beschäftigte für die Baubranche zu finden geht sehr langsam. Das ist kein Börsenhandel aus dem Lehrbuch, da geht es um Menschen.« Höhere Löhne könnten nur schrittweise und langsam durchgesetzt werden – denn sie bedeuteten sofort höhere Kosten für die Kunden. Wenn die Löhne irgendwann gestiegen seien, dauere es aber, bis die Bewerberzahlen darauf reagierten. Und dann müsse man diese Menschen noch ausbilden und einarbeiten. »So können Jahre vergehen, bis ein Fachkräftemangel beseitigt ist.«

Hinzu kommt ein die Lage verschärfendes Problem, das Plünnecke auf eine einfache Formel bringt: Demografie + Dekarbonisierung = Mangel. Soll heißen: Viele Babyboomer gehen bald in Rente. Gleichzeitig gibt es durch die Klimawende einen höheren Bedarf an Baumaßnahmen. Dadurch entsteht ein Mangel. Zumal auch andere Branchen um die schrumpfende Zahl an Arbeitskräften konkurrieren.

An einem verregneten Herbsttag steht Lars Keller mit Bauhelm auf dem Kopf auf einer Autobahnbrückenbaustelle und sagt: »Ich würde meinen Leuten hier das Doppelte zahlen, wenn ich könnte. Verdient hätten sie es. Aber der Wettbewerb ist so brutal, dann würden wir keine Aufträge mehr bekommen.« Keller ist Chef eines Tiefbauunternehmens mit 200 Mitarbeitern. Seit zwei Jahren saniert sein Team hier eine Straßenbrücke über das Flüsschen Varreler Bäke.

Das Verkehrsaufkommen ist groß auf dieser Brücke, die eine Fahrbahn ist bereits fertig saniert, nun arbeiten Kellers Männer an der zweiten. Es regnet, und es ist kalt, von der Seite bläst Wind, die Autos schieben sich im Schneckentempo vorbei. Keller sagt: »Hier arbeiten, das muss man natürlich wollen, das ist schon schwere Maloche.«

In einigen Wochen wollen sie fertig sein, wenn das Wetter es zulässt. Gerade bereiten seine Leute die Brückenbegrenzung vor, sie flechten ein Gitter aus Stahlstäben, in das später Beton gegossen wird. Handarbeit, auf Knien. Sieben Männer sind auf der Baustelle beschäftigt, Keller schaut sich um und sagt: »Gerade jung sind die nicht, oder?«

Der Chef hat sich vor einiger Zeit mal die Altersstruktur seines Unternehmens genauer angeschaut und festgestellt, dass es einen »Altersbuckel« gibt, wie er das nennt: Die meisten seiner Mitarbeiter sind zwischen 55 und 65 Jahre alt. »Wenn ich sehe, wer da bald alles in Rente geht, welche Qualifikationen uns verloren gehen, da wird mir richtig übel.«

Lars Kellers Unternehmen wird in große Schwierigkeiten kommen, wenn es keine neuen, jüngeren Leute einstellt. »Sie finden diese Leute aber nicht auf dem Markt«, sagt Keller, »es gibt einfach keine.« Er hat deshalb entschieden, selbst Nachwuchskräfte auszubilden – und zwar mehr, als er eigentlich bräuchte. 30 Lehrlinge schleust die Firma nun jedes Jahr durch, bildet sie zu Baggerfahrern und Tiefbauern aus. Das sind viermal so viele wie noch vor einigen Jahren.

Man könnte meinen, dass sich das Nachwuchsproblem dadurch relativ schnell beheben ließe. Aber erstens bleibt höchstens die Hälfte der fertig Ausgebildeten auch in Kellers Betrieb, die andere Hälfte studiert oder wechselt in andere Firmen, in ganz andere Berufe. Und zweitens bräuchte ein fertig ausgebildeter Arbeiter laut Keller weitere zehn Jahre, bis er alles kann, »bis man dem einen Plan in die Hand geben und ihn allein laufen lassen kann«. Einige Qualifikationen werden Kellers Firma also verloren gehen.

Keller ist selbst gelernter Straßenbauer, hat später Bauingenieurwesen studiert. Er sagt, dass Jugendliche oft keinen Bezug mehr zu handwerklichen Tätigkeiten hätten. Sie reparierten ihre Mofas nicht mehr selbst und wüchsen stattdessen mit Vorbildern auf, die den ganzen Tag vor einem Computerbildschirm säßen. Schwere Maloche, wie Keller das nennt, hätten nur wenige als ihren künftigen Beruf im Sinn.

Der Weg, den Unternehmen heute gehen müssten, um Jugendliche für eine Ausbildung auf dem Bau zu begeistern, sei länger geworden, sagt Keller. Ein sauberer Fuhrpark, moderne Maschinen und zeitgemäße IT, Aufstiegschancen und eine gute Work-Life-Balance – diese Themen seien mittlerweile auch auf dem Bau angekommen. All das anzubieten sei wichtig, damit sich junge Menschen wohlfühlten und blieben.

Immerhin gibt es einen Trend, der optimistisch stimmen kann: Die Ausbildungszahlen in wichtigen Bereichen des Baugewerbes steigen seit einiger Zeit wieder leicht an, etwa bei Dachdeckern, Elektrikern, Klempnern und Tiefbauern. Wer dort anfängt, hat auf absehbare Zeit einen sicheren Job. Und tut etwas für die Klimawende und die Zukunft des Standorts Deutschland.

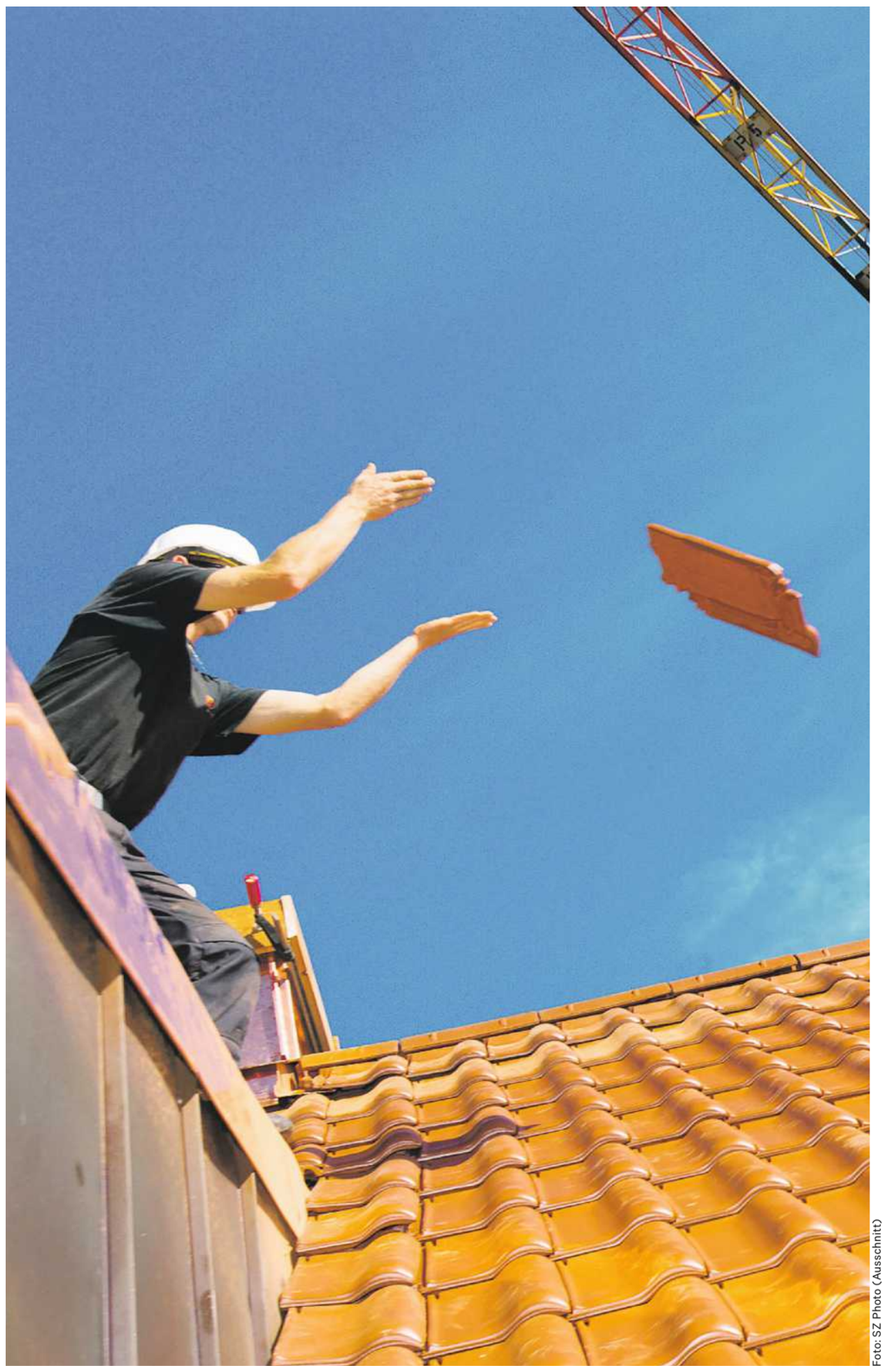


Foto: SZ Photo (Ausschnitt)

Nur noch wenige Nachwuchskräfte wollen handfeste Berufe ergreifen wie zum Beispiel Dachdecker

ANZEIGE

LESEN SIE IN UNSERER AKTUELLEN AUSGABE:

Der große Immobilienatlas

AB FREITAG IM HANDEL

Wirtschafts Woche

ANZEIGE

ZERTIFIKATE-HANDEL

Die ZEIT berichtet seit Wochen über Missstände auf dem globalen Kompensationsmarkt

Taumelndes Einhorn

Die Firma South Pole hat über 700 Kompensationsprojekte entwickelt. Nun gibt es Zweifel

Auf dem Markt der freiwilligen CO_2-Kompensation gibt es seit Kurzem ein »Einhorn«: ein Unternehmen, das mit einer Milliarde Euro bewertet wird. Es heißt South Pole, sitzt in der Schweiz und verkauft CO_2-Zertifikate aus Klimaschutzprojekten an Konzerne, die damit ihre Emissionen kompensieren.

In den vergangenen Jahren sind viele Anbieter, oft Start-ups, auf diesem boomenden Markt groß geworden. Doch kaum jemand ist schneller gewachsen als South Pole. Im Jahr 2015 hatte die Firma noch 150 Mitarbeiter. Heute sind 1200 bei South Pole angestellt – an 37 Standorten weltweit.

Die Schweizer haben mehr als 700 Kompensationsprojekte entwickelt, aus denen sie Zertifikate verkaufen, und kontrollieren damit etwa ein Fünftel des weltweiten freiwilligen CO_2-Handels. Zu den Kunden zählen Nestlé, Gucci, SAP und die Deutsche Bank. Konzerne wie Salesforce und Swisscom haben in das Schweizer Unternehmen investiert.

Nun häufen sich ausgerechnet an South Poles Bestseller-Projekt Zweifel. Das Waldschutzprojekt »Kariba« in Simbabwe ist eines der größten Kompensationsprojekte der Welt. Die Bewohner des Gebiets werden angehalten, weniger zu roden, um den Wald zu schützen.

Vor zwei Wochen berichtete die *ZEIT,* dass das Projekt auch deshalb so viele Zertifikate generiere, weil es auf einer wilden Prognose basiert: Würden die Einwohner vor Ort nicht zum Umdenken bewegt, würden sie in nur 30 Jahren ein Gebiet, so groß wie Costa Rica, komplett zerstören. Die *ZEIT* hatte gemeinsam mit der britischen Tageszeitung *Guardian* und der investigativen Plattform »Source Material« enthüllt, dass zahlreiche CO_2-Zertifikate aus Waldschutzprojekten offenbar wertlos sind, da sie systematisch überschätzt seien.

Nun räumt der Projektbetreiber South Pole ein, man »vermute«, die Prognose von »Kariba« sei überzogen gewesen – und stoppt deshalb vorerst den Verkauf neuer Zertifikate.

Vergangene Woche hatten Recherchen der niederländischen Investigativ-Plattform »Follow the Money« nahegelegt, dass das Schweizer Unternehmen wissentlich wertlose CO_2-Zertifikate aus dem Projekt verkauft habe: South Pole habe demnach schon seit einer vorgesehenen Prüfung der Prognose im Juni 2022 gewusst, dass »Kariba« um 27 Millionen Tonnen CO_2 überschätzt sei. Mehrere Mitarbeiter sollen die Firma aus Unzufriedenheit verlassen haben.

South Pole sagt gegenüber der *ZEIT,* man vermute derzeit, dass die Prognose um 50 Prozent überschätzt war. Demnach hätte »Kariba« in den vergangenen Jahren nur rund 20 von insgesamt 40 Millionen Tonnen CO_2 eingespart. South Pole sagt, man habe sich immer »auf den Buchstaben genau« an die Regeln von Verra gehalten, dem führenden Zertifizierer auf dem Markt. Der Verkauf der Zertifikate sei legitim gewesen. »Kariba« gehört zu den ersten Projekten, die vor mehr als zehn Jahren nach Verras Regeln entstanden sind. Der gesamte Gucci-Konzern bezeichnet sich durch den Kauf dieser Zertifikate als »klimaneutral«.

South Pole behauptet nun: Sollte sich nach Abschluss der Prüfung bewahrheiten, dass »Kariba« bislang überbewertet gewesen sei, werde man künftig einfach weniger Zertifikate aus dem Projekt verkaufen. Die vormals wertlosen würden einfach wettgemacht, indem keine neuen Zertifikate dazukämen. »Das gleicht sich über die gesamten 30 Jahre des Projekts aus«, verspricht South Pole.

Um »Kariba« weiter mit Geld zu versorgen, behalte man sich aber vor, neue Zertifikate künftig »in kleineren Chargen« zu verkaufen.

Wertvoller für das Klima werden sie dadurch nicht. TIN FISCHER UND HANNAH KNUTH

Foto: Melina Mörsdorf für DIE ZEIT; Javier Jaén (l.)

Gleich zeigen sie wieder Schoko-Bons

Warnung vor dem Gummibären

Ein Gesetzesentwurf soll Kinder vor Werbung für Süßes und für Junkfood schützen. Schon in den kommenden Wochen wird er in Berlin auf den Weg gebracht VON MARCUS ROHWETTER

Zwei Dinge sind unbestritten im Land: Mindestens jedes sechste Kind ist übergewichtig. Und Süßigkeiten gehören zu den am meisten beworbenen Produkten. Preisfrage: Hat das eine mit dem anderen zu tun? Führt also der hohe Werbedruck für Schokoriegel, Bonbons, Eiscreme und dergleichen dazu, dass Kinder und Jugendliche immer mehr Kilos auf die Waage bringen? Und falls ja: Lässt sich das ändern?

Für Cem Özdemir (Grüne), Bundesminister für Ernährung und Landwirtschaft, ist die Antwort klar. In den nächsten Wochen will er einen Gesetzesentwurf zu Werbeverboten vorlegen und so ein Versprechen aus dem Koalitionsvertrag einlösen. »An Kinder gerichtete Werbung für Lebensmittel mit hohem Zucker-, Fett- und Salzgehalt darf es in Zukunft bei Sendungen und Formaten für unter 14-Jährige nicht mehr geben«, hatten die Ampelparteien vereinbart. Konkreter will man im Ministerium noch nicht werden, teilte eine Sprecherin mit. Der Entwurf werde ja erst erarbeitet.

Waren Werbeverbote für ungesunde Lebensmittel seit Jahrzehnten nur ein Gespenst der politischen Debatte – oft diskutiert, nie wirklich gesehen –, könnten sie nun tatsächlich kommen. Entsprechend umstritten sind die Details der gerade entstehenden Regeln. Verbraucherschützer und Gesundheitsexperten fordern Özdemir auf, maximal hart durchzugreifen. Werbewirtschaft und Lebensmittelproduzenten warnen davor, dass der Minister von falschen Annahmen ausgeht.

Dem Robert Koch-Institut zufolge verzehren Minderjährige nur halb so viel Obst und Gemüse wie empfohlen – dafür aber etwa doppelt so viele Süßigkeiten. Fest steht zudem, dass die Lage in den vergangenen Jahren schlimmer geworden ist. Die Corona-Pandemie mitsamt ihren Lockdowns hat allem Anschein nach dazu geführt, dass viele Kinder mehr Zeit als ohnehin schon auf dem Sofa statt auf dem Sportplatz verbracht und außerdem zu viel gegessen haben. Jedes sechste Kind sei seit Beginn der Pandemie dicker geworden, fast jedes zweite habe sich weniger bewegt, und jedes vierte habe noch mehr Süßigkeiten gegessen; das besagt eine Untersuchung der Deutschen Adipositas-Gesellschaft und des Else Kröner-Fresenius-Zentrums für Ernährungsmedizin an der Technischen Universität München vom Mai vergangenen Jahres. Eine derart drastische Gewichtszunahme habe man »zuvor noch nie gesehen«, stellte eine an der Auswertung der Daten beteiligte Ärztin fest.

Schaut man sich an, für welche Produkte geworben wird, liegt die Frage nach dem Zusammenhang nahe. Nach Daten der Marktforschungsfirma Nielsen haben Unternehmen in den ersten drei Quartalen des zurückliegenden Jahres 680 Millionen Euro für Süßwarenwerbung ausgegeben. Das war etwas weniger als für Möbel, aber mehr als für Autos oder Versicherungen. Werbeausgaben für Limonaden und andere alkoholfreie Getränke sind darin nicht enthalten. Auch nicht die für salzige oder fettige Produkte wie Tiefkühlpizza, Kartoffelchips und Backofenpommes, die ja ebenfalls im Fokus des Ernährungsministers stehen. Alles in allem dürfte der Werbemarkt für diese polemisch auch Junkfood, Abfallnahrung, genannten Lebensmittel also deutlich größer sein.

In Deutschland gibt nur der Waschmittelproduzent Procter & Gamble (Ariel, Lenor) mehr Geld für Werbung aus als Ferrero. Das italienische Familienunternehmen aus dem Piemont ist für Nutella bekannt – aber mehr noch für Kinder Schokolade, Kinder Schoko-Bons, Kinder Überraschung und rund ein Dutzend weiterer Süßigkeiten mit dem Wort »Kinder« im Markennamen. Auf die Frage, wie das Unternehmen zu Özdemirs Plänen stehe, verwies ein Sprecher in der Konzernzentrale an seine Kollegen in Deutschland. Die reagierten jedoch gar nicht.

Die Werbelobby hält Verbote für wirkungslos

In einem Nachhaltigkeitsreport lässt sich zumindest nachlesen, wie Ferrero zu Kindern und Werbung steht. Man setze auf »effektive Selbstregulierung«, heißt es dort, also auf die Eigenverantwortung des aufgeklärten Verbrauchers. Aus einem anderen Dokument geht hervor, dass sich Ferrero dem freiwilligen Branchenstandard der International Food & Beverage Alliance angeschlossen habe. Dieser Selbstverpflichtung zufolge richte man Werbung inhaltlich nicht auf Kinder aus und platziere sie nur so, dass sie schwerpunktmäßig nicht von diesen wahrgenommen werden könne. Entscheidend seien das Alter und die Quote der Zuschauer oder -hörer. Seien mehr als 35 Prozent des Publikums jünger als zwölf Jahre, verzichte man in diesem Umfeld freiwillig auf Werbung.

Der Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft (ZAW) hält ein mögliches Werbeverbot für komplett wirkungslos. Es sei »nachweislich kein Hebel« gegen das Übergewicht von Kindern und Jugendlichen. Gedeckt sei das unter anderem durch Erfahrungen aus Ländern, die zum Teil bereits vor längerer Zeit diverse Werbebeschränkungen eingeführt hätten. In Großbritannien etwa habe es 2007 die ersten Regeln gegeben, trotzdem sei die Zahl der übergewichtigen Kinder seither nicht gesunken. Sinnvoller als ein Werbeverbot sei es, bei der Ernährungsbildung anzusetzen und Jugendliche zu mehr Bewegung zu animieren.

Man stehe zu seiner Verantwortung gegenüber jungen Menschen, die Ernährungs- und Werbekompetenz erst noch erwerben müssten, so der Lobbyverband. Die bereits vorhandenen Selbstverpflichtungen seien aber der bessere Weg. Zumal schon die Grundannahme der Werbekritiker falsch sei, wie ZAW-Hauptgeschäftsführer Bernd Nauen erläutert: »In der Pandemie haben die Unternehmen aus der Süßigkeitenbranche ihre Werbebudgets und die Menge der Werbung massiv zusammengestrichen. Trotzdem haben viele Kinder und Jugendliche in dieser Zeit zugenommen.«

Es gibt zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen zum Thema Lebensmittelwerbung. Dass diese bei Kindern die Vorlieben sowie das Kauf- und Essverhalten beeinflusst, wurde mehrfach belegt. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) bezeichnet den Zusammenhang als »eindeutig«.

Weniger eindeutig ist der Umkehrschluss: ob Werbebeschränkungen zu besserer Ernährung und Gewichtsverlust führen. Nachdem die CDU-Politikerin Christina Stumpp schriftlich nach Erkenntnissen aus dem Ausland gefragt hatte, antwortete im Dezember Manuela Rottmann (Grüne), damals noch parlamentarische Staatssekretärin im Ernährungsministerium: Es gebe »derzeit noch keine quantifizierten Rückschlüsse auf die Auswirkungen der entweder erst seit Kurzem wirksamen oder erst noch künftig in Kraft tretenden normativen Werbeverbote in anderen Ländern«. Ein Gesetzesentwurf wird trotzdem geschrieben.

Selbstverpflichtungen der Werbewirtschaft scheinen jedenfalls nicht viel zu erreichen. Von einem Forscher der Universität Hamburg wurde das für das Jahr 2021 einmal untersucht – finanziell gefördert unter anderem durch die AOK und einige jener Organisationen, die heute strenge Werberegeln fordern. Dazu wurde der Medienkonsum von 3- bis 13-Jährigen erfasst. Dabei kam heraus, dass diese täglich im Fernsehen und im Internet zwischen 11- und 16-mal Lebensmittelwerbung sahen. In fast allen dieser Spots sei es um Fast Food, Snacks oder Süßigkeiten gegangen.

Die Allianz der Werbegegner ist mittlerweile groß. Erst im November vergangenen Jahres haben der britische Starkoch Jamie Oliver und drei Dutzend medizinische Fachgesellschaften, Krankenkassen und Verbraucherschutzverbände einen offenen Brief an die Ampelparteien geschrieben. Neben einer strikten Werbebeschränkung fordern sie eine »100-Meter-Bannmeile für Ungesundes um Schulen, Kitas und Spielplätze«. Das wäre wohl der Tod vieler Bäckerfilialen und Kioske, die in den großen Pausen das große Geschäft machen.

So weit dürfte Ernährungsminister Cem Özdemir in seinem Gesetzentwurf nicht gehen. Trotzdem muss er zwei Dinge klären.

Erstens muss er Kriterien vorlegen, um Lebensmittel als ungesund einordnen zu können. Ein Vorbild könnte das *nutrient profile model* der WHO sein, das vor einigen Jahren entwickelt wurde und eine Klassifizierung von Lebensmitteln mit unterschiedlichsten Zucker-, Salz- und Fettanteilen erlaubt.

Zweitens muss der Ernährungsminister definieren, wann genau sich Werbung an Kinder richtet. Das kann man – wie Ferrero in seiner Selbstverpflichtung – erreichen, indem man die Zuschauerprofile beispielsweise einzelner Fernsehsendungen auswertet. Oder indem man bestimmte Sendungen pauschal auf den Index setzt. Nach dem Motto: Keine Süßigkeitenwerbung im Umfeld von *Paw Patrol* oder *Feuerwehrmann Sam.*

Eine Idee: Fernsehspots für Süßes nur im Nachtprogramm

Oliver Huizinga, politischer Geschäftsführer der Deutschen Adipositas-Gesellschaft, hält zumindest das zweite Problem für schnell lösbar. Er würde Junkfood-Werbung am liebsten ins Nachtprogramm verbannen, zu der für Erotik-Hotlines und Glücksspiel. »Wie es gehen kann, zeigt Chile«, sagt Huizinga, wo der Konsum zuckerhaltiger Getränke und die Kalorienzufuhr tatsächlich zurückgegangen seien: »Dort ist tagsüber die Werbung nur noch für gesunde Lebensmittel erlaubt; eine bürokratiearme und effektive Lösung, die auch noch einfach zu kontrollieren ist.«

Weitaus schwieriger könnte die Regulierung jenes Teils der Werbung sein, der mit klassischer Fernseh- oder Printwerbung nicht mehr viel zu tun hat: das Influencer-Marketing.

Influencer in den sozialen Medien haben oft eine eindeutig jugendliche Fangemeinschaft, ihr Streamingangebot kennt keine festen Sendezeiten und ist teilweise nicht mal als Werbung erkennbar. Die Verbraucherorganisation Foodwatch hat 2020 etliche Beispiele gesammelt, in denen Szenegrößen wie Simon Descue, Laser Luca oder das Duo Viktoria und Sarina allerlei Dinge anpreisen, die mit gesunder Ernährung nur wenig zu tun haben: Limonaden, Pommes und Torten, Lollis, Donuts und Gummibärchen.

Das Ernährungsministerium wollte sich bezüglich des anstehenden Gesetzesvorhabens nicht konkret zum Thema Influencer äußern. Auf eine mündige Zielgruppe sollte Cem Özdemir dabei aber nicht bauen. Das Verhältnis gerade von jüngeren Jugendlichen zu ihren digitalen Idolen sei nämlich nicht von kritischer Distanz geprägt, stellte die Düsseldorfer Medienforschungsagentur MScience einmal fest, sondern eher von »bedingungsloser Hingabe«.

Wirtschaft in einem Satz

Warum lang, wenn es auch kurz geht?
Was diese Woche sonst noch los war

Genehmigt: Das höchste Finanzgericht urteilt, dass es keine Verfassungsbedenken bezüglich des Solidaritätszuschlags sieht – aber mit Beschwerden darüber wird sich bald auch noch das Verfassungsgericht beschäftigen **Gefordert:** In mehreren Gegenden Deutschlands weiten sich die Warnstreiks im öffentlichen Dienst und bei Verkehrsbetrieben aus, wo Gewerkschaften massiv höhere Bezüge fordern **Geeinigt:** Der Einzelhandelskonzern Aldi Nord kommt nach eigenen Angaben unter eine einheitliche Holding, was einen jahrelangen Streit der Eigentümerfamilien beenden soll

Berichtigung

In der Ausgabe 5/23 ist uns ein Fehler unterlaufen: Falls eine Erbschaft mehr Schulden als Aktivposten enthält und in der Folge ein Nachlassinsolvenzverfahren eingeleitet wird, führt das nicht dazu, dass der Staat offene Forderungen begleichen muss. Stattdessen verfallen diese natürlich wie bei anderen Insolvenzverfahren auch. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen.

Illustration: Arne Bellstorf für DIE ZEIT

Kann man eine Rente beziehen und trotzdem weiterarbeiten?

ZEIT für Geld

Lieber Leserin, lieber Leser,

die kurze Antwort lautet: ja. Wer bei der Rentenkasse eine Altersrente beantragt, muss deswegen nicht gleich in den Ruhestand treten. Es ist erlaubt und inzwischen oftmals gern gesehen, wenn ein Arbeitnehmer oder eine Arbeitnehmerin weitermacht, obwohl er oder sie das gesetzliche Rentenalter schon erreicht hat.

Wann das der Fall ist, hängt vom Geburtsjahr ab. Wer zum Beispiel 1957 auf die Welt kam, muss bis zum Alter von 65 Jahren und elf Monaten arbeiten. Für den Jahrgang 1960 liegt die sogenannte Regelaltersgrenze bei 66 Jahren und vier Monaten. Wer 1964 oder später geboren wurde, muss bis zum 67. Geburtstag arbeiten, um eine reguläre Altersrente bekommen zu können. Wenn der Arbeitgeber mitspielt, kann der Rentner oder die Rentnerin aber weiterarbeiten und Geld verdienen, ohne dass sich dadurch die Rente verringert.

Anders sah es bislang für Frührentner aus. Bei ihnen war es lange Zeit so, dass das hinzuverdiente Geld oberhalb einer bestimmten Grenze auf die Rente angerechnet wurde. Bis 2020 war nur ein Einkommen von 6300 Euro übers ganze Jahr hinweg erlaubt, ohne dass die Rente gekürzt wurde. Im Zuge der Corona-Krise wurde dieser Betrag dann drastisch angehoben, 2022 betrug er 46.060 Euro.

Seit Anfang des neuen Jahres ist auch diese Beschränkung weggefallen. Frührentner können nun so viel arbeiten und verdienen, wie sie wollen, ohne dass ihnen ihre gesetzliche Rente gekürzt wird. Mit dieser neuen Politik verfolgt die Regierungskoalition das Ziel, den Mangel an Fachkräften zu lindern. Andererseits dürfte es aber nun für viele Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer attraktiver werden, ihre Rente so früh wie möglich zu beantragen.

In Frührente können im Prinzip alle Versicherten gehen, die mindestens 63 Jahre alt sind und auf ihrem Rentenkonto 35 Versicherungsjahre haben. Sie erhalten dann eine Rente auf Basis der Rentenpunkte, die sie bis dahin sammeln konnten. Ein vorgezogenes berufliches Ende bedeutet zunächst einmal, dass man nicht mehr weiter in die Rentenkasse einzahlt und daher auch keine weiteren Rentenpunkte mehr verdient. Wer mit 63 in Rente geht, obwohl er eigentlich bis 66 arbeiten müsste, dem fehlen drei Jahre, in denen der Arbeitgeber und er selbst Beiträge in die Rentenkasse einzahlen würden. Aus diesem Grund fällt die Rente später deutlich geringer aus, als sie bei einer Weiterarbeit sein würde.

Das ist aber nicht der einzige Verlust, den Frührentner gewöhnlich einstecken müssen. Auch diese geringere Rente, die sie sich aufgrund ihrer Rentenpunkte verdient haben, wird ihnen noch mal gekürzt. Der Grund ist, dass ihre Rentenauszahlungen früher im Leben beginnen, also über einen längeren Zeitraum hinweg bis zum Tod ausgezahlt werden. Zum Ausgleich dieses längeren Rentenbezugs wird ein Abschlag fällig, der versicherungsmathematisch berechnet wird.

Im Detail: Für jeden Monat, den Arbeitnehmer früher aufhören, wird ihre Normal-Rente um 0,3 Prozent gekürzt, pro Jahr also um 3,6 Prozent. Wer drei Jahre früher als vorgesehen seine Rente haben will, muss auf 10,8 Prozent verzichten. Ab dem Jahr 2031, in dem die Regelaltersgrenze bei 67 Jahren liegen wird, werden für langjährig Versicherte vier Jahre vorzeitiger Rentenbezug möglich sein – mit einem Abschlag von 14,4 Prozent.

Im Detail gibt es darüber noch Debatten: So hat der Ökonom Jochen Pimpertz vom arbeitgebernahen Institut der deutschen Wirtschaft errechnet, dass der Abschlag für Männer zu niedrig kalkuliert werde. Für Frauen seien die Werte aber angemessen.

Das würde heißen, dass es für Männer unterm Strich finanziell attraktiv ist, eine etwas niedrigere Frührente zu beziehen statt der regulären Altersrente. Dabei haben sie sogar die Möglichkeit, die Abschläge zu vermeiden oder zu verringern, indem sie vor Beginn der Rente freiwillige Sonderzahlungen in die Rentenkasse leisten.

Die neue Freiheit, die der Gesetzgeber geschaffen hat, bietet aber jetzt die Möglichkeit, noch viel umfänglicher die Nachteile einer Frührente zu kompensieren: indem man frühzeitig in Rente geht, aber weiter arbeitet zum bisherigen Gehalt, weiter in die Rentenkasse einzahlt und dadurch noch zusätzliche Rentenpunkte verdient. Man kann sich außerdem gut vorstellen, dass ältere Vollzeitbeschäftigte nun vermehrt in Teilzeit wechseln, weil sie sich das leisten können, wenn sie gleichzeitig schon eine Frührente beziehen.

Wer mit einem solchen Modell liebäugelt, sollte sich vorher von der Rentenversicherung beraten lassen. Dabei müssen Mitglieder einer gesetzlichen Krankenkasse bedenken, dass sie auch auf ihre Renteneinkünfte Beiträge zahlen müssen. Steuern werden ebenfalls fällig.

Von der Neuregelung kann auch eine Gruppe profitieren, die derzeit ohnehin vom Gesetzgeber privilegiert ist: die »besonders langjährig Versicherten«. Das sind Menschen, die mindestens 45 Jahre in die Rentenkasse eingezahlt oder einen Teil davon zum Beispiel für Kindererziehung anerkannt bekommen haben. Sie können früher in Rente gehen, ohne dafür Abschläge hinnehmen zu müssen. Auch hier ist der frühestmögliche Rentenbeginn vom Geburtsjahrgang abhängig. Beim Jahrgang 1959 ist diese Rente zum Beispiel mit 64 Jahren und zwei Monaten möglich, beim Jahrgang 1964 und den folgenden dann mit 65 Jahren.

Ihr Rüdiger Jungbluth

In unserer Kolumne beantworten wir jede Woche eine Geldfrage. Es schreiben im Wechsel: Die freie Autorin Mona Linke und der langjährige ZEIT-Autor Rüdiger Jungbluth. Stellen Sie Ihre Fragen unter: www.zeit.de/geldfrage

ANZEIGE

IMMOBILIEN

SCHWEIZ

Gräfensteiner SWISS REAL ESTATE

Agno, Tessin, Schweiz

Anwesen mit Panoramablick

Das 2'439 m² grosse Grundstück inkl. Altbau befindet sich an südlicher Hanglage in der Region Malcantone. Perfekt geeignet für die Erstellung von mehreren Wohneinheiten oder ein grosszügiges Einfamilienhaus. Verkaufsrichtpreis: CHF 2'450'000.–

www.graefensteiner-real-estate.ch

Karen Gräfensteiner-Deyaert
+41 44 550 03 00

BERLIN

Familien-Traum mit eigenem Garten: morgens wie abends Sonne u. sofort bezugsfertig! Exkl. ETW in ruhiger Lg. a. d. Spree Berlin-Charlottenburg, Neubau, ~116 m² + Gart. 112 m², 4 Zi, großzüg. Wohn-/Essbereich mit off. KÜ, DB+WB, HWR, FB-Hzg, Parkett, gehob. Ausstatt. + innov. Technik, TG Stpl. optional, Effizienzhaus 55, sofort verf., KP 1.049.000 € provisionsfrei direkt vom Projektentw., jens@charlottenbogen.de / www.charlottenbogen.de / Mobil 0173 8647015

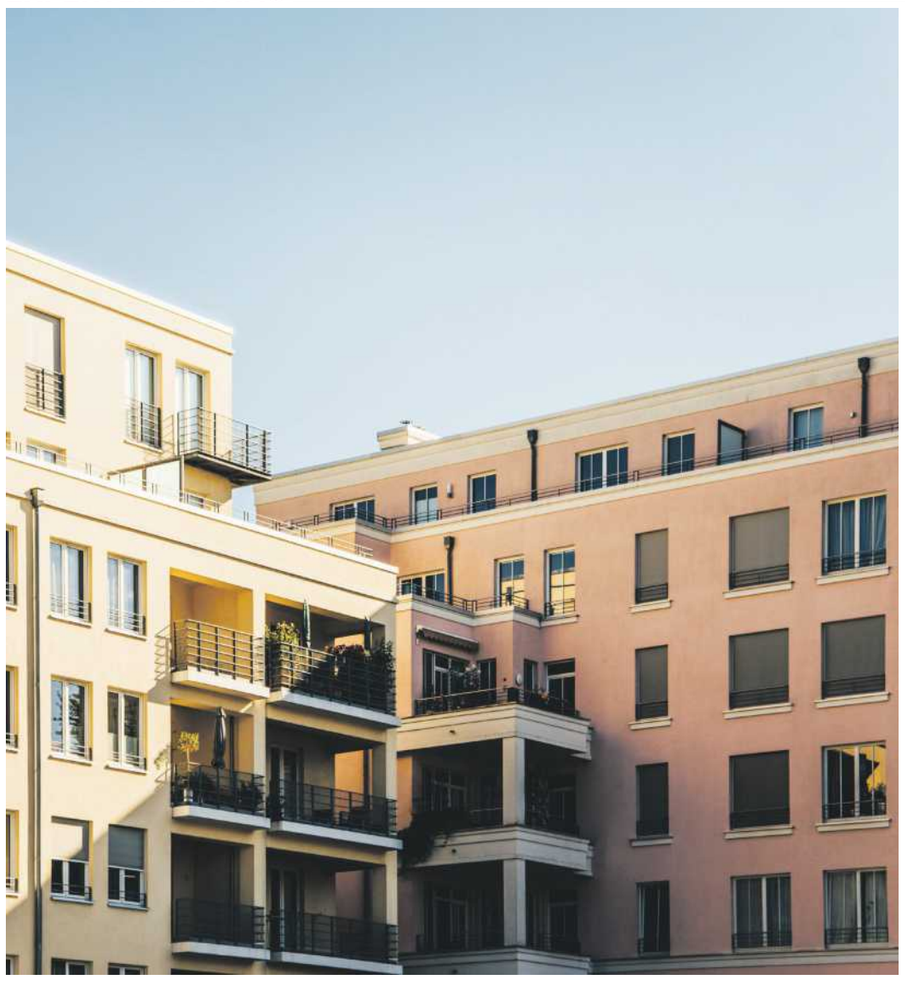
KANADA

GRUNDSTÜCKE IN KANADA
direkter Blick auf die Bucht und den Atlantik, z.B. 11.727 m², Hanglage, Süd-West Ausrichtung, Lighthouse Road in Port Bickerton, Nova Scotia, Sie können direkt bauen, kein Bauzwang, provisionsfrei, direkt vom Eigentümer Preis 79.000 CAD (ca. 59.000 EUR) Web und Email: info@atlantic-touch.ca

Kontakt für Anzeigenkunden
040 / 32 80 454
Malte.Geers@zeit.de

DIE ZEIT

EXPERTENBEITRAG



Immoscout24 **Wohnbarometer**:
Erfahren Sie in dieser 3-teiligen Serie, wie sich die Immobilienpreise entwickeln.

Trotz Preiskorrektur im vierten Quartal - im gesamtdeutschen Mittel stiegen die Immobilienpreise im Gesamtjahr 2022 im Vergleich zum Vorjahr. Eigentumswohnungen verlieren im Bereich Bestandsimmobilien im Durchschnitt minus 4,3 %. Mit 2.714 Euro pro Quadratmeter ist der Angebotspreis im Vergleich zum Vorjahr jedoch um 3,5 % gestiegen. Der Neubau-Quadratmeterpreis verliert mit 6,4 Prozent stärker und landet auf dem Niveau des vierten Quartals 2021. Bei Einfamilienhäusern ist die Entwicklung umgekehrt. Hier ist der Preisrückgang von Bestandsimmobilien mit 4,5 % höher als im Neubau, wo die Preise um minus 2,7 % im Vergleich zum Vorquartal nachgeben. Dennoch lagen auch hier die Angebotspreise im Vergleich zum Vorjahreszeitraum höher. Im Bestand um plus 2,7 % und im Neubau um plus 7,3 %.

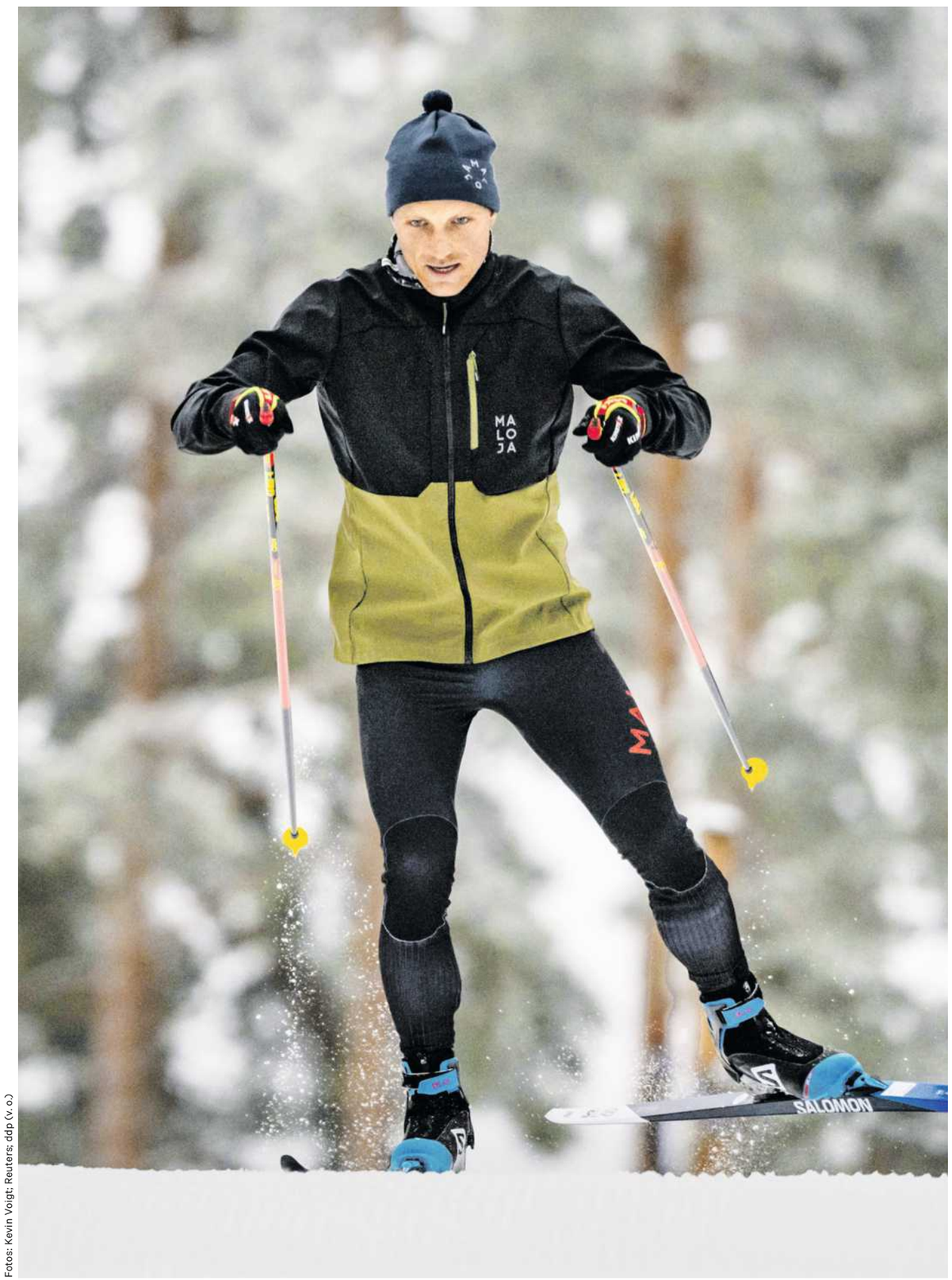
„Die aktuelle Marktlage wird nur für einen begrenzten Zeitraum anhalten. Die Baubranche und insbesondere der Neubau sind ins Stocken geraten. Die Bundesregierung muss diesem Trend entgegensteuern. Andernfalls wird sich die Situation auf dem Wohnungsmarkt immer weiter zuspitzen. In den Metropolen sehen wir bereits Anzeichen, dass die Nachfrage bei Kaufinteressierten wieder anzieht," ergänzt Dr. Gesa Crockford, Geschäftsführerin von ImmoScout24.

Ist Ihre Immobilie vom aktuellen Preisrückgang betroffen?
Mit unserem Marktwertrechner erfahren Sie direkt online den Wert Ihrer Immobilie.

ImmoScout24

»Am Ende auch mit Pfeil und Bogen!«

Ist die WM in Oberhof eine der letzten ihrer Art? Ein Gespräch mit dem Biathleten Erik Lesser über Wintersport ohne Winter



Fotos: Kevin Voigt; Reuters; ddp (v. o.)

Erik Lesser beendete seine aktive Karriere 2022. Bei der WM ist er als TV-Experte dabei

DIE ZEIT: Herr Lesser, vor rund zehn Monaten haben Sie noch ein Weltcuprennen gewonnen, nun sind Sie Sportrentner. Wie geht es Ihnen damit?

Erik Lesser: Mir geht es hervorragend, ich bereue den Schritt definitiv nicht. Und wenn ich mir das Geschehen im Weltcup ansehe, habe ich auch nicht das Gefühl, dass ich da noch eine Chance hätte ...

ZEIT: Haben Sie mit Blick auf diesen arg schneearmen Winter schon mal gedacht, dass Sie genau zum richtigen Zeitpunkt aufgehört haben?

Lesser: Ja, stimmt, wenn man es so betrachtet ... Aber es gab auch in den letzten Jahren schon ein paar Winter, in denen kaum Schnee lag – auch wenn es nicht so extrem war wie in diesem Jahr. Es hat schon aufs Gemüt gedrückt, dass es sich anfühlt, als sei Herbst oder Frühling. Und natürlich werden die spärlichen Winter durch den Klimawandel nun häufiger.

ZEIT: Sie wohnen in Oberhof, wo am 8. Februar die Biathlon-WM beginnt. Wie ist die Schneelage?

Lesser: Mittlerweile sieht es winterlich aus. Das ist auch für die Athleten bei der WM ganz schön, dass man zum Training nicht nur die WM-Strecken zur Verfügung hat, sondern auch Freizeit-Loipen.

ZEIT: Beim Weltcuprennen in Ruhpolding im Januar sah das anders aus, die Wettkampfpiste lag dort wie ein weißes Band im Grünen. Wie verändert sich die Vorbereitung, wenn kein Schnee fällt und die künstlichen Pisten ständig gepflegt werden müssen, sodass sie kaum zu befahren sind?

Lesser: An den Orten ohne Langlaufhalle muss man dann auf konventionelle Trainingsmethoden zurückgreifen. Skiroller sind eine Möglichkeit, wenn die Nächte warm genug sind und die Strecke nicht gefroren ist. Aber selbst das war ja schwierig über Weihnachten und Neujahr, bei Dauerregen und fünf Grad. Da willst du keine zwei Stunden draußen trainieren, zumal bei starkem Wind. Also gehst du wieder joggen. Das machst du aber auch nicht so lange. Und irgendwann geht dir auch dieses Schneegefühl verloren, die Skitechnik.

ZEIT: Sie konnten in der Halle trainieren, die einzige Langlaufhalle in Deutschland steht in Oberhof.

Lesser: Ja, aber das macht man auch nicht so oft. Zwei Tage Skihalle am Stück schlauchen. Es schlaucht mental, weil es immer das Gleiche ist, die Runde ist auch nicht allzu groß. Und manchmal macht es auch Automatismen kaputt, denn die Geschwindigkeiten, die man in der Halle läuft, sind deutlich geringer. Das fühlt sich erst mal gar nicht so viel langsamer an, aber man läuft permanent gegen großen Widerstand, weil der Schnee meist alt und nicht sauber ist. Wenn du dann wieder auf normalen Schnee kommst, merkst du erst mal, wie schnell man auf Skiern sein kann.

ZEIT: Ist Wintersport überhaupt noch zeitgemäß, wenn schneearme Winter häufiger werden? Der Aufwand, um Rennen trotzdem abzuhalten, ist enorm.

Lesser: Ehrlich gesagt: Ich habe es in meiner kompletten Karriere nicht erlebt, dass eine Strecke nur mit Naturschnee ausgekommen ist. Jede Strecke wurde mit Kunstschnee präpariert, um für alle Witterungsbedingungen gewappnet zu sein. Und der Aufwand wird ja nicht nur für die Rennen betrieben. In Oberhof, in Ruhpolding, im Schwarzwald, überall, wo wir große Zentren haben, liegt der Fokus natürlich auf dem Leistungssport – aber wer benutzt die Strecken danach? Das sind immer die Kids. Auf unserer zweiten Strecke hier in Oberhof haben wir die Möglichkeit, eine Zwei-Kilometer-Runde zu beschneien. Und wenn man da an den späten Nachmittagen herumfährt und sieht, wie viele Kinder und Vereine die nutzen: Das ist ein kultureller Mehrwert, der gar nicht zu beziffern ist!

ZEIT: Sie finden, eine Grundsatzdiskussion über die Zukunft des Wintersports ist fehl am Platz?

Lesser: Ich verstehe natürlich, dass das jetzt aufkommt. Und ja, in 20 Jahren wird Wintersport in Mitteleuropa vielleicht abgeschafft sein, weil die Bedingungen einfach so sind, dass man nicht mehr genug Schnee produzieren kann. Wahrscheinlich wird unser Sport dann eher Richtung Nordamerika wandern, oder Asien vielleicht, oder Russland – vorausgesetzt, in 20 Jahren ist die politische Situation dort eine andere. Es wird sicher eine topografische Verschiebung geben. Aber ich finde es schade, dass man jetzt meint, Wintersport sei grundsätzlich nicht in Ordnung, nur weil es ein schlechter Winter ist.

ZEIT: Ein Sport wie Biathlon lebt von der Begeisterung der Zuschauer. China oder Nordamerika sind aber nicht unbedingt Wintersportregionen. Ist das nicht auch ein Problem?

Lesser: In Russland hast du die Fans schon, da hättest du genauso tolle Rennen wie in Ruhpolding oder Oberhof. Bei den Rennen in Chanty-Mansijsk zum Beispiel war immer eine ordentliche Party. Und Nordamerika ist ein Markt, der noch wachsen könnte. Aber klar, ein bisschen bange wird einem schon um die Zukunft. Auch ich, der jetzt Trainer werden möchte, muss mich fragen: Was kann ich damit in 20 Jahren noch anfangen, wenn womöglich viele Rennen auf der Straße ausgetragen werden, auf Skirollern? Vielleicht ist das auch die Zukunft: dass es ein Sommerevent wird.

ZEIT: Glauben Sie, das würde die Wintersportfans begeistern? Die Faszination entsteht bei vielen Leuten doch auch durch den Schnee: weil die Bilder toll sind oder weil sie selbst Ski fahren.

Lesser: Das ist ein Transformationsprozess, den die Fans und auch die Sportler durchmachen müssen. Aber ich glaube, am Ende wird es durchgezogen. Und ich bin zwar ein großer Verfechter des Kleinkalibers, mit dem wir schießen – aber wenn wir im Sommer Wettkämpfe machen und mehr Leute ansprechen wollen, kann man sich auch Lasergewehre auf den Rücken schnallen und in den Städten Biathlon machen! Weltcup in Downtown Oslo, Weltcup in Downtown München! Ich glaube, da gibt es eine Menge Potenzial.

ZEIT: Norwegens Skisprungtrainer Alexander Stöckl meint, man müsse sich wegen des Klimawandels vom Begriff Wintersport lösen, Skispringen sei eine Extremsportart. Was Sie sagen, klingt ähnlich: die Disziplin erhalten, indem man sie vom Wetter entkoppelt.

Lesser: Ja, und Biathlon ist so vielschichtig. Es geht darum, Laufen und Präzision zu kombinieren – das kann am Ende auch mit Pfeil und Bogen sein! Wir haben so viele Möglichkeiten, da glaube ich nicht, dass Biathlon in den nächsten Jahren untergeht. Nur muss man als Weltverband die Augen offen halten: Wann ist der Punkt erreicht, an dem man sich komplett neu erfinden muss? Und wie kann man sich darauf einstellen? Vielleicht eine zweite Rennserie aufmachen, wie es bei Formel 1 und Formel E ist. So könnte es auch beim Biathlon funktionieren. Bei den Skispringern sowieso, die können eh immer springen, ob im Sommer oder im Winter. Dann eben auf Matten statt auf Schnee.

ZEIT: Was macht es mit dem Wintersportstandort Deutschland, wenn sich die Wettkämpfe im Langlauf und Biathlon langfristig aus Mitteleuropa verabschieden – und wenn durch den Schneemangel hierzulande insgesamt weniger Ski gefahren wird?

Lesser: Das würde die aktuelle Entwicklung noch weiter verstärken: dass wir Nachwuchsprobleme haben. Es sind jetzt schon deutlich weniger Biathleten als früher. Im Deutschlandpokal, unserer nationalen Rennserie, sind es fünf Männer. Im IBU-Cup, der zweithöchsten Rennserie, haben wir sechs Athleten, und im Weltcup sind es noch mal fünf: Das macht 16 aktive Biathleten im Seniorenbereich! Da lacht uns Norwegen ja aus!

ZEIT: Wie erklären Sie sich das?

Lesser: Ich weiß es auch nicht wirklich. Die Angebote sind da, und man sieht auch im Fernsehen Wintersport. Aber viele Vereine können es eben nicht leisten, zwei- oder dreimal in der Woche Training anzubieten. Oder die Kinder zu Hause abzuholen, um zum Wettkampf zu fahren. Es gibt da zwar finanzielle Hilfen, aber die sind oft nicht ausreichend. Dabei muss es ja gar nicht immer für den Leistungsbereich reichen. Kinder sollen Disziplin lernen in den Vereinen, die sollen das Miteinander, das Soziale lernen. Wer dann noch Talent beweist, kann gerne in den Hochleistungsbereich wechseln. Aber wir müssen die Kinder irgendwie dazu bringen, nicht immer nur in einen Sportverein zu gehen, der »FC« im Namen trägt, sondern vielleicht zum Wintersport, zur Leichtathletik oder zum Basketball. Letzte Woche war bei uns in der Skihalle »Jugend trainiert für Olympia«. Und in den dritten und vierten Klassen gab es aus unserem Umkreis nur zwei teilnehmende Schulen! Das ist traurig!

ZEIT: Vorhin klangen Sie zuversichtlich, was die Zukunft Ihres Sports angeht, nun klingen Sie sorgenvoll.

Lesser: Das sind zwei verschiedene Ebenen. Das eine ist der Hochleistungsbereich, den wird es immer geben. Das andere ist die Frage, ob Deutschland es schaffen wird, in die Weltspitze reinzukommen. Und da habe ich schon Bauchschmerzen.

ZEIT: Wo sehen Sie das deutsche Biathlon aktuell?

Lesser: Zur absoluten Weltspitze gehören wir nicht mehr, das muss man festhalten. Es gibt immer wieder ein paar Ergebnisse, an denen man sieht: Wir sind mit dabei, man muss mit uns rechnen. Wie zuletzt bei Denise Hermann-Wick, die bei Olympia in Peking Gold im Einzel gewonnen hat und nun auch beim letzten Weltcup vor der WM. Aber wir sind keine Norweger, die permanent für Furore sorgen.

Zweimal wurde Lesser Weltmeister

ZEIT: Was heißt das für das deutsche Team bei dieser Heim-WM, wer hat da Medaillenchancen?

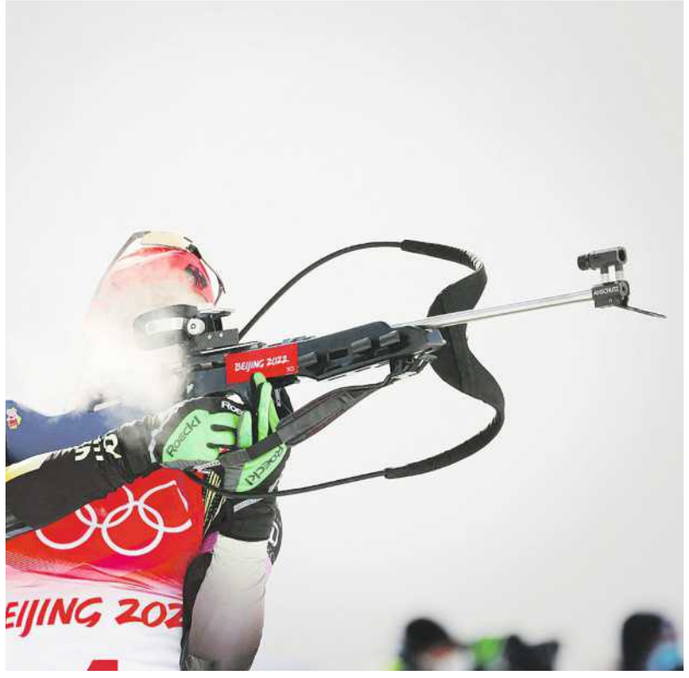
Lesser: Wer das letzte Weltcuprennen gewinnt, gehört immer mit zu den Topfavoritinnen! Und Benedikt Doll bei den Männern, das sind die zwei, auf die wir zählen können. Roman Rees macht auch einen ordentlichen Eindruck – und natürlich die Staffeln, da hoffe ich auch auf Medaillen.

ZEIT: Sie sind in der Trainerausbildung. Wollen Sie das deutsche Biathlon wieder in die Weltspitze führen?

Lesser: Das Streben nach Perfektion treibt mich schon an, deshalb will ich Trainer werden. Gerade was das Schießen betrifft, da kriege ich manchmal die Krise, wenn ich Fehler sehe, die nicht abgestellt werden. Aber was meine Anstellung angeht, habe ich keine konkreten Pläne. Ich warte erst mal ab, wo mich der Deutsche Skiverband sieht. Und ob ich dann in zehn, zwanzig Jahren Bundestrainer bin, darüber mache ich mir jetzt noch keine Gedanken.

ZEIT: Nehmen Sie uns mal mit an den Schießstand. Was sind denn die klassischen Fehler?

Lesser: Es gibt drei Hauptproblemzonen. Zum einen der Atemstopp, die Phase des Luftanhaltens während und nach der Schussabgabe. Die muss man zum richtigen Zeitpunkt und in der richtigen Länge setzen.



Die Kunst des Biathlons: Schnell laufen und sicher schießen

Dann das Auslösen, da kommt es oft vor, dass der Abzugsfinger nicht genug Vorarbeit geleistet hat, sodass es zum Durchreißen kommt ...

ZEIT: Durchreißen? Das müssen Sie erklären.

Lesser: Der Schuss löst sich bei unseren Gewehren ab 500 Gramm Abzugsgewicht. Das ist die Kraft, die man mit dem Finger auf den Abzug ausüben muss. Und man will schon in der Phase vor dem Auslösen, beim Zielen, möglichst nah an diesem Gewicht sein. 400 bis 450 Gramm Gewicht auf dem Abzug wären optimal, dann sind die letzten 50 Gramm nur noch eine ganz kleine Fingerbewegung, und man kann schnell abdrücken. Wenn man die 500 Gramm Gewicht auf einmal ausüben muss, dauert es länger, dementsprechend bewegt sich auch der Gewehrlauf mehr. Und viel Bewegung ist immer schlecht, gerade im Stehendschießen.

ZEIT: Und die dritte Problemzone?

Lesser: Das ist das Nachhalten, also die Phase nach dem Schuss. Die Mündung darf sich auch nach dem Auslösen nicht zu sehr bewegen. Gerade beim Stehendschießen sieht man gut, wenn ein Sportler da unsauber gearbeitet hat.

ZEIT: Bekommt man am Schießstand mit, was der Konkurrent neben einem macht?

Lesser: Ja, man hört anhand des Geräusches der Scheibe, was der Nebenmann schießt. Aber es hängt viel von der Tagesform ab: Wenn ich mich gut gefühlt habe, konnte ich es gut ausblenden, an schlechten Tagen habe ich immer ängstlich auf die andere Matte gehört. Manchmal ist Druck auch gar nicht schlecht! Es gab Tage, da hatte ich richtig Lust auf diesen Zweikampf, Lust, mich zu messen und dem Gegenüber zu zeigen, was ich kann.

ZEIT: Wenn Sie aus der Loipe kommen, ist Ihr Puls auf 180. Hatten Sie ein Patentrezept, um trotzdem die Ruhe fürs Schießen zu finden?

Lesser: Nein. Es hängt von der Kondition ab. Wenn sie gut ist, fällt es einem leichter. Wenn ich mich schlecht gefühlt habe, flog das Kartenhaus auch gern mal zusammen.

Das Gespräch führte
Tammo Blomberg

Für Menschen, die nach Lösungen suchen

GREEN.

Foto: Amelie Niederbuchner für DIE ZEIT; ZEIT-Grafik (u.)

Diese Lebensmittel sollten weggeworfen werden. In einer Großküche in München werden daraus beliebte Mittagessen

Ist das Müll?

Die Bundesregierung will verstärkt gegen Lebensmittelverschwendung vorgehen. Andere bekämpfen sie schon mit großem Erfolg VON FABIAN FRANKE

Die Müllwagen kommen im Viertelstundentakt. Rückwärts fahren sie an die riesige Halle heran, ein Gemisch aus Kartoffelschalen, Apfelgehäusen und anderen Essensresten auf ihren Ladeflächen. Ein Radlader schaufelt den Abfall in einen Trichter, ein Förderband trägt ihn in die Höhe.

Hier wird er sichtbar, der Ausschuss unserer Gesellschaft. Allein in dieser Biogasanlage der Berliner Stadtreinigung sind es im Schnitt 262 Tonnen am Tag. Nur dass der Ausschuss auch ein Überschuss ist: Als ein Lkw seine Ladung in die Halle kippt, kullern Orangen über den Boden, Knollensellerie, Paprika. Sie sind kaum beschädigt. Farbtupfer in einem braungrünen Brei. Essbare Lebensmittel.

Mindestens elf Millionen Tonnen Lebensmittelabfälle entstehen jedes Jahr in Deutschland, die Umweltschutzorganisation WWF kommt mit Ernteverlusten und Lagerabfällen sogar auf 18 Millionen Tonnen. Paradoxe Größenordnungen angesichts einer wieder wachsenden Zahl hungernder Menschen weltweit. Und Größenordnungen mit Folgen für Umwelt und Klima. Schon vor zehn Jahren errechnete die Welternährungsorganisation: Wäre die weltweite Lebensmittelverschwendung ein Land, wäre es der drittgrößte Emittent von Treibhausgasen nach China und den USA. Hinzu kommen Ackerfläche, Wasserverbrauch, Dünger, Pestizide. All das: vermeidbar. Denn niemand isst das Endprodukt.

Lebensmittelabfälle zu reduzieren ist ein Nachhaltigkeitsziel der Vereinten Nationen wie auch das Ziel der EU-Abfallrahmenrichtlinie, die Deutschland vorschreibt, bis 2030 den Abfall in Einzelhandel, Gastronomie und Privathaushalten im Vergleich zu 2020 zu halbieren. Anfang des Jahres warb der grüne Landwirtschaftsminister Cem Özdemir daher zusammen mit dem FDP-Justizminister Marco Buschmann für eine Verfahrensänderung im Strafrecht: Wer Lebensmittel aus Abfallcontainern von Supermärkten fischt – das »Containern« –, soll nicht mehr unbedingt strafrechtlich verfolgt werden.

Nur, wie wirksam ist das? Wo entstehen die Abfallmengen, wie ließen sie sich vermeiden? Und vor allem: Wieso existiert das Problem überhaupt noch?

Denn neu ist es nicht. Kaum einer weiß das besser als Valentin Thurn. An einem Januarmorgen sitzt er vor seiner Webcam und sagt: »Ein bisschen unruhig werde ich langsam schon.«

Der Journalist und Filmemacher brachte 2011 den Dokumentarfilm *Taste the Waste* in die Kinos. Der zeigte Szenen, die bis dahin nur wenige gesehen hatten: körbeweise Brötchen, die in einem Abfallcontainer landen. Radlader, die Kisten voller verschlossener Joghurts abladen. Und Bananen, die zu Brei gestampft werden, weil sie ein paar dunkle Stellen haben. Der Film wurde auf Festivals prämiert, ein Jahr später erschien ein Buch, auch die Politik reagierte. Die damalige Bundesregierung gab eine Studie in Auftrag zur Frage, welche Abfälle wo und in welcher Menge anfallen, und gründete das Informationsportal »Zu gut für die Tonne«.

Das Portal ist geblieben – aber auch das Problem.

Valentin Thurn hat das Thema seither verfolgt, 2013 wurde er auch als Experte in den Ernährungsausschuss des Bundestages eingeladen. Heute kritisiert er, dass die Politik vor allem auf Privathaushalte abzielt. »Es gab immer die politische Maßgabe: Wir machen nichts, was die Industrie nicht will«, sagt Thurn. »Deswegen ist wenig passiert.«

Privathaushalte sind laut Statistischem Bundesamt für 59 Prozent der Lebensmittelabfälle verantwortlich – hier fließt auch Unvermeidbares wie Kaffeesatz, Knochen und Kartoffelschalen ein. Zwar schmeißt der Einzelhandel nur sieben Prozent der unverbrauchten Lebensmittel weg, eine große Verantwortung schreibt Thurn ihm trotzdem zu. »Wegen knallharter Standards«, die die Supermarktketten den Landwirten aufdrückten. So würden verschrumpelte Möhren oder Gurken bereits auf dem Feld aussortiert. Die frische Tagesware in der Auslage lande abends im Müll. Und Werbung rege zu Käufen an, die am Ende nicht verwertet werden können. Ein Zusammenspiel aus Überangebot und Überkonsum. »Es muss konkrete Maßnahmen geben«, sagt Thurn – gegen den Widerstand der Ernährungsindustrie.

So wie er sehen es viele. Eine EU-weite Petition mit mehr als 1,5 Millionen Unterschriften fordert, Supermärkte zu verpflichten, überschüssige Lebensmittel an karitative Einrichtungen abzugeben. Frankreich hat so ein Gesetz seit 2016. Auch sollen Steueranreize das Retten attraktiv machen und die Regeln für die Mindesthaltbarkeiten geändert werden.

Berlin-Steglitz, Universitätsklinik Charité, Untergeschoss. Thomas Heuduk, graue Haare, weißer Kittel, manövriert durch ein Labyrinth aus Dampfgarschränken und Förderbändern. Ein Koch schöpft Bohneneintopf aus einem Edelstahlbehälter, so groß wie eine Badewanne. »Wir haben eine Versorgungspflicht«, schreit Heuduk gegen den Lärm an. Seit sieben Jahren leitet er die Großküche der Charité. 4200 Essen produzieren sie hier täglich. Bis morgens halb neun können Patienten entscheiden, ob es Kabeljaufilet in Zitronensoße oder doch lieber Kräuterquark mit Kartoffeln sein soll. Für das Team eine Herausforderung. Denn kochen müssen sie schon am Vortag, sonst schaffen sie es nicht.

Heuduk hält an einem Förderband. Davor stehen Rollwagen mit Tabletts. »Was hier ankommt, wurde nicht verzehrt«, sagt er und zieht ein Tablett heraus: eine Scheibe Brot und ein Salat. Allein 15 Kilo originalverpackte Butter kämen hier täglich zurück. Und alles landet in der Tonne. So sieht es die Lebensmittelhygiene-Verordnung vor. Was, wenn die Patientin mit Hautausschlag die Butter berührt hat? Wenn ein Krimineller einen Schadstoff in den Joghurt injiziert hat? »Die Masse der Abfälle ist eine Schande«, sagt Heuduk.

Eine Krankenhausküche zählt als »Außer-Haus-Verpflegung« – zusammen mit Restaurants, Lieferdiensten, Mensen und Kantinen. Mit 17 Prozent ist dieser Bereich die zweitgrößte Quelle für Lebensmittelabfälle, nach den Privathaushalten.

Die Charité hat sich vor einem Jahr verpflichtet, ihre Speisereste bis 2025 um 30 Prozent zu reduzieren und bis 2030 zu halbieren. Knapp 80 Unternehmen haben es ihr gleichgetan. Doch die Einsparung beruht auf Freiwilligkeit. Und die Datenlage ist schlecht.

So beginnt das Thünen-Institut, die zuständige Bundesbehörde, erst jetzt, die Abfallmengen entlang der Lebensmittelkette systematisch zu messen, sodass sich in ein paar Jahren ein Trend ablesen lassen wird. Auch für die Charité war das der erste Schritt. An 24 Punkten ließ man die übrig gebliebenen Mahlzeiten wiegen. Wo besonders große Mengen anfielen, wurde eingegriffen – in der Angestelltenkantine zum Beispiel. Jetzt steht in der Mensa, schon eine halbe Stunde bevor sie schließt, nicht mehr das komplette Sortiment bereit.

Um 37 Prozent konnte die Charité die Menge an Lebensmittelabfällen so innerhalb eines Dreivierteljahres verringern. Das entspricht 85 Tonnen – und einer Kosteneinsparung von einer Viertelmillion Euro.

Hunderttausende Tonnen Lebensmittelabfälle könnten so in kurzer Zeit deutschlandweit vermieden werden – wenn Daten und Wille vorhanden sind. Erntemethoden würden verfeinert, Produktionsbetriebe optimiert, Lieferketten durch Digitalisierung effizienter gemacht. Das zeigt, auf welchem Nebenschauplatz sich Cem Özdemir und Marco Buschmann mit ihrem Vorschlag zur Straffreiheit beim Containern bewegen: Supermärkte bleiben bei ihrer Logik des Wegwerfens, Lebensmittel-Retter gibt es wenige. Eine Scheindebatte mit marginalem Effekt.

Eine Sprecherin des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft rechtfertigt allerdings den Vorschlag, nachdem Cem Özdemir selbst für ein Statement nicht zur Verfügung stand: Es sei nur eine Maßnahme von vielen. Doch auch sie bestätigt den Fokus auf Privathaushalte. Geplant seien Bildungsangebote, eine »Aufklärungsstrategie« zum Mindesthaltbarkeitsdatum, Informationsangebote, um eine »Verhaltensänderung« anzustoßen.

München-Perlach an einem Morgen im Januar. Während die Straßen noch menschenleer sind, klappern im Erdgeschoss eines Verwaltungsgebäudes Töpfe. Eine Köchin hackt Zwiebeln und Knoblauch, eine andere schneidet Broccoli und Blumenkohl, die Küchenchefin rollt Hackfleisch in Teigfladen.

Seit einem Jahr betreiben sie hier die Community Kitchen, Deutschlands größtes Restaurant für gerettete Lebensmittel. Fast alle Zutaten, die durch die Hände des Küchenteams gehen, wären normalerweise im Abfall gelandet. Nur Gewürze, Öl oder Mehl sind eingekauft. Die »Retterquote« beträgt an diesem Tag 99 Prozent.

Gegründet hat die Community Kitchen unter anderem Günes Seyfarth. Seyfarth war lange selbst als Essensretterin aktiv, holte wöchentlich Lebensmittel von Supermärkten. Durch Zufall erfuhr sie von dem leer stehenden Versicherungsgebäude. »Ich hatte überhaupt nicht im Kopf, dass das hier entstehen könnte«, sagt sie. Vor fast einem Jahr empfingen sie die ersten Gäste, heute besteht das Team aus 30 Festangestellten und 50 Ehrenamtlichen.

Die Lebensmittel stammen von Bäckereien, Händlern, Landwirten. Vergangene Woche habe eine Molkerei ihnen 110 Paletten Joghurts geschenkt. Hauptsächlich holt das Team die Waren von einem Online-Supermarkt: 15 bis 20 Tonnen – pro Woche. Keine verschimmelten Orangen oder braunen Salatköpfe. Einwandfreie Ware, die nicht verkauft wurde – *overstock,* Lagerüberbestand.

Um das zu veranschaulichen, streckt Seyfarth ihren linken Arm aus. »Hier werden die Lebensmittel produziert«, sagt sie und zeigt auf ihre Schulter, »hier ist der Endverbraucher«, die Fingerspitzen. »Wir bekommen die Lebensmittel von hier«, dem Oberarm: Großhändler und Produzenten. »Sie sind also frischer als im Supermarkt.« Das ist Seyfarth wichtig. »So erreichen wir die einkommensstarken Gruppen, die mit ihrem Mittagessen etwas bewirken wollen.«

Sechs bis sieben Euro kostet ein Hauptgericht, ein großer Salat um die fünf Euro. Noch trägt sich das Projekt nicht selbst. Das Team vermietet auch einige Räume als Co-Working-Space, um sich zu finanzieren.

Eine Köchin fährt einen Rollwagen aus der Küche durch den Speisesaal, beladen mit Reissalat, Tomatensalat, Kartoffelsalat. Ihre Kollegin bringt Gemüseschnitzel aus der Küche. Für 80 Personen hat das Team an diesem Tag gekocht.

Angesprochen auf Özdemirs Strategie, verdreht Günes Seyfarth die Augen. »Vieles wird politisch auf die Individualebene geschoben«, sagt sie. Selbst wenn Privathaushalte mehr als die Hälfte zu den Abfällen beitrügen, »dann sage ich trotzdem: Herr Özdemir, kümmern Sie sich bitte um die andere Hälfte«. Die Einstellung der Menschen zu ändern könne Generationen dauern.

ANZEIGE
KYOCERA
Kli-ma-be-wusst = Informationen nachhaltig managen

WARUM NICHT JETZT,

Die Spielregeln:

Nur noch 23 Jahre, bis Deutschland klimaneutral sein muss. So steht es im Gesetz. An dieser Stelle wollen wir von Verantwortlichen wissen, was das Land dabei noch aufhält. Sätze mit »wir müssten mal« oder »es sollte« sind verboten, eben alles, was die Probleme beim Klimaschutz in die Zukunft verschiebt.

Frau Neubaur?

Aktivisten werfen Mona Neubaur vor, in Lützerath ihre Ideale verraten zu haben. Die grüne NRW-Ministerin bestreitet das – und erklärt, warum sie nun noch schneller aus der Kohle aussteigen will

Foto: Sofia Brandes für DIE ZEIT

Mona Neubaur, 45, ist stellvertretende Regierungschefin und Ministerin für Wirtschaft, Industrie, Klimaschutz und Energie in Nordrhein-Westfalen

DIE ZEIT: Frau Neubaur, wann saßen Sie zuletzt mit RWE-Chef Markus Krebber zusammen?
Mona Neubaur: Am 4. Oktober. Das war der Tag, an dem wir unsere politische Verständigung über den Kohleausstieg 2030 vorgestellt haben.
ZEIT: Verstehen Sie beide sich eigentlich gut?
Neubaur: Er hat die Interessen von RWE vertreten, aber auch verstanden, was Robert Habeck und mir wichtig war. Es war ein fachlicher Austausch, sehr höflich und freundlich.
ZEIT: Ist es für Sie schwierig, als Grüne, die selbst jahrelang gegen die Braunkohle gekämpft hat, mit dem Chef eines der größten CO_2-Verschmutzer Europas am Tisch zu sitzen?
Neubaur: Schon in unserem Koalitionsvertrag stand, dass der Kohleausstieg acht Jahre früher kommen soll. Ebenso, dass wir fünf Dörfer und drei Höfe erhalten. All das ist uns gelungen. Das Unternehmen ist mit an Bord, und das ist auch für den Wirtschaftsstandort von Vorteil, weil RWE jetzt die Weichen Richtung Zukunft stellen muss.
ZEIT: Aber das haben wir ja nicht gefragt. Wir wollten wissen, wie es sich anfühlt, sich als Grüne mit RWE einigen zu müssen.
Neubaur: Ich habe die Gespräche als grüne Wirtschaftsministerin geführt. Da muss ich mich am Möglichen orientieren, aber auch dafür arbeiten, dass zukünftig noch mehr geht. In NRW konnte ich etwas für den Klimaschutz und die Menschen erreichen. Insofern hat es sich sehr okay angefühlt.
ZEIT: Greta Thunberg blieb beim diesjährigen Weltwirtschaftsforum vor der Tür, weil sie sich nicht gemein machen wollte mit Leuten, die weiterhin fossile Stoffe fördern. Verstehen Sie das?
Neubaur: Greta Thunberg hat eine andere Rolle als ich, und die nimmt sie so wahr, wie sie das für richtig hält. Als Ministerin des bevölkerungsreichsten Bundeslandes ist es aber meine Aufgabe, einen Interessenausgleich zu organisieren.
ZEIT: Ihr Kompromiss beinhaltetet auch, dass das Dorf Lützerath abgebaggert wird. Das hat Sie viel Glaubwürdigkeit gekostet.
Neubaur: Die Rechtslage war seit März 2022 abschließend geklärt, der Weiler Lützerath ist vollumfänglich in Besitz und Eigentum von RWE. Eine sichere Energieversorgung für die Menschen in der Bundesrepublik bei gleichzeitigen konkreten Schritten für mehr Klimaschutz: Das war das Spannungsfeld, in dem wir entscheiden mussten.
ZEIT: Vergangene Woche haben Sie allerdings erklärt, dass Sie nun doch einen früheren Kohleausstieg als 2030 wollen. Wie kommt das auf einmal?
Neubaur: *(lacht)* Ja, wo kam das auf einmal her? Die Frage lautete, ob ich das für möglich halte, das habe ich bejaht. Mein Ziel in den Gesprächen war, Orte zu erhalten und dass mindestens 280 Millionen Tonnen Braunkohle unter der Erde bleiben. Das haben wir erreicht. Jetzt geht es darum, den Ausbau der Erneuerbaren deutlich zu beschleunigen. Der wird entscheiden, wie preisgünstig grüne Energie wird und ob es sich so wirtschaftlich lohnt, früher aus der Braunkohle auszusteigen.
ZEIT: Aber wenn der nordrhein-westfälische Kohleausstieg doch früher als 2030 gelingt, war die Behauptung, dass Lützerath abgebaggert werden muss, dann nicht falsch?
Neubaur: Bei Lützerath geht es um die kurzfristige Verfügbarkeit. Um in den nächsten Jahren die Energie zu sichern, braucht es laut Studien und Gutachten diese Kohle. Wir leben in einer Zeit, in der ich mich als Ministerin nicht darauf verlassen kann, dass es schon gut gehen wird. Dass das nicht nur gut fürs Klima ist, muss mir niemand erzählen, dessen bin ich mir durchaus bewusst.
ZEIT: Sollte ein noch früherer Ausstieg gelingen, wird RWE dann entschädigt für die Mengen Kohle, die Sie dem Konzern zugesichert haben?
Neubaur: Wir haben erst mal erreicht, dass 280 Millionen Tonnen nicht mehr verbrannt werden, ohne dass RWE dafür entschädigt wird. Das kann man als Erfolg werten. Und die andere Frage liegt ganz schön weit in der Zukunft.
ZEIT: »Vor 2030« ist ziemlich bald. Aber haben Sie gerade gesagt, dass Sie sich mit den Entschädigungen für RWE später beschäftigen werden?
Neubaur: Ich habe Ihnen gesagt, dass wir den Kohleausstieg 2030 für das Rheinische Revier vereinbart haben ohne Entschädigungszahlungen. Wenn er noch früher gelingen kann, werden wir das natürlich nicht blockieren. Es liegt auch an uns, dass der Markt über die CO_2-Zertifikate die Kohle bis dahin einfach unwirtschaftlich macht. Und wenn der Markt sich verändert, sollte uns das als Staat nicht zu Entschädigungen verpflichten.
ZEIT: RWE will auch Gaskraftwerke bauen als sogenannte Brücke in die Zukunft. Ist das angesichts explodierter Gaspreise noch eine gute Idee?
Neubaur: Deswegen müssen diese Gaskraftwerke wasserstoffbereit sein, wenn sie ans Netz gehen – als Teil eines Energieknotenpunkts Westeuropa im Rheinischen Revier.
ZEIT: Aber wie lange die Kraftwerke noch Gas verfeuern dürfen, wurde nicht festgelegt, oder?
Neubaur: Ich gehe davon aus, dass die Rahmenbedingungen noch geklärt werden.
ZEIT: Verstehen Sie, wenn Bürger den Eindruck haben, dass die Profite von Konzernen über die Interessen von Menschen und Natur gehen?
Neubaur: Ich verstehe, dass die Frage gestellt wird: Geht es gerecht in der Gesellschaft zu? Die Verständigung über den Braunkohleausstieg hatte aber nicht die Absicht, Profit zu ermöglichen.
ZEIT: Es ist ja nicht nur RWE, auch Konzerne wie Thyssenkrupp wollen für die Transformation alle möglichen Ausgleiche und Garantien ...
Neubaur: Klimaneutralität und Wettbewerbsfähigkeit sind echte Herausforderungen für unseren Standort. Die falsche Antwort wäre, zu sagen, wir geben euch einfach Geld ohne Gegenleistung. Aber richtig ist: Wer jetzt in Technologien Richtung grüne Industrie investiert, der soll dadurch keinen Wettbewerbsnachteil erfahren.
ZEIT: Zur Wahrheit gehört aber auch: Die Industrie treibt die Politik immer wieder mit Forderungen vor sich her. Selbst vergangenen Sommer beim Gasmangel waren die Warnungen übertrieben. Sind Sie da nicht jedes Mal im Nachteil, und die Industrie geht als Gewinner vom Platz?
Neubaur: Gerade in Krisenzeiten lohnt es sich, einen kühlen Kopf zu bewahren. Denken wir zurück an den vergangenen Sommer, als der stolze Strom Rhein eher einem Rinnsal glich. In so einem Moment, in dem die Folgen der Klimakrise spürbar werden, das Ende der Braunkohle zu entscheiden und trotzdem die Energieversorgungssicherheit zu gewährleisten, das heißt, die Nerven zu bewahren.
ZEIT: Ähnlich wie Robert Habeck leiten Sie ein Superministerium für Wirtschaft und Klimaschutz – sind diese beiden Dinge wirklich unter einem Dach vereinbar?
Neubaur: Für mich ist das eine große Freude! In einer Zeit, in der es echt um was geht, ist es eine Riesenchance, die beiden Seiten der Transformation in einem Ressort zu bündeln.
ZEIT: Apropos Transformation: In NRW dauert es heute noch 26 Monate ab der Genehmigung, bis ein Windrad steht.
Neubaur: Deswegen werden wir deutlich schneller. Wir haben im ersten Halbjahr gemacht, was kurzfristig möglich war, zum Beispiel bestimmte Forstflächen für Windräder und Trassen entlang von Straßen und Schienen für Fotovoltaik zu öffnen.
ZEIT: Aber eine Abstandsregel für Neuanlagen haben Sie immer noch.
Neubaur: Wir haben im Koalitionsvertrag vereinbart, dass wir die 1000-Meter-Abstand-Regel schrittweise abbauen.
ZEIT: Warum nicht sofort, am ersten Tag?
Neubaur: Eine Regierung, die sich in einem Koalitionsvertrag darauf verständigt hat, das schrittweise abzubauen, würde ja den Koalitionsvertrag nicht umsetzen, wenn sie sagen würde, jetzt ist doch alles anders.
ZEIT: Dann ist es ein schlechter Koalitionsvertrag!
Neubaur: Mit einer breiten Zustimmung von Grünen und CDU!
ZEIT: Verraten die Grünen angesichts solcher Vereinbarungen ihre Ideale, um mitzuregieren?
Neubaur: Nein. Es ist zu einfach, zu behaupten, das 1,5-Grad-Ziel entscheide sich nur bei der Energieversorgung. Wir brauchen im Verkehr dringend Investitionen, wir brauchen in der Landwirtschafts- und Ernährungspolitik eine Trendwende – und selbstverständlich sind auch bei Bauen und Wärme Riesendinge zu tun. Die Frage ist, macht man's sich leicht, oder versucht man, wie wir, mit aller Kraft, entscheidende Schritte zu gehen – ohne soziale Verwerfungen und mit dem Erhalt wirtschaftlicher Substanz?
ZEIT: Sind Sie denn, um bei der eigenen Partei zu bleiben, zufrieden mit den Vorgaben aus Berlin vom grünen Vizekanzler Habeck und vom grünen Agrarminister Cem Özdemir?
Neubaur: Angesichts der Realität ja. Es war nie herausfordernder für Grüne, aber auch nie wichtiger, genau jetzt Entscheidungen treffen zu können.
ZEIT: Die Konzerne, mit denen Sie verhandeln, hoffen vielfach auf technologische Lösungen wie das Einfangen und Speichern von CO_2. Sie auch?
Neubaur: Na ja, selbst der Weltklimarat bestätigt ja immer wieder, dass zusätzlich zur CO_2-Neutralität auch Kohlenstoff gebunden werden muss. Wir diskutieren natürlich Lösungen dafür, aber es ist noch keine Entscheidung gefallen.
ZEIT: Das klingt schon wieder ziemlich langsam. Müsste nicht gerade eine grüne Ministerin stärker auf Disruption setzen und weniger auf Konsens?
Neubaur: Natürlich geht es mir persönlich auch nicht schnell genug mit den Maßnahmen hin zur Klimaneutralität. Aber ich muss auch mein Möglichstes dafür tun, sichere Lebensverhältnisse für die Menschen in NRW zu erreichen.
ZEIT: Die Aktivisten der Letzten Generation haben kürzlich einen Bürgerrat gefordert, der in Klimafragen entscheiden soll. Sie scheinen das Vertrauen in unsere Demokratie zu verlieren.
Neubaur: Ja, wenn es um die Bewältigung der Klimakrise geht, haben wir Politikerinnen und Politiker jetzt zu liefern. Aber Sie werden nicht erleben, dass ich die Demokratie aufgebe. Die Rechte und die Freiheit, die sie uns gibt, sind der Antrieb für mich, Politikerin zu sein.

Das Gespräch führten **Laura Cwiertnia** und **Uwe Jean Heuser**

ÖKOTESTER

Oder doch lieber 'nen Hund

Unser Kolumnist MARCUS ROHWETTER hat ein Heizkissen getestet, um Stromkosten zu sparen. Geht die Rechnung auf?

Klimaschutz muss derzeit als Argument für fast alles herhalten. Mit penetranter Weltretter-Attitüde versuchte zuletzt auch die niederländische Firma Stoov, ihre Heizkissen und -decken unters Volk zu bringen. Die funktionieren wie elektrische Wärmflaschen. Man lädt einen Akku im Innern auf, und dann wird eine kleine Infrarotheizung schön warm.

Also her damit! Ich ordere ein Einstiegsmodell für 100 Euro, maximale Überhöhung gibt es gratis: »Mit Stoov sparst du Energie. Schließlich wärmen wir Menschen und nicht den Planeten.« Selbst der Versandkarton ist mit solchen Sprüchen bedruckt. Darin: ein dunkelgrünes Kissen, das Ploov heißt. Ein Ploov von Stoov. Es wirkt hochwertig und hat eine sofataugliche Größe. Doch sich wärmen, nicht den Planeten? Ich wette jetzt schon dagegen. Die Kissenmacher wiederum legen sich das so zurecht: Die Gasheizung um ein Grad herunterzudrehen spare sechs Prozent des fossilen Brennstoffs, was pro Person eine finanzielle Entlastung von jährlich gut 104 Euro bedeute. Gegenrechnen müsse man die Stromkosten fürs Kissen. Es einmal pro Tag aufzuladen koste aufs Jahr gerechnet nur 6,02 Euro, schreibt Stoov: »Mit einem um ein Grad niedrigeren Thermostat und einem Stoov, der dich warmhält, sparst du auf Jahresbasis bereits 97,98 €.« Klima geschützt, Geld gespart, hurra!

Nun, die Anschaffungskosten fehlen in der Rechnung. Billig ist das Kissen ja nicht gerade. Eine Heizung zwar auch nicht, aber die braucht man leider ohnehin.

Also aufladen. Die ersten Testläufe deuten darauf hin, dass das Kissen nach grob zwei Stunden Ladezeit etwa vier Stunden lang Wärme liefert. Und die fühlt sich sehr gut an, man kann das nicht leugnen! Allerdings will ich es durchgängig warm haben und mich keinem Warm-laden-warm-laden-Rhythmus aussetzen, weil mich das an Wechselduschen erinnert. Ich müsste also ein zweites Kissen kaufen und die beiden zeitversetzt laden oder das eine Kissen dauerhaft am Netz lassen. In jedem Fall erfordert ein ganzer Tag Wärme mehrere Ladezyklen und nicht nur einen. Was die (Strom-) Rechnung ganz anders aussehen lässt.

Ein praktisches Problem bekommen Familien. Eine Heizung wärmt nämlich den ganzen Raum. Ein Kissen wärmt in der Regel nur eine Person, und die meist auch nur von einer Seite (am Rücken besonders zu empfehlen, aaah!). Soll ein Kissen jedoch eine ganze Familie wärmen, müssen sich alle schon gut verstehen und gern lange sehr eng beieinanderhocken. Sonst brauchen sie mehrere Kissen. Der Markt hält eine große Auswahl bereit. Es gibt sogar extra Wärmekissen für Hunde. Bei Stoov heißen sie Woov (zu Deutsch etwa: Wuff) und kosten ab 150 Euro. Woov wärmt weder den Planeten noch den Menschen, braucht aber trotzdem Strom.

Life-Hack für Hundebesitzer: Ein gut erzogener Labradoodle auf dem Schoß wärmt seine Besitzperson noch besser als ein Stoov-Kissen. Für sehr große oder mehrere kleine Menschen eignen sich Neufundländer. Zudem sind Hunde flauschig und bleiben selbst bei Stromausfall betriebsfähig. Allerdings muss man jede Menge Futter in sie hineinstopfen, meist Fleisch, was ihre Klimabilanz verschlechtert. Bringt man Hunde dazu, sich vegetarisch zu ernähren, was möglich sein soll, müsste man neu rechnen.

Tun wir aber nicht. Das Ergebnis steht auch so fest: Das Leben ist kompliziert, simple Öko-Rechnungen wie die von Stoov sind aber in jedem Fall blödsinnig. Oder Greenwashing.

Ich habe das Kissen trotzdem behalten und an jemanden verschenkt, dem ich damit eine Freude mache. Weil es wunderbar ist, ein paar Stunden lang wohlige Wärme am Rücken zu spüren. Manchmal reicht das schon als Argument.

Alltagstauglichkeit ●●●○○ **Ästhetik** ●●●●○ **Schlaumeier-Potenzial** ●●○○○

Typisch für Florida: Alligatoren schwimmen durch die Kanäle

Untypisch für Florida: Eine Ökostadt, die wenig Wasser verbraucht

Fotos: Dermot Tatlow/laif; Dennis Stephenson/Mauritius (v. l.)

Die Stadt, die dem Hurrikan trotzte

Der neu gebaute Ort Babcock Ranch könnte den USA den Weg in eine grünere Zukunft weisen

VON HEIKE BUCHTER

Florida: Noch vor ein paar Jahren fielen einem dazu Sonne, Strand und Orangen ein. Inzwischen denken viele dagegen eher an den Klimawandel. Der steigende Meeresspiegel sorgt schon heute für Überschwemmungen in dem flachen US-Bundesstaat mit seinen 2000 Kilometern Küste. Simulationen zufolge werden bis Ende unseres Jahrhunderts ganze Landstriche dauerhaft unter Wasser liegen. Und dann sind da noch Stürme wie Ian, der Hurrikan, der am 28. September vergangenen Jahres über die Region hereinbrach.

Schon Tage zuvor hatten die Mobiltelefone jenen schrillen Alarmton ausgestoßen, mit dem die Bewohner an Floridas Küste vor einem heranziehenden Sturm gewarnt werden. Doch mit der tödlichen Wucht von Ian hatte kaum jemand gerechnet. Böen erreichten 240 Stundenkilometer. Noch zerstörerischer war die meterhohe Wasserwalze. Sie riss ganze Viertel des Strandstädtchens Fort Myers Beach mit sich und spülte Highway-Brücken davon. Mindestens 110 Menschen starben, Tausende verloren ihr Heim.

Das Ausmaß der Zerstörung spiegelt sich in den nüchternen Zahlen des Rückversicherers Munich Re: 2022 beliefen sich die Schäden durch Naturkatastrophen auf 270 Milliarden Dollar, allein 100 Milliarden gehen auf das Konto von Ian. Forscher sagen voraus, dass durch die Erwärmung der Ozeane Stürme noch intensiver werden. Bisher hat das in Florida nicht zu einem Umdenken geführt. Noch spielt Nachhaltigkeit beim anhaltenden Bauboom keine große Rolle. Doch es gibt erste Zeichen einer grünen Wende. Eines davon ist Babcock Ranch.

Wer die Neubausiedlung erreichen will, fährt von der Stadt Fort Myers im Westen Floridas 30 Minuten über den Highway ins Landesinnere. In den Tagen nach der Katastrophe führte der Weg vorbei an Segeljachten, die wie Spielzeuge in den Mangroven verstreut waren, an notdürftig mit Planen abgedeckten Häusern und Stapeln von aufgeweichten Möbeln. In Babcock Ranch dagegen mochte man fast glauben, Ian sei nie durchgezogen. Bis auf ein paar verlorene Dachschindeln, umgekippte Verkehrszeichen und vereinzelte entwurzelte Bäume war der Ort unversehrt.

Das sei kein Wunder, sondern das Ergebnis sorgfältiger Planung, sagt Lisa Hall während einer Tour in ihrem Golfcart. Für längere Strecken nimmt sie ihren roten Tesla. Ein öffentliches Nahverkehrsprojekt mit elektrisch betriebenen Minibussen ist nach einer Testphase erst einmal eingemottet worden. Künftig soll es aber neben Leihfahrrädern weitere Alternativen zum eigenen Auto geben. Hall ist die Sprecherin der Gesellschaft, die Babcock Ranch entworfen und gebaut hat. So begeistert sei sie von dem Konzept gewesen, dass sie und ihr Mann aus der Großstadt an der Küste hergezogen sind. Babcock Ranch ist das, was man eine *master-planned community* nennt, eine Kleinstadt mit Gemeindehalle, Parks, Sportanlagen und Restaurants, von einem privaten Bauherrn entworfen, finanziert und erschlossen.

Solche Gemeinden gehören zu den beliebtesten Neubauprojekten in den USA. Vor fünf Jahren fand der erste Spatenstich statt. Bald sollen in Babcock Ranch 19.500 Menschen leben, bisher sind 5000 Bewohner in die Häuser gezogen. Sie erlebten eine »neue Art von Heimatort«, heißt es auf der Website. Und dass Babcock Ranch Amerikas erste mit Solarstrom versorgte Stadt sei. Die Siedlung ist an eine der größten Solarfarmen in Florida angeschlossen. Auf 350 Hektar erstrecken sich 700.000 spiegelnde Panels. Die Energie, die nicht sofort verwendet werden kann, fließt in eine Speicheranlage. Die Gebäude sind energieeffizient. Hall und einige Nachbarn haben zusätzlich Solaranlagen auf ihren Dächern. Doch das Management von Babcock Ranch überlässt es jedem Hausbesitzer, ob er diese zusätzlichen Kosten tragen will. Zur Nachhaltigkeit gehöre schließlich auch, dass Bauvorhaben bezahlbar blieben, sagt Hall.

Und die Sorge ums Wasser. Statt Feuchtgebiete trockenzulegen, bezogen die Planer von Babcock Ranch sie mit ein. Die künstlichen Seen, um die sich die Stadtteile gruppieren, haben nicht nur Freizeitwert, sondern helfen, bei Regen überschüssiges Wasser zurückzuhalten. Zusätzlich sind die Straßen so konstruiert, dass sich Wasser im Notfall dort sammelt und nicht die Häuser flutet. Da machte es auch nichts, dass Ian eine Rekordmenge an Regen über der Region ausschüttete – so viel, wie es statistisch gesehen nur einmal in tausend Jahren vorkommt.

Auch die Gestaltung der Gärten und öffentlichen Grünflächen gehört zum Nachhaltigkeitskonzept. Werbebroschüren für Florida zeigen neben Palmen gerne satten grünen Rasen, blühende Azaleen und Bougainvilleen, doch dabei handelt es sich gar nicht um heimische Arten. »Entsprechend müssen sie bewässert und künstlich gedüngt werden«, sagt Pierce Jones, Direktor des Programms für nachhaltige kommunale Entwicklung an der Universität von Florida. Bis zur Hälfte des Wasserverbrauchs von Haushalten in Florida fließt seinen Forschern zufolge in die Bewässerung von Grünanlagen. Doch wer sich eine Bleibe in Babcock Ranch kauft, muss sein Grundstück zu 75 Prozent mit einheimischen Gewächsen bepflanzen, etwa Sycamore-Bäumen, Zypressen und Florida-Rotahorn. Tatsächlich seien die Vorgaben einer der wenigen Punkte, derentwegen es zwischen Hausbesitzern und der privaten Stadtverwaltung immer wieder zu Konflikten komme, erzählt Hall. Vor allem die Beschränkung für Rollrasen: »Viele verstehen nicht, warum sie ihren geliebten Rasen hier nicht haben dürfen.«

Hinter dem Projekt steckt Syd Kitson. In seiner Jugend spielte der heute 64-Jährige in der National Football League, Mitte der Achtzigerjahre startete er eine Karriere im Immobiliensektor. Im Jahr 2000 gründete er die Firma Kitson & Partners, die Babcock Ranch entwickelte. Kitson verbrachte den Sturm in seinem Haus, nicht weit vom Welcome Center entfernt. »Es klang, als wenn ein Güterzug durchfährt«, erinnert sich Kitson beim Gespräch im Konferenzraum. Zehn Stunden habe Ian getobt. Danach kam die Erleichterung, dass sich die strengen Vorgaben ausgezahlt hatten. Und Ian habe auch dafür gesorgt, dass Babcock Ranch sich als Gemeinschaft bewährte. Die Bewohner stellten die Mehrzweckhalle als Notunterkunft für Evakuierte aus den Nachbargemeinden zur Verfügung, versorgten sie mit Kleidung, Lebensmitteln, Decken.

Syd Kitson wehrt sich gegen den Vorwurf, eine weitere Enklave für überwiegend weiße Wohlhabende zu schaffen. »Wir wollen ein Spiegel des multikulturellen Amerika sein.« Zwar gibt es auch innerhalb von Babcock Ranch eigene Communitys, die ihre Pools und Golfplätze mit eigenem Sicherheitspersonal und Schlagbaum abschotten. Doch Kitson will auch Mehrfamilienhäuser mit Mietwohnungen bauen. Sein Ideal sei es, eine moderne Variante einer amerikanischen Kleinstadt zu kreieren, in der Menschen aus allen Einkommensgruppen leben und arbeiten. Er freut sich darüber, dass viele Kinder mit dem Fahrrad in die Schule fahren, statt von ihren Eltern im SUV gebracht zu werden. Ungewöhnlich in Florida, wo viele Neubauprojekte auf Ruheständler ausgerichtet sind: Kiston ließ eine Schule mit allen Klassenstufen bis zur Highschool bauen. Babcock Ranch sei mehr als ein Bauprojekt, sagt er: »Es ist mein Lebenswerk.«

Dass es überhaupt zustande kam, ist dem taktischen Geschick zu verdanken, mit dem Kitson einst auch auf dem Spielfeld siegreich war. 2006 fädelte er den größten Landkauf der Geschichte Floridas ein. Auf dem Areal hätte eine Stadt in der Größe Hamburgs Platz gehabt. Es gehörte der Familie Babcock. Edward Babcock, ein Holzbaron aus Pittsburgh, hatte es 1911 günstig erworben. Sein Sohn Fred übernahm es 1930 und züchtete Bisons, Strauße und Alligatoren. Nach seinem Tod 1987 begann Florida, mit den Erben über einen Kauf zu verhandeln, um das ökologische Bindeglied zwischen den Feuchtgebieten im Norden und den Everglades-Sümpfen im Süden naturbelassen zu halten, in dem die stark gefährdeten Panther zu Hause sind. Bei einem direkten Kauf wären jedoch hohe Steuern fällig gewesen. Die Verhandlungen scheiterten, das Schicksal schien besiegelt, ein weiterer Teil Floridas würde zersiedelt.

Das war Kitsons Chance. Es gelang ihm, einen komplexen Deal abzuschließen, bei dem er zunächst für 700 Millionen Dollar Babcock Ranch von den Erben übernahm und umgehend den größten Teil an den Bundesstaat Florida weiterverkaufte. Auf den verbliebenen 7000 Hektar entsteht nun seine Siedlung.

Lokale Umweltschützer waren zunächst enttäuscht. »Wir hatten gehofft, dass das gesamte Gebiet unter Naturschutz gestellt würde«, sagt Emily Gorman, Direktorin des lokalen Ablegers der größten US-Umweltschutzorganisation. Sie und ihre Mitstreiter zogen gegen Kitsons Deal vor Gericht. Gorman erinnert sich an harte Verhandlungen, mit denen sie dem Bauherrn bessere Bedingungen abrangen. Viele der Eckpfeiler der Nachhaltigkeit, auf die Kitson so stolz ist, seien ihre Forderungen gewesen, so Gorman. Inzwischen freut sie sich über den Erfolg von Babcock Ranch. »Es ist wichtig, Vorbilder für Bauherren zu haben, die zeigen, dass nachhaltige Projekte durchaus auch ökonomisch sein können.«

Gorman weiß: Einen Baustopp in Florida, einem der am schnellsten wachsenden US-Bundesstaaten, wird es nicht geben. Da die Küsten nahezu komplett bebaut sind, bleiben die bisher noch unangetasteten Areale im Innern. Nur wird in den einstigen Feuchtgebieten inzwischen das Grundwasser knapp. Es muss also ganz anders gebaut werden.

So ähnlich wie in Babcock Ranch. Die Widerstandsfähigkeit der Siedlung machte sie über Nacht bekannt. CNN berichtete über die Solar-Stadt, in der Ian weder Strom noch Internet lahmlegen konnte. Ergebnis: Der Ort gehört nun zu den fünf Bestsellern unter den *master-planned communities* der USA. Nachahmer wird es geben, was Kitson nur recht ist. »Letztlich geht es darum, Florida für kommende Generationen zu erhalten.« ●

ANZEIGE

Das Ende unserer Herrschaft

Nur wenn der Mensch sich als ein Teil der Natur begreift, hat er eine Zukunft, schreibt der US-Visionär Jeremy Rifkin. Was meint er damit? VON UWE JEAN HEUSER

Jeremy Rifkin ist ein lebendes Frühwarnsystem. Der 78-jährige Trendforscher, Berater und Publizist aus Colorado sieht Umwälzungen oft schon jahrzehntelang kommen, bevor sie ins Bewusstsein der Politik rücken. Die Wasserstoffwirtschaft, die nun Gestalt annimmt, beschwor er vor 18 Jahren, das Zeitalter der Gentechnik erstmals gar vor 37 Jahren. Die neueste industrielle Revolution mit dem kombinierten Internet der Daten, der Energie und der vernetzten Maschinen war vor zwölf Jahren sein Thema.

Ob nun die Idee des Green Deal für die Wende zur nachhaltigen Wirtschaft, wie sie die EU vor zwei Jahren anschob, oder einer Gesellschaft, die teilt statt besitzt – Rifkin hatte alles schon lange erfasst. Und in dem Ende 2022 erschienenen neuen Buch *Das Zeitalter der Resilienz* bringt er es zusammen. Er habe dafür deutlich mehr schreiben wollen als die 360 Seiten, die es in der deutschen Ausgabe geworden sind, aber seine US-Lektoren hätten ihn nicht gelassen, erzählt er im Videocall über seine Thesen. Die umfassende Vision einer grün-digitalen Gesellschaft entwirft er trotzdem – und fragt sich, wer uns in dieses gelobte Land führt.

Seine Hoffnung gilt der jungen Generation und reicht damit über die Zeit des eigenen Wirkens hinaus. Die Generation Z, die ab Ende der 1990er-Jahre geboren wurde, sei anders als ihre Vorgänger, sagt Rifkin. Eine ganze Altersgruppe habe in mehr als 140 Ländern »die Klassenzimmer verlassen und den Klimanotstand erklärt – und mir wurde klar, dass sie sich als gefährdete Spezies betrachteten; das war ihre Identität. Sonst versuchen sich Leute abzugrenzen durch ideologische, religiöse oder ökonomische Unterscheidungen. »Doch diese jungen Menschen ließen das hinter sich.« So übertrieben diese Interpretation wohl ist, sieht Rifkin hier doch eine historische Wende. »Die Jungen sagen, wir sind Teil einer evolutionären Familie, und unsere Zukunft hängt davon ab, dass wir genau das verstehen.«

Bisher hat die Menschheit demnach eine falsche Idee von sich gehabt. Doch keiner rede über diese grundlegenden Annahmen, die uns Menschen über Jahrtausende geprägt hätten, klagt Rifkin. Sie bestimmten, wie wir uns selbst sähen und unsere Kinder erzögen, wie wir Wirtschaft und Wissenschaft verstünden. Und aus ihnen folge auch unsere Beziehung zur Natur als etwas, das man sich untertan machen und ausbeuten könne. »Diese Annahmen haben uns an den Rand des Untergangs gebracht. Doch bei den UN-Konferenzen, in der OECD oder dem Weltwährungsfonds versuchen alle, auf Basis dieser Annahmen just diesem Untergang zu begegnen.«

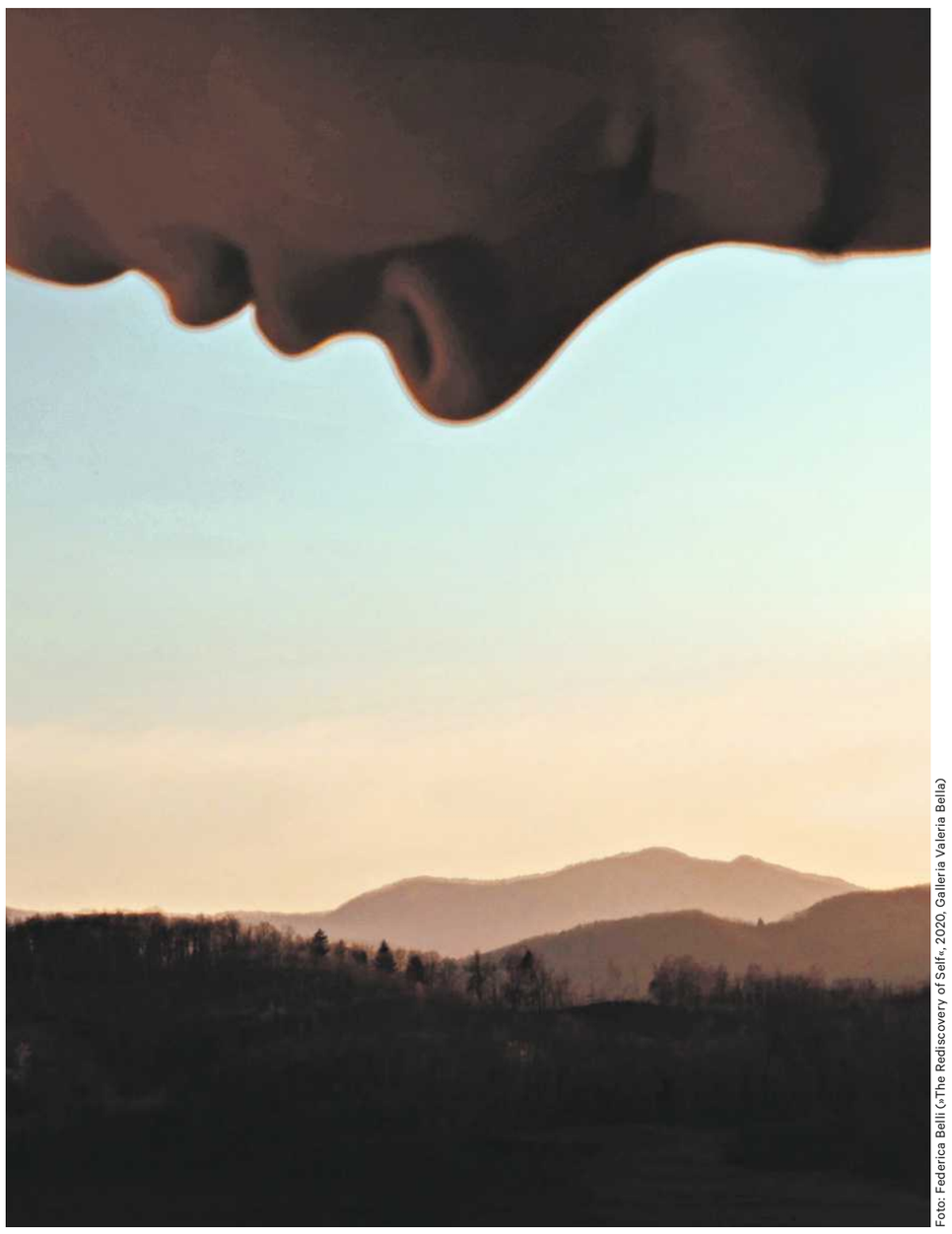


Foto: Federica Belli (»The Rediscovery of Self«, 2020, Galleria Valeria Bella)

Wer dominiert hier wen? Der Mensch muss lernen, sich anzupassen

Jeremy Rifkin kann im Halbschlaf beschreiben, wie die Klimawende aussehen muss, bei der das Energienetz digital wird und jeder einzelne Mensch Strom produzieren und verkaufen kann. Aber er hat auch erlebt, dass diese Wende nicht von selbst kommt, weil ihr zu viele Interessen im Weg stehen. Sie ist für ihn daher nur zu haben in Verbindung mit einem neuen Selbstverständnis jener Spezies, die die Verheerung angerichtet hat.

Um zu zeigen, wie tief das geht, schaute er für sein Buch in die Geschichte der westlichen Zivilisationen und landete schließlich am Anfang der Bibel. Dort fand er die Quelle für das moderne Verständnis von Natur. »Im Garten Eden sagt Gott zu Adam und Eva: Ihr habt mir nicht gehorcht, habt vom Baum der Erkenntnis gegessen, ihr müsst gehen. Euer Leben hängt nun von euren eigenen Entscheidungen ab, aber ich gebe euch ein Geschenk: die Herrschaft über alles Leben auf Erden. Dieses Mandat als Herren der Schöpfung hat sich in den verschiedenen Zivilisationen bis heute gehalten.« Aber in den vergangenen zwei, drei Jahren seien die Menschen allerorten aufgewacht – durch Dürren und Hochwasser, Hitzewellen und schwere Stürme überall auf der Erde. Nun seien sie hochbesorgt. Der Planet verändere sich grundlegend, und die Menschen stellten fest, dass sie eine viel weniger mächtige Spezies seien als gedacht. »Das Zeitalter des Überflusses ist vorbei, die Ära der Ernüchterung hat begonnen«, sagt Rifkin.

Wollen wir es nicht lieber eine Nummer konkreter und über den Ausbau der Erneuerbaren und neue Stromtrassen reden? Für Rifkin bleibt das Stückwerk, wenn wir uns nicht das Ziel des großen Umbaus vorstellen können: eine naturnahe Gesellschaft, in der die Menschen weniger konkurrieren und mehr aufeinander achten. In der sie sich die Natur nicht untertan machen, weil die ja eh zurückschlägt, sondern sich ihr anpassen. Die nicht auf Teufel komm raus wachsen will, sondern die gedeihen und florieren möchte, wie Rifkin es nennt. Wie die Natur selbst.

Als Grundlage für diese nachhaltige Gesellschaft müssten trotzdem schnell die neuen Energie- und Datennetze entstehen. Aber der größte Wandel entsteht demnach im Kopf und im Verhalten. Mit der jungen Generation bewegten wir uns längst vom Hyperkonsum zur Umweltbewahrung, sagt Rifkin, von der Naturausbeutung zur Kreislaufwirtschaft. Von einer zentralisierten Ökonomie voller Monopole zu einem System der Vielfalt, auf Augenhöhe und lokal statt von oben organisiert und globalisiert.

Jeremy Rifkin trifft einen wunden Punkt in der aktuellen Wendepolitik. Ausbauziele für die Erneuerbaren zu formulieren, Genehmigungen zu beschleunigen und Fördertöpfe zu füllen reicht nicht, solange es keine kommunizierbare Idee für das große Ziel einer künftigen Gesellschaft gibt. Nach über 50 Jahren im Visionsbusiness hat Rifkin die Einzelteile dafür zusammen. Um dorthin zu gelangen, so meint er, müssten wir uns darauf besinnen, was den Menschen neben Wettbewerb und Hang zur Dominanz auch innewohnt: Empathie und die sinnstiftende Wirkung des Miteinanders. »Der mitfühlende Impuls ist in unserem Gehirn verankert!« Und immer klarer werde, dass der menschliche Körper nicht etwa von allem anderen getrennt sei, sondern ein Teil des Ökosystems. Alle möglichen Arten lebten in ihm, Bakterien, Pilze, Viren, Abermilliarden von ihnen. Die Zellen und Organe erneuerten sich ständig. Wir sind keine autonomen Einheiten, sondern Teil der natürlichen Welt, soll das heißen. Und je eher wir das verstehen, desto besser.

Bei Rifkin werden Trends manchmal allzu schnell zu Wahrheiten. Doch das trifft schon zu: Es ist kurz vor zwölf, die schnelle Wende kann nur gelingen, wenn sich die praktischen Veränderungen und ein neues Bewusstsein über das, was der Mensch ist und soll, gegenseitig verstärken. Der Trendforscher aus Amerika weiß auch, wie schwer das wird. Die jungen Menschen machten ihn »vorsichtig hoffnungsvoll, aber nicht naiv«, sagt er. Sein größter Trumpf: Aus Technologie, politisch-gesellschaftlichem Wandel und persönlicher Veränderung kann tatsächlich eine andere, sehr lebenswerte Gesellschaft entstehen. Und er hat ein Leben lang die Mosaiksteine gesammelt, um sie schon mal zu skizzieren. ●

Jeremy Rifkin:
Das Zeitalter der Resilienz.
Leben neu denken auf einer wilden Erde;
Campus Verlag 2022

ANZEIGE

Gegen den Spuk im Kopf

Um Depressionen besser zu behandeln, revolutionieren Ärzte und Forscherinnen die Therapie

VON STEFANIE KARA UND CORINNA SCHÖPS

Ich bin enttäuscht von mir. Es fällt mir schwer, mit Stress umzugehen. Ich fühle mich traurig und niedergeschlagen. Wie sehr trifft das auf Sie zu? Gar nicht oder geringfügig? Etwas? Sehr? Extrem?

Ein Satz nach dem anderen erscheint auf dem Tablet, jede Antwort führt tiefer in das Gefühlsleben der Patienten. Eine Handvoll von ihnen sitzt in diesem Wartezimmer, alle wischen auf den Tablets herum, alle beantworten den Fragebogen, alle hoffen auf Hilfe für ihre Seele.

Und tatsächlich könnten ihre Chancen wohl nirgends in Deutschland besser stehen als in dieser blassrosa Villa in der Greifswalder Altstadt. Das Gebäude beherbergt das Psychotherapy Lab, ein Experimentallabor für die Seelenheilkunde. Und außerdem eine kleine Sensation. Die Patientinnen und Patienten im Wartezimmer sind ein Teil davon.

Denn sobald sie ihre Antworten ins Tablet getippt haben, fließen diese in eine Datenbank. Rund 200 Therapieverläufe sind dort gespeichert. Ein Computerprogramm vergleicht den Fortschritt jedes einzelnen Patienten mit dem von jenen 30 Kranken, die ihm am ähnlichsten sind, vertraulich natürlich.

Das Prinzip kennt man aus der Wettervorhersage. Meteorologen wollen wissen: Wie hoch ist das Regenrisiko für den nächsten Tag? Dazu schauen sie, wie oft es bei ähnlichen Wetterlagen in der Vergangenheit geregnet hat. Die Psychologen in Greifswald wollen das innere Wetter ihrer Patienten vorhersagen, dazu betrachten sie ähnliche Gemütslagen: Wie schnell hellt sich die Stimmung auf, wann kommt frischer Wind in den Alltag? Wenn jemand deutlich weniger Fortschritte macht als prognostiziert, warnt der Computer. Dann müssen die Therapeutinnen überlegen, woran es liegt und wie sie umsteuern können.

»Psychotherapie-Navigator« nennen sie das Programm. Eine Sensation ist es, weil sich normalerweise niemand so genau und systematisch anschaut, wie es Patienten in der Psychotherapie ergeht. Jeder Therapeut behandelt so, wie er es für richtig hält. Oft hilft das. Zu oft aber hilft es nicht so gut oder nicht so schnell, wie es möglich wäre.

Viele, die mit Depressionen zu tun haben, ob als Patientin, Therapeut oder Forscherin, kennen deshalb das Gefühl der Ernüchterung. Egal, ob Psychotherapie oder Antidepressiva – zu häufig ist die Krankheit nicht so richtig in den Griff zu bekommen. Die Frage, woran das liegt und wie es sich ändern lässt, treibt Psychotherapeutinnen und Psychiater um. Deshalb erforschen sie nun genauer, welche Methoden welchen Patienten helfen. Und sie tun etwas, das lange Zeit undenkbar schien: Sie verbinden das Beste aus den etablierten Verfahren. So schaffen sie einen Baukasten für die Seelenheilung und damit neue Hoffnung unter Patienten – und Therapeuten.

In der Greifswalder Villa hat diese Hoffnung ein Gesicht. Es ist das von Eva-Lotta Brakemeier. Offener Blick, energische Ausstrahlung. Die Leiterin des Psychotherapie-Labors sieht nicht so aus, als ob sie leicht verzagen würde. Und doch wusste die ausgebildete Verhaltenstherapeutin zu Beginn ihrer Karriere manchmal fast nicht weiter. Etwa bei jener Frau, die sie noch während ihrer Ausbildung in der Klinik behandelte. Kaum war die Patientin entlassen, stand sie erneut vor der Tür, immer wieder. »Ich hatte das Gefühl, ich doktere nur an den Symptomen herum«, erzählt Brakemeier. So sei das halt, habe ihr Supervisor gesagt, immerhin habe sich die Frau nicht umgebracht.

Mittlerweile ist Brakemeier Professorin für Psychologie und eine der wichtigsten deutschen Expertinnen für die Behandlung von Depressionen. Und auch ihre Erfahrung von einst hat eine gewisse Karriere gemacht. Denn inzwischen ist zwar belegt, dass Psychotherapie wirkt – am besten untersucht ist die Verhaltenstherapie –, doch der Effekt ist im Schnitt weniger groß, als man zu Beginn der Psychotherapieforschung dachte. »Wir müssen einfach besser werden«, sagt Eva-Lotta Brakemeier. Deshalb entwickelt sie mit ihren Greifswalder Mitarbeitern Therapieansätze weiter und überprüft sie wissenschaftlich. Dabei müsse man eines bedenken, sagt die Forscherin und Therapeutin: »Niemand ist der Durchschnittspatient aus den Studien. Menschen sprechen sehr unterschiedlich auf Psychotherapie an. Genau das müssen wir stärker nutzen.«

Was eine Depression überhaupt ist und wie sie sich von einer melancholischen Verstimmung unterscheidet, erklärt Brakemeier so: Wenn Dinge, die einem eigentlich Spaß machen, den Reiz verlieren, wenn Beziehungen, die einem eigentlich guttun, mühsam erscheinen, und das über Wochen, dann kann es sich um eine Depression handeln.

Bei Grit Rossbach* war all das genau so, schon seit Jahren. Als die junge Frau ins Greifswalder Psychotherapie-Labor kam – Zentrum für Psychologische Psychotherapie heißt es offiziell –, hatte sie schon einiges ausprobiert: zwei Psychotherapien, noch mal zwei Aufenthalte in einer Tagesklinik, dazu Antidepressiva. Doch die Depression kehrte immer wieder zurück, erzählt Rossbach. »Mein Leben, das waren Hochs und Tiefs.«

Für das Gespräch ist sie noch einmal an den Ort zurückgekehrt, an dem sie endlich die Hilfe fand, die sie brauchte. Seit zwei Jahren war sie nicht mehr hier. Weiße Wände, zwei Sessel, eine Uhr – ein nüchternes Therapiezimmer, in dem nichts ablenkt. Schwer vorstellbar, dass Rossbach hier einmal als verzweifelte Patientin saß. Die 36-Jährige wirkt wie eine Frau, die im Leben steht. Sie hat einen Job bei einem Start-up, mit dem sie zufrieden ist, und zwei Töchter, die so langsam aus dem Gröbsten raus sind. Sie staune immer noch über sich selbst, sagt Rossbach. »In meinem Kopf hat sich etwas verrückt.«

Als die Depression sie zum ersten Mal gefangen nahm, hatte Grit Rossbach gerade angefangen, Jura zu studieren, ein anspruchsvolles Fach voller Druck. Sie erinnert sich noch, wie die Düsternis in ihr Leben schlich. Sie saß in ihrem Zimmer auf dem Fußboden, draußen wurde es dunkler und dunkler. Doch sie fand nicht die Kraft, aufzustehen und zum Lichtschalter zu gehen. Sie erzählt das so, als könnte sie es heute nicht mehr glauben. Alles erschien ihr finster, freudlos. Und obwohl sie viele Freunde hatte, fühlte sie sich allein, wie abgeschnitten. »Da war eine große Entfernung in meinem Kopf.«

Grit Rossbach tat, was viele Menschen tun, die von Depressionen geplagt werden. Sie suchte sich einen Therapieplatz, nahm ein Medikament, rappelte sich auf. Dann kam die Depression zurück. Einmal, als sie versuchte, neben ihrem Referendariat ein Studium in Kriminologie durchzuziehen. Und noch einmal, als ihre zweite Tochter ein paar Monate alt war, ein Schreikind, und ihre Ehe in die Krise geriet.

*Name von der Redaktion geändert

Fortsetzung auf S. 32

Psychotherapien

Die Krankenkassen bezahlen vier Verfahren

Analytische Psychotherapie
Sie geht zurück auf die von Sigmund Freud entwickelte Psychoanalyse und sucht die Ursachen psychischer Probleme in inneren Konflikten aus der Kindheit. Die Kassen bezahlen bis zu 300 Stunden.

Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie
Dieser Ansatz ist dem analytischen Verfahren ähnlich. Er zielt aber stärker auf die aktuellen Probleme der Patienten. Die Therapie dauert bis zu 100 Stunden.

Verhaltenstherapie
Dieses Verfahren basiert auf der Idee, dass erlernte Verhaltens- und Denkmuster die Ursachen von Problemen sind und gezielt verändert werden können. Die Kassen übernehmen bis zu 80 Stunden.

Systemische Therapie
Sie geht davon aus, dass psychische Störungen dadurch entstehen, wie Menschen miteinander umgehen, und bezieht darum weitere für den Patienten wichtige Personen ein. Die Behandlung dauert bis zu 48 Stunden.

Illustration: David Vanadia für DIE ZEIT

Titelthema

Gegen den Spuk im Kopf Fortsetzung von S. 31

Zwölf Jahre nachdem sie kraftlos in ihrem Zimmer auf dem Fußboden saß, betrat Grit Rossbach die Villa in Greifswald. »Ich wollte einfach nur, dass jemand den Schalter umlegt.« Der Therapeut, der sie behandelte, erinnert sich noch heute an sie. Erbarmungslos sei sie ihm erschienen. Sie hatte sehr genaue Vorstellungen: wo sie stand, wohin sie wollte, dass es schnell gehen sollte. Er habe fast ein bisschen Angst bekommen, dass er jetzt liefern, performen müsse.

Therapeut und Patientin nahmen sich trotzdem Zeit, tauchten in Rossbachs Vergangenheit, erkundeten, wie ihre ersten Beziehungen sie geprägt hatten. Vater, Mutter, Kind. »Einerseits hatte ich die perfekte Kindheit, behütet, ohne Dramen«, sagt Rossbach, »aber da waren auch viele Erwartungen, die wurden nicht ausgesprochen. Ich hatte das Gefühl, Anerkennung gibt es nur für Leistung.«

Der Blick in die Kindheit ist ein klassisches Element der tiefenpsychologisch fundierten Therapie, die aus der Psychoanalyse entstand (siehe S. 31, rechte Spalte). Grit Rossbachs Therapeut ging aber darüber hinaus, er versuchte die negativen Prägungen sehr gezielt zu korrigieren. Diese Herangehensweise wiederum ist typisch für die Verhaltenstherapie.

Jahrzehntelang standen sich die Vertreterinnen und Vertreter dieser beiden großen klassischen Therapieschulen feindselig gegenüber, verschanzten sich regelrecht. Nicht wenige Tiefenpsychologen pflegten das Klischee, dass Verhaltenstherapeuten bloß an der Oberfläche herumdokterten, dass es ihnen nur ums Funktionieren der Patienten gehe. Verhaltenstherapeuten wiederum kultivierten das Bild, Tiefenpsychologen wühlten jahrelang in der Kindheit herum, ohne den Patienten bei ihren akuten Problemen zu helfen. Das Beste aus beiden Welten verbinden, zum Wohle der Kranken? Lange völlig undenkbar. Dass die beiden Verfahren nun kombiniert werden, in Greifswald und anderswo, ist deshalb mehr als eine weitere kleine Sensation. Es ist eine Revolution.

Die moderne Methode, die tiefenpsychologische und verhaltenstherapeutische Herangehensweisen verbindet, nennt sich CBASP, für *cognitive behavioral analysis system of psychotherapy.* Entwickelt hat sie der amerikanische Psychologe James McCullough speziell für Patienten, die ihre Depression nicht loswerden. Das ist etwa bei einem Drittel der Fall. Eva-Lotta Brakemeier war eine der Ersten, die CBASP nach Deutschland brachten.

Inzwischen hat sie in ihrer Karriere mehr als 600 Patienten behandelt. »Je länger ich mich mit der Krankheit beschäftigte, desto komplexer erscheint sie mir«, sagt die 46-Jährige. »Depression ist nicht gleich Depression.« Und noch eines sei ihr in all den Jahren klar geworden: »Depressionen entstehen fast immer aus interpersonellen Problemen.« Also aus Schwierigkeiten zwischen Menschen. Vater, Mutter, Kind. Oder: Chefin, Kollege, Mitarbeiter. Natürlich können auch Überforderung und fehlende Anerkennung bei der Arbeit Depressionen auslösen, oder eine veränderte Lebenssituation wie der Beginn der Rente. »Am Ende geht es aber auch hier meist um Konflikte zwischen Menschen, offene oder verdeckte«, sagt Brakemeier. In akuten Fällen setzt sie nicht auf CBASP, sondern auf eine weitere moderne Methode, die Interpersonelle Therapie. Die versucht, zwischenmenschliche Konflikte im Hier und Jetzt zu lösen.

Dazu lud Brakemeier schon mal einen Chef ins Therapiezimmer, mit dem Einverständnis des Patienten. Dieser war vor lauter Überlastung in die Depression gerutscht. Bei zusätzlichen Aufgaben hatte er nicht Nein gesagt, sondern sich krankgemeldet – der Chef wurde wütend. Doch kaum saß ebendieser Chef im Therapiesessel und hatte den Grund für das seltsame Verhalten seines Mitarbeiters erfahren, fing er an zu weinen. Seine Frau habe das auch, sagte er.

Überraschend findet Brakemeier das nicht, schließlich leide jede vierte Frau, jeder achte Mann zumindest einmal im Leben an einer Depression. Nur reden viele lieber nicht darüber. »Die Patienten verbarrikadieren sich oft regelrecht. Dann müssen wir sie hinter ihrer Mauer hervorholen.« Und manchmal müssen sich die Therapeutinnen auch selbst mehr vorwagen als bei althergebrachten Verfahren.

Foto: Martin Pauer für DIE ZEIT; Illustration: David Vanadia für DIE ZEIT

Die Professorin Eva-Lotta Brakemeier, 46, leitet das Psychotherapie-Labor an der Universität Greifswald

Leidet eine Patientin etwa unter einer Trennung und zweifelt daran, dass die Therapeutin da mitfühlen kann, erwähnt Brakemeier schon mal, dass sie geschieden ist. Oder sie erzählt, dass sie Lebenskrisen kennt. Mit Anfang 20 erlebte sie selbst eine depressive Episode. Gerade war ihr Traum von der Karriere als Querflötistin zerplatzt, weil sie beim Spielen einen Finger nicht mehr richtig bewegen konnte.

CBASP und Interpersonelle Therapie sind die beiden wichtigsten der neuen, speziell auf Depressionen zugeschnittenen Psychotherapie-Methoden. Es gibt noch Dutzende weitere. »Wir kennen heute viele Wege aus der Depression«, sagt Eva-Lotta Brakemeier. »Jetzt müssen wir herausfinden, was genau wem hilft. Und zwar evidenzbasiert.«

Grit Rossbach half die CBASP-Methode, zunächst. Doch dann stockte es. Das Navigator-Programm, das die Greifswalder Patienten heute nutzen, gab es zu der Zeit noch nicht, es hätte wohl im inneren Wetter der Patientin eine dichte Wolkendecke aufgespürt. Aber auch ohne Computerprogramm und Datenbank fiel dem Therapeuten etwas auf: Rossbach fand kaum Zugang zu ihren Gefühlen. Entweder kam ihr zu Fragen nach Emotionen nichts in den Sinn, oder sie ging über sie hinweg. Um an diesem Problem zu arbeiten, erschien der CBASP-Ansatz zu kopflastig.

Deshalb warf der Therapeut noch einmal die Routine über Bord und mischte CBASP mit einer Imaginationstechnik. Rossbach sollte sich vorstellen, wie es ihr als kleinem Kind ergangen war. Dann sollte sie sich mit ihrem erwachsenen Ich zu diesem imaginären Kind gesellen und überlegen, wie sie es trösten könnte. Der ein wenig esoterisch anmutende Ansatz setzte tatsächlich etwas in Bewegung. Sie habe angefangen, weniger streng mit sich zu sein, sagt Rossbach, ganz allmählich. »Einfach den Schalter umlegen, das geht nicht.«

Neben der Psychotherapie habe ihr auch ein Antidepressivum sehr geholfen, sagt Grit Rossbach, besonders in Krisen, sie nimmt es noch heute. »Wenn ich die Dosis erhöhe, merke ich das deutlich.« Die Leere verschwinde, sie fühle wieder etwas. Nebenwirkungen spüre sie keine. Alle halbe Jahre holt sie sich ihr Rezept beim Psychiater ab.

Rossbach hat Glück, sie gehört offenbar zu dem Viertel der Patienten, bei denen Antidepressiva eine beträchtliche Wirkung erzielen, wie eine große Analyse im vergangenen Sommer ergab; in der Placebo-Gruppe war das nur bei einem Zehntel der Fall.

Unter Fachleuten ist jedoch auch mit Blick auf Antidepressiva eine gewisse Ernüchterung eingetreten. Die Arzneien erweisen sich als umso weniger wirksam, je besser die Studien werden, genauso wie die Psychotherapien. Und neue Medikamente gibt es kaum, Psychiater verschreiben zum Großteil immer noch dieselben Mittel wie seit Jahrzehnten. Wie gut Antidepressiva wirken, hat viel mit den Hoffnungen und Befürchtungen der Patienten zu tun. Sie können den Effekt der Pillen erhöhen, aber auch verringern oder gar Nebenwirkungen verstärken.

Genau das erforscht, 230 Kilometer von Greifswald entfernt, Yvonne Nestoriuc. Die Psychologie-Professorin der Hamburger Helmut-Schmidt-Universität ist Expertin für den Placebo-Effekt und sein Gegenteil, den Nocebo-Effekt. In gut gemachten Studien liegt die Wirkung von Antidepressiva nicht so weit über dem Placebo-Effekt, wie man früher dachte. »Aber das sagt weniger über diese Medikamente aus als über die Erkrankung«, sagt Nestoriuc. »Bei einer Depression schwanken die Symptome sehr. Deshalb ist es nicht leicht, den Verlauf in Studien präzise zu erfassen.« Zudem klingen depressive Episoden oft nach ein paar Monaten von allein ab – ob die Besserung wirklich vom Medikament hervorgerufen wurde, kann man also in der Praxis nie so recht wissen. Forscher sind sich jedoch einig: Selbst wenn Depressionen ohne Behandlung abklingen können, ist eine Therapie sinnvoll, um die Leidenszeit zu verkürzen und Rückfällen vorzubeugen. Und je schwerer eine Depression ist, desto besser wirken Antidepressiva. Wenn Patienten zunächst nicht auf ein Medikament ansprechen, kann man verschiedene Mittel durchprobieren oder miteinander kombinieren.

Länger als nötig sollte man Antidepressiva jedoch nicht einnehmen, da sie Nebenwirkungen haben können. Aber über das Absetzen sprächen Psychiaterinnen und Hausärzte viel zu selten mit den Patienten, sagt Yvonne Nestoriuc. Sie untersucht gerade am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, wie Ärzte das Absetzen am besten begleiten können. Dabei ist auch herausgekommen, dass die Patientinnen und Patienten im Schnitt acht Jahre lang Antidepressiva nehmen. Viel länger als in den meisten Fällen nötig, sagt die Forscherin. »Wer zum ersten Mal eine Depression hatte, kann schon nach sechs bis neun Monaten mit dem Arzt das Absetzen planen.« Und selbst wer bereits mehrmals unter Depressionen litt, sollte nach zwei Jahren mit seinem Arzt zumindest darüber sprechen.

Auf keinen Fall sollten Patienten ohne Rücksprache aufhören, die Mittel einzunehmen. Denn bei einem kleinen Teil von ihnen kommt es zu Reaktionen, die sich sogar anfühlen können wie das Wiederaufflammen der Depression. Ärzte können dann helfen und schrittweise geringere Dosen verordnen. Immerhin: Abhängig machen die Mittel nicht.

Verteufeln sollte man Antidepressiva nicht, findet Nestoriuc. »Aber sie sind auch nicht magisch. Sie führen nicht dazu, dass der Patient das Richtige tut.« Das können nur Psychotherapien. Inzwischen weiß man, dass sie es sind, die Rückfällen am nachhaltigsten vorbeugen, und nicht Medikamente.

Auch Grit Rossbach fällt es schwer, ihr Antidepressivum abzusetzen. Sie nimmt Citalopram, eines der am häufigsten verordneten Mittel gegen Depressionen. Es ist ein sogenannter Selektiver Serotoninwiederaufnahmehemmer, SSRI, der die Konzentration von Serotonin zwischen den Hirnzellen erhöht. Vier-, fünfmal hat Grit Rossbach versucht, das Mittel abzusetzen. »Aber dann kommen manchmal düstere Gedanken zurück.« Sie habe sich damit abgefunden, das Medikament weiter zu nehmen, sagt sie. Es klingt nicht resigniert, sie hatte schon größere Probleme.

Dass Antidepressiva, allen voran SSRI, in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend häufiger und oft zu lang verschrieben wurden, hat auch mit einer verführerisch einfachen Idee zu tun. Nämlich dass es Menschen mit Depressionen an Botenstoffen im Hirn mangele, zum Beispiel an Serotonin. Balanciere man dieses chemische Ungleichgewicht per Medikament aus, verschwinde die Depression, dachte man lange. Inzwischen ist klar: Diese Idee, Serotonin-Hypothese genannt, ist falsch.

Den entscheidenden Hinweis gab ein Narkosemittel, das auch zur Partydroge avancierte. Ketamin brachte vielen Depressiven, die auf andere Medikamente nicht ansprachen, schnell Erleichterung. Für solche Patienten ist es inzwischen zugelassen, es darf aber nur unter medizinischer Aufsicht angewendet werden. Mit Serotonin oder verwandten Botenstoffen hat Ketamin nichts zu tun. Es muss also seine Wirkung auf anderem Weg entfalten. Was passiert da im Hirn?

Der Stoff verbessert offenbar die Übertragung von Informationen zwischen den Hirnzellen, stellten Forscher fest, er lässt sogar neue Verbindungsstellen, Synapsen, sprießen. Herkömmliche Antidepressiva tun das auf Umwegen auch. »Plastizität« nennen Fachleute das Phänomen, es ist entscheidend für das Lernen. Eine neue Hypothese war geboren: Depressionen entstünden, wenn die Plastizität sinke. Erhöhe man sie, lasse sich die Krankheit lindern.

Für diese Vermutung spricht einiges, denn Stress senkt die Plastizität. Und Stress entsteht durch akute oder chronische Überlastungen genauso wie durch frühe Traumata – alles bekannte Ursachen von Depressionen. Wenn Menschen aber nicht mehr so gut Neues lernen können, bleiben sie leichter in Grübelschleifen hängen, ziehen sich zurück. Die Verbindungen im Gehirn leiden, die Verbindungen im Leben ebenfalls.

Damit aber erledigt sich zugleich der alte Streit, ob Medikamente oder Psychotherapie der bessere Weg zur Gesundung sind. Zum Umlernen braucht es beides: Plastizität im Hirn und neue Erfahrungen im Leben. Studien bestätigen, dass die Kombination aus Antidepressiva und Psychotherapie besser wirkt als die jeweiligen Behandlungen allein. Im Alltag aber arbeiten Fachleute aus beiden Bereichen viel zu wenig zusammen. Zwischen Ärzten, die Medikamente verordnen, und Psychotherapeuten, die Gespräche führen, knirscht es, ganz ähnlich wie lange Zeit zwischen den verschiedenen Therapieschulen.

Eva-Lotta Brakemeier, die Psychotherapie--Forscherin aus Greifswald, versucht, auch dieses Zerwürfnis zu überwinden, ein wenig zumindest. In ihrem Psychotherapy Lab tauschen sich die Therapeutinnen mit den niedergelassenen Ärzten der Patienten aus. »Wir sollten anerkennen, dass Psychiater und Psychotherapeuten gute Arbeit machen«, sagt Brakemeier. »Diese Konkurrenz ist nicht im Sinne der Patienten.« Die schönste Erfahrung für sie als Therapeutin sei es, wenn ein Patient die Schwere verliere.

Und was hat sich bei Grit Rossbach »im Kopf verrückt«, wie sie es beschreibt? »Ich bin weicher geworden, mit mir selbst und anderen«, erzählt sie. »Ich habe gemerkt, dass es nicht nur um Leistung geht, ich bin auch sozial ganz brauchbar.« Dafür, dass es ihr heute gut gehe, sei die Psychotherapie entscheidend gewesen. Aber auch andere Dinge hätten geholfen: Das richtige Jobangebot kam zur richtigen Zeit, die Kinder wurden größer, die kleine Tochter hörte auf zu schreien. Auch in Zukunft werde es in ihrem Leben Tiefs geben, da ist sich Rossbach sicher. Das letzte Mal erwischte es sie während Corona. Eine schwierige Zeit. Sie hat sie allein gemeistert.

www.zeit.de/vorgelesen

Mut zur Gruppe

In Deutschland steigt die Zahl der Psychotherapeuten. Trotzdem finden Patienten nur schwer einen Behandlungsplatz. Dabei gibt es Ideen, wie man das ändern könnte VON CORINNA SCHÖPS

An Wissen mangelt es nicht: Ärzte und Therapeuten kennen heute eine Vielzahl an Wegen, die Menschen gut aus einer Depression helfen können. Und doch bekommen viele Betroffene die beste Behandlung zu spät – oder gar nicht. Die Kranken telefonieren zum Teil monatelang Listen mit Psychotherapeuten ab und finden trotzdem keinen Therapieplatz. In Deutschland erhalten schwer kranke Depressive nach einem Klinikaufenthalt zu 92 Prozent keine Anschlussbehandlung, die den Empfehlungen der Depressions-Leitlinie entspricht. Das zeigt eine Untersuchung auf Basis von Daten der Barmer Krankenkasse.

Die schwer Depressiven müssen sich mit den leicht und mittelschwer Betroffenen in die Warteschlange einreihen. Durchschnittlich dauert es fünf Monate, bis ein Therapieplatz gefunden ist. »Das ist eine verheerende Lücke«, sagt Mathias Berger, emeritierter Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie in Freiburg und Vorreiter der empirischen Forschung der Depressionstherapie in Deutschland. Er fordert dringend Lösungen, denn lange Wartezeiten sind Berger zufolge ein großer Risikofaktor, wenn sich entscheidet, ob eine Depression chronisch wird: »Psychotherapien wirken besser und auch für die Zukunft nachhaltiger, wenn sie früh im Krankheitsverlauf stattfinden.« Bei einer chronischen Depression sind oft mehrere Therapien in zeitlichen Abständen notwendig, um die Patienten langfristig aus dem Leiden zu führen.

Die Forderung, die Anzahl der Therapeutensitze zu erhöhen, verstummt nicht, obwohl heute in Deutschland fast 40.000 Psychotherapeuten ambulant tätig sind, eine Steigerung um 50 Prozent seit 2013. Dass die Wartezeiten dennoch nicht kürzer werden, erklärt Mathias Berger so: »Einer der Gründe scheint zu sein, dass wir sehr viele psychotherapeutische Kleinstpraxen haben, die wenige Patienten pro Jahr betreuen und daher in der Versorgung keine entscheidende Rolle spielen können.«

Besser wäre es seiner Meinung nach, wenn Teilzeit-Therapeuten sich größeren Praxen anschlössen. Auch könnten Patienten zunächst eine kürzere Therapie absolvieren. Danach sollte dann beurteilt werden, ob es sinnvoll ist weiterzumachen, auf eine andere Methode umzuschwenken, ein Medikament zu geben oder einen Klinikaufenthalt zu planen. »Die Hausärzte, die den größten Teil der Betroffenen betreuen, könnten den weniger Kranken zusätzlich wirksame Online-Programme verschreiben«, sagt Berger. Das würde nicht nur jenen mit einer leichten oder mittelschweren Depression schneller helfen, sondern auch die Wartezeiten Schwerkranker verkürzen.

Und noch einen Weg gibt es, mehr Plätze zu schaffen, ohne die Behandlung zu verschlechtern. Bisher wird er nur selten beschritten, weil viele Ärzte, Therapeuten und Patienten Vorbehalte haben: Gruppentherapie. »Ein Drittel der Psychotherapeuten hierzulande dürfte sie abrechnen, doch nur ein Bruchteil bietet sie an«, sagt Bernhard Strauß, Leiter des Instituts für Psychosoziale Medizin, Psychotherapie und Psychoonkologie an der Universität Jena. Strauß erforscht diese Therapieform seit Langem gemeinsam mit amerikanischen Kollegen, und er sagt: Gruppentherapie habe sich in Studien längst als wirksam erwiesen. Sie sei einer reinen Antidepressiva-Therapie weit überlegen und der psychotherapeutischen Einzeltherapie ebenbürtig. Außerdem brächen die Patienten sie auch nicht häufiger ab. Die Gruppe biete sogar einige Vorteile gegenüber der klassischen Sitzung zu zweit. »Die Patienten spüren, dass sie mit ihren Sorgen nicht allein sind«, sagt Strauß. »Und sie treffen auf Leute, die ähnliche Probleme bereits gelöst haben. Das macht Hoffnung – und diese Hoffnung verändert die Psyche.«

In der Gruppentherapie werden die Patienten selbst zu einer Art Therapeut. Sie machen einander Vorschläge, geben Feedback, nehmen empathisch Anteil. Oft können die Betroffenen die Vorschläge anderer Teilnehmer sogar leichter annehmen als die des Therapeuten. Dieses »interpersonelle Lernen« schafft nebenbei auch das, was vielen depressiven Patienten schmerzlich fehlt: die Begegnung mit Menschen. Neue Verbindungen werden geknüpft – im Leben und im Gehirn.

Und noch etwas könnte man tun: die überkommenen Richtlinien für Psychotherapeuten ändern. Sie verbieten den Niedergelassenen, was die Ergebnisse der internationalen Forschung ihnen längst nahelegen: Elemente der Verhaltenstherapie und tiefenpsychologisch fundierter Verfahren zu verbinden. Bisher müssen Therapeuten, die alle Methoden nutzen wollen, bei der Abrechnung mit der Krankenkasse kreativ werden. Lobby- und Verteilungskämpfe innerhalb der Zunft haben dazu geführt, dass auch die kürzlich aktualisierte Versorgungsleitlinie für Depressionen daran nichts ändert. Zum Schaden all jener, die auf eine zeitgemäße Therapie hoffen.

Wo man Hilfe findet

Eine erste Sprechstunde wird unter der Nummer 116117 vermittelt. Auch Haus- und Fachärzte kennen häufig Therapeuten. **Viele Tipps** für die Therapeutensuche bietet die Stiftung Deutsche Depressionshilfe. **In einer akuten Krise** oder bei Suizidgedanken finden Sie Ansprechpartner unter www.telefonseelsorge.de und den Nummern 0800-1110-111, -222 und 112

Was hilft wirklich gegen Depressionen?

»Manche Erkrankung könnten wir verhindern«

Auch Kinder und Jugendliche leiden unter Depressionen. Wie Eltern und Lehrer Alarmsignale erkennen – und warum man von früher Vorbeugung sogar noch als Erwachsener profitiert. Ein Gespräch mit dem Kinder- und Jugendpsychiater Gerd Schulte-Körne

DIE ZEIT: Herr Schulte-Körne, für viele Menschen sind Depressionen ein Lebensthema – was im Erwachsenenalter aufbricht, scheint oft schon in der Kindheit begonnen zu haben. Stimmt das?
Gerd Schulte-Körne: Etwa jeder zweite Erwachsene, der an einer Depression erkrankt, hat bereits in der Kindheit oder Jugend eine depressive Phase durchlebt. Oft haben diese Menschen das nicht so wahrgenommen, aber sie erinnern sich an Zeiten, in denen sie sich zurückgezogen haben, sich schwer aufraffen konnten, nicht gut drauf waren. Damals hieß es vielleicht: Ist halt so, wird schon wieder. Im Rückblick eine Fehleinschätzung, die depressive Störung wurde einfach nicht diagnostiziert.
ZEIT: Wieso nicht?
Schulte-Körne: Das Bewusstsein dafür, dass auch Kinder depressiv erkranken können, ist recht jung. Ein Grundschulkind mit einer Depression? Da hat man vor ein, zwei Jahrzehnten häufig noch abgewinkt und eher von einer Anpassungsstörung oder einer emotionalen Störung gesprochen. Die Diagnostik ist auch schwierig, weil die Symptome je nach Alter ganz unterschiedliche sein können.
ZEIT: Inzwischen gibt es eine medizinische Leitlinie, wie man depressive Störungen bei Kindern und Jugendlichen behandelt, die Sie mit verfasst haben. Werden Depressionen nun schneller erkannt?
Schulte-Körne: Ja und nein. Bei fünf bis sechs Prozent der Kinder und Jugendlichen wird eine Depression festgestellt. Deutschland liegt damit auf einer ähnlichen Höhe wie andere europäische Länder und die USA. Neben dieser Zahl der ärztlichen Diagnosen gibt es internationale Studien, für die Kinder und Jugendliche zu Symptomen befragt wurden: Bist du häufig traurig? Fällt es dir schwer, morgens aus dem Bett zu kommen? Aus diesen Umfragen geht hervor, dass sich weltweit 18 Prozent der jungen Menschen belastet fühlen. Das deckt sich mit hiesigen Studien.
ZEIT: Jetzt reden Sie über den Graubereich.
Schulte-Körne: Genau, da muss man klar differenzieren. Einzelne Symptome können wieder weggehen. Es muss nicht immer gleich psychotherapeutisch eingegriffen werden. Aber niederschwellig beraten und gucken, woher die Belastung rührt, ist wichtig. Ich betone das, weil es nach wie vor der Normalfall ist, dass Jugendliche mit einer Depression viel zu spät in die Behandlung kommen. Da vergehen oft zwei Jahre und mehr.
ZEIT: Wieso dauert das so lange?
Schulte-Körne: Wenn man die Jugendlichen fragt, sagen die häufig, dass sie ihre eigene Veränderung überhaupt nicht verstanden haben, weil sie schleichend kam. Eltern sagen: Wir haben den Rückzug und die Schlafstörungen bemerkt, dachten aber, das legt sich wieder. Und die Schule bekommt meist nur mit, dass die Noten schlechter werden, das wird dann auf die Pubertät geschoben.
ZEIT: Der Grund ist also Ignoranz?
Schulte-Körne: Nicht nur. Die Vermeidung einer Diagnose ist auch ein Motiv. Viele Eltern fürchten den Stempel einer psychischen Erkrankung. Es heißt dann: Wir lösen das in der Familie. Vordergründig klappt das häufig sogar eine Zeit lang, denn eine Depression verläuft in Phasen und wird zwischendurch auch mal wieder besser. Aber wenn man als Kind oder Jugendlicher eine depressive Phase hatte, ist das Risiko, später noch mal zu erkranken, deutlich erhöht.
ZEIT: Psychische Erkrankungen sind somit immer noch ein Tabu?
Schulte-Körne: Leider ja. Wenn jemand mit einem gebrochenen Bein in die Klasse humpelt, unterschreiben alle begeistert auf dem Gips. Kommt ein blasser Mitschüler rein und erzählt, er war in einer psychiatrischen Klinik, starren ihn alle an und sagen: Was ist denn mit dem los?
ZEIT: Ein Zeichen von Unsicherheit?
Schulte-Körne: Ja, und zwar auf allen Seiten. Eltern sagen mir: Unsere Tochter wollte immer Lehrerin werden, nachher wird sie nicht verbeamtet mit der Diagnose Depression. Oder sie zahlen die Behandlung selbst, damit die Krankenkasse nichts erfährt.
ZEIT: Was sind die Ursachen von Depressionen?
Schulte-Körne: Da wirken verschiedene Faktoren zusammen. Genetische Veranlagungen spielen eine Rolle, sie würden ohne bestimmte Umweltfaktoren aber häufig gar nicht durchschlagen. Man muss sich das so vorstellen, dass sich immer mehr Risiken ansammeln. Dazu gehören psychosoziale frühe Traumata, etwa wenn ein Kind Missbrauch oder körperliche Gewalt erlebt hat. Auch weniger einschneidende Erlebnisse wie ein Umzug oder ein Schulwechsel sind mit Risiken verbunden. Später können anhaltender Leistungsdruck oder massives Mobbing dazukommen. Irgendwann läuft das Fass über, und die Depression bricht aus.
ZEIT: Gibt es Gruppen, die es häufiger trifft?
Schulte-Körne: Mädchen erkranken ab dem Jugend- und jungen Erwachsenenalter zwei- bis dreimal so oft wie Jungen. Eine prekäre Lebenssituation stellt ebenfalls ein Risiko dar. In Familien, in denen die Eltern arm, alleinerziehend oder geflüchtet sind, gibt es schlicht weniger Ressourcen, um auf zusätzlichen Stress zu reagieren. Dasselbe gilt, wenn ein Elternteil psychisch erkrankt ist.
ZEIT: Welche Alarmzeichen sollte man beachten?
Schulte-Körne: Im Grundschulalter erkranken noch recht wenige Kinder an einer Depression. Was häufiger auftritt, sind soziale Ängste: Auf einmal möchte das Kind nicht mehr vor der Klasse sprechen, fühlt sich in einer eigentlich vertrauten Umgebung sehr unsicher, will nicht mehr Bus fahren.
ZEIT: Jedes Kind hat ja mal Angst. Wie grenzt man normales, entwicklungsbedingtes Verhalten von ersten Anzeichen einer Depression ab?
Schulte-Körne: Das ist nicht leicht. Man sollte prüfen: Gibt es einen Auslöser, der die Situation erklären könnte? Hat das Kind so große Ängste, dass es im Alltag eingeschränkt ist? Bauchweh hat jeder mal, doch wenn sich das über Wochen hinzieht und intensiviert, sollte man hellhörig werden. Oft ist die erste elterliche Reaktion, das Kind zu schonen und es zu Hause zu lassen. Das ist gut gemeint, kann die Symptome aber verstärken. Wer im Grundschulalter Ängste entwickelt, hat ein erhöhtes Risiko, in der Jugend depressiv zu werden.
ZEIT: Woran können Eltern eine psychische Belastung noch erkennen?
Schulte-Körne: Wenn ein Kind traurig wirkt, sein Lieblingsspielzeug nicht mehr in die Hand nimmt, stark den Schutz seiner Eltern sucht und dieses Verhalten anhält, sind das ebenfalls Warnsignale.
ZEIT: Besteht nicht auch die Gefahr, sich verrückt zu machen?
Schulte-Körne: Ich sage ja nicht, dass man gleich von einer Depression ausgehen soll. Ich plädiere dafür, solche Situationen ernst zu nehmen und zu prüfen, woher das veränderte Verhalten kommt. Direkt nachfragen ist bei einem kleinen Kind schwierig. Aber sich Zeit nehmen, kuscheln, ein Buch vorlesen, schauen, ob die Dinge, die vorher emotional gut liefen, noch funktionieren – das ist wichtig. Im Zweifelsfall ist es immer besser, sich früher beraten zu lassen als später.

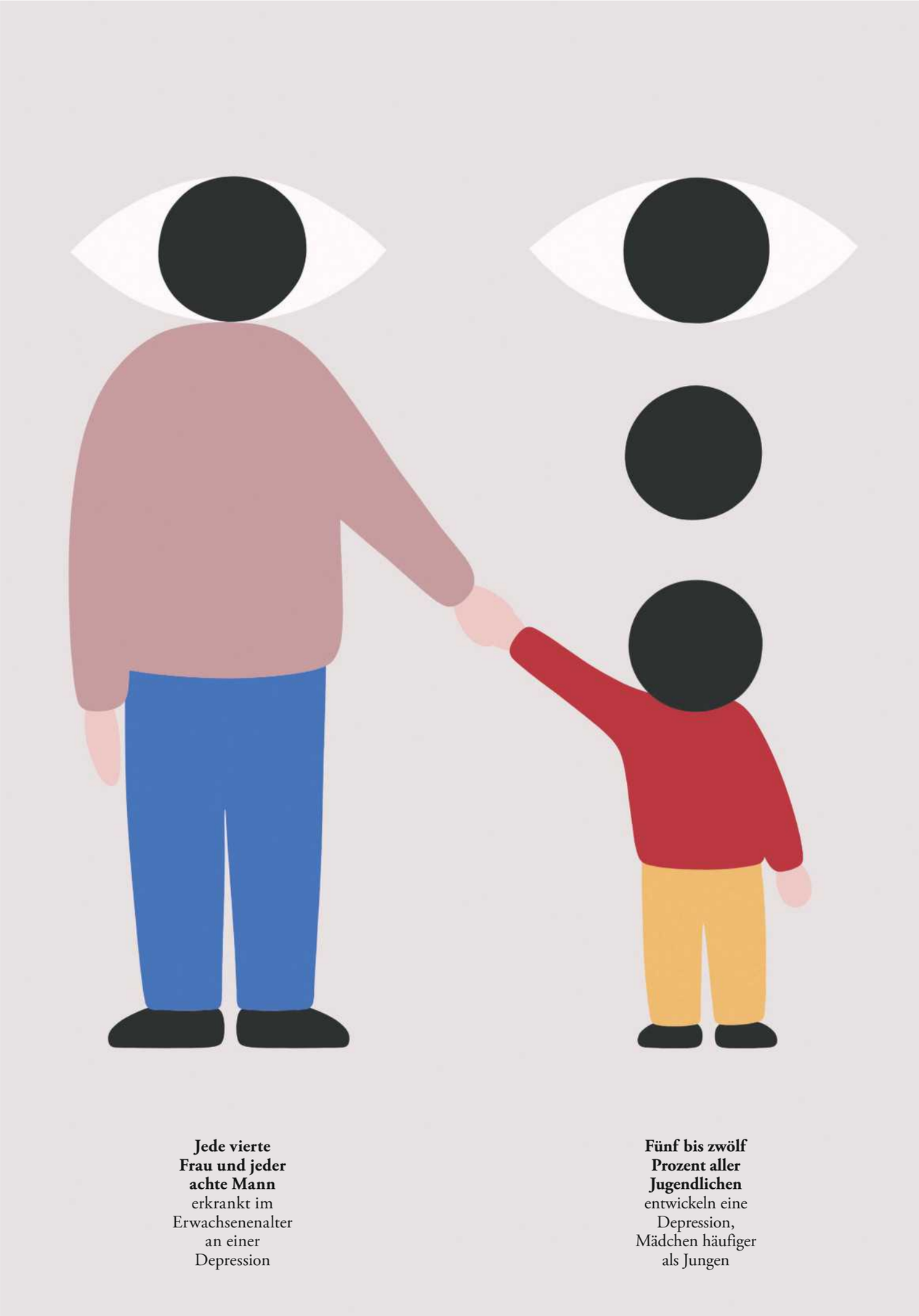


Illustration: David Vanadia für DIE ZEIT; Foto: Robert Haas/dpa (u.)

Für mehr Prävention

Gerd Schulte-Körne ist Direktor der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie der LMU München. Er hat ein Infoportal zu Depression und psychischer Gesundheit initiiert: www.ich-bin-alles.de

ZEIT: Was wäre die erste Anlaufstelle?
Schulte-Körne: Oft ist das die Kinderarztpraxis. Wenn nichts Organisches vorliegt und die Eltern sich unsicher im Umgang mit dem Kind fühlen, können sie zu einer Erziehungsberatung gehen. Und wenn sie sehr beunruhigt sind und Symptome länger anhalten, können sie sich natürlich auch an eine Psychotherapeutin oder einen Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie wenden. Die haben die Instrumente, um die Gefahr einer Erkrankung frühzeitig zu erkennen und schwerere Verläufe abzuwenden. Zum Glück ist die Versorgungssituation sehr gut in Deutschland.
ZEIT: Ist das so? Zurzeit hört man doch von dramatischen Engpässen in der therapeutischen Versorgung von Kindern und Jugendlichen, Umfragen zeichnen ein düsteres Bild. Auf Therapieplätze warten viele Familien wochen- und monatelang. Wie passt das zusammen?
Schulte-Körne: Das ist eine Frage der Bezugsgröße. Gemessen an Ländern wie England und den USA haben wir eine extrem gute Versorgung. Die Zahl der Psychotherapieplätze für Kinder und Jugendliche ist in den letzten acht Jahren um fast 70 Prozent gestiegen. Auch die Kapazität der stationären Betten ist in Deutschland insgesamt hoch.
ZEIT: Das klingt gut – ist es auch genug?
Schulte-Körne: Wenn die Frage ist, ob wir allen, die psychisch krank sind, einen Therapieplatz anbieten können, lautet die Antwort: nein. So ehrlich muss man sein. Bei uns in der Kinder- und Jugendpsychiatrie des LMU-Klinikums München haben wir die stationären Betten in den vergangenen drei Jahren von 30 auf 54 aufgestockt. Sie sind immer voll. Würden wir die Zahl verdoppeln, könnten wir auch diese Betten voll belegen.
ZEIT: Haben die Kinder und Jugendlichen, die leer ausgehen, dann einfach Pech gehabt?
Schulte-Körne: Nein. Wer in eine lebensbedrohliche Situation gerät, wird versorgt. Ist das nicht der Fall, kann es sein, dass man längere Wege hat oder Wartezeiten überbrücken muss. Ich will das keinesfalls verharmlosen. Für die betroffenen Familien ist das schrecklich, und wir können unser Angebot sicher noch verbessern.
ZEIT: Aber?
Schulte-Körne: Als Gesellschaft sollten wir uns fragen, ob wir den Reparaturbetrieb wirklich immer weiter ausbauen wollen – und ob wir dabei nicht die Ursachen für die Entwicklung psychischer Erkrankungen aus dem Blick verlieren.
ZEIT: Was schlagen Sie vor?
Schulte-Körne: Dass wir endlich mehr Prävention machen. Ich sehe ja die Verläufe bei mir in der Klinik. Und meine Kolleginnen und Kollegen aus der Erwachsenenmedizin haben die Frauen und Männer vor sich sitzen, die in ihre Kindheit zurückblicken. Ich lehne mich jetzt mal etwas aus dem Fenster: So manche Erkrankung könnten wir durch frühe Interventionen in der Familie und in der Schule verhindern oder zumindest die Krankheitslast deutlich abmildern. Dafür müssten wir den Fokus auf die Lebenswelten der Kinder richten.
ZEIT: Was bedeutet das konkret?
Schulte-Körne: Wir sollten Familien mit besonderen Belastungen stärker unterstützen. Ein gutes Klima zu Hause und eine sichere Bindung zu den Eltern senken das Erkrankungsrisiko. Auch die Schulen müssten sich ganz anders aufstellen und Kinder nicht nur in ihrer geistigen, sondern auch in ihrer psychosozialen Entwicklung fördern.
ZEIT: Wie hängen denn schulische Anforderungen mit depressiven Störungen zusammen?
Schulte-Körne: In der klinischen Praxis erleben wir viele Jugendliche, die unter Schulstress leiden. Bei depressiven Erkrankungen entsteht oft ein Teufelskreis. Eines der ersten Symptome ist eine nachlassende Konzentration. Also geht die Leistung runter. Lehrer und Eltern sagen: Mensch, du warst doch so gut, du musst dich nur anstrengen. Gerade die Leistungsorientierten setzen sich dann hin und pauken, werden aufgrund der Aufmerksamkeitsprobleme aber nicht besser und fühlen sich nur noch schlechter. Die meisten Lehrkräfte erkennen solche Dynamiken nicht.
ZEIT: Warum nicht?
Schulte-Körne: Weil sie darauf im Studium nicht vorbereitet werden. Für mich ist das unbegreiflich: Wieso müssen sich angehende Lehrer nicht mit der Kinderpsyche beschäftigen? Kinder sind doch keine Lernmaschinen, sie sind Menschen. Sie haben Gefühle und sind mitten in der Entwicklung.
ZEIT: Viele Pädagogen werden jetzt aufstöhnen, vor allem in Zeiten von Lehrermangel, und sagen: Was denn noch alles?
Schulte-Körne: Die sollen ja keine Therapeuten werden, bloß ein Verständnis entwickeln für die kindlichen Emotionen. Das würde so viel ändern. Wenn ich Lehrerinnen berate, sagen die übrigens oft: Bitte schulen Sie uns, wir brauchen mehr Rüstzeug, um auf die psychischen Probleme unserer Schülerinnen und Schüler eingehen zu können.
ZEIT: Eltern und Lehrkräfte sind also wichtig, um zu erkennen, wenn ein Kind eine Depression hat – und die Gleichaltrigen?
Schulte-Körne: Je älter Kinder werden, umso wichtiger sind sie. Mitschüler sind oft die Ersten, die mitbekommen, wenn eine Freundin sich zurückzieht oder lebensmüde Gedanken hat. Die Jugendlichen zu informieren ist ganz entscheidend, wenn Prävention gelingen soll. Auch damit sie lernen, auf sich selbst zu achten: Was sind Alarmsignale? An wen kann ich mich wenden? Was tut mir gut?
ZEIT: Das passiert bisher nicht?
Schulte-Körne: Es passiert viel zu wenig. Themen wie Armut, Mobbing und Leistungsdruck werden als Risikofaktoren für eine psychische Erkrankung nicht mal diskutiert. Das ist längst überfällig – und zwar auch mit den Kindern und Jugendlichen selbst. Bisher ist mentale Gesundheit ein schönes Schlagwort, aber viel mehr auch nicht. Dabei nehmen die Belastungen eher zu.
ZEIT: Woran denken Sie dabei?
Schulte-Körne: Viele Jugendliche haben noch mit den Folgen der Pandemie zu tun. Vor allem aber denke ich an den Einfluss der sozialen Medien, der ist nicht zu unterschätzen. Wenn ich mit Patientinnen rede, wird immer wieder deutlich, wie stark sie sich an digitalen Vorbildern und äußerlichen Werten orientieren. Dass das kausal zusammenhängt, kann ich nicht belegen. Es ist eher eine Beobachtung: Wie sehr gerade Mädchen sich optimieren wollen, um in sozialen Netzwerken Anerkennung zu finden – das ist schon beängstigend. Auch in der realen Welt haben Jugendliche das Gefühl, hauptsächlich funktionieren zu müssen.
ZEIT: Welche Schlüsse ziehen Sie daraus?
Schulte-Körne: Ich finde es fatal, dass wir uns mit einem konstant hohen Niveau von an Depressionen erkrankten Kindern und Jugendlichen abzufinden scheinen. Frühzeitig lernen, auf die eigenen Gefühle zu achten und mit psychischem Stress umzugehen, das wäre eine echte Lebensaufgabe. Für uns alle.

Das Gespräch führte **Johanna Schoener**

Zufallsbefund (4/6)

Abriss mit Folgen

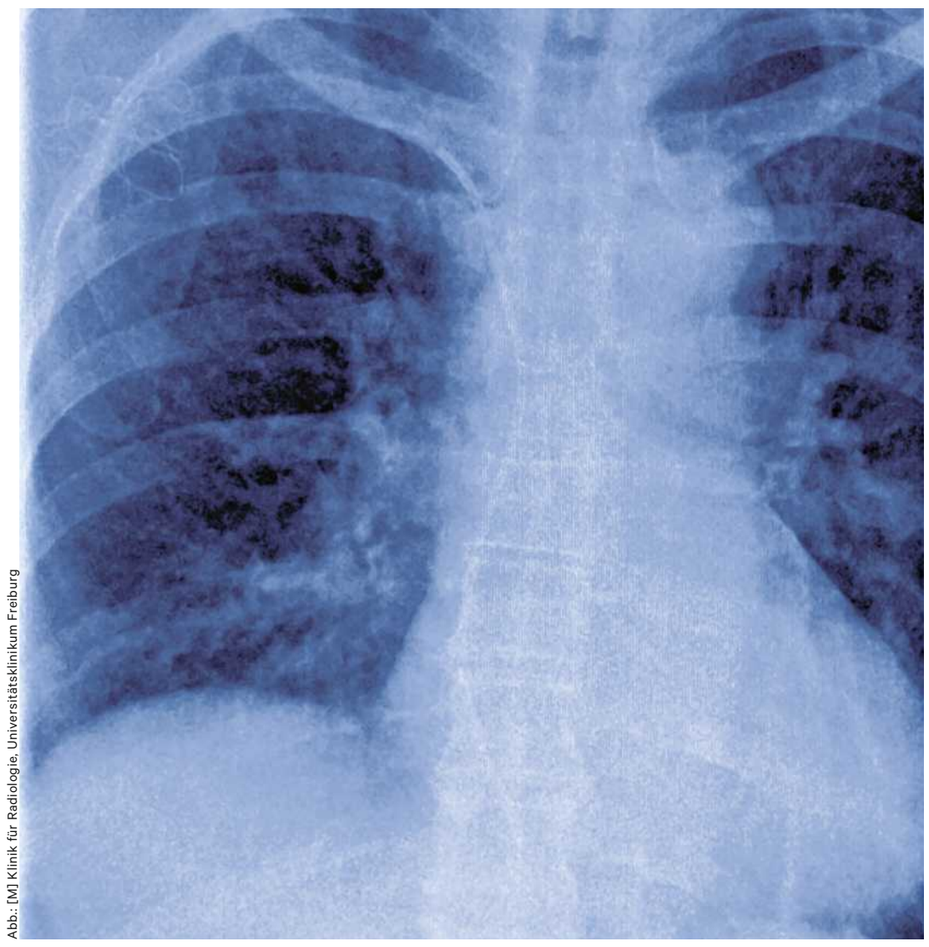


Abb.: [M] Klinik für Radiologie, Universitätsklinikum Freiburg

Gehört da nicht hin – längliche Struktur neben der Wirbelsäule

Einen Regenschirm im Restaurant zu vergessen ist ärgerlich; vergisst man etwas im Körper eines Menschen, wird es gefährlich. Diese Patientin hatte Glück: Wegen des Verdachts auf eine Lungenentzündung wurde eine Röntgenaufnahme ihres Brustkorbs gemacht, der Radiologe Niklas Verloh entdeckte auf dem Bild dann einen länglichen Fremdkörper (entlang der Wirbelsäule zu sehen) – ein Überbleibsel eines sogenannten Portsystems. Das erleichtert die dauerhafte Gabe von Medikamenten und Infusionen ins Blut, es war der Patientin im Rahmen der Chemotherapie bei einem Bauchspeicheldrüsenkrebs eingesetzt worden. Das System besteht aus einer Kammer, die unter der Haut der Brust platziert wird, und einem daran angeschlossenen dünnen Schlauch, der in Gefäße eingeführt wird und in einer großen Vene mündet. Dieser Katheter war unbemerkt in der Patientin verblieben, als das Portsystem nach Abschluss der Therapie entfernt worden war. Das könne passieren, wenn er eingewachsen sei und beim Herausholen abreiße, erklärt Verloh. Dank seiner Entdeckung konnte der Katheter vollständig geborgen werden, ohne weitere Konsequenzen für die Patientin. Nur selten passiert es übrigens, dass bei Operationen etwas im Körper vergessen wird, Tupfer etwa oder chirurgische Instrumente. RAGNHILD SCHWEITZER

In dieser Serie zeigen wir überraschende Befunde, von denen uns Ärzte der Uni-Klinik für Radiologie in Freiburg berichtet haben

Frisch erforscht

Im Takt des Erdkerns

Was ist jetzt noch gleich mit dem Erdkern los? Irgendwas mit dessen Drehung, die anders ist, als sie sein soll, oder wenigstens als gewohnt: Gerade erst war das Innere des Planeten in den Nachrichten. Dabei konnte ein falscher Eindruck entstehen wegen eines Details, das die Fachzeitschrift *Nature Geosciences* jetzt richtiggestellt hat. Diese Korrektur bezog sich nicht etwa auf die Geophysik im betreffenden Forschungsaufsatz, sondern auf die zugehörige Pressemitteilung, genau genommen auf ein einziges Wort darin: *reversal* (»Umkehr«).

Furchtbar missverständlich klingt das zwar nicht. Es könne aber »für ein allgemeines Publikum irreführend« sein, so *Nature Geosciences.* Irrig wäre es, beim Wort »Umkehr« anzunehmen, dass der innere Erdkern sich plötzlich rückwärts dreht. Ihn haben die Pekinger Seismologen Yi Yang und Xiadong Song erforscht. Mitte Januar haben die beiden eine Analyse von Erdbebendaten veröffentlicht, der zufolge sich der Kern in den vergangenen Jahren langsamer gedreht hat als in den Jahrzehnten zuvor – was in der Pressemitteilung im Expertenjargon mit »Umkehr« beschrieben wurde.

Die hat übrigens eher subtile Auswirkungen auf das Leben an der Erdoberfläche. Was Yang und Song beschreiben, ist folglich faszinierende Grundlagenforschung, nicht etwa der Anfang eines Katastrophenfilmplots.

Auch wer sich bei den Stichworten Erdkern und Drehung an den 20 Jahre alten Kinofilm *The Core – Der innere Kern* erinnert fühlen sollte, sei beruhigt. Zwar schildern dessen Macher die desaströsen Folgen eines Erdkernstillstands, ließen sich dabei aber nicht von den Naturgesetzen bremsen. (Die Rezensenten einer Plattform, die Filme auf ihre wissenschaftliche Plausibilität hin abklopfen, hatten *The Core* gar zum »schlechtesten Physikfilm aller Zeiten« gekürt.)

Das Faszinosum des echten Erdkerns erschließt sich jedem, der die Erde gedanklich aufschneidet und sich dann ihren Aufbau vergegenwärtigt: außen die hauchdünne Kruste (einige Kilometer dick), der Mantel (bis in 2900 Kilometer Tiefe), dann schließlich der zweigeteilte Kern. Sein Äußeres besteht aus einem flüssigen Eisengemisch. Sein Inneres hingegen ist eine feste Metallkugel von 2500 Kilometern Durchmesser, die langsam ihre von der Planetenbildung stammende Wärme nach außen abgibt.

Erst seit dem Jahr 1936 weiß die Menschheit von dieser Struktur unter ihren Füßen, damals schlossen Forscher aus den unterschiedlichen Laufzeiten von Erdbebenwellen: Das Zentrum der Erde muss fest sein. Daten von seismologischen Stationen seit den 1960er-Jahren zeigten subtile Unterschiede in den Laufzeiten von Stoßwellen durch die Erde, und diese gelten als Indiz dafür, dass der feste Kern im Inneren sich etwas schneller gedreht hat als der Erdmantel. Seit 2009 aber sei das anders, berichten Yang und Song nun. Der innere Kern drehe sich aktuell nicht schneller als der Mantel.

Forscher von der University of Southern California hatten 2022 in *Science Advances* davon berichtet, dass zwischen 1969 und 1971 die Drehung des inneren Kerns sogar langsamer gewesen sei als die des Mantels, dann wieder beschleunigt habe. Werden künftige Erdbebenwellen nun dasselbe Muster enthüllen: ein paar Jahre mit langsamerer Drehung? Das wäre im Jargon der Experten ein *reversal,* also eine Umkehr in der relativen Bewegung zueinander – auch wenn Kern und Mantel sich absolut natürlich weiterhin in dieselbe Richtung drehen.

An der Oberfläche könnte sich das äußern in dezenten Variationen des Magnetfeldes und der Drehgeschwindigkeit der Erde, sodass ein Tag ein, zwei Millisekunden kürzer würde.

Actionfilm-tauglich klingt das wahrhaftig nicht. Aber – umgekehrt – ist es nicht eine berührende Vorstellung, auf der Felskruste einer heißen Kugel mit Eisenkern zu leben, deren verborgener Rhythmus wie ein Weltenherz über sechs, sieben Jahrzehnte schlägt? STEFAN SCHMITT

ANZEIGE

Stimmt's?

Flache Steine hüpfen auf dem Wasser besser als runde

Seit Jahrtausenden werfen Kinder und Erwachsene flache Steine auf Wasseroberflächen mit dem Ziel, sie möglichst oft hüpfen zu lassen. Sowohl die optimale Wurftechnik als auch die ideale Form der Steine haben Generationen von Werfern dabei durch Versuch und Irrtum ermittelt. Der aktuelle Rekord steht laut dem *Guinness Buch* bei 88 Hüpfern.

Es ist gar nicht so leicht, die Gleichungen für hüpfende Steine zu lösen. Besondere Verdienste hat sich der französische Physiker Lydéric Bocquet von der École Normale Supérieure erworben, der 2002 im *American Journal of Physics* die Intuition erfahrener Werfer im Prinzip bestätigte: Damit ein Stein häufig hüpft, muss er schnell und flach geworfen werden, sodass er bei jedem Hüpfer möglichst wenig von seiner Energie verliert.

Ein Jahr später berichtete Bocquet in *Nature* von Versuchen mit einer flachen Scheibe, die seine Mitarbeiter und er auf einer Wasseroberfläche springen ließen. Die hüpfte am besten, wenn sie in einem Winkel von 20 Grad aufschlug – dann war die Zeit, die sie im Wasser verbrachte, am kürzesten, der Energieverlust am geringsten.

Aber in Bocquets Artikeln und allen anderen Studien zum Thema war stillschweigend angenommen worden, dass der Stein möglichst flach und leicht sein muss. Anfang Januar erschien nun eine Arbeit der britischen Mathematiker Ryan Palmer und Frank Smith, in der das Hüpfverhalten von Objekten mit größerer Masse und gekrümmter Unterseite untersucht wird. Ihnen ging es eigentlich nicht um Steine, sondern etwa um das Landeverhalten von Wasserflugzeugen. Aber ihre Berechnungen, veröffentlicht in den *Proceedings of the Royal Academy,* lassen sich auch auf Kieselsteine übertragen.

Die Mathematiker bestätigen, dass schwere Steine nicht besonders häufig springen können. Aber anders als leichte, flache Steine können sie sogenannte superelastische Sprünge vollführen – sie werden regelrecht aus dem Wasser katapultiert. Um diesen Effekt zu erreichen, muss ihre Unterseite gekrümmt sein, nicht flach. Der Grad der optimalen Krümmung hängt von der Masse ab.

Die Antwort auf die Frage lautet also: Wenn man unter »besser« versteht, dass die Steine möglichst häufig über die Wasseroberfläche hüpfen, sind flache Kiesel am besten. Will man spektakulär hohe Sprünge sehen, ist ein eher kartoffelförmiger Stein besser geeignet. CHRISTOPH DRÖSSER

www.zeit.de/vorgelesen

Diese Woche fragt **Ingo Schlupp aus Norman (USA).**
Und worauf suchen Sie eine Antwort? Schreiben Sie an: DIE ZEIT, Wissen-Ressort, 20079 Hamburg, oder **stimmts@zeit.de.** Das Archiv: www.zeit.de/stimmts

Hören Sie den Podcast
»Woher weißt Du das?« Unser Wissens-Podcast über Wissenschaft, Alltag und Gesellschaft. Jetzt anhören unter zeit.de/zw-podcast

Öffentliche Gesundheit

Schwieriger Patient

Die Regierung will ein neues Superinstitut für den Gesundheitsschutz – auch, um besser durch die nächste Krise zu kommen. Wird das was? VON ANNA-LENA SCHOLZ

Die Symbole der Corona-Pandemie verblassen im Alltag. Die Maske, das Desinfektionsmittel, das Impfpflaster auf dem Oberarm. Eine neue Phase beginnt – die Aufarbeitung. Was muss geschehen, damit Deutschland in der nächsten Gesundheitskrise besser dasteht?

Einen Lösungsvorschlag gibt es schon, die Ampelkoalition hat ihn im Koalitionsvertrag festgehalten: Sie will ein Bundesinstitut für öffentliche Gesundheit gründen.

Der Name klingt vielversprechend. So, als stünde in Berlin bald ein neues, großes Haus. Vorn drauf ein Bundesadler, innen Tausende Wissenschaftler, die Viren analysieren, Impfkampagnen konzipieren, über gesunde Ernährung aufklären und wissen, welche Teile der Bevölkerung an welchen Krankheiten leiden. In der nächsten Pandemie kommunizieren sie schnell und verständlich, was zu tun ist.

Doch die Sache ist kompliziert. Deswegen gibt es nun eine Projektgruppe, angesiedelt im Bundesgesundheitsministerium (BMG), wo seit einem Dreivierteljahr die »Rundumerneuerung« des gesamten Bereichs geplant wird, wie eine Wissenschaftlerin das nennt. Wie andere Personen aus Forschung, Ministerien und Behörden will auch sie nicht namentlich genannt werden.

Denn so dröge die Aufgabe anmutet, so elektrisierend ist sie für all jene, die hoffen, dass Deutschland endlich Anschluss findet an ein modernes Public-Health-Verständnis: eine Form öffentlicher Fürsorge also, die sich nicht in der Eindämmung hochansteckender Krankheiten erschöpft, sondern umfassend über präventive, soziale oder ethische Aspekte von Gesundheit aufklärt, etwa auch mit Blick auf zunehmende Belastungen durch die Klimakrise. »Wir hängen darin hundert Jahre zurück«, klagt einer und meint das nur ein bisschen ironisch. Jetzt ist der Moment da, alles neu zu denken.

Doch Deutschland ist ein Land der Organigramme und komplizierten Strukturen. In diesem Fall steht ganz oben das Bundesgesundheitsministerium, aktueller Chef ist Karl Lauterbach. Ihm unterstellt sind mehrere »nachgeordnete Bundesoberbehörden«. Etwa das Robert Koch-Institut, das vor allem die Ausbreitung und Bekämpfung von Infektionskrankheiten untersucht – Masern, Grippe, Covid-19. Und die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA); ihre Informationen sollen die gesamte Bevölkerung erreichen.

So weit, so aufgeräumt. In der Pandemie jedoch kollabierte dieses Gerüst. Insbesondere die BZgA.

Lange hatte sie von ihrem guten Ruf gezehrt, den sie sich in den Achtzigerjahren aufgebaut hatte. Auch damals kursierte eine Pandemie: »Tödliche Seuche AIDS«, titelte der Spiegel 1983. In den Jahren danach folgte unter dem Slogan »Gib AIDS keine Chance« eine beispiellose Aufklärungskampagne der BZgA. Nüchterne Infobroschüren wurden als Postwurfsendung an die 27 Millionen Haushalte Westdeutschlands versendet. Streetworker betrieben Aufklärung in Schwulen-Bars. Fernsehspots ermunterten zum »Präser«.

Vier Jahrzehnte später fegte die Corona-Pandemie um die Welt. Und es zeigte sich: Die BZgA hatte sich mit ihren nur 350 Mitarbeitern kaum weiterentwickelt, um Gesundheitsaufklärung in einer digitalen Öffentlichkeit zu gestalten. Auf ihrem YouTube-Kanal erreichten Videos mit Rückenübungen ein paar Tausend Klicks, während sich das Land über Infektionsmaßnahmen in Rage diskutierte. Der Behörde fehlten Geld, Mitarbeiter, Wendigkeit, um schnell auf die Krisenlage zu reagieren – etwa mit einer Impfkampagne, die zielgerichtet in unterschiedliche Milieus vordringt. Die in Niedersachsen mit anderen Plakaten für die Maske wirbt als in Sachsen; die auf Instagram eine andere Sprache findet als im Altenheim.

Das RKI dagegen wurde für die Bevölkerung zur zentralen Gesundheitsinstanz. Und das BMG konzipierte seine Impfkampagne »Ärmel hoch« einfach selbst. Die Pandemie, das zeigt sich im Rückblick, löste einen Meltdown der öffentlichen Gesundheitskommunikation aus. Einst wertgeschätzte Institutionen blieben mit dem Image starrer Behörden zurück.

Können sie sich jetzt neu erfinden? Ein Sachverständigenrat hat gerade Vorschläge skizziert – es brauche mehr Resilienz im Gesundheitssystem, einen besseren Umgang mit »externen Schocks«. Das neue Bundesinstitut sei eine große Chance, heißt es.

Die Projektgruppe im Ministerium hat vier Themenkreise abgesteckt, die in die Zuständigkeit des neuen Instituts fallen sollen: Es soll eine Plattform sein, um die Gesundheitsdienste der Länder und auf kommunaler Ebene zu vernetzen. Zweitens soll es Gesundheitsdaten erheben – wobei nackte Krankheitsstatistiken mit sozioökonomischen Merkmalen wie Gehalt, Wohnort, Bildungsgrad verknüpft werden müssten. Das wiederum erleichtert drittens die Gesundheitsprävention, etwa um in der Bevölkerung grassierende Diagnosen wie Diabetes oder Bewegungsmangel angehen zu können. Und schließlich sei das neue Institut dafür zuständig, in einer Gesundheitsnotlage Seite an Seite mit der Bundesregierung zu kommunizieren.

Nur: Was machen dann künftig die anderen Behörden? Die Lösung: Umetikettierung. Die BZgA geht in der neuen Einrichtung auf. Das klingt simpel. Tatsächlich schwelen hier aber mehrere Konflikte. Das neue Institut bräuchte zum einen weitreichende Kompetenzen – die aber derzeit noch teils in den Bundesländern und beim RKI liegen. Dort einzelne Aufgabenbereiche herauszulösen wäre eine schmerzhafte Herabstufung für das Robert Koch-Institut, das sich seinerseits wünscht, gestärkt zu werden. Einige Wissenschaftler, wie der Bonner Virologe Hendrik Streeck, fordern sogar, es zu einem unabhängigen »Kompetenzzentrum für Public Health« auszubauen.

Man müsste sich auch auf einen Standort einigen, diese Frage sei »sehr sensibel«, sagt eine Beobachterin. Die BZgA sitzt in Köln, das politische Geschehen spielt in Berlin. Neue Bundesbehörden sollen laut Regierungsbeschluss in den Ost-Ländern angesiedelt werden. Schließlich das Geld: Der bislang klägliche Jahresetat der BZgA von 120 Millionen Euro müsste auf das neue Institut übertragen und stark erhöht werden, um all die gewünschten Aufgaben erfüllen zu können, sagt eine beteiligte Person. Doch vernehme sie aus dem BMG, dass dort für das neue Institut derzeit »nicht ein Euro mehr« vorgesehen sei.

Insbesondere der Konflikt mit dem RKI wird verdrängt. Das neue Institut werde »unabhängig vom RKI aufgebaut«, heißt es aus dem BMG. Eine andere Stimme hofft auf eine gelingende »Kollaboration«. Dabei könnte sogar eine Grundgesetzänderung nötig sein, um die Kompetenzen neu zu regeln.

Bis Ende des Jahres soll ein Plan für die neue Einrichtung vorliegen, 2024 soll er umgesetzt werden. Gesundheitsminister Lauterbach, der parallel an einer großen Krankenhausreform arbeitet, könnte also pünktlich zur Bundestagswahl ein Ergebnis präsentieren. Welche Priorität allerdings das neue Institut für ihn hat – das wissen selbst enge Beobachter nicht.

Illustration: Matthias Schütte/ZEIT-Grafik

ANZEIGE

ZEIT SPRACHEN

Die neue Art, Englisch zu lernen!

Interaktive Übungen im Heft und online

Über 60 Minuten begleitende Audio-Inhalte zusätzlich verfügbar

Exklusive Reise- und Kulinariktipps von Experten der jeweiligen Regionen

Jetzt 1x gratis sichern!

SPOTLIGHT-ONLINE.DE/ZEIT +49 89 121 407 10

Politikwissenschaft

Seine Wahl

Wenn die Berliner erneut wählen gehen, soll Professor Stephan Bröchler verhindern, dass es wieder Pannen gibt. Falls das in der Hauptstadt überhaupt möglich ist VON LENZ JACOBSEN

Am 26. September 2021, als in Berlin gewählt wurde, stand Stephan Bröchler anderthalb Stunden vor einem Gymnasium in seiner Nachbarschaft in Pankow, um seine Stimme abzugeben. Er ging dann aber erst mal Mittag essen, mit seiner Frau, beim Italiener um die Ecke, es war einfach zu voll. Als sie wiederkamen, war die Schlange noch genauso lang. Bröchler ahnte da schon, dass mit diesen Wahlen etwas nicht stimmte. Was er nicht ahnte: dass er bald dafür verantwortlich sein würde, es besser zu machen.

Stephan Bröchler ist 60 Jahre alt und Professor im Fach Politikwissenschaften. Daneben hat er eines der merkwürdigsten Ämter inne, die es in der deutschen Politik gerade gibt: Bröchler ist der neue Landeswahlleiter von Berlin. Er soll die Wiederholung der Pannenwahl 2021 jetzt im Februar 2023 organisieren, nur bitte ohne Pannen. Sein Problem ist, dass er dazu Zeit bräuchte und zumindest ein bisschen Macht – es ihm aber an beidem fehlt.

Oktober 2022, wenige Tage nach Amtsantritt: Bröchler empfängt in seinem kleinen Büro in der ersten Etage eines Plattenbaus in Berlin-Lichtenberg. Früher war das Gebäude das Hauptquartier der Berliner Stasi, heute bildet Professor Bröchler hier, an der Berliner Hochschule für Wirtschaft und Recht, unter anderem Nachwuchs für die Berliner Behörden aus.

Eigentlich hätte Bröchler jetzt ein Forschungssemester. Er wollte, schöne Pointe, einen Sammelband zum »Regieren in Berlin« fertigstellen. Stattdessen erzählt er bei dünnem Mensa-Kaffee, was er sich als Wahlleiter vorgenommen habe: reibungsloser Ablauf, mindestens 60 Prozent Wahlbeteiligung. »Ich will die Wahlen wieder zu einem Fest der Demokratie machen.« Er hat dabei tatsächlich ein Strahlen im Gesicht. Bröchler lacht sowieso viel, ein glucksendes, fröhliches Lachen.

»Wir müssen zeigen, dass wir im Unterschied zu autokratischen Systemen lern- und korrekturfähig sind.« Diesen Satz wird er in den kommenden Wochen immer wieder sagen, er ist eine Art Scharnier zwischen seiner bisherigen und seiner neuen Arbeit: Demokratietheorie, aber mit einem anpackenden »Wir müssen«.

Zuerst muss Bröchler sich allerdings um die Stimmzettel kümmern, und zwar schnell. Es kann, Stichwort Lieferketten, 15 Wochen dauern, bis das Papier kommt, so viel Zeit haben sie in Berlin nicht. Weil sie 200 Tonnen Papier brauchen, klappern Bröchlers Mitarbeiter schon die Druckereien ab, bevor der Wahltermin überhaupt feststeht. Am Ende finden sie einen Lieferanten in Sachsen, gedruckt wird in Köln.

Foto: Steffen Roth für DIE ZEIT

Stephan Bröchler, 60, in der Berliner Innenbehörde. Hier verbringt der Landeswahlleiter gerade mehr Zeit als an seiner Hochschule

Was tun, wenn sich jemand an der Wahlurne festklebt?

Man könnte sagen, Bröchler habe sich ins Amt kritisiert. Zusammen mit 20 anderen Experten sollte er nach der Wahl 2021 im Auftrag des Senats herausfinden, was überhaupt schiefgelaufen war und wie man es besser machen kann. In ihrem Abschlussbericht im Sommer 2022 bemängelten die Experten die »unzureichende logistische Planung« der Wahl. Sie entwarfen ein »Leitbild gute Wahlen« und nannten den Landeswahlleiter, weil er kaum etwas entscheiden darf, einen »König ohne Land«.

Zwei Wochen später wanderte Bröchler durchs Zillertal. Genauer gesagt saß er gerade auf einer Berghütte und trank eine Buttermilch, als sein Telefon klingelte: ein Berliner Staatssekretär. So wurde Bröchler selbst zum König ohne Land.

Der Landeswahlleiter gehört nicht zur Parteipolitik, die Wahlorganisation soll von ihr unabhängig sein. Bröchler ist zwar vor 40 Jahren mal in die SPD eingetreten, war aber nie aktiv in der Partei. In der »AG Wahlen«, in der Senat und Bezirke beraten, was sie nach der Wiederholungswahl umbauen wollen, darf einer nicht mitstimmen: der Landeswahlleiter. Aber auch zur Verwaltung gehört Bröchler nicht, er hat ihr gegenüber keine Weisungsbefugnis. Die zwölf Berliner Bezirke, die die Wahl letztlich durchführen und für ihre Eigensinnigkeit bekannt sind, müssen also nicht auf ihn hören. Wenn Bröchler gute Laune hat, nennt er die Bezirke »die Kraftwerke der Wahlorganisation«, wenn er schlechte Laune hat: »die zwölf gallischen Stämme«.

Auch seiner Geschäftsstelle darf der Landeswahlleiter nichts befehlen. Ein Montagmorgen Mitte Dezember. Senatsinnenverwaltung, Raum 27.13: Die Decken sind hier viel höher als im Hochschul-Plattenbau, vor dem Fenster liegt ein ruhiger Innenhof, aber das Mobiliar ist gleichermaßen grau. Neun Menschen drängen sich im Büro, vier Frauen und fünf Männer. Auf dem Tisch steht eine Adventskerze, daneben Lakritz und Kaffeekekse.

»Also«, sagt Guido Kleinert, »dann gehen wir doch gleich mal in die Vollen.« Als Geschäftsstellenleiter führt Kleinert durch die wöchentliche Sitzung, nicht Bröchler. Kleinert ist ebenso neu im Job, und beide sagen, von ihren Vorgängern hätten sie keinerlei Übergabe bekommen. Wie man Wahlen organisiert, müssen sie sich selbst beibringen.

Die Runde diskutiert, ob die Wahlhelfer noch eine Handreichung brauchen: Wie verhalte ich mich, wenn sich jemand an der Urne festklebt? Zwei Mitarbeiter berichten, dass sie in einer Online-Schulung das Wort »Wählerverzeichnis« händisch in »Wahlverzeichnis« geändert hätten. Und Bröchler erzählt, dass er am Sonntagmorgen um sechs Uhr aufgestanden sei, um eine Stellungnahme zu schreiben »wegen dieser Volksabstimmung«.

Die Volksinitiative »Berlin klimaneutral 2030« hat genug Stimmen gesammelt, damit die Berlinerinnen und Berliner über ihr Anliegen entscheiden müssen. Eigentlich sollen in der Hauptstadt solche Abstimmungen möglichst zusammen mit Wahlen stattfinden, damit die Beteiligung hoch ist. Auch Bröchler fände das gut, demokratietheoretisch. Wahlpraktisch aber hat er Sorge, dass sie beides nicht schaffen. Die SPD-Innensenatorin sieht das ähnlich. Nun greifen Linke und Grüne die Senatorin an – und auch Bröchler steht in der Kritik. Als eine Zeitung grüne Abgeordnete mit dem Vorwurf zitiert, die sachlichen Einwände des Wahlleiters seien »bestellte Skepsis« aus der SPD-Senatsinnenverwaltung, ärgert sich Bröchler maßlos: »Wir sehen doch in den USA, wie demokratiezersetzend es ist, Wahlbehörden zu diskreditieren. So was macht mir zu schaffen, da will ich auch gar keine dicke Haut haben.«

Bröchlers Empörung ist aufrichtig. Aber, ob beabsichtigt oder nicht, solche Sätze immunisieren ihn auch gegen Kritik. Denn die steht dann im Verdacht, sich gegen die Demokratie selbst zu richten.

An seiner Hochschule forscht Bröchler zu politischen Systemen und sucht nach wissenschaftlichen Antworten auf die Frage, warum Reformen scheitern. Jetzt ist er angetreten, um Reformen umzusetzen. Ein eigenes Landeswahlamt, zentrale Schulungen für die Helfer, ein neues IT-System: All das und mehr steht im »Leitbild«-Entwurf der Kommission. Es ist nur so: Als er im Sommer, vor der Berghütte sitzend, ans Telefon ging, stand noch gar nicht fest, dass die Berlin-Wahl im Februar wiederholt werden muss. Und nun fehlt ihm die Zeit zur Umsetzung. Und was er im Sommer auch noch nicht wusste: Weil es keine Neuwahl ist, sondern eine Wahlwiederholung, sind Reformen bis dahin verboten. »Juristisch gesehen müssen wir so tun, dass wenn wir am 12. Februar 2023 aufwachen, es eigentlich wieder der 26. September 2021 ist. Wir spielen hier quasi *Und täglich grüßt das Murmeltier.*« Weil alles so sein soll wie damals, darf Bröchler, der doch alles besser machen soll, fast nichts verändern. Er kann zum Beispiel keine zusätzlichen Wahllokale einrichten, um lange Schlangen zu vermeiden. Es müssen genauso wenige sein wie beim vergangenen Mal.

Die Wiederholungswahl verdammt Berlin dazu, all die Fehler, über die man sich inzwischen im Klaren ist, noch einmal machen zu müssen. So doktert Bröchler an Kleinigkeiten herum: vier Urnen statt zwei pro Wahllokal, mehr Stimmzettel als nötig, falls irgendwo etwas schiefgeht, zusätzliche Leerungen von Briefkästen durch die Post, damit alle Briefwahlstimmen rechtzeitig ankommen. Vor allem aber hat der Senat die Aufwandsentschädigung für die Wahlhelfer vervierfacht: Statt 60 Euro bekommen sie jetzt 240 Euro »Erfrischungsgeld«.

Je länger er im Amt ist, desto mehr genießt Bröchler seine alte Welt, die Uni. Immer donnerstagvormittags hält er ein Seminar über Verwaltungsreformen. In den Seminararbeiten geht es um die Kommission zur Enteignung von Wohnungskonzernen in Berlin, um Digitalisierung oder darum, wie verschiedene Bundesländer Wahlhelfer werben. In seinem Uni-Seminar hat Bröchler den Studierenden auch den Politikzyklus erklärt – ein schönes, sauberes Modell mit sechs Phasen, angeordnet im Uhrzeigersinn: Problemdefinition, Agendasetting, Beschluss, Umsetzung, Evaluation, Anpassung. Natürlich wusste Bröchler vorher schon, wie schematisch das ist. Aber jetzt hat er selbst erfahren, »dass die Wechselwirkungsprozesse viel komplexer sind«. Schließlich hatte Bröchler einen genauen Plan, seine Reformagenda für die Wahlorganisation stand. Dann kam die Wiederholungswahl dazwischen, die, je nach Verlauf, die Problemdefinition wieder verändern wird. Und so weiter.

Schon gibt es die ersten Probleme: Falsche Unterlagen, falsche Kandidaten

Die Entscheidung über den Klima-Volksentscheid etwa ist so ein Wechselwirkungsprozess. Bröchler, Geschäftsstellenleiter Kleinert und die anderen müssen wochenlang auf die Entscheidung der Regierenden warten. Was ist denn nun?, fragen auch die Bezirke. »Das ärgert mich, dass wir ihnen nichts Genaues sagen können«, sagt Bröchler. Und als endlich klar ist, dass über die Klimaziele später abgestimmt wird, folgt schon der nächste Hammer: Berliner Politiker klagen beim Bundesverfassungsgericht gegen die Wahlwiederholung. Die Karlsruher Richter lassen die Wahl zwar erst mal wie geplant stattfinden, aber theoretisch könnten sie diese auch nach dem 12. Februar noch für unrechtmäßig erklären. So hatte Bröchler sich das nicht vorgestellt. »Ich dachte, so was wird einmal entschieden, und dann kann ich in Ruhe arbeiten.« Wieder einmal hängt er an den Entscheidungen anderer.

Anfang Januar: Bröchler hat, das will was heißen, schlechte Laune. Sein Weihnachtsurlaub dauerte nur ein Wochenende, und kaum ist er zurück in Berlin, beginnen die Pannen.

In Reinickendorf fehlt auf einem Umschlag die Wahlscheinnummer. »Das darf nicht wahr sein«, trompetet der örtliche CDU-Abgeordnete per Pressemitteilung. »Versagt nun auch der Giffey-Senat?« Bröchler, der 2020 einen Sammelband mitherausgegeben hat zur Frage »Wie leistungsfähig ist die parlamentarische Opposition?«, stöhnt am Telefon auf. »Das hat null Relevanz für die Gültigkeit der Wahl. Aber es wird sofort Wahlkampf damit gemacht, das ist schon heftig.«

Es bleibt nicht bei der einen Panne: In einem Informationsschreiben taucht ein falsches Wahldatum auf. In Treptow-Köpenick werden in 49 Fällen Briefwahlunterlagen doppelt verschickt. In Spandau legt ein Postbote die Wahlbenachrichtigungen einfach auf den Briefkästen im Hausflur ab. Und im Wahlkreis Neukölln 2 steht für die FDP ein Direktkandidat auf dem Stimmzettel, der nicht mehr in Berlin wohnt und deshalb gar nicht kandidieren darf. 1700 Neuköllner bekommen neue Wahlunterlagen zugeschickt. Das Boulevardblatt *BZ* fragt: »Geht das Chaos etwa wieder von vorne los?«

Bröchler ärgert sich, hält die Aufregung aber auch für unverhältnismäßig. »Bei anderen Wahlen wäre das nie aufgefallen.« Bei anderen Wahlen würde möglicherweise auch die Rentnerin aus Hamburg, die in Berlin Wahlhelferin werden wollte und abgelehnt wurde, jetzt nicht wegen Altersdiskriminierung klagen wollen. Bröchler erzählt das einigermaßen fassungslos.

Trotzdem, auch nach dem 12. Februar will er weitermachen. »Ich habe eine Reformagenda, und ich bleibe, bis die umgesetzt ist«, sagt er kategorisch. Er träumt davon, die Jungen wieder fürs Wählen zu gewinnen, bietet Seminare an, bei denen sich Erstwähler zu Wahlhelfern schulen lassen können. Das Buch über das Regieren in Berlin wartet auch, ein Kapitel hat er schon angefangen: »Über das Zusammenspiel von Regierung und Verwaltung in der Hauptstadt«.

Zu diesem Zusammenspiel gehört im Fall Bröchler auch, dass er für seine Arbeit als Wahlleiter bisher noch keinen einzigen Euro erhalten hat. Anfangs hieß es zwar, dass es eine Aufwandsentschädigung geben werde, aber wie viel und wann? Das ist auch vier Monate später noch unklar. Da müssen sich, so ist das in Berlin, die beteiligten Stellen erst noch einigen.

www.zeit.de/vorgelesen

Mehr Wissen

Im September 2021 wählte Berlin ein neues Abgeordnetenhaus, neue Bürgermeisterin wurde Franziska Giffey. Das Chaos in und vor den Wahllokalen war so groß, dass die Landeswahlleiterin zurücktrat. Der Verfassungsgerichtshof des Landes Berlin hat das Ergebnis später für ungültig erklärt.

Links zu den Quellen der Themen dieser WISSEN-Ausgabe finden Sie unter www.zeit.de/wq/2023-06

STELLENMARKT

Die Position: Keine Konkurrenten!

Mathematiklehrer sollten nicht nur von Praktikern lernen, sondern gleichermaßen von Wissenschaftlern. Eine Replik VON TIMO LEUDERS

Vor vier Wochen zeichnete Jens Weitendorf an dieser Stelle ein düsteres Bild vom Lehramtsstudium, ja sogar ganz grundsätzlich von der Bedeutung der Fachdidaktik als Wissenschaft für die Unterrichtspraxis in Mathematik (»Wer Mathe lehren will, muss von Praktikern lernen!«, *ZEIT* Nr. 2/23). Auch wenn die Wahrnehmungen eines Seminarlehrers am Gymnasium aus seinen beruflichen Erfahrungen heraus verständlich sein mögen, ergeben sie doch ein verzerrtes Bild. Ich möchte es in einer Gegenthese auf den Punkt bringen: Mathematikdidaktik als Wissenschaft und Mathematikunterricht als Praxis sind keine Gegensätze, im Gegenteil – es gibt vielfältige enge Verknüpfungen, sie sehen nur anders aus als in der Vergangenheit.

Die Mathematikdidaktik hat sich in den letzten Jahrzehnten stürmisch weiterentwickelt zu einer internationalen Wissenschaft, die ihre Erkenntnisse nicht mehr nur auf Reflexion und Kreativität gründet, sondern auf empirische Studien und die darauf aufbauende Entwicklung von Theorien zum Mathematiklernen und Mathematikunterrichten. Die Zahl der Forschungsprojekte und Doktorandinnen und Doktoranden hat sich vervielfacht, die der Fachartikel auch. Darin müssen die theoretischen und methodischen Überlegungen detailliert dargestellt werden, um die Qualität ihrer Befunde überprüfbar zu machen. Die Zeitschriften, die dies dann veröffentlichen, sind natürlich nicht für Praktikerinnen und Praktiker geschrieben, die sich weniger für einzelne Studien interessieren, sondern sich eher einen Überblick verschaffen wollen oder konkrete Unterrichtsbeispiele suchen. Für diese Lehrkräfte gibt es aber immer schon Praxiszeitschriften. Die Fachgesellschaft für Mathematikdidaktik hat dafür sogar jüngst eine neue *Zeitschrift für Mathematikdidaktik in Forschung und Praxis* gegründet, die online und frei zugänglich ist.

Die Forschungsprojekte der deutschen Mathematikdidaktik sind ausgesprochen breit gefächert. Manche sind eher Grundlagenforschung. Viele Forschende haben aber auch die Praxis im Blick: Sie arbeiten direkt mit den Lehrkräften zusammen, forschen in realistischen Unterrichtssituationen und erzielen auch ganz praktische Ergebnisse – Konzepte und Materialien für das Erlernen der Prozentrechnung etwa oder Erkenntnisse über Lernschwierigkeiten bei den Grundrechenarten. Wie solche Ergebnisse dann wirklich in die Praxis gelangen, ist durchaus noch nicht befriedigend umgesetzt, aber auch hier gibt es neue Ideen und intensive Bemühungen, wie zum Beispiel beim Deutschen Zentrum für Lehrkräftebildung Mathematik (DZLM).

Foto: privat

Timo Leuders lehrt Mathematikdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und hat als Gymnasiallehrer gearbeitet

Was also ist die Antwort auf die Frage: Wie viel Wissenschaft und wie viel Praxis gehört in die Lehrkräfteausbildung an den Hochschulen? Erst einmal ist diese Frage falsch formuliert! Hochschulen sind genau der Ort, an dem die Verknüpfung von Praxis und Wissenschaft systematisch stattfinden kann. Studierende fragen und lernen: Welche Rolle spielt das wissenschaftliche Wissen über die Herausforderungen der Bruchrechnung im Unterricht? Wie lassen sich Forschungsbefunde über Chancen und Grenzen des entdeckenden Lernens anwenden? Warum sind manche häufig anzutreffenden Lehrmethoden und -materialien eher nicht wirksam? Das ist es, was Studierende in ihren Praxissemestern und den daran idealerweise angebundenen Seminaren an der Hochschule lernen. Zugegeben: Nicht immer und überall läuft das ideal. Hier sind die verschiedenen Phasen der Lehrkräftebildung in Deutschland nämlich immer noch nicht genügend verknüpft, trotz umfangreicher Bemühungen im Rahmen der Qualitätsoffensive Lehrerbildung.

Zusammengefasst: Wer Mathelehrer werden will, muss sowohl von Wissenschaftlern als auch von Praktikern lernen. Und: Wissenschaftlerinnen und Praktiker sollten sich nicht als Konkurrenten verstehen, sondern die enge Verbindung von Forschung und Praxis als Chance nutzen.

ANZEIGE

WISSENSCHAFTLICHER STELLENMARKT

www.zeit.de/jobs

Universität Augsburg University

An der **Mathematisch-Naturwissenschaftlich-Technischen Fakultät** der **Universität Augsburg** ist am **Institut für Mathematik zum nächstmöglichen Zeitpunkt** eine Stelle für eine/einen

Institutskoordinatorin / Institutskoordinator (m/w/d)
(Vergütung nach Entgeltgruppe 13 TV-L)

im Umfang der **regelmäßigen Arbeitszeit in einem vorerst auf 2 Jahre befristeten Beschäftigungsverhältnis** zu besetzen.
Eine unbefristete Weiterbeschäftigung, bei Vorliegen der beamtenrechtlichen Voraussetzungen auch im Wege einer Verbeamtung auf Probe/Lebenszeit als Akademischer Rat/Akademische Rätin (m/w/d) (BesGr. A 13) wird angestrebt. Für die unbefristete Weiterbeschäftigung ist eine positive Evaluation nach spätestens 2 Jahren notwendig.
Die Stelle ist teilzeitfähig, sofern durch Jobsharing die ganztägige Wahrnehmung der Aufgabe gesichert ist.

Einstellungsvoraussetzungen sind eine abgeschlossene, überdurchschnittliche Promotion in Mathematik und Erfahrungen in der eigenständigen Abhaltung von Lehrveranstaltungen (z. B. Vorlesungen, Übungen oder Seminare). Erfahrungen in der Lehrorganisation, in Projekten mit universitären und außeruniversitären Partnern etc. sind von Vorteil.
Die erforderliche Qualifikation ist bereits in den Bewerbungsunterlagen durch entsprechende Zeugnisse nachzuweisen.

Das **Aufgabengebiet** der zukünftigen Stelleninhaberin/des künftigen Stelleninhabers (m/w/d) umfasst Aufgaben in der **Lehrorganisation und die institutsweite Unterstützung**, unter anderem die Mitarbeit bei:
- Studienorganisation (insbesondere Modulhandbücher, Prüfungsordnungen, Stundenplanung und Prüfungsplanung),
- Betreuung des Betriebspraktikums,
- Reakkreditierung von Studiengängen,
- Organisation von Veranstaltungen (Absolventenverabschiedung, Erst semesterbegrüßung, Studieninformationstage, Girls' and Boys' Day etc.),
- Organisation des Offenen Matheraums,
- Außendarstellung (z. B. inhaltliche Pflege der Webseite),
- Kontakt zu Schulen (Mathezirkel, Frühstudium, Rent a Prof),
- Koordination der Internationalisierung,
- administrativer Unterstützung bei Großanträgen wie Graduiertenschulen.

Zur Stelle gehört eine **Lehrverpflichtung von 10 Lehrveranstaltungsstunden** insbesondere in den grundständigen Lehrveranstaltungen sowie im Offenen Matheraum.

Die Stelle ist dem jeweiligen Studiendekan/der jeweiligen Studiendekanin des Instituts für Mathematik in der Mathematisch-Naturwissenschaftlich-Technischen Fakultät zugeordnet.

Die Universität Augsburg fördert die berufliche Gleichstellung von Frauen. Frauen werden ausdrücklich aufgefordert, sich zu bewerben. Die Universität Augsburg setzt sich besonders für die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsleben ein. Für alle Fragen zur Gleichstellung finden Sie die Kontaktdaten der Frauenbeauftragten der Mathematisch-Naturwissenschaftlich-Technischen Fakultät unter:
https://www.uni-augsburg.de/de/fakultaet/mntf/frauenbeauftragte/.
Schwerbehinderte Bewerberinnen und Bewerber (m/w/d) werden bei ansonsten im Wesentlichen gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung bevorzugt eingestellt.

Bitte richten Sie Ihre aussagekräftige Bewerbung mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Zeugnisse, Urkunden, ggf. Nachweise über Lehrveranstaltungen und sonstige Tätigkeiten etc.) **per E-Mail in einer einzigen PDF-Datei (max. 8 MB)** bis zum

20. Februar 2023

an den **Studiendekan des Instituts für Mathematik, Professor Dr. Urs Frauenfelder, Universität Augsburg, D 86135 Augsburg (studiendekan@math.uni-augsburg.de).**

UNIVERSITÄT PADERBORN
Die Universität der Informationsgesellschaft

Die Universität Paderborn ist eine leistungsstarke und international orientierte Campus-Universität mit rund 20.000 Studierenden. In interdisziplinären Teams gestalten wir zukunftsweisende Forschung, innovative Lehre sowie den aktiven Wissenstransfer in die Gesellschaft. Als wichtiger Forschungs- und Kooperationspartner prägt die Universität auch regionale Entwicklungsstrategien. Unseren über 2.600 Beschäftigten in Forschung, Lehre, Technik und Verwaltung bieten wir ein lebendiges, familienfreundliches und chancengerechtes Arbeitsumfeld mit kurzen Entscheidungswegen und vielfältigen Möglichkeiten.

Gestalten Sie mit uns die Zukunft!

In der Fakultät für Kulturwissenschaften am **Institut für Evangelische Theologie** ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt folgende Professur zu besetzen

W3-Universitätsprofessur (w/m/d)
für Evangelische Theologie mit dem Schwerpunkt Biblische Exegese und Theologie

Der*Die zukünftige Stelleninhaber*in soll das Fachgebiet Biblische Exegese und Theologie in Lehre und Forschung hervorragend vertreten. Erwartet wird ein eigenständiges Lehr- und Forschungsprofil im Fach Altes Testament oder im Fach Neues Testament sowie die Bereitschaft, auch das jeweils andere Fach in Forschung und Lehre zu vertreten.

Zu den Aufgaben gehören:
- Forschung im Bereich Biblische Exegese und Theologie (Altes Testament und Neues Testament)
- Lehre im Bereich Biblische Exegese und Theologie (Altes Testament und Neues Testament) in den vom Institut bzw. von der Fakultät angebotenen Studiengängen, d. h. in den Lehramtsstudiengängen (Gymnasium und Gesamtschule, Berufskolleg, Haupt-, Real- und Sekundarschule, Grundschule, Sonderpädagogische Förderung) sowie im Anteilsfach Komparative Theologie der Religionen im Zwei-Fach-Bachelor-Studiengang und im Anteilsfach Theologien im Dialog im Kombinatorischen Master-Studiengang „Kultur und Gesellschaft"
- Kooperationen und Initiativen für internationale Forschungsvorhaben
- Kooperation mit dem Zentrum für Komparative Theologie und Kulturwissenschaften
- Mitarbeit in der universitären Selbstverwaltung

Erwartet werden:
- Eine überdurchschnittliche Promotion im Bereich der Biblischen Exegese
- Eine Habilitation oder vergleichbare wissenschaftliche Leistungen im Bereich der Biblischen Exegese
- Erfahrungen in der lehramtsspezifischen universitären Lehre
- Erfahrungen in der schulischen und/oder außeruniversitären Bildungsarbeit

Einstellungsvoraussetzungen:
§ 36 Abs. 1 Ziff. 1 bis 4 HG NRW (abgeschlossenes Hochschulstudium, pädagogische Eignung, einschlägige Promotion und zusätzliche wissenschaftliche Leistungen).

Die Universität Paderborn strebt eine Erhöhung des Anteils der Frauen als Hochschullehrerinnen an und fordert daher qualifizierte Wissenschaftlerinnen nachdrücklich zur Bewerbung auf. Bewerbungen von Frauen sind ausdrücklich erwünscht und werden gem. LGG bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung bevorzugt berücksichtigt, sofern nicht in der Person eines Mitbewerbers liegende Gründe überwiegen. Ebenso ist die Bewerbung geeigneter Schwerbehinderter und Gleichgestellter im Sinne des Sozialgesetzbuches Neuntes Buch (SGB IX) erwünscht.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen werden bitte unter Angabe der **Kennziffer 5698** bis zum **23.02.2023** online über das Bewerbungsportal der Universität Paderborn erbeten: https://bewerbung.uni-paderborn.de/stellen/5698.

Informationen zur Verarbeitung Ihrer personenbezogenen Daten finden Sie unter: https://www.uni-paderborn.de/zv/personaldatenschutz.

Dekan der Fakultät für Kulturwissenschaften
Universität Paderborn
Warburger Str. 100
33098 Paderborn

www.upb.de

Zukunftsorientiert, praxisnah, forschungsstark: Im Herzen der Hauptstadt bietet die BHT das größte ingenieurwissenschaftliche Studienangebot in der Region. Unter dem Motto "Studiere Zukunft" bilden wir in 72 technischen, natur-, lebens- und wirtschaftswissenschaftlichen Studiengängen mehr als 13.000 Studierende stets am Puls der Zeit aus. Mit 300 Professor*innen, 400 Beschäftigten in Verwaltung und Wissenschaft und unseren Lehrbeauftragten sind wir ein starker Wissenschaftspartner - auch in internationalen Netzwerken.

Wir suchen Sie für eine unbefristete Stelle an unserer traditionsreichen Hochschule:

Zwei Professuren Konstruktion und Maschinenelemente
Besoldungsgruppe W2, Kennnummer 1131

Die Stellenbeschreibung und Bewerbungsfrist finden Sie auf unserer Webseite:
www.bht-berlin.de/berufungsportal

BHT Berliner Hochschule für Technik
Studiere Zukunft

Universität Hamburg
DER FORSCHUNG | DER LEHRE | DER BILDUNG

Die Universität Hamburg ist als Exzellenzuniversität eine der forschungsstärksten Universitäten Deutschlands. Mit ihrem Konzept der „Flagship University" in der Metropolregion Hamburg pflegt sie innovative und kooperative Verbindungen zu wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Partnern. Sie produziert für den Standort – aber auch national und international – die zukunftsgerichteten gesellschaftlichen Güter Bildung, Erkenntnis und Austausch von Wissen unter dem Leitziel der Nachhaltigkeit.

In der **Fakultät für Erziehungswissenschaft** ist zum **01.10.2023** eine

W3 UNIVERSITÄTSPROFESSUR FÜR ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT, INSBESONDERE DIDAKTIK DER SOZIALWISSENSCHAFTEN

zu besetzen. **Kennziffer: 2395/W3**

Die ausführliche Stellenausschreibung finden Sie auf unserer Homepage unter: **uni-hamburg.de/stelle-2395**

In der **Fakultät für Geisteswissenschaften** ist zum **01.10.2023** eine

W1 JUNIORPROFESSUR FÜR ISLAMWISSENSCHAFT, INSBESONDERE GESCHICHTE UND KULTUR DES VORDEREN ORIENTS

zu besetzen. **Kennziffer: JP 350**

Die ausführliche Stellenausschreibung finden Sie auf unserer Homepage unter: **uni-hamburg.de/stelle-jp350**

VIELFALT® GESTALTEN DIVERSITY-AUDIT DES STIFTERVERBANDES ZERTIFIKAT 2019

Die Universität Hamburg ist zertifiziert. audit familiengerechte hochschule

hochschule mannheim

Mannheim University of Applied Sciences

Zum Wintersemester 2023/2024 ist in der Fakultät für Sozialwesen folgende Stelle zu besetzen:

Professur „Kritisch-reflexive Soziale Arbeit"

Bes.-Gr. W2 (Stellen-Nr. 825)

Wir suchen eine engagierte Persönlichkeit, die ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und berufspraktischen Erfahrungen in Lehre und Forschung einbringen will und sich auf den Umgang mit Studierenden freut.

Der/die Stelleninhaber:in soll selbst das Studium der Sozialen Arbeit/Sozialpädagogik oder einen fachnahen Studiengang absolviert, anschließend in einem Handlungsfeld der Sozialen Arbeit gearbeitet haben und in unseren Bachelorstudiengängen sowie im Masterstudiengang das fachliche Profil „Kritisch-reflexive Soziale Arbeit" in Lehre und Forschung vertreten.

Zu den Inhalten zählen:
- Reflexive Verfahren in der Sozialen Arbeit
- Adressat:innenorientierte Soziale Arbeit
- Die gesellschaftliche Funktion Sozialer Arbeit
- Das politische Mandat Sozialer Arbeit
- Gemeinwesen- und Netzwerkarbeit

Perspektivisch ist die regelmäßige Übernahme einer Jahrgangsleitung (Begleitung von Studienzirkeln, Coaching der Studierenden u. a.) im Studiengang Soziale Arbeit plus vorgesehen, die auch Teamteaching einschließt.

Erwartet wird die Bereitschaft, Lehre auch in Englisch und in Onlineformaten durchzuführen. Internationale Erfahrung ist gerne gesehen.

Forschung
Von der/dem Stelleninhaber:in wird die Bereitschaft erwartet, in einem der o. g. Fachgebiete anwendungsorientiert zu forschen. Erfahrung in der Einwerbung von Förder- oder Drittmitteln ist von Vorteil.

Selbstverwaltung
Die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung und Funktionen im Rahmen der Selbstverwaltung, auch Studiengangleitung, wird vorausgesetzt. Bei der Einarbeitung unterstützen wir gerne.

Fachliche Auskünfte erteilt Prof. Dr. Ulla Törnig (u.toernig@hs-mannheim.de).

Bewerbung
Den vollständigen Ausschreibungstext mit den gesetzlichen Anforderungen finden Sie auf unserer Homepage unter https://karriere.hs-mannheim.de/2xkdc.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung bis **03.03.2023** über unser Online-Bewerbungsportal.

ZEIT ONLINE Stellenmarkt
in Kooperation mit academics

Die Jobchancen gehen Ihnen nicht aus

Weitere Jobs finden

jobs.zeit.de

Stellenausschreibung der Universität Mozarteum Salzburg

Den Volltext der Ausschreibung mit den Bewerbungsvoraussetzungen finden Sie unter **www.uni-mozarteum.at** unter der Rubrik **Universität – Freie Stellen.**

Zahl: 995/1-2023
Universitätsprofessur für das Fach Chor- und Ensembleleitung (Berufungsverfahren gem. § 98 UG)

(Verwendungsgruppe A1 des Kollektivvertrages der Universitäten, monatliches Mindestentgelt € 5.826,50 brutto, Bezüge sowie sämtliche andere arbeitsvertragliche Details können Gegenstand von Arbeitsvertragsverhandlungen sein)

b-tu Brandenburgische Technische Universität Cottbus - Senftenberg

An der **Fakultät MINT – Mathematik, Informatik, Physik, Elektro- und Informationstechnik der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg (BTU)** ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt die

PROFESSUR (W3)
Rechnernetze und Kommunikationssysteme

mit forschungsbezogener Ausrichtung zu besetzen.

Weitere Informationen und Hinweise zum Stellenangebot finden Sie unter › **www.b-tu.de/stellenangebote**

Die BTU trägt das Gütesiegel des Deutschen Hochschulverbandes (DHV). Sie wird damit für ihre fairen und transparenten Verhandlungen zur Berufung von neuen Professorinnen und Professoren ausgezeichnet.

Studium generale

BEOBACHTET VON JULIAN FIEBACH

Worum geht's ... in der elektrischen Antriebstechnik?

VON CHRISTINE PRUSSKY

Das sagt der Professor

Elektrische Antriebe gibt es seit 180 Jahren. Die Technik gehört zu unserem Leben. Täglich nutzen wir im Schnitt zwischen 30 und 100 Elektroantriebe. Sie stecken in der Zahnbürste, der Heizungspumpe, dem Computerlüfter und immer öfter auch in Autos. Die elektrische Antriebstechnik wird in immer mehr Anwendungen eingesetzt, hier sind ständig neue Ideen und Innovationen gefragt. Stets geht es um Effizienz und die Größe der Motoren. In der Forschung arbeiten wir aktuell an neuen Optimierungsmöglichkeiten für die Antriebe – sie werden online mithilfe künstlicher Intelligenz funktionieren.

Dieter Gerling ist Professor für elektrische Antriebstechnik an der Universität der Bundeswehr München

Das sagt der Student

Ich arbeite im Rahmen des Studiums bei einem Start-up, das E-Motoren mit berührsicheren Spannungen von 48 Volt entwickelt. Aktuell kann man sie bereits für Boote nutzen. Gleitet man damit über einen See im Voralpenland, ist nur das Wasser zu hören – herrlich! Wir wollen mit unseren Motoren bei der Energiewende helfen. In ärmeren Regionen sind Elektroantriebe mit 400 oder 800 Volt oft wegen geringerer Standards gefährlicher. Ich hoffe, dass wir dorthin in Zukunft mehr Sicherheit und Nachhaltigkeit bringen können. Ich hätte mich fast gegen den Master entschieden, um intensiver daran arbeiten zu können.

Jakub Zelonka studiert im siebten Bachelorsemester Mechatronik an der Hochschule München

Gut zu wissen

Fach: Elektrische Antriebstechnik gehört als Teilgebiet der Energietechnik zu den Ingenieurwissenschaften. Ihr Funktionsprinzip besteht darin, elektrische Energie in Bewegungsenergie umzuwandeln. Um das zu verstehen und weiterzuentwickeln, braucht man unter anderem Wissen aus dem Maschinenbau, der Elektronik und der Regelungstechnik. Dadurch ist das Fach anspruchsvoll, es macht aber auch seinen besonderen Reiz aus.
Studium und Beruf: Elektrische Antriebstechnik taucht in vielen ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen auf, so im Maschinenbau, in der Mechatronik oder auch der Elektrotechnik. Arbeitsplätze sind branchenübergreifend zu finden, allen voran in der Fahrzeug- und Luftfahrtindustrie.

ANZEIGE

Young, modern and research-oriented:

The University of Potsdam (UP) was founded in 1991 and has firmly established itself in the landscape of scholarship and science. It has also become an out-standing factor in regional economics and development. The University is highly successful in the acquisition of external funding, has received multiple awards for its teaching, and offers a service-oriented administration. About 21,000 students and 3,000 employees work at three locations – Am Neuen Palais, Griebnitzsee and Golm – at one of Germany's most beautiful academic institutions.

The **University of Potsdam, Faculty of Science, Institute of Physics and Astronomy** invites applications for a joint professorship under the Jülich Model with the **Leibniz Institute for Astrophysics Potsdam (AIP)** to be filled as soon as possible:

Full Professorship (W3)
in the field of Astrophysics and Director at AIP

The position is the first of two anticipated appointments as directors at AIP in the coming years. The appointee is responsible for the scientific leadership either of a research branch covering the wider field of "Stellar, Solar & Exoplanetary Physics" or of a research branch devoted to "Galactic Astrophysics & Stellar Populations." The appointee is expected, in coordination with the other branch directors, to amalgamize existing expertise at AIP with new, complementing ideas towards a coherent, internationally leading long-term research program of considerable scientific breadth that incorporates observations and the development and construction of state-of-the-art astronomical instrumentation as well as theory, simulation, and data science. As this call is part of an extended research strategy for the coming decade, excellent scientists with research plans in the field of extragalactic astrophysics and cosmology, or other fields that closely connect to AIP's overall research program, are also welcome to apply.

AIP is a major research center for astrophysics employing more than 200 people. AIP is dedicated to astrophysical research ranging from the exploration of our sun to the evolution of the universe as a whole, supplemented by the development of research technology in the fields of spectroscopy, robotic telescopes, and e-science. The institute is located in the beautiful Potsdam/Babelsberg area, on the southwestern perimeter of the Berlin metropolitan area. AIP is a partner in the GREGOR solar telescope, coordinates the efforts to build the spectroscopic survey facility 4MOST for ESO´s VISTA telescope, and partner in the second-generation ELT spectroscopic instruments MOSAIC and ANDES.

We are looking for a researcher with very high qualifications, scientific stature, and vision. Candidates should have experience in managing scientific groups or institutions and/or larger research projects. The ability to engage in interdisciplinary cooperation and scientific team-work is expected. The candidate will be a member of the institute management, which is comprised of three scientific directors and the director of administration.

For further information, please contact Prof. Dr. Matthias Steinmetz (matthias.steinmetz@uni-potsdam.de).

The joint professorship is being filled under the Jülich Model, with a teaching obligation of at least two hours per week at the University of Potsdam.

Please submit your application (including a presentation of your research interests, curriculum vitae, copies of academic certificates and documents, list of publications, list of courses taught, teaching evaluations, list of externally funded projects) via e-mail to ausschreibungen@uni-potsdam.de (in a single PDF file) by March 31, 2023.

The hiring process is subject to the requirements set forth in Section 41 subsection 1 no. 1 - 3, 4a and 4c of the Brandenburg Higher Education Act (BbgHG). The appointment procedure is conducted in accordance with Section 40 BbgHG.

For more information:
https://www.uni-potsdam.de/verwaltung/dezernat3/stellen/

HSPVNRW

Hochschule für Polizei und öffentliche Verwaltung
Nordrhein-Westfalen

Europas größte Verwaltungs- und Polizeihochschule ist eine Einrichtung des Ministeriums des Innern, dezentral strukturiert und an 11 Studienorten in ganz NRW vertreten. Über 2.000 Beschäftigte in Verwaltung und Lehre arbeiten für den Erfolg der mehr als 13.500 Studierenden in den Bachelorstudiengängen Polizeivollzugsdienst, Verwaltungsinformatik und Allgemeine Verwaltung/ Rentenversicherung.

Als krisensicherer und moderner Arbeitgeber bieten wir neben hervorragender Familienfreundlichkeit und Wohnortsnähe auch Gesundheitsmanagement, die Weiterbildungsinfrastruktur des Landes NRW sowie viele weitere überzeugende Gründe, um Teil unseres Kollegiums zu werden. Ihre Inspiration für unser Land. Bewirken Sie etwas!

Bewerben Sie sich jetzt um eine von den Stellen in der Lehre an der HSPV NRW:

- **Dozenturen (A13/A14 LBesO A)**
- **Professuren (W2 LBesO W)**

Nähere Informationen zu den Besonderheiten und Vorteilen unserer Hochschule sowie zu den Berufungsverfahren finden Sie online: www.hspv.nrw.de/ausschreibungen/uebersicht

Die Hochschule für Musik Nürnberg ist die jüngste staatliche Musikausbildungsstätte in Deutschland. Sie steht für exzellente Ausbildung im künstlerischen und künstlerisch-pädagogischen Bereich. Studierende aus vielen Nationen werden in einem breiten Fächerangebot optimal auf das spätere Berufsleben vorbereitet.

HOCHSCHULE FÜR MUSIK NÜRNBERG

An der Hochschule für Musik Nürnberg ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine

halbe Professur W3 für Akkordeon

im privatrechtlichen Dienstverhältnis mit einer Lehrverpflichtung von derzeit 9,5 Semesterwochenstunden zu besetzen.

Detaillierte Informationen zur Stelle und den Bewerbungsmodalitäten finden Sie auf unserer Homepage unter: **www.hfm-nuernberg.de/service/stellenanzeigen**

Bewerbungsschluss ist der 28.02.2023.

Die Hochschule für Musik Nürnberg ist die jüngste staatliche Musikausbildungsstätte in Deutschland. Sie steht für exzellente Ausbildung im künstlerischen und künstlerisch-pädagogischen Bereich. Studierende aus vielen Nationen werden in einem breiten Fächerangebot optimal auf das spätere Berufsleben vorbereitet.

HOCHSCHULE FÜR MUSIK NÜRNBERG

An der Hochschule für Musik Nürnberg ist zum Wintersemester 2023/24 eine

halbe Professur W3 für Chorleitung

im privatrechtlichen Dienstverhältnis mit einer Lehrverpflichtung von derzeit 9,5 Semesterwochenstunden zu besetzen.

Detaillierte Informationen zur Stelle und den Bewerbungsmodalitäten finden Sie auf unserer Homepage unter: **www.hfm-nuernberg.de/service/stellenanzeigen**

Bewerbungsschluss ist der 28.02.2023.

HAWK HOCHSCHULE FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFT UND KUNST
Hildesheim/Holzminden/Göttingen
www.hawk.de

An der HAWK Hochschule Hildesheim/Holzminden/Göttingen ist an der Fakultät Bauen und Erhalten am Standort Hildesheim zum nächstmöglichen Zeitpunkt folgende Professur zu besetzen:

PROFESSUR (W2) FÜR DAS LEHRGEBIET BRANDSCHUTZ, BAUPHYSIK, BAUKONSTRUKTION

Die detaillierte Stellenausschreibung finden Sie auf unserer Internetseite: www.hawk.de/jobboerse

Sollten Sie keinen Zugriff auf das Internet haben, können Sie den vollständigen Ausschreibungstext in der Personalabteilung (Tel.: 0 51 21/881-256) anfordern.

Die Bewerbungsfrist endet am 07.04.2023.

FAMILIE IN DER HOCHSCHULE

TECHNISCHE UNIVERSITÄT DRESDEN DRESDEN concept

Folgende Professur/Stellen sind zu besetzen:

An der **Fakultät Chemie und Lebensmittelchemie** ist zum **01.10.2024** die

Professur (W3) für Physikalische Chemie

zu besetzen.
Sie (m/w/d) werden das Fachgebiet Physikalische Chemie in Lehre und Forschung in voller Breite vertreten. Der Schwerpunkt der Forschung soll auf einem aktuellen Gebiet der experimentellen physikalischen Chemie liegen. Die Professur soll dabei die in der physikalischen und theoretischen Chemie an der TU Dresden vorhandenen Forschungsrichtungen inhaltlich sinnvoll ergänzen und sich federführend an aktuellen strategischen Initiativen der Fakultät Chemie und Lebensmittelchemie sowie der Universität beteiligen. In der Lehre werden Sie das Fach Physikalische Chemie in allen Studiengängen der Fakultät Chemie und Lebensmittelchemie sowie in der Nebenfachausbildung assoziierter bzw. englischsprachiger Studiengänge anderer Fakultäten vertreten. Ihre Bereitschaft zur aktiven Mitwirkung in fachübergreifenden Projekten (z. B. SFB 1415, GRK 2767), der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder 2026, in der akademischen Selbstverwaltung und zur Kooperation mit den in Dresden angesiedelten außeruniversitären Forschungseinrichtungen wünschen wir uns ausdrücklich.
Wir setzen eine erfolgreiche unabhängige wissenschaftliche Tätigkeit mit internationaler Sichtbarkeit im Berufungsgebiet voraus. Ihr Forschungsschwerpunkt soll sich mit dem physikalischen Verständnis chemischer Prozesse beschäftigen und Anknüpfungspunkte zu bestehenden Professuren an der TU Dresden sowie den assoziierten Forschungseinrichtungen bieten. Erwartet werden weiterhin umfangreiche Erfahrungen in der Lehre im Fach Physikalische Chemie, besonderes didaktisches Geschick, Bereitschaft für Kooperationen und strategische Initiativen sowie Erfolge in der Drittmitteleinwerbung. Die Berufungsvoraussetzungen richten sich nach § 58 SächsHSFG.
Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie unter: https://tu-dresden.de/stellenausschreibung/10142.

The **Research Training Group** (RTG) **2767** „Supracolloidal Structures: From Materials to Optical and Electronic Devices", funded by Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), offers a position as

Research Associate / PhD Student (m/f/x)
(subject to personal qualifications, employees are remunerated according to salary group E 13 TV-L)

starting **as soon as possible**. The position is limited for 3 years, with the option of extension. The period of employment is governed by the Fixed Term Research Contracts Act (Wissenschaftszeitvertragsgesetz-WissZeitVG). The position aims at obtaining further academic qualifications (e.g. PhD). For 3D microscopic particle platforms via multi-material two-photon laser lithography for optical and plasmonic applications we seek candidates with an above-average university degree achieved in short study period (excellent Master of Science / diploma in physics, chemistry, mechanical, or electrical engineering with focus on micro-nano-structures).
For further info see: https://tu-dresden.de/stellenausschreibung/10145.

Im **Dezernat Gebäudemanagement** ist im **Sachgebiet Kaufmännisches Gebäudemanagement** zum **nächstmöglichen** Zeitpunkt eine Stelle als

Sachgebietsleiter:in Kaufmännisches Gebäudemanagement (m/w/d)
(bei Vorliegen der persönlichen Voraussetzungen E 13 TV-L)

zu besetzen. Zur Leitung u. Weiterentwicklung des Sachgebietes insb. bei der Liegenschaftsverwaltung, dem Vertragsmanagement sowie dem Bewirtschaften von Haushaltsmitteln im Dezernat werden Bewerber:innen mit erfolgreichem wiss. Hochschulabschluss in Betriebswirtschaftslehre, Wirtschaftsingenieurwesen, Immobilienwirtschaft, Wirtschaftsrecht, Rechtswissenschaft o. ä. u. berufspraktischer Erfahrung im Vergabe-/Vertragswesen, der Rechnungslegung u. Budgetierung gesucht. Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie unter: https://tu-dresden.de/stellenausschreibung/10146.

Julius-Maximilians-UNIVERSITÄT WÜRZBURG **HIRI** HELMHOLTZ Institut für RNA-basierte Infektionsforschung

An der Medizinischen Fakultät der Universität Würzburg ist in Kooperation mit dem Helmholtz-Institut für RNA-basierte Infektionsforschung (HIRI), Würzburg die Stelle für eine/einen

Juniorprofessorin/Juniorprofessor (m/w/d) der BesGr. W1

für RNA-basierte Infektionsforschung

zum frühestmöglichen Zeitpunkt im Beamtenverhältnis auf Zeit für die Dauer von zunächst drei Jahren zu besetzen. Das Beamtenverhältnis auf Zeit soll bei Bewährung um drei Jahre verlängert werden. Zum Zeitpunkt der Berufung erfolgt eine Beurlaubung unter Fortfall der Bezüge unter gleichzeitigem Abschluss eines privatrechtlichen Anstellungsvertrages mit dem Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung (HZI), der die Aufgaben am HIRI und insbesondere auch die Vergütung durch das HZI regelt.

Das Helmholtz-Institut für RNA-basierte Infektionsforschung (HIRI) widmet sich als weltweit erstes Institut der Rolle von Ribonukleinsäuren (RNA) in Infektionsprozessen. Am HIRI werden jüngste Erkenntnisse der RNA- und Infektionsforschung in einem integrativen Forschungsansatz kombiniert, um die Entwicklung neuer Therapien und Diagnostikverfahren für die Klinik zu ermöglichen. Das HIRI wurde 2017 gemeinsam vom Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung (HZI) in Braunschweig und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (JMU) gegründet. Die Forschungsschwerpunkte des HIRI beinhalten:

- einzelzellaufgelöste RNA-Analyse der Komplexität und Heterogenität von Infektionsprozessen
- Rolle regulatorischer RNA in der Pathogenese und Immunologie von Infektionskrankheiten
- RNA-basierte Mechanismen der Virulenz und Wirtsabwehr
- Applikationsmethoden für RNA-Therapeutika
- Entwicklung neuer RNA-basierter Diagnostika, Prophylaktika und Anti-Infektiva

Das HIRI bietet ein attraktives und internationales wissenschaftliches Umfeld auf dem Campus des Universitätsklinikums sowie modernste Infrastruktur. Weitere Informationen über das HIRI finden Sie auf www.helmholtz-hiri.de.

Zu den Aufgaben der/des zukünftigen Stelleninhaberin/Stelleninhabers gehört die Vertretung des Faches RNA-basierte Infektionsforschung in Forschung und Lehre sowie die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Ausschreibung richtet sich an international ausgewiesene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, deren Forschungsschwerpunkte an der Verbindung von RNA-Biologie und Infektionsbiologie liegt.

Gesucht werden Persönlichkeiten, die während der Promotion und als Postdoktorandin/Postdoktorand hervorragende Leistungen erbracht haben. Ein Profil von international sichtbarem Format, das mit grundlagenwissenschaftlichen und translationalen Arbeiten zur Mitwirkung an bestehenden und geplanten biomedizinischen Forschungsstrukturen der Universität befähigt, wird erwartet.

Einstellungsvoraussetzungen sind ein abgeschlossenes Hochschulstudium der Biologie, Chemie, Humanmedizin oder einer vergleichbaren Disziplin, die besondere Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit, die in der Regel durch die herausragende Qualifikation einer Promotion nachgewiesen wird, sowie pädagogische Eignung (vgl. Art. 63 Absatz 1 Satz 1 BayHIG).

Bewerberinnen und Bewerber sollen sich in einer frühen Phase auf dem Weg zur Professur befinden und nach der Promotion die Universität gewechselt haben oder, sofern die Promotion an der Julius-Maximilians-Universität erfolgt ist, mindestens zwei Jahre außerhalb der Julius-Maximilians-Universität wissenschaftlich tätig gewesen sein.

Zwischen der Promotion und dem Ende der Ausschreibungsfrist sollen nicht mehr als vier Jahre, im Bereich der Medizin oder klinischen Psychologie nicht mehr als sieben Jahre vergangen sein. Maßgeblich ist das Datum der Promotionsurkunde (vgl. Art. 63 Abs. 1 Sätze 5 bis 7 BayHIG).

Eine Ernennung in das Beamtenverhältnis kann gemäß Art. 65 Abs. 1 Satz 3 BayHIG i.V.m. Art. 23 Abs. 1 BayBG nur bis zur Vollendung des 45. Lebensjahres erfolgen. Ausnahmen sind in dringenden Fällen möglich.

Die Universität und das HIRI streben eine Erhöhung des Anteils von Frauen in Forschung und Lehre an und bitten deshalb entsprechend qualifizierte Wissenschaftlerinnen ausdrücklich um ihre Bewerbung.

Die Universität Würzburg misst einer intensiven Betreuung der Studierenden und Promovierenden große Bedeutung zu und erwartet von den Lehrenden ein entsprechendes Engagement.

Schwerbehinderte Bewerberinnen und Bewerber werden bei ansonsten im Wesentlichen gleicher Eignung bevorzugt eingestellt.

Weitere Rückfragen zum Ablauf des Verfahrens und zur Ausgestaltung der Juniorprofessur beantwortet der Gründungsdirektor des HIRI, Professor Jörg Vogel (Joerg.Vogel@helmholtz-hiri.de).

Bewerbungen sind mit den im „Merkblatt zu Berufungsverfahren" (Download unter **https://www.med.uni-wuerzburg.de/fakultaet/berufungsverfahren/**) geforderten Unterlagen bis zum 19.03.2023 vorzugsweise elektronisch in Form einer PDF-Datei an **f-medizin@uni-wuerzburg.de** einzureichen an den Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Würzburg, Herrn Professor Dr. M. Frosch, Josef-Schneider-Straße 2, Haus D7, D-97080 Würzburg.

LMU LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

An der **Fakultät für Psychologie und Pädagogik** ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine

Professur (W3) für Neuro-Kognitive Psychologie (Lehrstuhl)

zu besetzen.

Die Stelleninhaberin oder der Stelleninhaber (m/w/d) soll durch einschlägige, international sichtbare und experimentell ausgerichtete Forschungsarbeiten in den Bereichen Kognitive Neurowissenschaften und Allgemeine und Experimentelle Psychologie ausgewiesen sein. Dies umfasst grundlegende psychologische und neurobiologische Mechanismen der Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, exekutiven Kontrolle, Handlung und Motorik, Gedächtnis und andere kognitive Funktionen. Methodisch sollte dabei ein moderner neurokognitiver Forschungsansatz verfolgt werden, der experimentalpsychologische Untersuchungsansätze mit neurowissenschaftlichen Verfahren, wie z. B. funktionelle Magnetresonanztomographie, EEG und/oder Transkranielle-Magnetstimulation, kombiniert.

Die spezifischen Forschungsschwerpunkte der Stelleninhaberin bzw. des Stelleninhabers (m/w/d) sollen dabei anschlussfähig an das Forschungsprofil des Departments Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) sein (siehe www.psy.lmu.de). Der Stelleninhaberin bzw. dem Stelleninhaber (m/w/d) wird die Möglichkeit gegeben, innovative, zukunftsweisende und international sichtbare Forschungsfelder zu erschließen, welche auch die bereits bestehenden Forschungskompetenzen und -ressourcen der LMU gewinnbringend nutzen.

Der Lehrstuhl ist an die Forschungseinrichtung NICUM (Neuroimaging Core Unit Munich; https://www.nicum.uni-muenchen.de) angeschlossen. Es wird erwartet, dass der Lehrstuhl sich auch weiterhin an der Betreuung und Weiterentwicklung von NICUM beteiligt. In der Lehre ist der Lehrstuhl maßgeblich unter anderem verantwortlich für Module in den Bereichen Allgemeine Psychologie im Bachelorstudiengang Psychologie. Er ist darüber hinaus für das Ausbildungsangebot einschließlich Administration des internationalen Masterstudiengangs „Neuro-Cognitive Psychology" (https://www.psy.lmu.de/ncp) verantwortlich.

Die Mitwirkung an Forschungsaktivitäten im Rahmen des Munich Center for Neurosciences – Brain & Mind" (MCN; www.mcn.lmu.de) sowie dem „Munich Center of the Learning Sciences" (MCLS; www.mcls.lmu.de) wird erwartet; eine Beteiligung an fächerübergreifenden Graduiertenschulen der LMU (wie z.B. der „Graduate School of Systemic Neurosciences" https://www.gsn.uni-muenchen.de) ist erwünscht.

Die LMU möchte eine hervorragend ausgewiesene Persönlichkeit gewinnen, die ihre wissenschaftliche Qualifikation im Anschluss an ein abgeschlossenes Hochschulstudium sowie eine überdurchschnittliche Promotion oder eine vergleichbare besondere Befähigung durch international sichtbare, exzellente Leistungen in Forschung, Lehre und Drittmitteleinwerbung nachgewiesen hat.

Das Department Psychologie legt Wert auf transparente und replizierbare Forschung und unterstützt diese Ziele durch Open Data, Open Material und Präregistrierungen. Bewerberinnen und Bewerber (m/w/d) werden daher gebeten, in ihrem Anschreiben darzulegen, auf welche Art und Weise sie diese Ziele bereits verfolgt haben und in Zukunft verfolgen möchten.

Bei einer Einstellung im Beamtenverhältnis darf das 52. Lebensjahr zum Zeitpunkt der Ernennung noch nicht vollendet sein. In dringenden Fällen können hiervon Ausnahmen zugelassen werden.

Die LMU strebt eine Erhöhung des Anteils der Frauen in Forschung und Lehre an und bittet deshalb Wissenschaftlerinnen nachdrücklich, sich zu bewerben.

Schwerbehinderte werden bei ansonsten im Wesentlichen gleicher Eignung bevorzugt.

Die LMU bietet Unterstützung für Doppelkarriere-Paare an.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Zeugnisse, Urkunden, Schriftenverzeichnis, Übersicht über die Lehrtätigkeit) sind bis zum **31. März 2023** bevorzugt in elektronischer Form (eine PDF-Datei) an **dekanat11@lmu.de** oder per Post beim **Dekan der Fakultät für Psychologie und Pädagogik, Ludwig-Maximilians-Universität München, Leopoldstraße 13, 80802 München**, einzureichen.

A...kademie der bildenden Künste Wien

An der Akademie der bildenden Künste Wien gelangt folgende Stelle zur Ausschreibung:

Universitätsprofessur

gem. § 98 Universitätsgesetz 2002 für die Studienrichtung Bildende Kunst im Fachbereich „Gegenständliche Malerei" am Institut für Bildende Kunst (IBK) im vollen Beschäftigungsausmaß ab 15.02.2024 für einen Zeitraum von 5 Jahren.

Weitere Informationen finden Sie unter
www.akbild.ac.at/jobs

Die Zahl

6,5 %

weniger Studienanfänger und -anfängerinnen haben sich im Studienjahr 2021 in Mint-Fächer eingeschrieben

Quelle: Statistisches Bundesamt

3½ Fragen an: Robert Ranisch

1.
Was brauchen Sie heute im Beruf, was Sie im Studium nicht gelernt haben?
Vor allem das Handwerkszeug der Wissenschaft: Projektmanagement, den Umgang mit Zahlen und starke Nerven; ebenso die Fähigkeit, Wissensbestände anderer Disziplinen zu erschließen. Wissenschaftskommunikation gehört mittlerweile zum Alltagsgeschäft – während meiner Ausbildung war davon keine Rede. Ich habe mein Studium der Philosophie geliebt. Aber viele der Kompetenzen, die ich heute benötige, wurden mir da eher über Bande zugespielt.

2.
Was hat Sie während eines akademischen Auslandsaufenthaltes besonders beeindruckt?
Die Bedeutung des gemeinsamen Essens im akademischen Umfeld. Angefangen beim »Brown Bag Seminar«, wo man beim Mittagessen Vorträge hört, bis hin zum gemeinsamen Dinner nach der Abendveranstaltung. Dort wurde die Rechnung geteilt: Vom Professor bis zum Bachelorstudenten hat jeder nach Einkommensklasse die Zeche gezahlt. Das hat mich beeindruckt – nicht nur, weil ich der Bachelorstudent war. So geschehen im Vereinten Königreich.

3.
Lektüre muss sein. Welche?
Im Wissenschaftsbetrieb gibt es die gern verschwiegene Gewohnheit, über Texte zu reden, die man nicht (richtig) gelesen hat. Daher: *How to Talk About Books You Haven't Read* von Pierre Bayard. Ansonsten »lese« ich gerade *What We Owe the Future* von William MacAskill. Ich denke, das richtige Maß an Fernstenliebe wird uns noch eine Weile beschäftigen. Auf den Ohren habe ich Robert Menasses *Die Erweiterung*. Für die Lektüre von Belletristik nehme ich mir leider zu wenig Zeit.

3½.
Und sonst so?
Bei entscheidenden Problemen schmoren wir oft im eigenen Saft. Ich frage meine Studenten gerne: Was wird man in 100 Jahren an uns bewundern, was verurteilen? Das schafft Abstand.

Robert Ranisch, 37, ist Juniorprofessor für Medizinische Ethik an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften Brandenburg

ANZEIGE

Abonnieren Sie unseren kostenlosen Newsletter ZEIT WISSEN³ unter www.zeit.de/wissendrei

FH AACHEN UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Im Fachbereich Elektrotechnik und Informationstechnik an der FH Aachen am Standort Aachen ist folgende Professur zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen

Professur „Wirtschaftsinformatik insbesondere Cyberphysische Systeme“

(Kennziffer: P-05-668)

Ihre Aufgaben
- selbstständige und engagierte Vertretung des Lehr- und Forschungsgebiets Wirtschaftsinformatik mit dem Schwerpunkt der Anwendung cyberphysischer Systeme in den Studiengängen des Fachbereichs in den Grundlagen- und Wahlmodulen
- Durchführung und Weiterentwicklung von praxisnahen Lehrveranstaltungen, schwerpunktmäßig in den Bachelor- und Masterstudiengängen Wirtschaftsinformatik, Informatik und Media and Communications for Digital Business (MCD) in deutscher und englischer Sprache
- besonderes Engagement in der Forschung, bei der Einwerbung von Drittmitteln und beim Weiterbildungsangebot
- Transfer von aktuellen Erkenntnissen aus der Forschung und Entwicklung in die Lehre
- engagierte und teamorientierte Mitwirkung bei der akademischen Selbstverwaltung der Hochschule und der Darstellung der Hochschule nach außen

Ihr Profil
- abgeschlossenes Hochschulstudium der Wirtschaftsinformatik, der Informatik oder eines verwandten Studiengangs
- einschlägige Promotion
- mehrjährige, einschlägige Berufserfahrung, idealerweise im Bereich IT-gestützter, industrieller Produktionsprozesse
- fundierte Fachkenntnisse in mindestens einem der folgenden Bereiche:
  - Geschäftsmodelle / Anwendungsfälle cyberphysischer Systeme (z. B. Internet-der-Dinge, Industrie 4.0, Smart Services)
  - Vernetzung der realen / physischen mit der digitalen Welt (cyberphysische Systeme)
  - verwandte Themengebiete, wie z. B. Automatisierung, Mensch-Maschine-Interaktion
- einschlägige wissenschaftliche und praktische Erfahrungen in der Organisation und Durchführung von Forschungs- und Entwicklungsvorhaben
- hohe pädagogische und didaktische Kompetenz und vorzugsweise Lehrerfahrung
- sehr gute Beherrschung der deutschen und englischen Sprache
- hohe soziale Kompetenz im Umgang mit Studierenden, Mitarbeitenden, Kolleginnen und Kollegen
- Erfüllung der Voraussetzungen des § 36 Hochschulgesetz NRW

Wir bieten Ihnen
- die Möglichkeit, an einer forschungsstarken Fachhochschule Ihr Lehrgebiet weiter zu entwickeln
- europäisches Lebensgefühl im Leben und in der Arbeit durch die Lage im Dreiländereck zu Belgien und den Niederlanden
- hochschuldidaktische Unterstützung beim Einstieg in die Lehre von Anfang an
- vielfältige Angebote, um die Herausforderungen bei der Vereinbarkeit von Beruf und Ihrer persönlichen Lebenssituation zu meistern
- eine unbefristete W2-Professur mit der Möglichkeit der Einstellung in ein Beamtenverhältnis beim Vorliegen der rechtlichen Voraussetzungen

Ansprechpartner: Prof. Dr.-Ing. Martin Wolf, Tel. 0241 6009-52171

Wir haben Ihr Interesse geweckt?

Dann freuen wir uns auf Ihre Bewerbung bis zum **17. März 2023** über unser **Online-Bewerbungsportal** auf der Internetseite der FH Aachen unter folgendem Link: **fhac.de/stellen**.

Die Bewerbung geeigneter Schwerbehinderter ist erwünscht. Die FH Aachen beabsichtigt, den Anteil von Frauen in Lehre und Forschung zu erhöhen, Bewerbungen von Frauen sind daher besonders willkommen.

Zertifikat seit 2009 audit familiengerechte hochschule

---

katho
Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen
Catholic University of Applied Sciences

Die Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen (katho) mit den Abteilungen in Aachen, Köln, Münster und Paderborn ist bundesweit die größte staatlich anerkannte Hochschule in kirchlicher Trägerschaft. Sie bereitet auf der Grundlage des christlichen Menschen- und Weltbilds durch praxisbezogene wissenschaftliche Lehre auf Berufe des Sozialwesens, des Gesundheitswesens und des kirchlichen Dienstes vor. In diesem Zusammenhang nimmt sie auch Forschungs- und Entwicklungsaufgaben wahr.

An der Abteilung Aachen, Fachbereich Sozialwesen, ist eine **Professur (m/w/d)** für das Lehrgebiet **„Theorien und Konzepte Sozialer Arbeit“** (Bes.Gr. W2) zu besetzen.

Bewerber_innen sollen in Lehre und Forschung die Fachwissenschaft Soziale Arbeit vertreten. Ein Studienabschluss der Sozialen Arbeit (Sozialarbeit oder Sozialpädagogik) sowie darauf bezogene Berufserfahrungen außerhalb der Hochschule werden erwartet. Voraussetzung für die inhaltliche Schwerpunktbildung der Professur sind Praxis- und forschungsbezogene Kompetenzen in der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe und/oder in den Praxisfeldern der ambulanten oder stationären Psychiatrie. Weiterhin wünschenswert sind methodische Zusatzqualifikationen (z.B. Systemische Familientherapie, Integrative Therapie) und Beratungserfahrungen. Die vorgesehenen Lehrtätigkeiten beziehen sich auf den Inhaltsbereiches II des Bachelorstudiengangs und die entsprechenden Module des Masterstudiengangs „Soziale Arbeit“ sowie des Studiengangs „BASA kompakt“:

- Konzepte und Methoden der Sozialen Arbeit
- Professionelle Beziehungs- und Prozessgestaltung, Kommunikation

Gesucht wird eine Persönlichkeit, die

- Lehrveranstaltungen - auch in digitaler Form - in den Bachelor- und Masterstudiengängen „Soziale Arbeit“ gestaltet,
- einschlägige Forschungs- und Praxiserfahrungen einbringt,
- Praxistransfer und Praxiskooperationen aktiv unterstützt,
- sich in Forschung, Lehre und Weiterbildung interdisziplinär engagiert,
- Bereitschaft zum Engagement in der akademischen Selbstverwaltung mitbringt

Wir bieten:

- Eigenständige Repräsentanz des Lehrgebietes in aufgeschlossener, kollegialer Atmosphäre
- Unterstützung von Forschungs- und Weiterbildungsaktivitäten
- Unterstützung bei der Gestaltung und Umsetzung innovativer Lehr-Lern-Konzepte
- Möglichkeiten des Aufbaus und der Pflege internationaler Kontakte
- Unterstützung bei der eigenen Fort- und Weiterbildung

Einstellungsvoraussetzungen sind:

Die Bewerber_innen müssen die Voraussetzungen des § 36 Hochschulgesetz des Landes Nordrhein-Westfalen (HG) erfüllen (abgeschlossenes einschlägiges Hochschulstudium, qualifizierte Promotion, pädagogische Eignung, mindestens 5-jährige berufspraktische hauptberufliche Tätigkeit nach Studienabschluss, davon mindestens 3 Jahre außerhalb des Hochschulbereiches).

Die Bewerber_innen sollten der Katholischen Kirche angehören, sich mit den Zielen der Katholischen Kirche und der Hochschule identifizieren und ihre Verantwortung als Christen wahrnehmen.

Die Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen strebt eine Erhöhung des Anteils der Frauen als Hochschullehrerinnen an und fordert daher qualifizierte Wissenschaftlerinnen nachdrücklich zur Bewerbung auf.

Schwerbehinderte erhalten bei gleicher Eignung den Vorrang.

Bitte schicken Sie Ihre Bewerbung (tabellarischem Lebenslauf, lückenloser Nachweis der Hochschulausbildung, Nachweis der bisherigen beruflichen und nebenberuflichen Tätigkeit und Schriftennachweis) bis zum **28.02.2023** ausschließlich über unser Onlinebewerbungsportal.

Auskunft erteilt Sarah Oetken (Tel.: 0221 7757 609, Mail: s.oetken@katho-nrw.de).

BERGISCHE UNIVERSITÄT WUPPERTAL

CAIS RESEARCH FOR THE DIGITAL AGE

Das Center for Advanced Internet Studies (CAIS) in Bochum besetzt im gemeinsamen Verfahren mit der Bergischen Universität Wuppertal eine

W2-Universitätsprofessur im Fachgebiet Informatik „Design vertrauenswürdiger Künstlicher Intelligenz“ (m/w/d)

Die Stelle ist in der Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften als W2-Universitätsprofessur zum 1. Januar 2024 zu besetzen (gem. § 36 HG NRW, Bes.-Gruppe W2 LBesG NRW).
Der*Die Stelleninhaber*in soll am CAIS als Forschungsprofessor*in das Forschungsprogramm „Design vertrauenswürdiger Künstlicher Intelligenz“ leiten, das in Kooperation mit der Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften der Bergischen Universität Wuppertal durchgeführt wird.
Die Forschungsprofessur am CAIS wird für fünf Jahre nach dem Jülicher Modell eingerichtet und vom CAIS mit Stellen für Wissenschaftler*innen ausgestattet. Danach wird sie als reguläre W2-Professur an der Bergischen Universität Wuppertal unbefristet weitergeführt. Unmittelbar nach der Berufung wird der*die Stelleninhaber*in zur Wahrnehmung der Forschungsaufgaben beim CAIS in Bochum für fünf Jahre beurlaubt. An der Universität Wuppertal hat der*die Stelleninhaber*in während der Beurlaubung weiterhin eine Lehrverpflichtung im Umfang von zwei Lehrveranstaltungsstunden.
Das CAIS wird seit 2021 im Rahmen einer institutionellen Förderung durch das Land Nordrhein-Westfalen zu einem zentralen Institut für Digitalisierungsforschung ausgebaut. Das Institut verfolgt das Ziel, aktiv an der gesellschaftlichen und technologischen Gestaltung der digitalen Transformation durch Forschung mitzuwirken, die sich auf die Potenziale und Herausforderungen für die Menschen konzentriert. Human- und technikwissenschaftliche Fächer werden in interdisziplinären Forschungsprogrammen verzahnt, die den Bogen von anwendungsorientierten Fragestellungen bis zu den Grundfragen einer digitalen Ethik spannen. Wissenstransfer in die Gesellschaft und Zusammenarbeit mit Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft sind dabei wesentliche Aspekte. Vier Forschungsprogramme werden in den nächsten Jahren am CAIS umgesetzt, zwei Programme haben bereits begonnen: „Digitale demokratische Innovationen“ und „Bildungstechnologien und Künstliche Intelligenz“.
Das Programm „Design vertrauenswürdiger Künstlicher Intelligenz“ versteht sich in der europäischen Agenda, Prinzipien einer vertrauenswürdigen Künstlichen Intelligenz zu erarbeiten, technisch zu realisieren und gemeinsam mit Nutzer*innen in praktischen Anwendungsfeldern zu erproben. Mit einem Schwerpunkt in der informatischen Forschung und der Entwicklung von Methoden und Algorithmen soll eine interdisziplinäre Zusammenarbeit u. a. mit den Sozialwissenschaften, der Psychologie, Bildungsforschung und Ethik und ein Austausch mit den anderen Forschungsprogrammen am CAIS stattfinden.

Mögliche Themenbereiche des Programms sind
- Dimensionen der Vertrauenswürdigkeit Künstlicher Intelligenz und ihre technische Umsetzbarkeit,
- Erklärbarkeit Künstlicher Intelligenz mit einer Rückspiegelung von Erklärungsversuchen an unterschiedliche Nutzer*innengruppen,
- Entwicklung, Analyse und Evaluation verbesserter Methoden der Künstlichen Intelligenz mit Blick auf Vertrauenswürdigkeit und Zuverlässigkeit, z. B. bei der Sicherung von Diskriminierungsfreiheit,
- Empirische Studien zu Vertrauen in KI-Methoden unter Berücksichtigung interaktiver und partizipativer Ansätze, z. B. bei Human Machine Interaction,
- Entwicklung und Integration nachweisbar zuverlässiger Methoden der künstlichen Intelligenz in der Technik und in den Naturwissenschaften,
- Quantifizierung von Unsicherheit und Erkennung von Out of Distribution Daten (OOD) als Gradmesser der Vertrauenswürdigkeit von KI,
- Entwicklung und Erprobung technisch-methodischer Einbeziehung von Ethikrichtlinien für KI im Sinne von Ethical by Design zusammen mit der Entwicklung von Metriken und Testdatensätzen als Grundlage für Zertifizierungen.

Aufgabengebiet der Forschungsprofessur am CAIS
Die Forschungsprofessur leitet am CAIS das Forschungsprogramm „Design vertrauenswürdiger Künstlicher Intelligenz“ und nimmt inhaltliche und organisatorische Koordinationsaufgaben für das Programm wahr. Die Professur betreut die Teilprojekte und übernimmt Erst- oder Zweitbegutachtungen für die Promovierenden. Insbesondere ist sie für die interdisziplinäre Zusammenarbeit und inhaltliche Zusammenführung in dem Forschungsprogramm verantwortlich und sorgt dafür, dass aus den Arbeitsgruppen und Einzelprojekten generalisierbare Ergebnisse entstehen. Die Professur unterstützt die interne Vernetzung mit den anderen Forschungsprogrammen des CAIS und die externe Vernetzung mit Forschungsinitiativen an Universitäten und Forschungseinrichtungen. Sie beteiligt sich außerdem in Kooperation mit dem CAIS-Team für Wissenschaftskommunikation an dem Wissenstransfer und der Öffentlichkeitsarbeit des Programms. Der*Die Stelleninhaber*in ist darüber hinaus bereit, sich an der Bergischen Universität Wuppertal und dem CAIS an der Einwerbung von Drittmitteln zu beteiligen.
In Abstimmung mit dem Team des CAIS konkretisiert der*die Stelleninhaber*in die Agenda des Forschungsprogramms „Design vertrauenswürdiger Künstlicher Intelligenz“ und entwickelt das Profil für die Projektstellen. Für das Programm stehen zunächst eine Postdoc-Stelle und vier Stellen für Promovierende zur Verfügung. Die Stellen sollen interdisziplinär besetzt werden.

Aufgabenprofil der Professur an der Bergischen Universität Wuppertal
Die Bergische Universität Wuppertal und die Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften erwarten, dass der*die Stelleninhaber*in sich von Beginn an auch engagiert an den universitären Forschungsaktivitäten beteiligt und sie mit der Forschung am CAIS vernetzt. Erwartet wird zudem, dass der*die Stelleninhaber*in nach Ablauf der Beurlaubung an das CAIS sein*ihr Forschungsprogramm mit Bezügen zu den vorhandenen Schwerpunkten High Performance Computing, Data Analytics und Algorithmik weiterführt.
Die Lehre ist nach der Beurlaubung im gesetzlich vorgesehenen Umfang (derzeit neun Lehrveranstaltungsstunden) überwiegend in den Grundvorlesungen und weiterführenden Lehrveranstaltungen der Studiengänge Informatik und Informationstechnologie sowie im Service für andere Studiengänge zu erbringen. Erwartet wird, dass die Professur sich stark in das interdisziplinäre Zentrum für Machine Learning and Data Analytics (IZMD) einbringt, weitere Drittmittel einwirbt, sich aktiv an Forschungskooperationen der Fachgruppe und des IZMD beteiligt und insbesondere die Zusammenarbeit mit dem CAIS fortführt. Erwünscht ist zudem eine Kooperation mit Arbeitsgruppen aus dem Institut für Mathematical Modelling, Analysis and Computational Mathematics. Die Mitarbeit in der akademischen Selbstverwaltung nach Beendigung der Beurlaubung wird als selbstverständlich erachtet.

Kompetenzprofil für die Professur
- Promotion in Informatik oder in einem verwandten Gebiet.
- Profilierte Forschungsreputation belegt durch international sichtbare Publikationen.
- Ausgewiesene Forschungsexzellenz im Bereich der Künstlichen Intelligenz oder des Maschinellen Lernens mit klar erkennbaren Bezügen zum Forschungsprogramm „Design vertrauenswürdiger KI“.
- Erfahrung bei der Einwerbung von drittmittelfinanzierten Forschungsprojekten.
- Grundlegendes Interesse an der Beziehung von Informatik und Gesellschaft und der Erforschung und Gestaltung der Wechselwirkungen von technischen Innovationen und sozialen Entwicklungen.
- Offenheit und Bereitschaft zur Mitwirkung an der gesellschaftlichen Einbettung digitaler und algorithmischer Systeme und ihrer ethischen Bewertung und rechtlichen Regulierung.
- Bereitschaft zu interdisziplinärer Forschung gemeinsam mit den Sozial- und Geisteswissenschaften.
- Organisationskompetenz, integrative Kommunikations- und Teamfähigkeit.
- Interesse an Wissenstransfer und Wissenschaftskommunikation sowie der Zusammenarbeit mit Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft.
- Klare Bezüge/Anknüpfungspunkte zu den Arbeitsgruppen der Informatik der Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften und zum IZMD und Bereitschaft zur Beteiligung an Verbundprojekten.
- Pädagogische Eignung und Bereitschaft zur Übernahme von Grundvorlesungen in den Informatik-Studiengängen.
- Gute deutsche und englische Sprachkenntnisse.
- Erfüllung der Voraussetzungen nach § 36 Hochschulgesetz NRW.

Einstellungsvoraussetzungen
Von dem*der Bewerber*in wird neben einer besonderen Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit, die in der Regel durch die Qualität einer Promotion nachgewiesen wird, pädagogische Eignung erwartet, die durch eine entsprechende Vorbildung belegt wird oder ausnahmsweise im Berufungsverfahren festgestellt wird. Darüber hinaus sind zusätzliche wissenschaftliche Leistungen nachzuweisen, die ausschließlich und umfassend im Berufungsverfahren bewertet werden; diese Leistungen werden bei der Berufung auf eine erste Professur im Rahmen einer Juniorprofessur, einer Habilitation oder einer Tätigkeit als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in an einer Hochschule oder einer außeruniversitären Forschungseinrichtung oder im Rahmen einer wissenschaftlichen Tätigkeit in Wirtschaft, Verwaltung oder in einem anderen gesellschaftlichen Bereich im In- oder Ausland erbracht.

Die Bergische Universität Wuppertal und das Center for Advanced Internet Studies betrachten die Gleichstellung aller Menschen als eine wichtige Aufgabe, an deren Umsetzung der*die Stelleninhaber*in mitwirkt.

Wir bieten
- Attraktives Umfeld für eigene Forschungsarbeit und ihre Vernetzung.
- Entwicklung und Umsetzung von innovativer Forschung und wissenschaftlicher Kollaboration in einem gesellschaftlich hochaktuellen Bereich.
- Spannende und herausfordernde Leitungstätigkeit mit eigenverantwortlichem Gestaltungsspielraum.
- Zusammenarbeit mit einem exzellenten und erfahrenen Team.
- Individuell vereinbarte Vergütung entsprechend den flexiblen Möglichkeiten der W-Besoldung des Landes Nordrhein-Westfalen, ergänzt um die Möglichkeit einer leistungsorientierten Zulage.

Bitte richten Sie Ihre elektronische Bewerbung unter der **Kennziffer P22020** mit aussagekräftigen Unterlagen und einer Ideenskizze zu möglichen Zielen und Fragestellungen eines interdisziplinären Forschungsprogramms „Design vertrauenswürdiger Künstlicher Intelligenz“

bis zum 28.02.2023

in einem einzigen PDF-Dokument an **KI@cais-research.de** und **bewerbungen@uni-wuppertal.de.**

Nähere Auskünfte erteilen der wissenschaftliche Direktor des CAIS, Prof. Dr. Michael Baurmann: michael.baurmann@cais-research.de und Prof. Dr. Andreas Frommer für die Bergische Universität Wuppertal: frommer@uni-wuppertal.de.

Die Verwirklichung der Chancengleichheit ist wichtiger Bestandteil der Personalpolitik an der Bergischen Universität Wuppertal und dem Center for Advanced Internet Studies. Beide Einrichtungen fördern aktiv die berufliche Gleichstellung aller Menschen. Bewerbungen von Menschen gleich welchen Alters, Geschlechts (w/m/d) und gleich welcher kulturellen und sozialen Herkunft sind willkommen. Frauen werden nach Maßgabe des Landesgleichstellungsgesetzes NRW bevorzugt berücksichtigt, sofern nicht in der Person eines Mitbewerbers liegende Gründe überwiegen. Die Rechte von Menschen mit einer Schwerbehinderung, bei gleicher Eignung bevorzugt berücksichtigt zu werden, bleiben unberührt.

B U R G

An der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle ist im Fachbereich Design zum nächstmöglichen Zeitpunkt nachfolgende Stelle zu besetzen:

Professur Kommunikationsdesign / Intermediale Gestaltung (W3)

Für die Studiengänge Kommunikationsdesign BA und Visual Strategies and Stories MA wird eine herausragende Gestalter*innen-Persönlichkeit gesucht, die in ihrer Lehre inhaltlich, konzeptionell und medial auf diese Anforderungen reagiert und das Lehrgebiet »Intermediale Gestaltung« im Zusammenspiel mit den vorhandenen Schwerpunktfächern Fotografie, Illustration, Informationsdesign und Schrift/Typografie weiterentwickelt.
Die ausführliche Stellenbeschreibung mit weiteren Hinweisen finden Sie unter:
www.burg-halle.de/professur-kommunikationsdesign

Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle
University of Art and Design www.burg-halle.de

Die IU Internationale Hochschule ist Deutschlands größte Hochschule. Als dynamisch wachsende, staatlich anerkannte, private Hochschule sind wir mit über 100.000 Studierenden und 3.000 Mitarbeitenden an mehr als 40 Standorten bundesweit vertreten.

Für unser **Duales Studium** an unseren **deutschlandweiten Standorten** suchen wir in Voll- oder Teilzeit für das kommende Sommersemester

PROFESSOREN (M/W/D)

in den folgenden Fachbereichen:

Bauingenieurwesen — **Informatik**
Immobilienwirtschaft — **Kommunikation & PR**

Für unser **Fernstudium** (Online-Lehre) suchen wir in den Fachbereichen:

Bioinformatik — **DevOps & Cloud Computing**
Cyber Security — **Medieninformatik**

Außerdem suchen wir

DOZENTEN (M/W/D)

auf Honorarbasis in Voll- oder Teilzeit in den folgenden Fachberei-chen:

Architektur — **Mediendesign Printproduktion**
Business English — **Mobile Media Design**

Wir freuen uns auf Ihre **Online-Bewerbung** unter **www.iu-careers.com.**

iu INTERNATIONALE HOCHSCHULE

Stellenausschreibung der Universität Mozarteum Salzburg

Den Volltext der Ausschreibung mit den Bewerbungsvoraussetzungen finden Sie unter **www.uni-mozarteum.at** unter der Rubrik **Universität – Freie Stellen.**

Zahl: 1017/1-2023
Universitätsprofessur für Kunst und Digitalität (Berufungsverfahren gem. § 98 UG befristet auf 5 Jahre)

(Verwendungsgruppe A1 des Kollektivvertrages der Universitäten, monatliches Mindestentgelt € 5.826,50 brutto, Bezüge sowie sämtliche andere arbeitsvertragliche Details können Gegenstand von Arbeitsvertragsverhandlungen sein)

Katholische Stiftungshochschule München
University of Applied Sciences

An der **Katholischen Stiftungshochschule München** sind in der Fakultät Soziale Arbeit am Campus Benediktbeuern zum 01.10.2023 oder später folgende Stellen zu besetzen:

- **Professur (W2) für Gesundheitswissenschaften in der Sozialen Arbeit**
- **Lehrkraft für besondere Aufgaben**
  für praxisbezogene Lehre insbesondere im Bereich „Kultur, Ästhetik, Medien“ des Bachelorstudiengangs Soziale Arbeit

Es handelt sich um unbefristete Vollzeitstellen, die grundsätzlich teilbar sind.

Die ausführlichen Stellenausschreibungen mit den jeweiligen Einstellungsvoraussetzungen finden Sie unter **karriere.ksh-m.de**.

An der Pädagogischen Hochschule Weingarten ist folgende Stelle zu besetzen:

Pädagogische Hochschule Weingarten

Professur (W3) für Biologie und ihre Didaktik

Kennziffer B503

Zertifikat seit 2016 audit familiengerechte hochschule

Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie unter: **www.ph-weingarten.de** (Die PH/Stellenausschreibungen)

Pädagogische Hochschule, Kirchplatz 2, 88250 Weingarten

HOCHSCHULE HAMM-LIPPSTADT

TEAMVERSTÄRKUNG GESUCHT

Nah dran an der Zukunft

Die 2009 gegründete staatliche Hochschule Hamm-Lippstadt steht für interdisziplinär ausgerichtete Studiengänge mit klarer Orientierung auf aktuelle und künftige Anforderungen des Marktes. Wir bieten Studiengänge aus den Bereichen Wirtschaft, Informatik, Naturwissenschaften und Technik. Praxisbezug, Kreativität, Offenheit, Toleranz und Teamorientierung sind unser Anspruch in Forschung, Lehre und Organisation.

Wir leben Modernität in allen Bereichen und freuen uns auf exzellente Köpfe und engagierte Kolleginnen und Kollegen, die im Team einer innovativen Hochschule – mitten in Nordrhein-Westfalen – mitarbeiten wollen.

Aktuell besetzen wir folgende Stelle:

Geschäftsführerin / Geschäftsführer (m/w/d) der Akademie für wissenschaftliche Weiterbildung
(Standort Lippstadt, Vergütung bis E 13 TV-L)

Wenn Sie uns in die Zukunft begleiten wollen, dann freuen wir uns schon jetzt auf Sie! Nähere Informationen zu der Stellenausschreibung finden Sie im Internet unter **www.hshl.de/stellenangebote.**

HOCHSCHULE ANHALT University of Applied Sciences

Willkommen an der Hochschule Anhalt, einer der forschungsstärksten Hochschulen des Landes. Im Herzen Mitteldeutschlands bieten wir als innovative Hochschule Forschung und Lehre auf internationalem Niveau sowie beste Studien- und Lebensqualität.

Mit mehr als 70 Studiengängen schaffen wir individuellen Freiraum zur Entwicklung von Persönlichkeiten und bereiten etwa 7.500 deutsche und internationale Studierende vor allem auf eines vor: einen gelungenen Berufsstart.

Am **Fachbereich Architektur, Facility Management und Geoinformation** der Hochschule Anhalt, Standort Dessau, ist die Professur

Denkmalpflege (Bes.-Gruppe W 2)

zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen.

Aufgabengebiet:
Diese Professur trägt die Verantwortung für das Gebiet Denkmalpflege. Das besondere Profil der Professur ist durch ihren praxisorientierten Zugang gekennzeichnet.

Der Stelleninhaber (m/w/d) vertritt die Professur anwendungsorientiert in der Lehre, der Weiterbildung und in der Forschung.

Der Schwerpunkt der Professur liegt auf der Leitung und der Lehre innerhalb des englischsprachigen Masterprogramms Architectural & Cultural Heritage (MAC), das sich an Studierende mit multidisziplinärem Zugang aus dem internationalen Kontext richtet. Angestrebt wird eine umfassende wissenschaftliche und praxisbezogene Auseinandersetzung mit dem materiellen Kulturerbe. Innerhalb des Programms sowie auch in den Lehrveranstaltungen, die sie in den anderen Studiengängen (Bachelor und Master Architektur sowie Master Denkmalpflege) übernimmt, vertritt die Professur vor allem die praxisorientierten Lehrgebiete der Baudenkmalpflege.

Die Professur verlangt ein hohes Engagement bei der Betreuung von Bachelor- und Masterarbeiten, studentischen Projekten und Exkursionen sowie bei der strategischen Weiterentwicklung der konsekutiven Studiengänge, dem Ausbau und der Entwicklung berufsbegleitender, weiterbildender und dualer Studienangebote. Für das anwendungsorientierte Studium an der Hochschule Anhalt ist eine intensive Zusammenarbeit mit den Praxis- und Ausbildungspartnern notwendig.

In der angewandten Forschung wird die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Hochschulen und Forschungseinrichtungen, Unternehmen und Fachverbänden sowie mit anderen Fachbereichen der Hochschule Anhalt bedeutsam. Darüber hinaus wird eine aktive Mitarbeit bei der Einwerbung und Umsetzung von Drittmittelprojekten und von Forschungs- und Entwicklungsvorhaben erwartet.

Die Hochschule Anhalt besitzt das Promotionsrecht für forschungsstarke Fachrichtungen. Die Mitwirkung im hochschulübergreifenden Promotionszentrum „Architektur- und Designforschung" wird erwartet.

Die aktive Mitarbeit in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung gehört zu den Aufgaben der Professur.

Anforderungsprofil:
Gesucht wird eine im Berufungsgebiet ausgewiesene Persönlichkeit mit **praktischen Erfahrungen in der Denkmalpflege.** Eine **ausgewiesene Expertise in den Bereichen denkmalgerechte Sanierung, Bauen im denkmalgeschützten Bestand** oder auch **historische Bauforschung** wird erwartet.

Der Bewerber (m/w/d) kann auf ein einschlägiges wissenschaftliches Hochschulstudium im Berufungsgebiet mit abgeschlossener Promotion verweisen.

Vom Stelleninhaber (m/w/d) wird erwartet, in der Lehre an der Hochschule Anhalt insbesondere die Studieninhalte praktische Denkmalpflege und Sanierungstechnologien in englischer und deutscher Sprache in Bachelor-/Masterstudiengängen zeitgemäß zu vermitteln. Die der Professur zugeordneten Lehrveranstaltungen sind unter Anwendung moderner didaktischer Methoden und Arbeitstechniken insbesondere in digitaler Form weiter zu entwickeln und an aktuellen Forschungsergebnissen auszurichten.

Der zukünftige Stelleninhaber (m/w/d) soll Erfahrungen in der Einwerbung und Durchführung von Forschungs-, Kooperations- und/oder Drittmittelprojekten mit Partner*innen aus Wissenschaft und Praxis sowie Veröffentlichungen zu den genannten Schwerpunkten aufweisen.

Eine internationale Vernetzung im Themengebiet der Professur ist erwünscht.

Hervorragende Kenntnisse in der deutschen und englischen Sprache werden genauso wie interkulturelle Kompetenzen vorausgesetzt.

Einstellungsvoraussetzungen:
Die formalen Einstellungsvoraussetzungen richten sich nach § 35 Hochschulgesetz des Landes Sachsen-Anhalt (HSG LSA).

Die Berufung in ein Professorenamt erfolgt erstmalig bei Erfüllung der Voraussetzungen in ein Beamtenverhältnis auf Probe. Die Hochschule Anhalt strebt eine Erhöhung des Anteils an Frauen am wissenschaftlichen Personal an und fordert Frauen nachdrücklich auf, sich zu bewerben.

Für Schwerbehinderte gelten bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung die Bestimmungen des SGB IX.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Darstellung des wissenschaftlichen Werdeganges einschließlich der Lehrtätigkeit, Darstellung der fachpraktischen Tätigkeit sowie Liste der Forschungs- und Publikationstätigkeiten, Zeugnisse/Urkunden – Abitur, Hochschulabschluss, Promotion, ggf. Habilitation) werden **innerhalb eines Monats** nach Erscheinen dieser Anzeige erbeten an den Präsidenten der Hochschule Anhalt.

Bitte schicken Sie uns dazu eine E-Mail mit **Betreff „Denkmalpflege"** an **bewerbung@hs-anhalt.de.** Sie erhalten von uns einen persönlichen Upload Link für Ihre digitalen Bewerbungsunterlagen.

HOCHSCHULE ANHALT University of Applied Sciences

Willkommen an der Hochschule Anhalt, einer der forschungsstärksten Hochschulen des Landes. Im Herzen Mitteldeutschlands bieten wir als innovative Hochschule Forschung und Lehre auf internationalem Niveau sowie beste Studien- und Lebensqualität.

Mit mehr als 70 Studiengängen schaffen wir individuellen Freiraum zur Entwicklung von Persönlichkeiten und bereiten etwa 7.500 deutsche und internationale Studierende vor allem auf eines vor: einen gelungenen Berufsstart.

Am **Fachbereich Architektur, Facility Management und Geoinformation** der Hochschule Anhalt, Standort Dessau, ist die **Professur**

Städtebau und Strukturwandel (Bes.-Gruppe W 2)

zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen.

Aufgabengebiet:
Diese Professur trägt die Verantwortung für das Gebiet Städtebau und Strukturwandel. Das besondere Profil der Professur ist durch **Städtebauliches Entwerfen im Bestand und Nachhaltiger Städtebau mit besonderem Fokus auf den Strukturwandel** gekennzeichnet.

Der Stelleninhaber (m/w/d) vertritt die Professur anwendungsorientiert in der Lehre, der Weiterbildung und in der Forschung.

Schwerpunkte der Lehrtätigkeit bilden die Studienangebote in den deutschsprachigen Studiengängen Bachelor und Master Architektur als auch im englischsprachigen Master-Studiengang Architecture. Eine weitere Aufgabe der Professur liegt im Aufbau, in der Etablierung und der Organisation des vorgesehenen Masterprogrammes Nachhaltige Stadtentwicklung. Die Professur verlangt ein hohes Engagement bei der Betreuung von Bachelor- und Master-arbeiten, studentischen Projekten und Exkursionen sowie bei der strategischen Weiterentwicklung der konsekutiven Studiengänge, dem Ausbau und der Entwicklung berufsbegleitender, weiterbildender und dualer Studienangebote. Für das anwendungsorientierte Studium an der Hochschule Anhalt ist eine intensive Zusammenarbeit mit den Praxis- und Ausbildungspartnern notwendig.

In der angewandten Forschung wird die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Hochschulen und Forschungseinrichtungen, Unternehmen, und Fachverbänden sowie mit anderen Fachbereichen der Hochschule Anhalt erwünscht. Darüber hinaus wird eine aktive Mitarbeit bei der Einwerbung und Umsetzung von Drittmittelprojekten und von Forschungs- und Entwicklungsvorhaben erwartet.

Die Hochschule Anhalt besitzt das Promotionsrecht für forschungsstarke Fachrichtungen. Die Mitwirkung im hochschulübergreifenden Promotionszentrum „Architektur und Designforschung" ist erwünscht.

Die aktive Mitarbeit in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung gehört zu den Aufgaben der Professur.

Anforderungsprofil:
Gesucht wird eine im Berufungsgebiet ausgewiesene Persönlichkeit mit **praktischen Erfahrungen im Städtebau,** die eine **nachgewiesene Expertise in den Bereichen städtebauliches Entwerfen im Bestand** und des **nachhaltigen Städtebaus** mit besonderem Fokus auf durch Strukturwandel bedingte Transformationen in die Lehre und Forschung einbringt und diese eng an die Fragen des Klima- und Ressourcenschutzes und der nachhaltigen Entwicklung von Stadt und Land insbesondere in bestehenden Strukturen bindet.

Der Bewerber (m/w/d) kann auf ein einschlägiges wissenschaftliches Hochschulstudium im Berufungsgebiet sowie nachgewiesene praktische Leistungen im Bereich der Architektur und des Städtebaus verweisen. Die Erfahrung in der bzw. Befähigung zur Entwurfslehre im Städtebau soll anhand eines Lehrportfolios illustriert werden.

Vom Stelleninhaber (m/w/d) wird erwartet, in der Lehre an der Hochschule Anhalt insbesondere die Studieninhalte nachhaltiger Städtebau, Städtebau im Strukturwandel bzw. Städtebau im Bestand auch in fächerübergreifenden Kooperationen in englischer und deutscher Sprache in Bachelor-/Masterstudiengängen zeitgemäß zu vermitteln. Die der Professur zugeordneten Lehrveranstaltungen sind unter Anwendung moderner didaktischer Methoden und Arbeitstechniken insbesondere in digitaler Form weiter zu entwickeln und an aktuellen Forschungsergebnissen auszurichten.

Der zukünftige Stelleninhaber (m/w/d) soll Erfahrungen in der Einwerbung und Durchführung von Forschungs-, Kooperations- und/oder Drittmittelprojekten mit Partnern aus Wissenschaft und Praxis sowie Veröffentlichungen zu den genannten Schwerpunkten aufweisen.

Eine internationale Vernetzung im Themengebiet der Professur ist erwünscht.

Hervorragende Kenntnisse in der deutschen und englischen Sprache werden genauso wie interkulturelle Kompetenzen vorausgesetzt.

Einstellungsvoraussetzungen:
Die formalen Einstellungsvoraussetzungen richten sich nach § 35 Hochschulgesetz des Landes Sachsen-Anhalt (HSG LSA).

Die Berufung in ein Professorenamt erfolgt erstmalig bei Erfüllung der Voraussetzungen in ein Beamtenverhältnis auf Probe. Die Hochschule Anhalt strebt eine Erhöhung des Anteils an Frauen am wissenschaftlichen Personal an und fordert Frauen nachdrücklich auf, sich zu bewerben.

Für Schwerbehinderte gelten bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung die Bestimmungen des SGB IX.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Darstellung des wissenschaftlichen Werdeganges einschließlich der Lehrtätigkeit, Darstellung der fachpraktischen Tätigkeit sowie Liste der Forschungs- und Publikationstätigkeiten, Zeugnisse/Urkunden – Abitur, Hochschulabschluss, Promotion, ggf. Habilitation) werden **innerhalb eines Monats** nach Erscheinen dieser Anzeige erbeten an den Präsidenten der Hochschule Anhalt.

Bitte schicken Sie uns dazu eine E-Mail mit **Betreff „Städtebau und Strukturwandel"** an **bewerbung@hs-anhalt.de.** Sie erhalten von uns einen persönlichen Upload Link für Ihre digitalen Bewerbungsunterlagen.

RPTU

W 3-Professur für „Regionalentwicklung und Raumordnung"

Befristung: Verbeamtung auf Lebenszeit
Vergütung: W 3 LBesG
Umfang: Vollzeit
Standort: Kaiserslautern
Beginn: voraussichtlich zum 01.10.2024
Fachbereich: Raum- und Umweltplanung

DieRheinland-PfälzischeTechnischeUniversitätKaiserslautern-Landau (RPTU) ist mit über 20.000 Studierenden, mehr als 300 Professuren und rund 160 Studiengängen die einzige Technische Universität in Rheinland-Pfalz. Als Ort internationaler Spitzenforschung bietet sie exzellente Arbeitsbedingungen und Karrierechancen. Wer an der RPTU lernt, forscht oder arbeitet, erlebt ein weltoffenes Umfeld und gestaltet die Zukunft.

Ihr Aufgabengebiet:
Die Bewerber*innen haben zukünftig das Fachgebiet „Regionalentwicklung und Raumordnung" in Forschung und Lehre in der erforderlichen Breite zu vertreten (theoretische und methodische Grundlagen; Bundesraumordnung, Landes- und Regionalplanung, Planungsinstrumente wie Regionale Entwicklungskonzepte, Raumnutzungskonzepte, Regionalmanagement).

Das Fachgebiet „Regionalentwicklung und Raumordnung" soll zukünftig Lehrangebote für die Bachelor- und Masterstudiengänge der Raum- und Umweltplanung sowie humangeographische Inhalte im lehramtsspezifischen Studiengang Geografie wahrnehmen.

Von den Bewerber*innen werden neben ausgewiesenen wissenschaftlichen Qualifikationen in den oben genannten Themenbereichen auch didaktische Fähigkeiten und Erfahrungen in der Lehre sowie die Bereitschaft zur interdisziplinären Zusammenarbeit in Lehre und Forschung und zur Mitarbeit in der universitären Selbstverwaltung erwartet. Berufspraktische Erfahrungen sind wünschenswert.

Unser Anforderungsprofil:
Das Land Rheinland-Pfalz und die RPTU vertreten ein Betreuungskonzept, bei dem eine hohe Präsenz der Lehrenden am Hochschulort erwartet wird. Neben den allgemeinen dienstrechtlichen Voraussetzungen gelten die in § 49 des Hochschulgesetzes Rheinland-Pfalz geregelten Einstellungsvoraussetzungen.

Die RPTU steht für die Vielfalt aller Beschäftigten. Wir begrüßen Bewerbungen von allen Interessierten, unabhängig von deren ethnischer und sozialer Herkunft, Alter, Religion, Geschlecht, Behinderung und sexueller Orientierung oder Identität. Schwerbehinderte und diesen gleichgestellten Personen werden bei entsprechender Qualifikation und Eignung bevorzugt eingestellt (bitte der Bewerbung einen Nachweis über die Schwerbehinderung/Gleichstellung beifügen).

Die RPTU strebt in Bereichen, in denen Frauen unterrepräsentiert sind, eine Erhöhung des Frauenanteils an. Bewerbungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem Ausland sind ausdrücklich erwünscht.

Ihre Bewerbung:
Wir freuen uns über Ihre aussagekräftige Bewerbung bis spätestens 09.03.2023.

Bitte reichen Sie Ihre Bewerbung über unser Bewerbungsportal (https://jobs.uni-kl.de) ein.

Ihre Ansprechpartnerin: Die Dekanin des Fachbereichs Raum und Umweltplanung, Frau Prof. Dr.-Ing. habil. Karina Pallagst, Tel.: 0631-205-5155.

HOCHSCHULE ANHALT University of Applied Sciences

Willkommen an der Hochschule Anhalt, einer der forschungsstärksten Hochschulen des Landes. Im Herzen Mitteldeutschlands bieten wir als innovative Hochschule Forschung und Lehre auf internationalem Niveau sowie beste Studien- und Lebensqualität.

Mit mehr als 70 Studiengängen schaffen wir individuellen Freiraum zur Entwicklung von Persönlichkeiten und bereiten etwa 7.500 deutsche und internationale Studierende vor allem auf eines vor: einen gelungenen Berufsstart.

Am **Fachbereich Architektur, Facility Management und Geoinformation** der Hochschule Anhalt, Standort Dessau, ist die Professur

Baustofflehre und -technologie (Bes.-Gruppe W 2)

zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen.

Aufgabengebiet:
Diese Professur trägt die Verantwortung für das Gebiet Baustofflehre und -technologie der Bachelor- und Master-Studiengänge des Fachbereiches.

Die Professur vereint dabei die Vermittlung des Grundlagenwissens zu Baustoffen in den deutschsprachigen Bachelorstudiengängen Architektur sowie Immobilien- und Baumanagement und der Baustofflehre und -technologie in den deutsch- und englischsprachigen Masterstudiengängen der Denkmalpflege mit einer Fokussierung auf diejenigen Baustoffe und -technologien, die mit dem Bauen im Bestand im Allgemeinen und mit der Denkmalpflege im Besonderen in Zusammenhang stehen. Hier liegt auch der erwünschte Forschungsschwerpunkt der Professur.

Der Stelleninhaber (m/w/d) vertritt die Professur anwendungsorientiert in der Lehre, der Weiterbildung und in der Forschung.

Die Professur verlangt ein hohes Engagement bei der Betreuung von Bachelor- und Masterarbeiten, studentischen Projekten und Exkursionen sowie bei der strategischen Weiterentwicklung der konsekutiven Studiengänge, dem Ausbau und der Entwicklung berufsbegleitender, weiterbildender und dualer Studienangebote. Für das anwendungsorientierte Studium an der Hochschule Anhalt ist eine intensive Zusammenarbeit mit den Praxis- und Ausbildungspartnern notwendig.

In der angewandten Forschung wird die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Hochschulen und Forschungseinrichtungen, Unternehmen und Fachverbänden sowie mit anderen Fachbereichen der Hochschule Anhalt erwünscht. Darüber hinaus wird eine aktive Mitarbeit bei der Einwerbung und Umsetzung von Drittmittelprojekten und von Forschungs- und Entwicklungsvorhaben erwartet.

Die Hochschule Anhalt besitzt das Promotionsrecht für forschungsstarke Fachrichtungen. Die Mitwirkung im hochschulübergreifenden Promotionszentrum „Architektur- und Designforschung" wird erwartet.

Die aktive Mitarbeit in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung gehört zu den Aufgaben der Professur.

Anforderungsprofil:
Gesucht wird eine im Berufungsgebiet ausgewiesene Persönlichkeit mit **praktischen Erfahrungen im Bereich der Baustofflehre und -technologie, auch an Bestandsbauten und Denkmalen,** sowohl aus eigener Praxis als auch in der wissenschaftlichen Forschung hierzu.

Der Bewerber (m/w/d) kann auf ein einschlägiges wissenschaftliches Hochschulstudium im Berufungsgebiet mit abgeschlossener Promotion sowie Praxiserfahrung im Bereich der Baustofflehre und -technologie oder Baukonstruktion, des Bauens im Bestand oder der Denkmalpflege verweisen.

Vom Stelleninhaber (m/w/d) wird erwartet, in der Lehre an der Hochschule Anhalt insbesondere die Studieninhalte „Baustoffe", „Baustofflehre und Baustofftechnologie", „Baustoffe und -technologie für nachhaltiges und energiesparendes Bauen", „Baustoffe und -technologie für denkmalgerechtes Bauen" und „Bauen im Bestand" in englischer und deutscher Sprache in Bachelor-/Masterstudiengängen zeitgemäß zu vermitteln. Die der Professur zugeordneten Lehrveranstaltungen sind unter Anwendung moderner didaktischer Methoden und Arbeitstechniken insbesondere in digitaler Form weiter zu entwickeln und an aktuellen Forschungsergebnissen auszurichten.

Der zukünftige Stelleninhaber (m/w/d) soll Erfahrungen in der Einwerbung und Durchführung von Forschungs-, Kooperations- und/oder Drittmittelprojekten mit Partner*innen aus Wissenschaft und Praxis sowie Veröffentlichungen zu den genannten Schwerpunkten aufweisen.

Eine internationale Vernetzung im Themengebiet der Professur ist erwünscht.

Hervorragende Kenntnisse in der deutschen und englischen Sprache werden genauso wie interkulturelle Kompetenzen vorausgesetzt.

Einstellungsvoraussetzungen:
Die formalen Einstellungsvoraussetzungen richten sich nach § 35 Hochschulgesetz des Landes Sachsen-Anhalt (HSG LSA).

Die Berufung in ein Professorenamt erfolgt erstmalig bei Erfüllung der Voraussetzungen in ein Beamtenverhältnis auf Probe.

Die Hochschule Anhalt strebt eine Erhöhung des Anteils an Frauen am wissenschaftlichen Personal an und fordert Frauen nachdrücklich auf, sich zu bewerben. Für Schwerbehinderte gelten bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung die Bestimmungen des SGB IX.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Darstellung des wissenschaftlichen Werdeganges einschließlich der Lehrtätigkeit, Darstellung der fachpraktischen Tätigkeit sowie Liste der Forschungs- und Publikationstätigkeiten, Zeugnisse/Urkunden – Abitur, Hochschulabschluss, Promotion, ggf. Habilitation) werden **innerhalb eines Monats** nach Erscheinen dieser Anzeige erbeten an den Präsidenten der Hochschule Anhalt.

Bitte schicken Sie uns dazu eine E-Mail mit **Betreff „Baustofflehre und -technologie"** an **bewerbung@hs-anhalt.de**. Sie erhalten von uns einen persönlichen Upload Link für Ihre digitalen Bewerbungsunterlagen.

Merz Akademie Stuttgart

Die Merz Akademie ist eine staatlich anerkannte Hochschule für Gestaltung, Kunst und Medien in gemeinnütziger Trägerschaft mit ca. 250 Studienplätzen. Die Bereiche Film und Video, New Media und Visuelle Kommunikation werden als distinkte, jedoch eng verwandte Studiengebiete betrachtet.

Es gehört zu den strategischen Zielen der Merz Akademie, den Anteil von Frauen in Forschung und Lehre deutlich zu steigern. Bewerbungen von Frauen für die folgende Stelle sind deshalb besonders erwünscht.

W2 Professur im Bereich Film und Video

(w/m/d, W2, 80%, Kennziffer FV23)

Gesucht wird eine Person mit einer national und international beachteten filmischen Praxis sowie hochschulpädagogischer Erfahrung, die in Forschung und Lehre insbesondere dokumentarische Formen in den Grenzregionen zu Performance und Fiktion vertritt. Forschung und Lehre im Bereich Film und Video an der Merz Akademie sollen in stetiger Korrespondenz zum zeitgenössischen Funktionswandel des Filmbilds, zu den Implikationen des digitalen Medienumbruchs und den aktuellen ästhetischen und politischen Herausforderungen zeitbasierter visueller Narration geschehen. Wir erwarten ästhetische Experimentalität, mediale Reflexivität und eine ausgeprägte Affinität zu kultur- und gesellschaftskritischer Theoriebildung. Das von der Professur verantwortete Lehrangebot richtet sich an alle Studierenden des Bachelorstudiengangs „Gestaltung, Kunst und Medien" (B.A.) und soll auch eine Brücke zu den Bereichen New Media und Visuelle Kommunikation schlagen.

Die Aufgaben umfassen darüber hinaus die Beteiligung an Forschungsprojekten, Kooperationen und an der Selbstverwaltung der Hochschule. Gute Englischkenntnisse werden erwartet. Die Stelle ist zunächst auf zwei Jahre befristet; Ziel ist eine dauerhafte Beschäftigung nach positiver Evaluation. Es gelten die Einstellungsbedingungen nach § 47 LHG Baden-Württemberg.

Die Stelle ist zum Wintersemester 2023/24 zu besetzen. Wenn Sie zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen werden, erwarten wir die Präsentation eines Lehr- und Forschungskonzepts sowie Angaben zu Referenzen. Bitte senden Sie uns Ihre aussagekräftige Bewerbung bis zum 24. März 2023 an personal@merz-akademie.de

Merz Akademie
Hochschule für Gestaltung,
Kunst und Medien, Stuttgart
staatlich anerkannt
z. Hd. Stefan Grünenwald
Kennziffer FV23
Teckstraße 58, 70190 Stuttgart
www.merz-akademie.de

HOCHSCHULE ANHALT University of Applied Sciences

Willkommen an der Hochschule Anhalt, einer der forschungsstärksten Hochschulen des Landes. Im Herzen Mitteldeutschlands bieten wir als innovative Hochschule Forschung und Lehre auf internationalem Niveau sowie beste Studien- und Lebensqualität.

Mit mehr als 70 Studiengängen schaffen wir individuellen Freiraum zur Entwicklung von Persönlichkeiten und bereiten etwa 7.500 deutsche und internationale Studierende vor allem auf eines vor: einen gelungenen Berufsstart.

Am **Fachbereich Architektur, Facility Management und Geoinformation** der Hochschule Anhalt, Standort Dessau, ist die **Professur**

Gebäudelehre und Entwerfen (Bes.-Gruppe W 2)

zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen.

Aufgabengebiet:
Diese Professur trägt die Verantwortung für die Themenbereiche Gebäudelehre und Entwerfen. Sie bedient zwei zentrale Bausteine im Studienplan.

Der Stelleninhaber (m/w/d) vertritt die Professur anwendungsorientiert in der Lehre, der Weiterbildung und in der Forschung.

Schwerpunkte der Lehrtätigkeit bilden die Studienangebote in den Bachelor- und Master-Studiengängen der Architektur. Die Professur verlangt ein hohes Engagement bei der Betreuung von Bachelor- und Masterarbeiten, studentischen Projekten und Exkursionen sowie bei der strategischen Weiterentwicklung der konsekutiven Studiengänge, dem Ausbau und der Entwicklung berufsbegleitender, weiterbildender und dualer Studienangebote. Für das anwendungsorientierte Studium an der Hochschule Anhalt ist eine intensive Zusammenarbeit mit den Praxis- und Ausbildungspartnern notwendig.

In der angewandten Forschung wird die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen Hochschulen und Forschungseinrichtungen, Unternehmen und Fachverbänden sowie mit anderen Fachbereichen der Hochschule Anhalt erwünscht. Darüber hinaus wird eine aktive Mitarbeit bei der Einwerbung und Umsetzung von Drittmittelprojekten und von Forschungs- und Entwicklungsvorhaben erwartet.

Die Hochschule Anhalt besitzt das Promotionsrecht für forschungsstarke Fachrichtungen. Die Mitwirkung im hochschulübergreifenden Promotionszentrum „Architektur- und Designforschung" ist daher erwünscht.

Die aktive Mitarbeit in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung gehört zu den Aufgaben der Professur.

Anforderungsprofil:
Gesucht wird eine im Berufungsgebiet ausgewiesene Persönlichkeit mit **praktischen Erfahrungen im Entwerfen.** Eine **nachgewiesene Expertise im Bereich der Gebäudelehre** ist erforderlich.

Der Bewerber (m/w/d) kann auf ein einschlägiges wissenschaftliches Hochschulstudium der Architektur und nachgewiesene praktische Leistungen im Bereich der Architektur verweisen. Die Erfahrung in der bzw. Befähigung zur Entwurfs- und Gebäudelehre soll anhand eines Lehrportfolios illustriert werden.

Vom Stelleninhaber (m/w/d) wird erwartet, in der Lehre an der Hochschule Anhalt insbesondere die Studieninhalte des Entwerfens und der Gebäudelehre in englischer und deutscher Sprache in Bachelor-/Masterstudiengängen zeitgemäß zu vermitteln. Die der Professur zugeordneten Lehrveranstaltungen sind unter Anwendung moderner didaktischer Methoden und Arbeitstechniken insbesondere in digitaler Form weiter zu entwickeln und an aktuellen Forschungsergebnissen auszurichten.

Der zukünftige Stelleninhaber (m/w/d) soll Erfahrungen in der Einwerbung und Durchführung von Forschungs-, Kooperations- und/oder Drittmittelprojekten mit Partner*innen aus Wissenschaft und Praxis sowie Veröffentlichungen zu den Denominationen der Professur aufweisen.

Eine internationale Vernetzung im Themengebiet der Professur ist erwünscht.

Hervorragende Kenntnisse in der deutschen und englischen Sprache werden genauso wie interkulturelle Kompetenzen vorausgesetzt.

Einstellungsvoraussetzungen:
Die formalen Einstellungsvoraussetzungen richten sich nach § 35 Hochschulgesetz des Landes Sachsen-Anhalt (HSG LSA).

Die Berufung in ein Professorenamt erfolgt erstmalig bei Erfüllung der Voraussetzungen in ein Beamtenverhältnis auf Probe. Die Hochschule Anhalt strebt eine Erhöhung des Anteils an Frauen am wissenschaftlichen Personal an und fordert Frauen nachdrücklich auf, sich zu bewerben.

Für Schwerbehinderte gelten bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung die Bestimmungen des SGB IX.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Darstellung des wissenschaftlichen Werdeganges einschließlich der Lehrtätigkeit, Darstellung der fachpraktischen Tätigkeit sowie Liste der Forschungs- und Publikationstätigkeiten, Zeugnisse/Urkunden – Abitur, Hochschulabschluss, Promotion, ggf. Habilitation) werden **innerhalb eines Monats** nach Erscheinen dieser Anzeige erbeten an den Präsidenten der Hochschule Anhalt.

Bitte schicken Sie uns dazu eine E-Mail mit **Betreff „Gebäudelehre und Entwerfen"** an **bewerbung@hs-anhalt.de.** Sie erhalten von uns einen persönlichen Upload Link für Ihre digitalen Bewerbungsunterlagen.

UNIVERSITÄT GRAZ
UNIVERSITY OF GRAZ

Die Universität Graz besetzt am Institut für Molekulare Biowissenschaften der Naturwissenschaftlichen Fakultät eine

Tenure Track-Professur für RNA-Biologie

(40 Stunden/Woche; Verfahren gem. § 99 Abs. 5 Universitätsgesetz; zunächst auf 6 Jahre befristetes Arbeitsverhältnis nach dem Angestelltengesetz mit Tenure Track; voraussichtlich zu besetzen ab 01. Oktober 2023)

Das IMB ist ein international angesehenes Forschungs- und Lehrzentrum mit den Forschungsschwerpunkten Stoffwechsel- und Altersforschung, Infektionsbiologie, Proteinsynthese, Biophysik und Strukturbiologie (http://molekularbiologie.uni-graz.at). Die Stelleninhaberin/der Stelleninhaber soll auf Basis von Drittmittelfinanzierung eine eigene Arbeitsgruppe auf dem Gebiet der molekularen und zellulären RNA-Biologie, mit Fokus auf Ribosomenbiogenese und der Assemblierung von Ribonukleotid-Protein (RNP) Partikeln (bevorzugt in eukaryotischen Modellorganismen, z.B. Hefe) aufbauen und leiten. Die bisherigen Forschungsleistungen auf diesem Gebiet sind durch hochrangige Publikationen nachzuweisen. Das Forschungsprofil der Kandidatin/des Kandidaten soll zu den Forschungsaktivitäten der Molekularen Biowissenschaften am Standort Graz passen. Die Einbindung in die Lehre des Instituts erfolgt durch eigene Lehrveranstaltungen und die (Mit-) Betreuung von Master- und Dissertationsarbeiten. Zudem erwarten wir Kompetenz im Bereich des Gender Mainstreaming.

Bewerbungen sind unter Angabe der Kennzahl **KS/1/99 ex 2022/23** bis **22. Februar 2023** einzureichen. Informationen zu den Bewerbungsmodalitäten und weitere Voraussetzungen finden Sie unter https://jobsprof.uni-graz.at/de/job/7478. Voraussichtlicher Termin für das Hearing: 08.05.2023 bis 09.05.2023

UNIVERSITÄT GRAZ
UNIVERSITY OF GRAZ

Die Universität Graz besetzt am Institut für Physik der Naturwissenschaftlichen Fakultät eine

Tenure Track-Professur für Oberflächen- und Grenzflächenphysik

(40 Stunden/Woche; Verfahren gem. § 99 Abs. 5 Universitätsgesetz; zunächst auf 6 Jahre befristetes Arbeitsverhältnis nach dem Angestelltengesetz mit Tenure Track; voraussichtlich zu besetzen ab 01. Oktober 2023)

Gesucht wird eine junge und wissenschaftlich hervorragend ausgewiesene Persönlichkeit, welche die am Institut für Physik bestehende Expertise im Bereich Oberflächenphysik ergänzt und erweitert und das Fach Experimentalphysik in der Lehre vertritt. Die Forschungsschwerpunkte der zukünftigen Stelleninhaberin/des zukünftigen Stelleninhabers sollen in einem experimentellen Gebiet der Oberflächen- und Grenzflächenphysik liegen, das die Untersuchung von Oberflächenprozessen auf atomarer und molekularer Skala beinhaltet. Hervorragende fachliche Qualifikation in Forschung und Lehre, erfolgreiche Drittmitteleinwerbung sowie Bereitschaft zur Mitarbeit im zukünftigen NAWI Graz Center of Physics sind gefordert. Zudem erwarten wir Kompetenz in Gender Mainstreaming.

Bewerbungen sind unter Angabe der Kennzahl **KS/2/99/ex 2022/23** bis **08. März 2023** einzureichen. Informationen zu den Bewerbungsmodalitäten und weitere Voraussetzungen finden Sie unter https://jobsprof.uni-graz.at/de/job/7463. Voraussichtlicher Termin für das Hearing: 15.05.2023- 17.05.2023

BITTE BEACHTEN

Anzeigen- / Druckunterlagenschluss Print-Online-Stellenanzeigen:

Montag der Erscheinungswoche, 14 Uhr

Andrea.Brandhoff@zeit.de 040/3280396

DIE ZEIT

FRIEDRICH-SCHILLER-UNIVERSITÄT JENA

An der Friedrich-Schiller-Universität Jena ist zum 15. August 2023 die Stelle der

Leitenden Bibliotheksdirektorin / des Leitenden Bibliotheksdirektors (Vollbeschäftigung, unbefristet, m/w/d)

zu besetzen.

Es steht ein Dienstposten der Besoldungsgruppe A 16 zur Verfügung. Die Beschäftigung im Angestelltenverhältnis ist ebenfalls möglich.

Die Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena (ThULB) ist Hochschulbibliothek der Friedrich-Schiller-Universität Jena sowie Landesbibliothek des Freistaates Thüringen. Sie blickt auf eine über 500-jährige Sammlungsgeschichte zurück und bildet in ihren Beständen mehr als 1.000 Jahre Schrift- und Textgeschichte ab. Als leistungsstarkes Innovations- und Dienstleistungszentrum mit etwa 170 Mitarbeitenden an neun Standorten sowie einem Erwerbungsetat von über 5 Millionen Euro sichert sie die Literatur- und Informationsversorgung für die Universität und übernimmt als Digitalisierungszentrum für Kulturgut weitreichende Aufgaben im Freistaat Thüringen und überregional. Infolge der fortschreitenden Digitalisierung und sich wandelnder Bedarfe der Nutzenden befindet sich die ThULB in einem umfassenden Transformationsprozess. Dieser eröffnet für die Leitende Direktorin/den Leitenden Direktor besondere Gestaltungsmöglichkeiten.

Die ausführliche Aufgabenbeschreibung, die geforderten Voraussetzungen sowie weitere Details entnehmen Sie bitte der Homepage der Universität Jena https://www.uni-jena.de/stellenmarkt

Reg. Nummer 035/2022

Die Hochschule für Musik Nürnberg ist die jüngste staatliche Musikausbildungsstätte in Deutschland. Sie steht für exzellente Ausbildung im künstlerischen und künstlerisch-pädagogischen Bereich. Studierende aus vielen Nationen werden in einem breiten Fächerangebot optimal auf das spätere Berufsleben vorbereitet.

HOCHSCHULE FÜR MUSIK NÜRNBERG

An der Hochschule für Musik Nürnberg ist zum Wintersemester 2023/24 eine

halbe Professur W2 für Barockvioline

im privatrechtlichen Dienstverhältnis mit einer Lehrverpflichtung von derzeit 9,5 Semesterwochenstunden zu besetzen.

Detaillierte Informationen zur Stelle und den Bewerbungsmodalitäten finden Sie auf unserer Homepage unter: **www.hfm-nuernberg.de/service/stellenanzeigen**

Bewerbungsschluss ist der 28.02.2023.

DAS DUALE HOCHSCHULSTUDIUM MIT ZUKUNFT.

DHBW Duale Hochschule Baden-Württemberg Stuttgart Campus Horb

Die Duale Hochschule Baden-Württemberg (DHBW) ist mit rund 34.000 Studierenden an 9 Studienakademien und 3 Campus sowie dem Center for Advanced Studies die größte Hochschule Baden-Württembergs. Gemeinsam mit 9.000 ausgewählten Unternehmen sowie sozialen und gesundheitsnahen Einrichtungen sorgt die DHBW für einen in Theorie und Praxis exzellent qualifizierten Fach- und Führungskräftenachwuchs in den Bereichen Wirtschaft, Technik, Sozialwesen und Gesundheit. Der Campus Horb mit fünf technischen Studiengängen für rund 900 Studierende ist familienfreundlich orientiert in attraktiver Atmosphäre. Als Partner zahlreicher Unternehmen bieten wir eine innovative Lehre und Möglichkeiten zur kooperativen Forschung.

AN DER DHBW STUTTGART IST AN DER FAKULTÄT TECHNIK AM CAMPUS HORB FOLGENDE STELLE ZU BESETZEN:

Professur für Maschinenbau (m/w/d)

(Verf.Nr. 2022-S-T-3) Besoldungsgruppe W2

Versorgungs- und Energiemanagement

Wir suchen eine Persönlichkeit mit nachweislicher fundierter Berufserfahrung im Bereich Planung, Installation oder Betrieb versorgungstechnischer Anlagen für Gebäude und Produktionsprozesse.

Es sollten idealerweise Kenntnisse und Erfahrungen in mehreren der folgenden Fachgebiete vorliegen
- Heizungs-, Klima- und Kältetechnik
- Wasser-/Abwassersysteme
- Energetische Optimierung von Versorgungssystemen, idealerweise als zertifizierte/r Energieeffizienzexperte/in (z. B. BAFA)
- Gebäude- und Anlagensimulation
- Planungsmethoden basierend auf digitalen Modellen (BIM)

Außerdem sind Sie motiviert für die Energiewende und bringen umfangreiche Fachkenntnisse in regenerativen Energiesystemen samt intelligent geplanter Vernetzung der Komponenten samt Regelung mit. Die ständige Weiterentwicklung dieser Kenntnisse ist für die Aufgabe unbedingt erforderlich.

Idealerweise verfügen Sie bereits über Lehrerfahrung auf einem der genannten Gebiete, die Eignung hierfür setzen wir voraus.

Wir bieten Ihnen eine hochinteressante Aufgabe im Rahmen einer Vollzeitprofessur in einem modernen und gut ausgestatteten Umfeld an einem Campus mit ca. 900 Studierenden. Neben der aktiven Mitarbeit in der Lehre und Forschung erwarten wir Ihr Engagement bei der Mitgestaltung von Laboren, der interdisziplinären Zusammenarbeit sowie Ihre Bereitschaft zur Übernahme von Aufgaben in der akademischen Selbstverwaltung in einem dualen Umfeld. Sie verfügen über Teamfähigkeit und Motivationsfähigkeit und haben die Bereitschaft zum Aufbau und zur Pflege von Informations- und Kontaktnetzen.

EINSTELLUNGSVORAUSSETZUNGEN

Vorausgesetzt werden gemäß § 47 LHG ein abgeschlossenes Hochschulstudium, besondere wissenschaftliche Befähigung (in der Regel Promotion), pädagogische Eignung sowie mindestens fünf Jahre berufspraktische Erfahrung, davon mindestens drei Jahre außerhalb des Hochschulbereichs. Die Bereitschaft an der wissenschaftlichen Entwicklung teilzuhaben, insbesondere durch Forschung und wissenschaftliche Weiterbildung, setzen wir voraus. Erwartet wird ein besonderes Maß an Engagement und Kooperationsbereitschaft mit den beteiligten Unternehmen und sozialen Einrichtungen sowie die Bereitschaft zur Gremienarbeit.

Bei Erfüllung der Voraussetzungen ist die Übernahme in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit nach einer dreijährigen Bewährung im Beamtenverhältnis auf Probe möglich, falls das Lebensalter bei der Einstellung 47 Jahre, in Ausnahmefällen das 52. Lebensjahr nicht übersteigt.

Die DHBW strebt eine Erhöhung des Anteils von Frauen in Lehre und Forschung an, daher sind Bewerbungen von Frauen besonders erwünscht. Sie setzt sich besonders für die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsleben ein. Die DHBW Stuttgart bietet ein Dual Career Programm an:
http://www.dhbw-stuttgart.de/dual-career

Das Bekenntnis der DHBW zu Vielfalt und Inklusion ist für unseren Erfolg von zentraler Bedeutung. Als Hochschule mit weltweiten Hochschulpartnerschaften und international tätigen Dualen Partnern wissen wir, dass unsere Studierenden und Mitarbeitenden ihr Potential nur dann voll ausschöpfen können, wenn sie die Freiheit haben, sie selbst zu sein.

Menschen mit Schwerbehinderung und diesen gleichgestellte Personen werden bei gleicher fachlicher Eignung vorrangig berücksichtigt. Die Grundsätze des AGG werden beachtet.

Für Nachfragen stehen Ihnen Prof.in Katona bzw. Prof. Hornberger unter Angabe der o. g. Verfahrensnummer gerne zur Verfügung unter a.katona@hb.dhbw-stuttgart.de bzw. m.hornberger@hb.dhbw-stuttgart.de.

Bitte richten Sie Ihre Bewerbung ausschließlich per E-Mail (Maximalgröße 10 MB) bis zum **28.02.2023** an **bewerbung@hb.dhbw-stuttgart.de.**

Informationen zur Erhebung von personenbezogenen Daten finden Sie unter: https://www.dhbw.de/datenschutz

FAMILIE IN DER HOCHSCHULE — Zertifikat seit 2012 audit familiengerechte hochschule

www.dhbw-stuttgart.de/horb

MEDIZINISCHE FAKULTÄT HEIDELBERG

An der **Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg** ist am **Zentrum für Infektiologie, Abteilung für Medizinische Mikrobiologie und Hygiene,** eine

Professur (W3) für „Wirt-Mikrobiom Interaktionen“ (w/m/d)

im Angestelltenverhältnis zu besetzen.

Die Professur ist der Abteilung für Med. Mikrobiologie und Hygiene (Leitung Prof. Dr. med. A. Dalpke) zugeordnet und soll die Forschungsschwerpunkte der Abteilung verstärken. Diese liegen im Bereich der molekularen und zellulären Infektionsimmunologie sowie der Mikrobiomforschung. Darüber hinaus besteht eine enge Vernetzung mit den anderen Abteilungen und Arbeitsgruppen des Zentrums für Infektiologie.

Gesucht wird eine Forschungspersönlichkeit, die auf dem Gebiet Wirt/Mikrobiom Interaktionen auf höchstem wissenschaftlichen Niveau arbeitet und publiziert. Sie sollten international bekannt sein und Erfahrung bei der Einwerbung von Drittmitteln haben. Erwartet wird, dass Sie mit den gängigen Methoden der Mikrobiomik vertraut sind und diese in Forschung und Lehre vertreten.

Die mit der Professur verbundenen Aufgaben bearbeiten Sie in einem interdisziplinären Kontext, und Sie sind bereit, sich in die bestehenden Forschungsverbünde einzubringen (z. B. SFB1129). Eine Mitarbeit im Deutschen Zentrum für Infektionsforschung soll angestrebt werden. Sie sind außerdem bereit, mit den außeruniversitären Institutionen am Standort Heidelberg neue Kooperationen aufzubauen, um das mit der Professur verbundene Forschungsgebiet breit und zukunftsweisend aufzustellen und strategisch zu entwickeln.

Idealerweise bringen Sie Erfahrung auf dem Gebiet der mikrobiologischen Diagnostik mit und sind bereit, die Mikrobiomik auch für diagnostische Fragen zur Anwendung zu bringen.

Besonderes Engagement erwarten wir von Ihnen auch in der Vertretung des Fachs in der studentischen Lehre (Heidelberger Curriculum für Mediziner (HeiCuMed) und Major Infectious Diseases) und der akademischen Selbstverwaltung.

Einstellungsvoraussetzungen sind eine hervorragende Promotion in Humanmedizin oder in einem Fach der Lebenswissenschaften und die Habilitation oder eine gleichwertige Qualifikation sowie nachgewiesene didaktische Eignung.

Auf die weiteren in § 47 und § 48 Abs. 2 des baden-württembergischen Landeshochschulgesetzes genannten Einstellungsvoraussetzungen wird hingewiesen.

Die Universität Heidelberg strebt eine Erhöhung des Anteils an Professorinnen an und bittet deshalb entsprechend qualifizierte Wissenschaftlerinnen nachdrücklich um eine Bewerbung. Qualifizierte internationale Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind ausdrücklich aufgefordert, sich zu bewerben. Schwerbehinderte Bewerberinnen und Bewerber werden bei gleicher Eignung bevorzugt berücksichtigt.

Bitte richten Sie Ihre Bewerbung an das Dekanat der Medizinischen Fakultät Heidelberg, Im Neuenheimer Feld 672, 69120 Heidelberg und reichen Sie die erforderlichen Unterlagen elektronisch gemäß den auf der Webseite der Fakultätsgeschäftsstelle angegebenen Kriterien **bis zum 17. März 2023** ein: https://www.medizinische-fakultaet-hd.uni-heidelberg.de/fakultaet/akademische-laufbahn/berufungen.

Über 1.000 anspruchsvolle Stellen auch online!

Jetzt auf jobs.zeit.de

jobs.zeit.de ZEIT ONLINE Stellenmarkt

Hochschule Geisenheim University

Die Hochschule Geisenheim University (HGU) ist die erste vom Wissenschaftsrat evaluierte Hochschule „Neuen Typs“ in Deutschland. In unseren Bachelor-Studiengängen steht wissenschaftlich fundierte, praxisorientierte und berufsqualifizierende Lehre im Vordergrund. Weiterführende Qualifikationen in Masterstudiengängen basieren auf profilbildender, grundlagenorientierter und international ausgerichteter Forschung. Die Hochschule Geisenheim besitzt eigenes Promotionsrecht.

An der Hochschule Geisenheim University ist zum Wintersemester 2023/24 eine

Professur „Ökologischer Weinbau“ (w/m/d)
(Bes.Gr. W2 HBesG)
Kennziffer: P1/2023

im **Institut für allgemeinen und ökologischen Weinbau** zu besetzen.

Zur Stärkung des profilbildenden und übergreifenden Forschungsschwerpunktes „Nachhaltiger Anbau von Sonderkulturen“ der Hochschule Geisenheim wird eine exzellent qualifizierte Persönlichkeit mit international ausgewiesenen Forschungsleistungen gesucht, die den ökologischen bzw. biodynamischen Anbau von Reben entlang der gesamten Wertschöpfungskette von Wein vertritt und weiterentwickelt. Die Schwerpunkte der thematischen Ausrichtung der Professur umfassen unter anderem die Erarbeitung und Umsetzung von weinbaulichen Maßnahmen zur Optimierung der Bodenfruchtbarkeit und des Wasserhaushalts, zu innovativen ökologischen Pflanzenschutzstrategien und zur Integration biodiversitätssteigernder Maßnahmen in zukunftsorientierte, nachhaltige weinbauliche Anbausysteme. Dies soll in enger und interdisziplinärer Kooperation mit Partnern innerhalb der HGU und mit nationalen und internationalen Forschungseinrichtungen unter Einbezug der weinbaulichen Praxis und Beratung erfolgen.

In der Lehre vertritt die Professur das Fachgebiet Ökologischer Weinbau und angrenzende Themengebiete in den weinbaulichen Bachelor- und Masterstudiengängen der Hochschule Geisenheim mit einem Deputat von bis zu 14 Semesterwochenstunden in Abhängigkeit der Forschungsaktivitäten und des Engagements in der akademischen Selbstverwaltung. Sie/Er ist in der Lage, Lehrveranstaltungen in deutscher und englischer Sprache anzubieten.

Die Bereitschaft zur interdisziplinären Zusammenarbeit, die aktive Mitarbeit in der Selbstverwaltung der Hochschule sowie in nationalen und internationalen Gremien des Weinbaus wird erwartet.

Bewerberinnen und Bewerber müssen ein abgeschlossenes Hochschulstudium in Weinbau und Oenologie, Agrarwissenschaften, Gartenbau oder verwandten Bereichen sowie exzellente wissenschaftliche Leistungen - nachgewiesen durch Promotion, Habilitation bzw. habilitationsäquivalente Leistungen - vorweisen. Pädagogische Eignung und der Ausschreibung entsprechende Erfahrungen in Lehre und Forschung werden erwartet.

Neben praktischen Erfahrungen im Weinbau und/oder im ökologischen bzw. biodynamischen Anbau von Sonderkulturen sind für einen praxisorientierten Wissenstransfer gute Verbindungen in die Branche sowie zu nationalen und internationalen Anbauverbänden wünschenswert.

Für dieses Berufungsverfahren gelten die Einstellungsvoraussetzungen und die Leistungsanforderungen der §§ 67 und 68 des Hessischen Hochschulgesetzes (HessHG). Die Stelle steht unbefristet zur Verfügung. Bei der ersten Berufung in ein Professorenamt erfolgt die Anstellung zunächst in einem befristeten Beschäftigungsverhältnis von drei Jahren. Nach Feststellung der entsprechenden Bewährung ist die Übernahme in ein unbefristetes Beschäftigungsverhältnis möglich. Die Übernahme in ein Beamtenverhältnis ist bei Erfüllung der dienstrechtlichen Voraussetzungen ggf. möglich. Weitere Dienstaufgaben und Voraussetzungen ergeben sich aus §§ 67–69, 75 und 76 des HessHG.

Die HGU sieht und lebt den Mehrwert von Diversität und legt großen Wert auf die Vielfalt ihrer Mitglieder. Durch die Infrastruktur an der HGU stehen hervorragende Arbeitsbedingungen in einem wissenschaftlichen Umfeld bereit, das in die Forschungslandschaft des Rhein-Main-Gebietes eingebettet ist. Die HGU fördert die Gleichstellung aller Geschlechter, ist als familienfreundliche Hochschule auditiert und unterstützt ausdrücklich Bewerbungen von Kandidatinnen und Kandidaten mit Familie oder in der Familienplanungsphase. Sie strebt eine Erhöhung des Anteils von Frauen in Lehre und Forschung an und bittet deshalb Wissenschaftlerinnen nachdrücklich, sich zu bewerben. Bei gleicher Eignung werden Menschen mit Behinderung (i. S. d. § 2 Abs. 2 und 3 SGB IX) bevorzugt berücksichtigt. Ihren Bewerbungsunterlagen fügen Sie bitte ggf. eine Kopie Ihres Schwerbehindertenausweises bei.

Ihre Bewerbung senden Sie bitte unter Angabe der o.g. Kennziffer bis **07.03.2023** mit Ihren aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen (Lebenslauf, Zeugnisse, Verzeichnis der Veröffentlichungen, Lehrnachweise, Drittmitteleinwerbungen, Referenzen, Lehr- und Forschungskonzept) per Email an Bewerbung@hs-gm.de (pdf-Format mit max. 10 MB). Die postalische Adresse lautet Hochschule Geisenheim, Sachgebiet Personalmanagement, Von-Lade-Str. 1, 65366 Geisenheim. Für Fragen zum Berufungsverfahren stehen Ihnen Frau Keitz (Tel. 06722/502-2777) und Frau Jentsch (Tel. 06722/502-2778), gern zur Verfügung; E-Mail: academicrecruiting@hs-gm.de). Fachliche Fragen richten Sie bitte an Frau Prof. Dr. Annette Reineke (Tel.: 06722/502-413, E-Mail: Annette.Reineke@hs-gm.de).

Informationen zur Verarbeitung Ihrer Bewerbungsdaten durch die Hochschule Geisenheim finden Sie unter https://hs-gm.de/datenschutzhinweise/bewerbung.html. Alternativ können Sie sich auch an die oben angegebenen Ansprechpartner:innen wenden.

Informationen zur Hochschule Geisenheim University finden Sie unter www.hs-geisenheim.de.

TALENTE.TECHNIK.ZUKUNFT. THM TECHNISCHE HOCHSCHULE MITTELHESSEN

Die **Technische Hochschule Mittelhessen** gehört zu den größten Hochschulen für angewandte Wissenschaften in Deutschland.

Zur Verstärkung unseres Kollegiums ist am **Fachbereich Mathematik, Naturwissenschaften und Informatik (MNI)** zum nächstmöglichen Zeitpunkt folgende Stelle zu besetzen:

W2-PROFESSUR

mit dem Fachgebiet
INFORMATIK MIT SCHWERPUNKT
WIRTSCHAFTSINFORMATIK
Bewerbungsende: 06. März 2023
REF. NR. B 21-004

Detaillierte Informationen zu der zu besetzenden Professur – insbesondere die sich aus den §§ 67 und 68 HHG ergebenden Einstellungsvoraussetzungen des Landes Hessen – entnehmen Sie bitte unserer Homepage unter: **karriere.thm.de**

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist uns ein Anliegen. Im Rahmen des audits „familiengerechte Hochschule“ arbeiten wir an der Weiterentwicklung entsprechender Strukturen.

TECHNISCHE HOCHSCHULE DEGGENDORF THD

Die **Technische Hochschule Deggendorf** bietet zum Wintersemester 2023/24 oder später die folgende Stelle der Bes.Gr. W2

Professur (d/m/w)
für das Lehrgebiet „Konstruktiver Ingenieurbau mit Schwerpunkt Werkstoffe“
in Deggendorf

Mehr Infos unter
www.th-deg.de/arbeiten-an-der-thd

INNOVATIV & LEBENDIG

Fachhochschule Kiel
Hochschule für Angewandte Wissenschaften

Wissensvermittlung mit starkem Praxisbezug – dafür steht die Fachhochschule Kiel seit mehr als 50 Jahren. Dabei arbeiten wir interdisziplinär und können als größte Hochschule für angewandte Wissenschaften im Land auf regionale wie internationale Netzwerke zurückgreifen. In den Studiengängen an unseren sechs Fachbereichen widmen wir uns mit rund 8000 Studierenden den aktuellen Herausforderungen von Wirtschaft und Gesellschaft.

Am Institut für Bauwesen (IfB) sind für den neu einzurichtenden Studiengang Architektur zum nächstmöglichen Zeitpunkt zwei Professuren wie folgt zu besetzen:

W2-Professur für Bau-, Planungs- und Umweltrecht

Es wird eine national ausgewiesene Persönlichkeit gesucht, die mit herausragender fachlicher Qualifikation die Fachgebiete Bau-, Planungs- und Umweltrecht vertritt.

Sie besitzen fundierte Kenntnisse auf sämtlichen für das Bauingenieurwesen bzw. die Architektur relevanten öffentlichen und privaten Rechtsgebieten. Im Fokus stehen hierbei das Bauplanungsrecht sowie das Bauordnungsrecht und innerhalb des privaten Baurechts die zivilrechtlichen Rechtsbeziehungen zwischen den an einem Bauprojekt Beteiligten (Bauvertragsrecht inkl. Architektenrecht). Ebenso wird eine umfassende Expertise im Bau-, Planungs- und Umweltrecht innerhalb von hochbaulichen und städtebaulichen Projekten sowie Infrastrukturmaßnahmen vorausgesetzt. Nachgewiesene Erfahrungen in der rechtlichen Begleitung dieser Projekte und deren Genehmigungsverfahren (Raumordnungsverfahren, Bauleitplanung, Planfeststellung, Zulassungsverfahren, Baugenehmigungs- und Einzelzulassungsverfahren) sind unabdingbar. Sie verfügen darüber hinaus über Expertise in der unter juristischen Aspekten zu erfolgenden Projektkommunikation/Öffentlichkeitsarbeit mit allen relevanten Akteurinnen und Akteuren, wie Vorhabenträgern/Auftraggeberinnen und Auftraggebern, Behörden und Interessensverbänden der Zivilgesellschaft und sind zudem versiert in der projektbegleitenden Arbeit mit kommunalpolitischen Gremien.

Zu Ihren Aufgaben zählen Vorlesungen, Übungen, Seminare und die Betreuung von Arbeiten für Studierende des Instituts für Bauwesen sowie für Studierende anderer Fachgebiete im Rahmen der interdisziplinären Zusammenarbeit innerhalb der Fachhochschule. Entsprechende Lehrerfahrungen werden vorausgesetzt. Erwartet wird, dass Sie sich mit neuen Ansätzen zum Einsatz von digitalen Medien kreativ in der Lehre engagieren. Die organisatorische Anbindung des Instituts an den Fachbereich Medien eröffnet Ihnen zudem die Möglichkeit, auf modernste digitale Medientechnologien der Projektkommunikation und Öffentlichkeitsarbeit in Lehre und Forschung zurückzugreifen. Entsprechende Lehrerfahrungen in den genannten Bereichen sind wünschenswert. Ein akademischer Abschluss der Rechtswissenschaften (1. und 2. Staatsexamen) wird vorausgesetzt.

W2-Professur Grundlagen des Konstruierens

Es wird eine national ausgewiesene Persönlichkeit gesucht, die mit herausragender fachlicher Qualifikation das Fachgebiet Baukonstruktion vertritt.

Sie verfügen über Erfahrung auf dem Gebiet der Baukonstruktion und des Entwerfens und verfolgen einen methodischen Ansatz, bei dem die Einheit von Konzept, Material und Konstruktion im Fokus steht. Dabei soll eine Auseinandersetzung mit zukunftsfähigen, nachhaltigen und ressourcenschonenden Bauweisen (Reduce, Reuse, Recycle) und deren Potenzial für zukünftige Gestaltungsansätze in der Architektur ebenso erkennbar sein wie eine Auseinandersetzung mit regionaler Bautradition (Mauerwerksbau). Neben der Lehre faktischen Wissens der Baukonstruktion vermitteln Sie Studierenden auch das Lernen durch praktische Erfahrungen im Umgang mit Materialien, Werkzeugen und Abläufen beim Bauen. Darüber hinaus sind Sie mit zeitgemäßen – insbesondere digitalen – Planungsmethoden und -werkzeugen vertraut.

Zu Ihren Aufgaben zählen die Durchführung von Vorlesungen, Übungen, Seminaren und die Betreuung der Studierenden in der Entwurfs- und Projektarbeit mit einem Schwerpunkt auf den Grundlagen der Baukonstruktion sowie die Übernahme von Lehrveranstaltungen in vertiefenden Modulen der Architektur und in Schnittstellenbereichen zum Bauingenieurwesen. Entsprechende Lehrerfahrungen in den genannten Bereichen werden vorausgesetzt. Erwartet wird, dass Sie sich mit neuen Ansätzen zum Einsatz von digitalen Medien kreativ in der Lehre engagieren. Die organisatorische Anbindung des Instituts an den Fachbereich Medien eröffnet Ihnen zudem die Möglichkeit, auf modernste digitale Medientechnologien in Lehre und Forschung zurückzugreifen. Entsprechende Lehrerfahrungen in den genannten Bereichen sind wünschenswert. Ein akademischer Abschluss der Architektur wird vorausgesetzt.

Allgemeine Einstellungsvoraussetzungen:
Vorausgesetzt werden neben den zuvor genannten akademischen Abschlüssen die allgemeinen beamtenrechtlichen Voraussetzungen des § 61 HSG SH. Danach sind mindestens ein zum Zugang für die Laufbahn der Laufbahngruppe 2, zweites Einstiegsamt, berechtigendes, abgeschlossenes Hochschulstudium, pädagogische und didaktische Eignung und besondere Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit, die in der Regel durch die gute Qualität einer Promotion nachgewiesen wird, erforderlich. Des Weiteren sind besondere Leistungen bei der Anwendung oder Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden in einer mindestens fünfjährigen beruflichen Praxis, von der mindestens drei Jahre außerhalb des Hochschulbereiches ausgeübt worden sind, Voraussetzung.

Sie sind Teil des neuen Architekturstudiengangs, der dem Institut für Bauwesen des Fachbereichs Medien angegliedert ist und der den bestehenden Bauingenieurwesen-Studiengang ergänzt. In diesem Zusammenhang wird Ihre Bereitschaft zum Engagement beim Auf- und Ausbau des Architekturstudiengangs und der dafür notwendigen, institutseigenen Infrastruktur erwartet, wofür eine entsprechende Erfahrung vorteilhaft ist.

Die Fachhochschule Kiel bietet Ihnen ein anwendungsorientiertes Forschungsumfeld und eine exzellente Ausstattung. Sie haben die Möglichkeit, den Studiengang Architektur am Institut für Bauwesen hinsichtlich seiner zukünftigen Ausstattung, seiner Ausrichtung und seiner weiteren Entwicklung in innovativer Lehre und Forschung mitzugestalten. Hierfür wird erwartet, dass Sie sich aktiv und initiativ in die weitere Entwicklung der Lehr- und Forschungsinfrastruktur einbringen und sich an der akademischen Selbstverwaltung beteiligen. Die regelmäßige Anwesenheit an der Fachhochschule während der Vorlesungszeiten ist dafür eine Voraussetzung.

Die Studienkonzepte am Institut für Bauwesen zielen darauf ab, versiertes Fachwissen im gesamten Bereich der Architektur und des Bauingenieurwesens zu vermitteln. Die Fachhochschule vertritt einen ganzheitlichen und interdisziplinären Ansatz. Die Studierenden lernen in kleinen Gruppen und erfahren eine intensive Betreuung durch die Lehrenden. Sie betreuen Projekt- und Abschlussarbeiten und knüpfen in Ihrem Fachgebiet Kontakte zu regionalen und überregionalen Kooperationspartner*innen. Weiterhin wird erwartet, dass Sie mit anderen Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen im In- und Ausland kooperieren. Die Bereitschaft zur Übernahme von Lehr- und Übungsveranstaltungen, auch in englischer Sprache, wird vorausgesetzt.

Die Fachhochschule Kiel bietet didaktische Aus- und Fortbildung während der ersten beiden Beschäftigungsjahre an. Es wird erwartet, dass dieses Angebot genutzt wird.

Die Hochschule setzt sich für die Beschäftigung von Menschen mit Behinderung ein. Daher werden schwerbehinderte und ihnen gleichgestellte Bewerbende bei entsprechender Eignung bevorzugt berücksichtigt. Die Hochschule ist bestrebt, den Anteil der Wissenschaftlerinnen zu erhöhen. Sie fordert deshalb geeignete Frauen auf, sich zu bewerben. Frauen werden bei gleichwertiger Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung vorrangig berücksichtigt. Ausdrücklich begrüßen wir es zudem, wenn sich Menschen mit Migrationshintergrund bei uns bewerben.

Auf die Vorlage von Bewerbungsfotos verzichten wir und bitten daher, hiervon abzusehen.

Bewerbungen mit vollständigen Unterlagen sind schriftlich in Papierform bis zum **03.03.2023** zu richten an den **Dekan des Fachbereichs Medien, Herrn Prof. Dr. Christian Hauck, Grenzstr. 3, 24149 Kiel.** Parallel ist die Bewerbung als PDF-Datei per E-Mail zu senden an medien@fh-kiel.de.

Zertifikat seit 2014 audit familiengerechte hochschule

An der Hochschule für öffentliche Verwaltung Kehl ist zum 01. September 2023 eine Professorenstelle (W2) (m/w/d) zu besetzen.

HOCHSCHULE KEHL UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES Verwaltung · Gestalten & Entwickeln

In der Fakultät „Rechts- und Kommunalwissenschaften“ ist zu besetzen:

eine Professur (W2) für „Öffentliches Recht“

Voraussetzungen:
Einstellungsvoraussetzungen sind neben einem Hochschulstudium, pädagogischer Eignung und einer besonderen Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit (i.d.R. nachgewiesen durch eine Promotion; alternativ zunächst eine zweijährige Abordnung an die Hochschule verbunden mit der Möglichkeit, in diesem Zeitraum zu promovieren), eine mindestens fünfjährige berufliche Praxis, von der mindestens drei Jahre außerhalb des Hochschulbereichs ausgeübt worden sein müssen (§ 47 LHG). Es besteht ein vordringlicher Bedarf in den verwaltungsrechtlichen Fächern. Personen, die diese Bereiche abdecken können, werden daher bevorzugt.

Verfahren:
Stellen Sie sich bitte darauf ein, dass die Probevorlesung und das Kolloquium im Zeitraum vom **27. - 28. März 2023** stattfinden werden.
Andere Termine sind nur in entsprechend begründeten Ausnahmefällen möglich.

Den vollständigen Ausschreibungstext, Einzelheiten zum Bewerbungsverfahren, nähere Informationen zur Hochschule und Hinweise zum Datenschutz finden Sie auf unserer Homepage unter www.hs-kehl.de/stellen.

Senden Sie Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen bis spätestens **23. Februar 2023 per E-Mail** (maximale Dateigröße 5 MB) an die Hochschule Kehl, Herrn Rektor Prof. Dr. Joachim Beck, fakultaetsbuero@hs-kehl.de.

Bei Fragen wenden Sie sich bitte an den Dekan Prof. Dr. Patrick Terry (terry@hs-kehl.de).

Die Hochschule Kehl ist eine der ältesten und renommiertesten Verwaltungshochschulen Deutschlands. Sie bildet in zwei Bachelorstudiengängen den Nachwuchs für den gehobenen nichttechnischen Verwaltungsdienst und den gehobenen Dienst im digitalen Verwaltungsmanagement aus. Daneben werden Masterstudiengänge für öffentliche Verwaltung, für europäisches Verwaltungsmanagement, für Clustermanagement und für Public Management in International Cooperation angeboten.

Die Hochschule strebt eine Erhöhung des Anteils der Professorinnen an und fordert deshalb qualifizierte Frauen nachdrücklich auf, sich zu bewerben. Schwerbehinderte werden bei entsprechender Eignung vorrangig berücksichtigt.

Hochschule Kehl
Kinzigallee 1, D-77694 Kehl
Telefon +49 7851/894-0
Telefax +49 7851/894-120
post@hs-kehl.de
www.hs-kehl.de

HM Hochschule München University of Applied Sciences

FAMILIE IN DER HOCHSCHULE · UAS7 German Universities of Applied Sciences · INUAS München·Wien·Zürich

An der Hochschule München sind an der Fakultät für Studium Generale und Interdisziplinäre Studien ab dem Wintersemester 2023/2024 oder später folgende Stellen zu besetzen:

Professur für Soziologie (W2)

Kennziffer: BV 1340

Erfahren Sie mehr in der detaillierten Stellenausschreibung unter:
https://stellen.hm.edu/np1hy

Professur für Geschichte (W2)

Kennziffer: BV 1341

Erfahren Sie mehr in der detaillierten Stellenausschreibung unter:
https://stellen.hm.edu/y9h3f

Bewerben Sie sich über unser Online-Portal.

Wir freuen uns darauf, Sie kennenzulernen!

KATHOLISCHE HOCHSCHULE FREIBURG

KATHOLISCHE HOCHSCHULE FREIBURG
CATHOLIC UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES FREIBURG

Die **Katholische Hochschule Freiburg** – Catholic University of Applied Sciences Freiburg – ist eine staatlich anerkannte Hochschule für Soziales und Gesundheit in Baden-Württemberg. Orientiert am christlichen Menschenbild engagieren wir uns in Lehre, Forschung und Weiterbildung für eine nachhaltige Gestaltung der Gesellschaft. Unsere Personalpolitik orientiert sich an den Prinzipien der Gleichstellung und Vielfalt.

Zum Wintersemester 2023/2024 ist eine **Professur** für

Pädagogik in der Sozialen Arbeit (100%)

zu besetzen.

Diese Professur soll die genannten Fachgebiete mit folgenden Inhalten in Lehre, Forschung und wissenschaftlicher Weiterbildung vertreten:

- Erziehungswissenschaftliche Theorien für Soziale Arbeit
- Didaktische Konzepte für Soziale Arbeit
- Konzepte für ein Handlungsfeld der Sozialen Arbeit (bevorzugt Bildung und Erziehung in der Kindheit)

Mit der Bewerbung sind nachzuweisen:

- Abgeschlossenes Hochschulstudium der Erziehungswissenschaft, der Sozialen Arbeit oder eines vergleichbar qualifizierenden Studiengangs
- Einschlägige Berufserfahrung in mindestens einem der Handlungsfelder der Sozialen Arbeit
- Ausgewiesene Kompetenzen im Bereich der empirischen Sozialforschung
- Forschungs- und Lehrerfahrungen
- Besondere Befähigung zur wissenschaftlichen Arbeit, die i.d.R. durch die Qualität einer Promotion zu einem der o. g. Schwerpunkte nachgewiesen wird
- Pädagogische Eignung, die durch Erfahrung in der Lehre oder Ausbildung oder die Teilnahme an Fort- und Weiterbildungen in Hochschuldidaktik nachgewiesen ist
- Besondere Leistungen bei der Anwendung oder Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden in einer mindestens fünfjährigen beruflichen Praxis, von denen mindestens drei Jahre außerhalb des Hochschulbetriebes, ausgeübt worden sein müssen

Wir erwarten von Ihnen:

- Interdisziplinäre Zusammenarbeit und Mitwirkung in unterschiedlichen Studiengängen unserer Hochschule
- Initiierung und Durchführung von Forschungs-, Entwicklungs- und Weiterbildungsprojekten in Zusammenarbeit mit dem Institut für Angewandte Forschung (IAF) und dem Institut für Wissenschaftliche Weiterbildung (IWW) der KH Freiburg
- Mitwirkung bei der hochschulinternen Qualitätsentwicklung
- Mitarbeit in den Hochschulgremien der Selbstverwaltung
- Erfahrungen im Bereich E-learning
- Enge Kooperation mit der Fachpraxis und Initiierung von gemeinsamen Projekten

Sie sollen der Katholischen Kirche angehören. Sie müssen sich mit den Aufgaben und Zielen der Katholischen Hochschule identifizieren und ihre Verantwortung als Lehrende so wahrnehmen, dass Sie zur Verwirklichung des katholischen Profils der Hochschule beitragen.

Die Anstellung erfolgt im Angestelltenverhältnis nach den Arbeitsvertragsrichtlinien des Deutschen Caritasverbandes (AVR).

Ihre Bewerbung mit den üblichen aussagekräftigen Unterlagen senden Sie bitte **bis zum 16.03.2023 per E-Mail** an die Rektorin Frau Prof.in Dr. Stephanie Bohlen, Katholische Hochschule Freiburg, Karlstraße 63, 79104 Freiburg: **rektorat@kh-freiburg.de**

---

technische universität dortmund

The Department of Physics at TU Dortmund University offers the following position (starting at the earliest opportunity):

Professorship (W3) Quantum Materials (Experimental Physics)

The professorship represents the field of Quantum Materials (Experimental Physics: growth, preparation and characterization) in research and teaching.

The full text of the tender can be found at:
service.tu-dortmund.de/en/professuren

If you are interested in the position, please send your application via e-mail by 15.03.2023 to:
dekanat.physik@lists.tu-dortmund.de

Details on the application process and the preparation of application documents can be found here:
berufung.tu-dortmund.de/en/application

Questions will be answered by the Dean of the Department of Physics,
University Professor Dr. Kevin Kröninger
Tel: +49 231 755-7958 or
dekanat.physik@lists.tu-dortmund.de

An der **Hochschule für Polizei Baden-Württemberg** ist in der Fakultät IV (Sozialwissenschaften) baldmöglichst folgende Stelle zu besetzen:

POLIZEI BADEN-WÜRTTEMBERG
HOCHSCHULE FÜR POLIZEI BADEN-WÜRTTEMBERG

Professur (w/m/d) für Politikwissenschaft (50% im Arbeitnehmerverhältnis in Anlehnung an Bes. Gr. W2, befristet bis 31.03.2026)

Zum Aufgabengebiet der Stelleninhaberin bzw. des Stelleninhabers (w/m/d) gehören die Lehre im Fach Politikwissenschaft, vor allem im Modul wissenschaftliches Arbeiten im Studiengang „Bachelor of Arts - Polizeivollzugsdienst", die Mitwirkung an Prüfungen und die Betreuung von Bachelorarbeiten. Eigene Forschungsvorhaben werden begrüßt. Ferner setzen wir die Bereitschaft voraus, Aufgaben in der Selbstverwaltung der Hochschule zu übernehmen.

Die Einstellungsvoraussetzungen ergeben sich aus § 47 Landeshochschulgesetz für Baden-Württemberg.

Die vollständige Stellenausschreibung finden Sie unter: **www.hfpol-bw.de**

Zertifikat seit 2016 audit berufundfamilie

DAS DUALE HOCHSCHULSTUDIUM MIT ZUKUNFT.

DHBW Duale Hochschule Baden-Württemberg Stuttgart

Die Duale Hochschule Baden-Württemberg (DHBW) ist mit rund 34.000 Studierenden an 9 Studienakademien und 3 Campus sowie dem Center for Advanced Studies die größte Hochschule Baden-Württembergs.
Die DHBW Stuttgart gehört mit ca. 8.000 Studierenden in Bachelor- und Masterprogrammen zu den größten Hochschulen in den Regionen Stuttgart und oberer Neckar. In Kooperation mit rund 2.000 ausgewählten Unternehmen und sozialen Einrichtungen bietet sie rund 60 national und international anerkannte, berufsintegrierte Bachelor- und Master-Studienrichtungen in den Bereichen Wirtschaft, Technik, Sozialwesen und Gesundheit an.

AN DER DHBW STUTTGART SIND AN DER FAKULTÄT WIRTSCHAFT UND GESUNDHEIT FOLGENDE STELLEN ZU BESETZEN:

Professur
für Wirtschaftsinformatik

(Verf.Nr. 2021-S-W-13) Besoldungsgruppe W 2

Sie begeistern sich für die Lehre und haben Freude daran, Ihr Wissen an junge Menschen weiterzugeben? Sie verfügen über eine ausgeprägte Expertise in der Wirtschaftsinformatik mit dem Schwerpunkt „Datenbanken und Big Data"?

Für die Besetzung der Professur suchen wir eine teamorientierte und kommunikative Persönlichkeit, die über fundierte Fachkenntnisse und über einschlägige berufspraktische Erfahrungen im Gebiet „Datenbanken und Big Data" verfügt. Die Ausrichtung der Stelle umfasst ein breites Spektrum von den Grundlagen der Datenbanken bis hin zu Themen der fortgeschrittenen Datenbank-Programmierung, der Datenanalyse sowie Big-Data-Anwendungen und -Methoden. Die Erwartung ist nicht, dass alle vorstehenden Fächer gelehrt werden können und sollen, vielmehr ist eine Spezialisierung hin zu einem oder mehreren Themengebieten über die Zeit gewünscht.

Neben der Übernahme entsprechender Lehrveranstaltungen umfasst das Stellenprofil die Betreuung von Projekt- und Bachelorarbeiten. Da zu einem späteren Zeitpunkt eine Übertragung einer Studiengangsleitungsfunktion möglich ist, sollten Sie auch Interesse an Koordinations- und Managementaufgaben mitbringen.

Professur
für Data Science und digitale Technologien

(Verf.Nr. 2022-S-W-12) Besoldungsgruppe W 2

Sie begeistern sich für die Lehre und haben Freude daran, Ihr Wissen an junge Menschen weiterzugeben? Sie verfügen über eine ausgeprägte Expertise im Themengebiet „Data Science und digitale Technologien"?

Für die Besetzung der Professur suchen wir eine teamorientierte und kommunikative Persönlichkeit, die über fundierte Fachkenntnisse und über einschlägige berufspraktische Erfahrungen im Gebiet „Data Science und digitale Technologien" verfügt. Die Ausrichtung der Stelle umfasst ein breites Spektrum von den technisch-mathematischen Grundlagen von Data Science bis hin zu Machine-Learning- und Big-Data-Themen sowie der entsprechenden Programmierung. Die Erwartung ist nicht, dass alle vorstehenden Fächer gelehrt werden können und sollen, vielmehr ist eine Spezialisierung hin zu einem oder mehreren Themengebieten über die Zeit gewünscht.

Neben der Übernahme entsprechender Lehrveranstaltungen umfasst das Stellenprofil die Betreuung von Projekt- und Bachelorarbeiten. Da zu einem späteren Zeitpunkt eine Übertragung einer Studiengangsleitungsfunktion möglich ist, sollten Sie auch Interesse an Koordinations- und Managementaufgaben mitbringen.

EINSTELLUNGSVORAUSSETZUNGEN:
Vorausgesetzt werden gemäß § 47 LHG ein abgeschlossenes Hochschulstudium, besondere wissenschaftliche Befähigung (in der Regel Promotion), pädagogische Eignung sowie mindestens fünf Jahre berufspraktische Erfahrung, davon mindestens drei Jahre außerhalb des Hochschulbereichs. Die Bereitschaft an der wissenschaftlichen Entwicklung teilzuhaben, insbesondere durch Forschung und wissenschaftliche Weiterbildung, setzen wir voraus. Erwartet wird ein besonderes Maß an Engagement, Kooperationsbereitschaft mit den beteiligten Unternehmen und sozialen Einrichtungen sowie die Bereitschaft zur Gremienarbeit.

Bei Erfüllung der Voraussetzungen ist die Übernahme in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit nach einer dreijährigen Bewährung im Beamtenverhältnis auf Probe möglich, falls das Lebensalter bei der Einstellung 47 Jahre, in Ausnahmefällen das 52. Lebensjahr nicht übersteigt.

Die DHBW strebt eine Erhöhung des Anteils von Frauen in Lehre und Forschung an, daher sind Bewerbungen von Frauen besonders erwünscht. Sie setzt sich besonders für die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsleben ein. Die DHBW Stuttgart bietet ein Dual Career Programm an:
http://www.dhbw-stuttgart.de/dual-career

Das Bekenntnis der DHBW zu Vielfalt und Inklusion ist für unseren Erfolg von zentraler Bedeutung. Als Hochschule mit weltweiten Hochschulpartnerschaften und international tätigen Dualen Partnern wissen wir, dass unsere Studierenden und Mitarbeitenden ihr Potential nur dann voll ausschöpfen können, wenn sie die Freiheit haben, sie selbst zu sein.

Menschen mit Schwerbehinderung und diesen gleichgestellte Personen werden bei gleicher fachlicher Eignung vorrangig berücksichtigt. Die Grundsätze des AGG werden beachtet.

Bitte richten Sie Ihre Bewerbung in elektronischer Form bis zum **28.02.2023** unter Angabe der o. g. **Verfahrensnummer** an:

Duale Hochschule Baden-Württemberg Stuttgart
Postfach 10 05 63, 70004 Stuttgart
E-Mail: **bewerbung-prof@dhbw-stuttgart.de**

Bewerbungen per E-Mail bitte nur im PDF-Format als eine Datei mit einem Maximalvolumen von 10 MB.

Informationen zur Erhebung von personenbezogenen Daten finden Sie unter:
https://www.dhbw.de/datenschutz

FAMILIE IN DER HOCHSCHULE

Zertifikat seit 2012 audit familiengerechte hochschule

KONTAKT FÜR ANZEIGENKUNDEN
Sie möchten Ihre Anzeige elektronisch übermitteln und haben noch Fragen?
Dann rufen Sie uns gerne an oder schreiben uns:
0931 / 6001758
zeit@anzeigeneingang.de
Informationen zum Datenversand per Upload finden Sie unter:
www.anzeigeneingang.de

DIE ZEIT

REICHWEITENSIEGER
Platz für 2.220.000 BewerberInnen
Ihre Ausschreibung in Deutschlands reichweitenstärkster Qualitätszeitung erscheint parallel mit wöchentlich 1.160.000 Visits auf jobs.zeit.de und academics.de.
Quellen: AWA 2021/ MAPP, wöchentlicher Durchschnitt 2021.

DIE ZEIT

ANZEIGE

Was soll ich studieren?

Jetzt online bestellen:
www.zeit.de/studienfuehrer

Der ZEIT Studienführer ist die **Nr. 1 für die Studienwahl** und hilft dabei, die richtige Entscheidung zu treffen. Von der Wahl des passenden Fachs über die Bewerbungsphase bis hin zum Studienbeginn – hier findet man alle Informationen für einen erfolgreichen Start in die Zukunft.

+ Extraheft
»Wege in den Beruf«

Wie geht's weiter nach dem Abi? Was ist ein Bachelorabschluss wert? Und wie kann man in Jobs reinschnuppern? Das und vieles mehr beantwortet das Begleitheft.

Hey Studium | Ein Angebot von DIE ZEIT

technische universität dortmund

Die Fakultät für Mathematik der Technischen Universität Dortmund möchte zum nächstmöglichen Zeitpunkt folgende Stelle besetzen:

Juniorprofessur (W1) mit Tenure Track auf W2 „Didaktik der Mathematik in der Primarstufe“

Die Professur soll das Fach Didaktik der Mathematik in der Primarstufe in Forschung und Lehre vertreten.

Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie unter:
service.tu-dortmund.de/professuren

**Bei Interesse senden Sie Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf/beruflicher und wissenschaftlicher Werdegang, Liste der wissenschaftlichen Veröffentlichungen, Zeugniskopien (ab Studienabschluss) etc.) bis zum 01.03.2023 per E-Mail (in einer pdf-Datei) an:
w1-didaktik-primarstufe@math.tu-dortmund.de**

Hinweise zum Bewerbungsprozess und zur Erstellung der Bewerbungsunterlagen finden Sie hier:
berufung.tu-dortmund.de/bewerbung

Fragen beantwortet Ihnen der Dekan der Fakultät für Mathematik, Herr Univ.-Prof. Dr. Stefan Turek unter 0231/755-3050 oder
E-Mail: dekan@math.tu-dortmund.de

UNIVERSITÄTS KLINIKUM FREIBURG — UNI FREIBURG

Die Medizinische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg zählt zu den renommiertesten und traditionsreichsten Fakultäten in Deutschland. Das Universitätsklinikum Freiburg ist einer der größten Maximalversorger in Europa. Gemeinsam werden täglich Grenzen in Medizin, Forschung und Lehre überwunden.

An der Medizinischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg ist die

W3-Professur für Neurologie
(Nachfolge Prof. Cornelius Weiller)

in der Klinik für Neurologie und Neurophysiologie zum 01.10.2023 zu besetzen.

Der*die Stelleninhaber*in vertritt das Fach Neurologie in seiner gesamten Breite in Forschung, Lehre und Krankenversorgung und wird mit der Leitung der Klinik für Neurologie und Neurophysiologie am Universitätsklinikum Freiburg betraut.

Der*die Bewerber*in soll eine hohe international ausgewiesene wissenschaftliche und klinische Qualifikation und Exzellenz in der translationalen Forschung aufweisen, die u.a. durch hochrangige Publikationen und Einwerbung von Drittmitteln nachgewiesen sind. Die Bereitschaft zur interdisziplinären Zusammenarbeit, eine aktive Mitarbeit innerhalb der Forschungsschwerpunkte der Medizinischen Fakultät und eine Beteiligung an Freiburger Forschungsverbünden wird erwartet.

Die Klinik deckt das gesamte Spektrum des Faches ab und beinhaltet eine Intensivstation, ein überregionales Schlaganfallzentrum, eine Sektion im Universitären Notfallzentrum (UNZ) und eine Geriatriestation. Weiterhin besteht ein Telemedizinisches Netzwerk mit zwölf angeschlossenen Kliniken. Die Klinik für Neurologie und Neurophysiologie ist Teil des Departments Neurozentrum mit engen Kooperationen mit der Klinik für Neurochirurgie mit Allgemeiner und Stereotaktischer und Funktioneller Neurochirurgie inkl. Epilepsiezentrum, und der Klinik für Neuroradiologie sowie dem Institut für Neuropathologie.

Einstellungsvoraussetzungen für Professor*innen sind neben den allgemeinen dienstrechtlichen Voraussetzungen ein abgeschlossenes Hochschulstudium der Medizin, pädagogische Eignung, eine sehr gute Promotion sowie die Facharztanerkennung für Neurologie. Über die Promotion hinausgehende wissenschaftliche Leistungen, die in der Regel durch eine Habilitation nachgewiesen werden, werden erwartet (§ 47 Landeshochschulgesetz (LHG)).

Die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg möchte eine international ausgewiesene Persönlichkeit mit hervorragender klinischer und wissenschaftlicher Expertise und integrativen Führungsfähigkeiten gewinnen.

Die Professur steht unbefristet zur Verfügung und wird gemäß § 50 Abs. 1 LHG besetzt. Auf die Regelungen des § 49 Abs. 2a LHG wird hingewiesen.

Die Personalpolitik der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg orientiert sich an den Prinzipien der Gleichstellung und Vielfalt. Die Universität bekennt sich nachdrücklich zu dem Ziel einer familiengerechten Hochschule. Für die hier ausgeschriebene Position freuen wir uns besonders über Bewerbungen von Frauen. Schwerbehinderte Menschen werden bei entsprechender Eignung bevorzugt eingestellt.

Bewerber*innen können sich unter dem folgenden Link die erforderlichen Bewerbungsunterlagen herunterladen: https://www.med.uni-freiburg.de/de/verwaltung/berufungsverfahren-1.
Bei Rückfragen: Tel. +49-761-270-84650/-84661; Fax +49-761-270-84670;
E-Mail: dekanat-professuren@uniklinik-freiburg.de.
Die Bewerbungsunterlagen einschließlich eines Nachweises der Lehrkompetenz und der Lehrpersönlichkeit senden Sie bitte bis zum 16.03.2023 per E-Mail an den Dekan der Medizinischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Prof. Dr. Lutz Hein, 79085 Freiburg
(professuren-bewerbungen@uniklinik-freiburg.de).
Weitere Informationen zum Berufungsverfahren finden Sie im Berufungsleitfaden, abrufbar unter. https://uni-freiburg.link/berufungsleitfaden

ZEIT STELLENMARKT
Crossmedial gespielt: Ihre Ausschreibung
Jede Stellenanzeige im ZEIT STELLENMARKT finden Sie auch digital auf jobs.zeit.de und bei academics.
DIE ZEIT

UNIVERSITÄT PADERBORN
Die Universität der Informationsgesellschaft

Die Universität Paderborn ist eine leistungsstarke und international orientierte Campus-Universität mit rund 20.000 Studierenden. In interdisziplinären Teams gestalten wir zukunftsweisende Forschung, innovative Lehre sowie den aktiven Wissenstransfer in die Gesellschaft. Als wichtiger Forschungs- und Kooperationspartner prägt die Universität auch regionale Entwicklungsstrategien. Unseren über 2.600 Beschäftigten in Forschung, Lehre, Technik und Verwaltung bieten wir ein lebendiges, familienfreundliches und chancengerechtes Arbeitsumfeld mit kurzen Entscheidungswegen und vielfältigen Möglichkeiten.

Gestalten Sie mit uns die Zukunft!

In der **Fakultät für Elektrotechnik, Informatik und Mathematik** der Universität Paderborn ist am **Institut für Informatik** baldmöglichst folgende Stelle zu besetzen:

W3-Universitätsprofessur (w/m/d) Algorithmen und Softwareentwicklung für Quantencomputer
(Heinz Nixdorf – Stiftungsprofessur)

Mit dieser Stelle soll ein Bindeglied zwischen den Forschungsschwerpunkten Hochleistungsrechnen und Quantensysteme mit den zugehörigen interdisziplinären wissenschaftlichen Einrichtungen Paderborn Center for Parallel Computing (PC2), Institut für Photonische Quantensysteme (PhoQS) und Heinz Nixdorf Institut (HNI) sowie den beteiligten Fakultäten Elektrotechnik, Informatik und Mathematik sowie Naturwissenschaften geschaffen werden. Die Einrichtung dieser neuen Professur wird durch die Heinz Nixdorf Stiftung gefördert.

Gesucht wird eine international hervorragend wissenschaftlich ausgewiesene Person mit Forschungsschwerpunkt in der Entwicklung von Algorithmen und Software für Quantencomputer, beispielsweise in den folgenden methodischen Bereichen:
- Algorithmen für Quantencomputer bzw. hybride Verfahren, die klassisches HPC mit Quantencomputing kombinieren
- Softwareengineering-Methoden für die effektive Programmierung und Nutzung von Quantencomputern
- Effiziente Simulation von Quantencomputern

Außergewöhnlich gut qualifizierte Kandidatinnen und Kandidaten mit anderen Schwerpunkten im Gebiet Quantencomputing mit Anwendungsbezug können ebenfalls berücksichtigt werden.

Das Arbeitsgebiet soll insbesondere auch die praktische Nutzung von Quantencomputern für Anwendungsgebiete umfassen, die an Forschungsthemen an den genannten Institutionen anschlussfähig sind, beispielsweise:
- Quantenmechanische Simulation von Festkörpern oder molekularen Systemen
- Quantum Machine Learning insbesondere für Anwendungen in den Natur- und Ingenieurwissenschaften
- Optimierungsprobleme insbesondere mit Anwendungen in den Wirtschaftswissenschaften

In der Lehre erwarten wir eine Erweiterung des Lehrangebots für grundlegende und weiterführende Veranstaltungen im Bereich Quantencomputing, insbesondere für die Studiengängen Informatik und Computer Engineering, sowie ein Engagement in den Pflichtveranstaltungen der genannten Studiengänge. Die Fähigkeit und Bereitschaft zur Mitarbeit in der akademischen Selbstverwaltung sowie zur Lehre in Deutsch und Englisch und der Entwicklung digitaler Lehrformate werden vorausgesetzt. Für eine erfolgreiche Bewerbung werden dem akademischen Alter und bisherigen Umfeld angemessene Erfolge in der Einwerbung kompetitiver Drittmittel erwartet. Weiter erwarten wir die Beteiligung bei der Gestaltung und Beantragung von Großprojekten und die Bereitschaft, sich aktiv in vorhandene Forschungseinrichtungen (PC2, PhoQS, HNI) einzubringen.

Mit ihrer Beteiligung an 3 DFG-Forschungsgruppen, 9 Sonderforschungsbereichen, 13 interdisziplinären Forschungseinrichtungen, 9 Graduiertenkollegs und 14 Schwerpunktprogrammen ist die Universität Paderborn die ideale Umgebung für die Umsetzung kühner Forschungsideen. Als Standort eines von acht nationalen von deutschlandweiten Hochleistungsrechenzentren im NHR-Verbund bietet die Universität herausragende Rechenressourcen und Technologie zur Umsetzung dieser Ideen. Durch die Förderung über die Heinz Nixdorf Stiftung verfügt die Professur über eine attraktive personelle Ausstattung, laufende Mittel und Erstausstattungsmittel.

Einstellungsvoraussetzungen: § 36 Abs. 1 Ziff. 1–4 HG NRW (abgeschlossenes Hochschulstudium, pädagogische Eignung, einschlägige Promotion und zusätzliche wissenschaftliche Leistungen).

Die Universität Paderborn strebt eine Erhöhung des Anteils der Frauen als Hochschullehrerinnen an und fordert daher qualifizierte Wissenschaftlerinnen nachdrücklich zur Bewerbung auf. Frauen werden gem. LGG bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung bevorzugt berücksichtigt, sofern nicht in der Person eines Mitbewerbers liegende Gründe überwiegen. Ebenso ist die Bewerbung geeigneter Schwerbehinderter und Gleichgestellter im Sinne des Sozialgesetzbuches Neuntes Buch (SGB IX) erwünscht.

Bei Fragen wenden Sie sich bitte an Herrn Prof. Dr. Christian Scheideler, Leiter des Instituts für Informatik an der Universität Paderborn (eim-i-prodekan@upb.de).

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen, inklusive eines Forschungs- und Lehrkonzepts, werden unter Angabe der **Kennziffer 5680** bis zum **31.03.2023** über das Bewerbungsportal der Universität Paderborn erbeten:
https://bewerbung.uni-paderborn.de/stellen/5680.

Informationen zur Verarbeitung Ihrer personenbezogenen Daten finden Sie unter: www.uni-paderborn.de/zv/personaldatenschutz.

Dekan der Fakultät für EIM
Universität Paderborn
Warburger Str. 100
33098 Paderborn

www.upb.de

Universität Augsburg University

Am Zentrum für Advanced Analytics and Predictive Sciences (CAAPS) der Universität Augsburg ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt die Stelle einer/eines

Geschäftsführerin / Geschäftsführers (m/w/d)

im Umfang der regelmäßigen Arbeitszeit in einem zunächst auf zwei Jahre befristeten Beschäftigungsverhältnis zum Aufbau des Zentrums zu besetzen. Bei erfolgreichem Verlauf des Projekts wird eine dauerhafte Beschäftigung angestrebt. Die Vergütung erfolgt bei Vorliegen der persönlichen und tarifrechtlichen Voraussetzungen in Entgeltgruppe 13 TV-L. Die Stelle ist teilzeitfähig, sofern durch Job-Sharing die ganztägige Wahrnehmung der Aufgaben gesichert ist.

Das CAAPS ist eine zentrale wissenschaftliche Einrichtung der Universität Augsburg mit interdisziplinärer Ausrichtung. Es vereint die Daten erhebenden und die Daten verarbeitenden Schwerpunkte der Universität mit Bezug zu Anwendungen in Natur- und Ingenieurwissenschaften und in der Medizin in einem multidisziplinären Zentrum.

Gesucht wird eine Persönlichkeit mit Forschungserfahrung im Themenspektrum des Zentrums. Zum Aufgabengebiet zählt die wissenschaftliche Koordination des CAAPS und seiner Initiativen in Forschung, Lehre und Transfer. Eine detaillierte Aufgabenbeschreibung findet sich in der offiziellen Stellenausschreibung der Universität Augsburg:
https://www.uni-augsburg.de/de/jobs-und-karriere/stellenangebote

Einstellungsvoraussetzungen sind ein abgeschlossenes wissenschaftliches Hochschulstudium (Master oder vergleichbar) und eine Promotion im Themenspektrum des CAAPS. Erwartet werden Verantwortungsbewusstsein, ausgeprägte kommunikative Fähigkeiten und Durchsetzungskraft, Sicherheit im Umgang mit digitalen Prozessen und ausgeprägte englische Sprachkompetenz (verhandlungssicher). Erwünscht sind Erfahrungen im Wissenschaftsmanagement einer universitären oder außeruniversitären (Forschungs-)Einrichtung, Kenntnisse in der Personal-, Finanz- und Drittmittelverwaltung, Erfahrungen beim Aufbau von Netzwerken, Organisationsgeschick, Loyalität und Teamfähigkeit. Die erforderliche Qualifikation ist bereits in den Bewerbungsunterlagen durch entsprechende Zeugnisse nachzuweisen.

Es erwartet Sie ein anspruchsvolles und zukunftsweisendes Aufgabenfeld mit Gestaltungsfreiräumen und eine offene und konstruktive Arbeitsatmosphäre. Wir bieten vielseitige Entwicklungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten, die Zusammenarbeit mit einem hoch motivierten Team sowie eine der Position und den Anforderungen angemessene Vergütung, einschließlich der im öffentlichen Dienst üblichen Sozialleistungen.

Die Universität Augsburg fördert die berufliche Gleichstellung von Frauen. Frauen werden ausdrücklich aufgefordert, sich zu bewerben. Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an die Frauenbeauftragte der Mathematisch-Naturwissenschaftlich-Technischen Fakultät. Die Universität setzt sich besonders für die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsleben ein. Schwerbehinderte Bewerberinnen und Bewerber (m/w/d) werden bei ansonsten im Wesentlichen gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung bevorzugt eingestellt.

Wir freuen uns auf Ihre aussagekräftige Bewerbung, welche Sie bitte per E-Mail mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Zeugnisse, Urkunden etc. und zusammengefasst in einer einzigen PDF-Datei) bis zum

24. Februar 2023

richten an den Direktor des CAAPS, Prof. Dr. Daniel Peterseim (koordination-caaps@math.uni-augsburg.de).

Universität Potsdam

Young, modern and research-oriented:

The University of Potsdam (UP) was founded in 1991 and has firmly established itself in the landscape of scholarship and science. It has also become an out-standing factor in regional economics and development. The University is highly successful in the acquisition of external funding, has received multiple awards for its teaching, and offers a service-oriented administration. About 21,000 students and 3,000 employees work at three locations – Am Neuen Palais, Griebnitzsee and Golm – at one of Germany's most beautiful academic institutions.

The **University of Potsdam, Faculty of Science, Institute of Physics and Astronomy** invites applications for the following position to be filled as soon as possible:

Professorship (W 2) for Experimental Physics of Light-Matter Interaction (Tenure Track)

We are searching for an outstanding researcher with an international reputation in the field of light-matter interaction. The ideal candidate will contribute to our emerging research profile on elementary processes of light-driven reactions on nanoscale metals with an interdisciplinary physical-chemical perspective. A focus on ultrafast spectroscopy and on quantum penomena is preferred. In addition, connection to the research focus of the institute in the areas of functional (soft) condensed systems and statistical and biological physics is explicitly desired.

The candidate should have a strong publication record and proven experience in acquiring third-party funding. In teaching, the professor should represent experimental physics in the bachelor's and master's programs in physics and in the specialization area of light-matter interaction and quantum phenomena in English and German. Undergraduate teaching in physics is generally conducted in German. The University of Potsdam attaches great importance to the intensive supervision of students and doctoral candidates and expects corresponding commitment from the teaching staff. Participation in academic self-administration is expected.

Please submit your application (including a presentation of your research interests, curriculum vitae, copies of academic certificates and documents, list of publications, list of courses taught, teaching evaluations, list of externally funded projects) via e-mail to ausschreibungen@uni-potsdam.de (in a single PDF file) by March 15, 2023.

The hiring process is subject to the requirements set forth in Section 41 of the Brandenburg Higher Education Act (BbgHG). The appointment procedure will be conducted in accordance with Section 40 BbgHG.

**For more information:
https://www.uni-potsdam.de/verwaltung/dezernat3/stellen/**

Zertifikat seit 2008 audit familiengerechte hochschule

FACHHOCHSCHULE ERFURT UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

FACHHOCHSCHULE ERFURT - WO STUDIEREN PRAKTISCH IST!

Die Fachhochschule Erfurt ist eine moderne und praxisorientierte Campus-Hochschule und zählt zu den leistungsstarken Lehr- und Forschungseinrichtungen in Thüringen.

Mit einer stark ausgeprägten Vielfalt vertreten durch unsere sechs Fakultäten, den rund 4000 Studierenden in den Bereichen Mensch, Natur, Raum und Technik und ca. 430 Mitarbeitenden gestalten wir gemeinsam mit unseren Praxis- und Wissenschaftspartnern in einer attraktiven Region Zukunftsperspektiven.

In der Fakultät Landschaftsarchitektur, Gartenbau und Forst, ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt die

Professur für Biologische Vielfalt, Artenschutz
1 Stelle, Besoldungsgruppe W 2, Kennziffer L20, Teilzeit 50 %

befristet bis 31.03.2028 zu besetzen. Die Wahrnehmung der Professur erfolgt im Angestelltenverhältnis. Die allgemeinen Voraussetzungen für eine Berufung ergeben sich aus § 84 ThürHG.

Ihre Bewerbung mit aussagefähigen Unterlagen (Lebenslauf, akademische Urkunden, Nachweise der bisherigen beruflichen Tätigkeit, Veröffentlichungsliste, Lehrevaluationsergebnisse) richten Sie bitte unter Angabe der **Kennziffer L20** bis zum 17.02.2023 schriftlich oder per E-Mail an:

Fachhochschule Erfurt
Dezernat Personal und Recht
Postfach 45 01 55
99051 Erfurt
E-Mail: bewerbung@fh-erfurt.de

Schriftliche Bewerbungsunterlagen reichen Sie bitte in Kopie ein, da nach Abschluss des Verfahrens die Unterlagen nicht berücksichtigter Bewerber:innen vernichtet werden. Bei gewünschter Rücksendung bitten wir um Beilage eines ausreichend frankierten Rückumschlages.

Bitte beachten Sie die Hinweise zum Datenschutz:
https://www.fh-erfurt.de/ausschreibungen/datenschutzhinweise-stellenausschreibungen

Weitere Details zu den Stelleninhalten und -anforderungen entnehmen Sie bitte unserer Webseite unter: https://www.fh-erfurt.de/ausschreibungen

TALENTE . TECHNIK . ZUKUNFT . THM TECHNISCHE HOCHSCHULE MITTELHESSEN

Die **Technische Hochschule Mittelhessen** gehört mit über 18.000 Studierenden zu den größten Hochschulen für angewandte Wissenschaften in Deutschland.

Zur Verstärkung unseres Kollegiums ist am **Campus Gießen** im **Fachbereich Elektro- und Informationstechnik (EI)** zum nächstmöglichen Zeitpunkt folgende Stelle zu besetzen:

W2-PROFESSUR
mit dem Fachgebiet
AUTOMATISIERUNGSTECHNIK / SMART FACTORY
Bewerbungsende: 5. März 2023
Ref. Nr. B 21-025

Detaillierte Informationen zu der zu besetzenden Professur – insbesondere die sich aus den §§ 67 und 68 HHG ergebenden Einstellungsvoraussetzungen des Landes Hessen – entnehmen Sie bitte unserer Homepage unter: **karriere.thm.de**

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist uns ein Anliegen. Im Rahmen des audits „familiengerechte Hochschule“ arbeiten wir an der Weiterentwicklung entsprechender Strukturen.

UNIVERSITÄT GRAZ
UNIVERSITY OF GRAZ

Die Universität Graz besetzt am Institut für Sprachwissenschaft der Geisteswissenschaftlichen Fakultät eine

Professur für Vergleichende europäische Linguistik
(40 Stunden/Woche; Verfahren gem. § 98 Universitätsgesetz; unbefristetes Arbeitsverhältnis nach dem Angestelltengesetz; voraussichtlich zu besetzen ab 01. März 2024)

Der Stelleninhaber/die Stelleninhaberin hat das Fach Vergleichende europäische Sprachwissenschaft in typologischer Perspektive zu vertreten. Bewerberinnen/Bewerber sollten möglichst die wissenschaftliche Beschäftigung mit mindestens einer nicht-indoeuropäischen oder Kreol-Sprache nachweisen und müssen in Kernbereichen der Sprachwissenschaft sowie in empirischer Forschung ausgewiesen sein. Die Professur soll zudem als Schnittstelle zu den philologischen Fächern dienen und somit eine integrative Funktion innerhalb der Fakultät erfüllen. Zudem erwarten wir Kompetenz im Bereich des Gender Mainstreaming.

Bewerbungen sind unter Angabe der Kennzahl **BV/11/98 ex 2021/22 bis 22. Februar 2023** einzureichen. Informationen zu den Bewerbungsmodalitäten und weitere Voraussetzungen finden Sie unter https://jobsprof.uni-graz.at/de/job/7468. Voraussichtlicher Termin für das Hearing („Berufungsvorträge“): 03.07.2023 bis 14.07.2023

TECHNISCHE HOCHSCHULE LÜBECK

Die Technische Hochschule Lübeck ist eine zukunftsorientierte Hochschule, gute Lehre und Forschung sind unser Fundament. Hier studieren, lehren und forschen über 5.000 Studierende und 130 Professor*innen in vier Fachbereichen, unterstützt von rund 400 Mitarbeiter*innen. Das Profil der TH Lübeck – Technik, Ressourcen, Lebenswelten – beruht auf den fachlichen Schwerpunkten in den Bereichen Technik, Naturwissenschaften, Architektur und Wirtschaft. Mit unserer Expertise und unseren Erfahrungen sind wir in digitaler Lehre, mit internationalen Studienangeboten sowie in Forschung und Transfer außerordentlich erfolgreich und überregional anerkannt. Hochwertige, praxisorientierte Lehre und anwendungsorientierte Forschung bereiten unsere Studierenden bestmöglich auf den Arbeitsmarkt vor. Wenn Sie die Technische Hochschule Lübeck gemeinsam mit uns weiterentwickeln möchten, kommen Sie an den Campus Lübeck, in eine Stadt mit ausgesprochen hoher Lebensqualität!

An der Technischen Hochschule Lübeck sind die nachfolgenden Professuren zu besetzen:

Fachbereich Bauwesen

Professur W 2 für Holzbau und Baukonstruktion
Kennziffer 231

Schwerpunkte: Stiftungsprofessur mit Unterstützung einer wiss. Mitarbeiter/innenstelle; Freiraum, um anwendungsbezogene Forschungs- und Transferprojekte aufzubauen/durchzuführen; Fachgebiete in praxisnaher Forschung vertreten und Lehrveranstaltungen abhalten

Fachbereich Maschinenbau und Wirtschaft

Professur W 2 für Nachhaltigkeit in Entwicklung und Konstruktion
Kennziffer 417.3

mit mindestens zwei der folgenden Schwerpunkte:
Design for Environment, Nachhaltige Produktion, Nachhaltige Technologien, Recycling

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung. Das Bewerbungsende entnehmen Sie bitte der vollständigen Ausschreibung.

Die vollständige Ausschreibung finden Sie hier:
https://www.th-luebeck.de/hochschule/aktuelles/jobs-und-karriere/professur/

www.th-luebeck.de

TECHNISCHE HOCHSCHULE LÜBECK

STELLENMARKT

www.zeit.de/jobs

Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

ALBERTINA

Öffentliche Ausschreibung

der Funktion der:des wissenschaftlichen Geschäftsführerin:Geschäftsführers der Albertina

Diese Stelle wird ab 1. Jänner 2025 für die Dauer von fünf Jahren besetzt.

Die Albertina zählt mit ca. 1,2 Millionen Kunstwerken zu den großen Museen für Kunst vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die Sammlung gliedert sich in die Graphische Sammlung (9.500 Zeichnungen und Druckgrafiken), in die Kunst der Moderne (20.000 Gemälde, Zeichnungen, Druckgrafiken, Skulpturen und Plakate von 1870 bis 1945), die Kunst der Gegenwart (65.000 Gemälde, Skulpturen, Videos, Installationen, Zeichnungen und Druckgrafiken nach 1945), die Fotosammlung (100.000 Prints und historische Apparate von 1839 bis heute), die Architektursammlung (60.000 Pläne, Zeichnungen und Modelle vom 15. Jahrhundert bis heute) sowie die Sammlung der historischen Ausstattung des Palais‘ (250 Möbel, Gemälde, Skulpturen).

Das Museum wurde in den vergangenen Jahren mit seinen zwei Standorten – das historische Palais am Albertinaplatz und die *Albertina MODERN* am Karlsplatz – auf eine Ausstellungsfläche von 8.000 m² erweitert.

Kernaufgaben sind die Bewahrung, der Ausbau, die wissenschaftliche Erschließung, die Präsentation und Vermittlung der Sammlung durch Verwendung der verfügbaren ideellen und materiellen Mittel gemäß Museumsordnung und Bundesmuseen-Gesetz 2002 i.d.g.F.

Zu den Aufgaben der wissenschaftlichen Geschäftsführung, die das Haus gemeinsam mit der wirtschaftlichen Geschäftsführung leitet, gehören u.a.

- die personelle, wissenschaftliche, künstlerische und organisatorische Gesamtleitung sowie die Vertretung nach außen,
- die zeitgemäße strategische Ausrichtung des Bundesmuseums und deren konzeptionelle Weiterentwicklung unter Berücksichtigung aktueller gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und technischer Entwicklungen (z.B. Digitalisierung und Inklusion) und der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und Ertragsmöglichkeiten,
- Planung und Realisierung von Ausstellungen und innovativen Bildungs- und Veranstaltungsprogrammen, welche auch jene (lokalen) Publikumsschichten ansprechen sollen, die bisher noch nicht vom Museumsangebot Gebrauch machen,
- zeitgemäße Gestaltung der Organisations- und Personalentwicklung, insbesondere in den wissenschaftlichen Bereichen und der Kunstvermittlung,
- Ausübung der Leitungsverantwortung für sämtliche Mitarbeiter:innen der Albertina,
- Positionierung und Vernetzung der Albertina sowohl national als auch international.

Im Sinne der gesellschaftlichen Verantwortung von kulturellen Leitbetrieben werden darüber hinaus zukünftig Themen wie Nachhaltigkeit im Einsatz von Ressourcen, Fairness oder Compliance eine noch wichtigere Rolle spielen.

Gesucht wird eine dynamische Persönlichkeit mit hoher fachlicher und sozialer Kompetenz, welche die Vermittlung der kulturellen und gesellschaftlichen Bedeutung der Sammlungen der Albertina als Teil eines umfassenden Museumsauftrags versteht und die die Albertina inhaltlich und konzeptionell in die Zukunft führt.

Insbesondere werden folgende Kenntnisse und Erfahrungen erwartet:

- abgeschlossenes Universitätsstudium einer einschlägigen Fachrichtung, vorzugsweise aus dem kunst- oder kulturwissenschaftlichen Bereich oder Nachweis vergleichbarer Kenntnisse
- umfangreiche kunsthistorische und -theoretische Kenntnisse mit Schwerpunkten im Bereich der Kernkompetenzen der Albertina sowie einschlägige wissenschaftliche Kompetenz und Publikationstätigkeit
- erfolgreiche organisatorische Führung eines Museums oder einer Kulturinstitution, das/die eine vergleichbare Größe und kulturpolitische Bedeutung zur Albertina aufweist
- nachweisbare Erfahrung mit der Konzeption, Organisation und Durchführung von Ausstellungen
- Entwicklung und Umsetzung von innovativen Vermittlungsprogrammen nach internationalen Maßstäben
- Erfahrung im Umgang mit Künstler:innen, Kunstuniversitäten, Kunstsammler:innen, Leihgeber:innen, Galerist:innen, Sponsor:innen sowie mit der Öffentlichkeit und den Medien
- ausgezeichnete Vernetzung im nationalen und internationalen Kulturleben sowie Erfahrung in der Abwicklung europäischer und außereuropäischer Kooperationsprojekte
- ausgewiesene Erfahrung im Personalmanagement, hohe kommunikative und integrative Kompetenz
- Erfahrung in der Anwendung betriebswirtschaftlicher Abläufe und in der Akquisition von Drittmitteln
- Kreativität und besonderes Engagement im Ausbau des Bereichs Development und Sponsoring
- Fremdsprachenkenntnisse, insbesondere verhandlungssicheres Englisch

Das Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport ist bestrebt, den Anteil von Frauen in Leitungsfunktionen zu erhöhen und lädt daher nachdrücklich Frauen zur Bewerbung ein.

Bewerbungen sind mit dem Zusatz „vertraulich“ bis **spätestens 13. März 2023** an das **Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport**, z. Hd. Dr.in Julia Zdrahal-Urbanek, ALTO Executive Search GmbH, Stolberggasse 26/4. OG, 1050 Wien, E-Mail: j.zdrahal-urbanek@altopartners.at unter Anführung der Gründe, die die:den Bewerber:in für die Funktion als geeignet erscheinen lassen, schriftlich oder per E-Mail einzubringen. Der Bewerbung sind ein aussagekräftiger Lebenslauf, ein Konzept zur wissenschaftlichen Ausrichtung und die Gehaltsvorstellungen anzuschließen.

Es werden nur Gehaltsvorstellungen akzeptiert, die § 7 Abs. 1 Z 2 des Stellenbesetzungsgesetzes entsprechen. Auf den Anstellungsvertrag finden das Stellenbesetzungsgesetz sowie die Bundes-Vertragsschablonenverordnung Anwendung.

Die Bewerbungen werden vertraulich behandelt und nicht rückübermittelt.

BISTUM HILDESHEIM

Ingenieur:in (w/m/d)
der Energie-, Umwelt-, Gebäudetechnik oder technischen Gebäudeausrüstung (TGA)

Das Bischöfliche Generalvikariat sucht zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine Ingenieurin/einen Ingenieur der Energie-, Umwelt-, Gebäudetechnik oder technischen Gebäudeausrüstung (TGA) für den Bereich Ressourcen, Abteilung Bau.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung über unser Karriereportal bis zum 20. Februar 2023.

Eine Stellenbeschreibung mit Anforderungen, Erwartungen und Tätigkeitsfeldern finden Sie auf unserer Website

www.stellenangebote.bistum-hildesheim.de

ONLINE-STELLENMARKT

Wöchentlich aktuelle Stellenangebote per E-Mail erhalten.

Mit dem Jobnewsletter
jobs.zeit.de

DIE ZEIT

BISTUM HILDESHEIM

Architekt:in bzw. Bauingenieur:in (w/m/d)

Für die Bauberatung der Kirchengemeinden sucht das Bischöfliche Generalvikariat Hildesheim zum nächstmöglichen Zeitpunkt für den Bereich Ressourcen/Abteilung Bau eine Architektin/einen Architekten bzw. eine Bauingenieurin/einen Bauingenieur mit einer Arbeitszeit von 39,8 Wochenstunden. Die Stelle ist befristet auf 5 Jahre. Dienstsitz ist Hildesheim.

Ihre Bewerbung erbitten wir bis zum 20. Februar 2023 über das Karriereportal.

Eine Stellenbeschreibung mit Anforderungen, Erwartungen und Tätigkeitsfeldern finden Sie auf unserer Website

www.stellenangebote.bistum-hildesheim.de

Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

welt museum wien | KUNST HISTORISCHES MUSEUM WIEN | THEATER MUSEUM

Öffentliche Ausschreibung

der Funktion der:des wissenschaftlichen Geschäftsführerin:Geschäftsführers des Kunsthistorischen Museums mit Weltmuseum Wien und Theatermuseum Wien (KHM-Museumsverband)

Diese Stelle wird ab 1. Jänner 2025 für die Dauer von fünf Jahren besetzt.

Das Kunsthistorische Museum mit Weltmuseum Wien und Theatermuseum Wien ist ein Verband aus drei Bundesmuseen unter einer gemeinsamen Geschäftsführung. Der KHM-Museumsverband umfasst elf Sammlungen für alle europäischen kunst- und kulturhistorischen Epochen vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sowie Ägyptens, des Vorderen Orients und des griechisch-römischen Altertums, acht – alle Kontinente umfassende – Sammlungen des Weltmuseums Wien und sechs Sammlungen des Theatermuseums Wien von der Barockzeit bis in die Gegenwart.

Kernaufgaben sind die Bewahrung, der Ausbau, die wissenschaftliche Erschließung, die Präsentation und Vermittlung durch Verwendung der verfügbaren ideellen und materiellen Mittel gemäß gültiger Museumsordnung und Bundesmuseen-Gesetz 2002 i.d.g.F. Im Hinblick auf den großen historischen Hintergrund und seine kunst- und kulturgeschichtliche und kulturpolitische Bedeutung in der Gegenwart sind diese Aufgaben Bereicherung des Kulturlebens im In- und Ausland den aktuellen musealen, technischen und wissenschaftlichen Standards angepasst, zu erfüllen.

Zu den Aufgaben der wissenschaftlichen Geschäftsführung, die den Museumsverband gemeinsam mit der wirtschaftlichen Geschäftsführung leitet, gehören u.a.

- die personelle, wissenschaftliche, künstlerische und organisatorische Gesamtleitung sowie die Vertretung des KHM-Museumsverbandes nach außen,
- die zeitgemäße und strategische Ausrichtung des Verbandes gesamt und der Einzelmuseen und deren konzeptionelle Weiterentwicklung unter Berücksichtigung aktueller gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und technischer Entwicklungen (z.B. Digitalisierung und Inklusion) und der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und Ertragsmöglichkeiten,
- Planung und Umsetzung von Ausstellungen und innovativen Bildungs- und Veranstaltungsprogrammen, welche auch jene (lokalen) Publikumsschichten ansprechen sollen, die bisher noch nicht vom Museumsangebot Gebrauch machen,
- zeitgemäße Gestaltung der Organisations- und Personalentwicklung, insbesondere in den wissenschaftlichen Bereichen und der Kunstvermittlung,
- Ausübung der Leitungsverantwortung für sämtliche Mitarbeiter:innen der Bundesmuseen des Verbandes,
- Positionierung und Vernetzung des KHM-Museumsverbands sowohl national als auch international,
- Entwicklung von Strategien zur Stärkung der zum Verband gehörenden Museumsstandorte.

Im Sinne der gesellschaftlichen Verantwortung von kulturellen Leitbetrieben werden darüber hinaus zukünftig Themen wie Nachhaltigkeit im Einsatz von Ressourcen, Fairness oder Compliance eine noch wichtigere Rolle spielen.

Gesucht wird eine dynamische Persönlichkeit mit hoher fachlicher und sozialer Kompetenz, welche die Vermittlung der kulturellen und gesellschaftlichen Bedeutung der Sammlung des KHM-Museumsverbands mit seinen Bundesmuseen als Teil eines umfassenden Museumsauftrags versteht und die den Verband inhaltlich und konzeptionell in die Zukunft führt.

Insbesondere werden folgende Kenntnisse und Erfahrungen erwartet:

- abgeschlossenes Universitätsstudium einer einschlägigen Fachrichtung, vorzugsweise aus dem Bereich der Kunst- und Kulturgeschichte oder der Kunstwissenschaften oder Nachweis vergleichbarer Kenntnisse
- umfangreiche kunsthistorische und -theoretische Kenntnisse mit Schwerpunkten im Bereich der Kernkompetenzen des KHM-Museumsverbands sowie einschlägige wissenschaftliche Kompetenz und Publikationstätigkeit
- erfolgreiche organisatorische Führung eines Museums oder einer Kulturinstitution mit vergleichbarer Größe und kulturpolitischer Bedeutung zur ausgeschriebenen Institution
- nachweisbare Erfahrung mit der Konzeption, Organisation und Durchführung von Ausstellungen
- Entwicklung und Umsetzung von Vermittlungsprogrammen nach internationalen Maßstäben
- Erfahrung im Umgang mit Kunstuniversitäten, Kunstsammler:innen, Künstler:innen, Sponsor:innen sowie der Öffentlichkeit und den Medien
- ausgezeichnete Vernetzung im nationalen und internationalen Kulturleben sowie Erfahrung in der Abwicklung europäischer und außereuropäischer Kooperationsprojekte
- ausgewiesene Erfahrung im Personalmanagement, hohe kommunikative und integrative Kompetenz
- Erfahrung in der Anwendung betriebswirtschaftlicher Abläufe und in der Akquisition von Drittmitteln
- Kreativität und besonderes Engagement im Ausbau des Bereichs Development und Sponsoring
- Fremdsprachenkenntnisse, insbesondere verhandlungssicheres Englisch

Das Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport ist bestrebt, den Anteil von Frauen in Leitungsfunktionen zu erhöhen und lädt daher nachdrücklich Frauen zur Bewerbung ein.

Bewerbungen sind mit dem Zusatz „vertraulich“ bis **spätestens 13. März 2023** an das **Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport**, z.Hd. Dr.in Julia Zdrahal-Urbanek, ALTO Executive Search GmbH, Stolberggasse 26/4. OG, 1050 Wien, E-Mail: j.zdrahal-urbanek@altopartners.at unter Anführung der Gründe, die die:den Bewerber:in für die Funktion als geeignet erscheinen lassen, schriftlich oder per E-Mail einzubringen. Der Bewerbung sind ein aussagekräftiger Lebenslauf, ein Konzept zur wissenschaftlichen Ausrichtung und die Gehaltsvorstellungen anzuschließen.

Es werden nur Gehaltsvorstellungen akzeptiert, die § 7 Abs. 1 Z 2 des Stellenbesetzungsgesetzes entsprechen. Auf den Anstellungsvertrag finden das Stellenbesetzungsgesetz sowie die Bundes-Vertragsschablonenverordnung Anwendung.

Die Bewerbungen werden vertraulich behandelt und nicht rückübermittelt.

ANZEIGE

ZEIT EDITION

Was ist die Wahrheit?

Philosophieren mit Kindern.
Die ZEIT-Edition KOPFSTAND

6 Bücher + 3 Mitmach-Hefte in stabiler Schublade

14.08.22 | ZEIT SHOP-Kunde
★★★★★
Etwas Besonderes
Ein zeitloses Geschenk zu den Themen Glück, Verantwortung und Wahrheit. Hochwertig gemacht und liebevoll gestaltet. Eine Perle im Bücherdschungel!

Wer mit Kindern philosophiert, erlebt ein ganz besonderes Vergnügen!
Nachdenken über die Welt, staunen und sich wundern: Fragen, die im gemeinsamen Gespräch entstehen, öffnen Türen zu überraschenden Perspektiven.

Darauf können Sie sich freuen

- **6 sorgfältig ausgewählte Bilderbuchgeschichten,** die einen altersgerechten und heiteren Zugang zu den Themen Glück, Wahrheit und Verantwortung bieten
- **3 eigens entwickelte Mitmach-Hefte** mit vielen kreativen Bastelideen, lustigen Wortspielen und interessanten Denkaufgaben
- **Liebevoll gestaltete, stabile Schublade,** in der alle Bestandteile Platz finden
- **Ein ideales Geschenk** für Kinder im Grundschulalter für nur 79,95 €*

Jetzt bestellen:
shop.zeit.de/kopfstand

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Bestell-Nr.: 41754
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Start

Ein klasse Team!

Der Zusammenhalt in eurer Klasse ist nach Corona so mittel? Dann rückt Stühle und Tische zur Seite und spielt euch durch diese Seite

SPIEL: TOM KROLL UND JOSEFA RASCHENDORFER; ILLUSTRATION ALICE PIAGGIO

Ja oder nein?

Stellt euch in einer Linie nebeneinander auf und bestimmt eine Person, die gleich die Fragen vorliest. Wer darauf mit »Ja« antworten will, geht einen Schritt vor. Wer mit »Nein« antwortet, bleibt stehen. Geht die Fragen nacheinander durch – und denkt euch noch eigene aus!

Fragen:

- Hast du schon mal etwas Verbotenes getan?
- Warst du mal verknallt?
- Traust du dich, eine Spinne auf die Hand zu nehmen?
- Gruselst du dich gern?
- Wärst du gern ein Star?
- Hast du schon mal etwas Superekliges gegessen?

Jetzt mal ehrlich ...

Na, bestimmt habt ihr einiges erfahren, worüber ihr euch dringend austauschen müsst, oder? Wer war in wen verliebt? Und wer hat gegen welches Verbot verstoßen?

Ihr habt fünf Minuten Zeit, euch gegenseitig auszufragen.

Ferngesteuert

Bildet Zweiergruppen. Einer verbindet sich die Augen und wird von dem anderen mit Kommandos durchs Klassenzimmer gesteuert: links, rechts, geradeaus, schneller, langsamer. Ihr müsst immer in Bewegung bleiben. Schafft ihr das, ohne mit einem anderen Fernsteuer-Team zusammenzuknallen?

Tierisches Durcheinander

Robbe, Tiger, Huhn: Was wärt ihr gern? Jeder wählt ein Tier und macht es mit Geräuschen und Bewegungen nach.

Drei, zwei, eins – los!

Losprust-Pause

Sucht euch einen Partner. Dann guckt euch eine Minute lang in die Augen.

Schafft ihr es, ohne einen Lachanfall zu kriegen?

Schön auf dem Teppich bleiben!

Teilt die Klasse in zwei Gruppen. Jede Gruppe stellt sich auf jeweils einen Teppich.

Das Ziel: Ihr müsst den Teppich umdrehen – aber keiner darf den Boden berühren!

Welches Team gewinnt?

Klick!

Macht ein Gruppen-Selfie, während jeder in seiner Tierrolle bleibt.

Gemeinsam träumen

Wisst ihr noch, was ihr im Schlaf erlebt habt?

Bildet Gruppen, jeder erzählt einen Traum.

»Darf ich rein?«

Das fragt ihr euren Lehrer, der sich als Türsteher vor dem Klassenraum positioniert. Wen er reinlässt, entscheidet er nach einer Regel, die er sich vorher überlegt hat: Zum Beispiel lässt er nur diejenigen vorbei, deren Namen mit einem Vokal beginnen. Oder nur die, die etwas Rotes tragen. Findet gemeinsam seine Regel heraus!

Buchstabenpuzzle

Jeder schreibt die Buchstaben seines Vornamens auf Zettel – jeden auf einen. Legt alle Zettel auf den Boden.

Überlegt, welche Wörter ihr daraus bilden könnt, die eure Klasse beschreiben.

Ziel

Nachspielzeit

Drei Ideen für mehr Teamgeist in der ganzen Schule

1. Alleinsein ist doof? Dann stellt doch eine »Buddy-Bank« auf dem Schulhof auf: Wer jemanden zum Spielen oder Quatschen sucht, nimmt dort Platz – und wartet auf Gesellschaft.

2. Jeder hört gern etwas Nettes. Überlegt euch ganz viele Komplimente, schreibt sie auf Zettel, und hängt sie in den Flur vor eurem Klassenraum. Wer ein Lob braucht, nimmt einen Zettel ab. Nur nicht vergessen, für Nachschub zu sorgen!

3. Lachen tut gut! Macht einen Ausdruck von eurem Klassentier-Selfie, und hängt es zusammen mit der Spielanleitung ans Schwarze Brett eurer Schule. Fordert die anderen Klassen auf, es euch nachzumachen. Und am besten auch alle Lehrerinnen und Lehrer.

DAS ZEIT LEO-WINTERRÄTSEL

Wer komponierte »Vom Himmel hoch, da komm ich her«? Diese und viele andere musikalische Fragen solltet ihr in unserem großen Winterrätsel beantworten. Das Lösungswort »Salbeihonigbonbon« bekamen knapp 2000 Kinder heraus. Unter ihnen haben wir unsere Preise verlost. Das sind die Gewinner: Johann aus Löberschütz bekommt eine Bluetooth-Box, Petra aus Hilchenbach ein Monopoly-Spiel und Niclas aus Troisdorf ein Frisbee. Wer zusätzlich noch das Rätsel im ZEIT LEO-Kindermagazin löste, konnte auf den Sonderpreis, einen Urlaub am Tegernsee, hoffen. Verreisen darf Familie Schrödel aus Langenburg. Alle Rätselgewinner findet ihr auf **www.zeitleo.de** – dort könnt ihr auch drei Geschichten aus der aktuellen Ausgabe unseres ZEIT LEO-Kindermagazins lesen.

Infografik: Arbeitszeit

N° 710

Über Stunden

Wie viel arbeiten die Deutschen? Und dokumentieren sie ihre Zeiten? Eine Arbeitszeiterfassung für das ganze Land

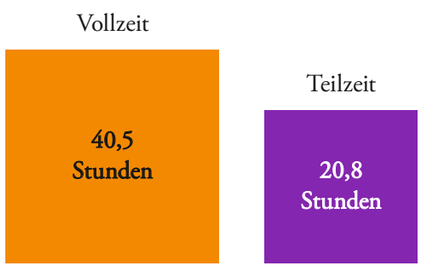
VON KIM-MELINA BERTRAM (INFOGRAFIK) UND DANIEL SANDER (RECHERCHE)

37,8 Mio.

Arbeitnehmer gibt es in Deutschland

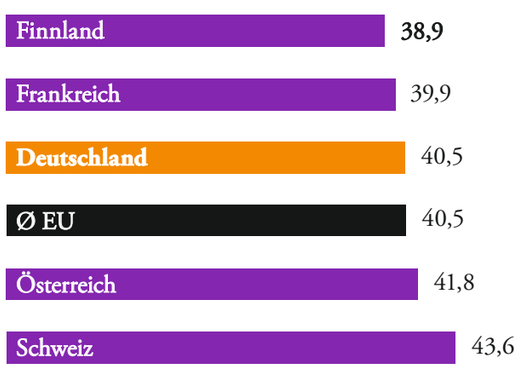
Schaffe, schaffe

Durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit



Voll im Schnitt

Vollzeit-Wochenstunden im europäischen Vergleich



Es gibt Regeln

Das Arbeitszeitgesetz deckelt die Stundenzahl und schreibt Pausen vor

8 Stunden	ist die werktags erlaubte Arbeitszeit (Montag bis Samstag)
48 Stunden	ist die erlaubte Wochenarbeitszeit (40 Stunden plus 8 Überstunden)
10 Stunden	am Tag sind mit Freizeitausgleich binnen 24 Wochen erlaubt
0,5 Stunden	Pause sind bei sechs bis neun Stunden Arbeit vorgeschrieben
Über 10 Stunden	Arbeitszeit am Werktag sind bei Bereitschaftsdienst möglich
11 Stunden	Ruhezeit sind bis zum nächsten Arbeitsbeginn einzuhalten

23 bis 6 Uhr gilt als Nachtzeit

Und es gibt Ausnahmen

Das Arbeitszeitgesetz gilt nicht für alle

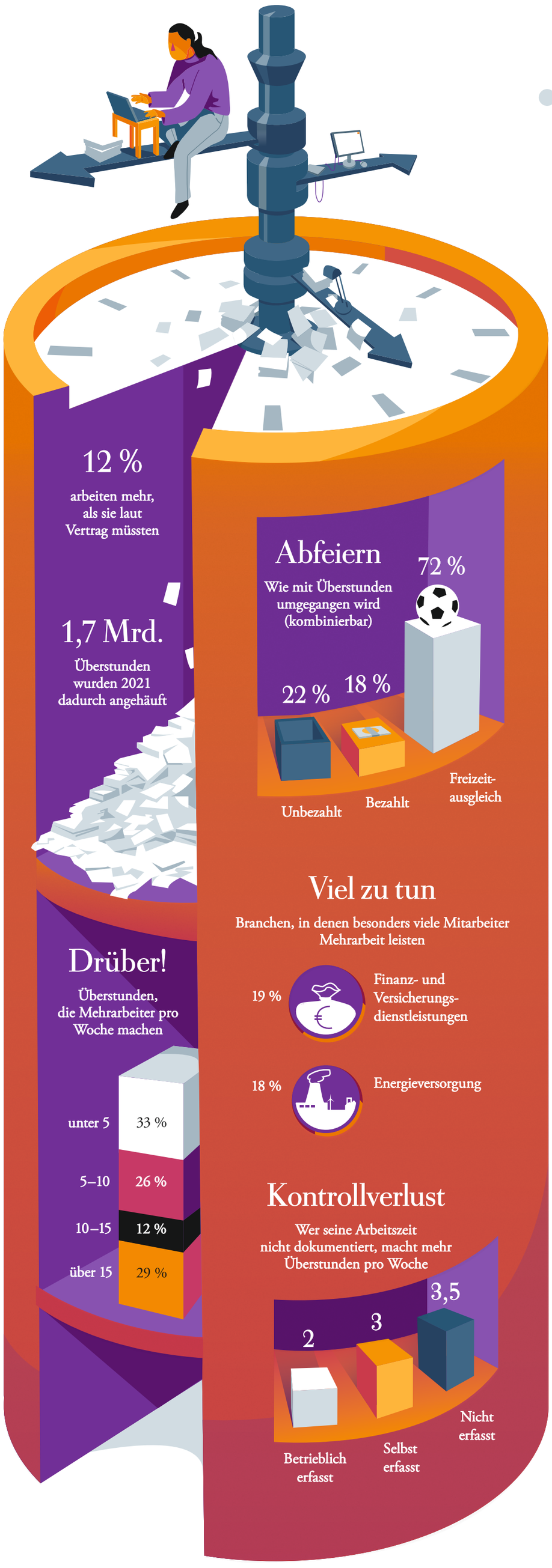
Keine Arbeitszeitregeln

Selbstständige · Leitende Angestellte · Häusliche Betreuung* · Liturgischer Bereich

*von anvertrauten Personen im Haushalt

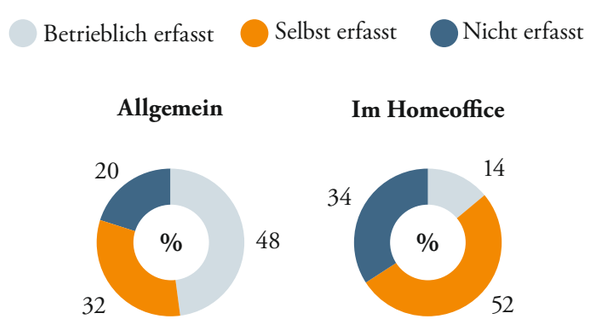
Andere Regeln

Beamtinnen und Beamte · Unter 18-Jährige · Seeleute · Beschäftigte der Luftfahrt



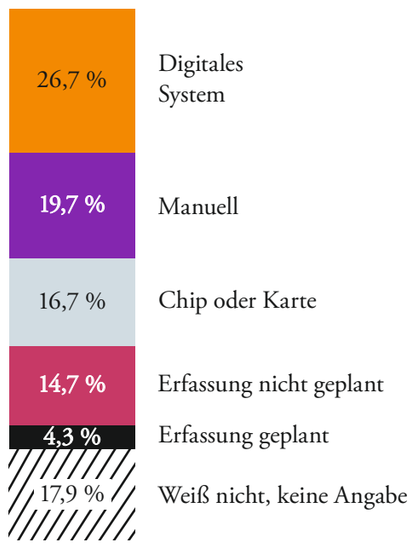
Transparenz gefordert

Seit Kurzem sind Firmen zur Arbeitszeiterfassung verpflichtet. Wie es bisher in der Realität aussieht



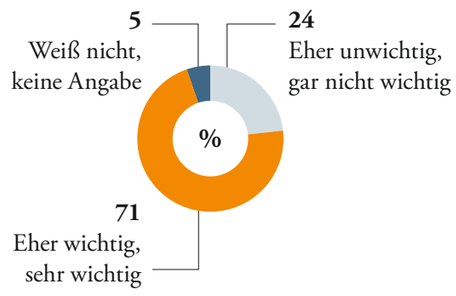
Und eingelöst?

So wird die Arbeit laut einer Umfrage unter Beschäftigten aktuell erfasst



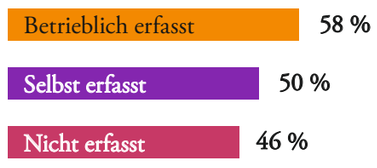
Relevanz

Wie wichtig den Beschäftigten eine verpflichtende Arbeitszeiterfassung ist



Erholungseffekt

»In meiner Freizeit denke ich (eher) nicht an die Arbeit« – Zustimmungsquote nach Art der Dokumentation



Wie ist das vereinbar?

Kürzlich sorgte die bayerische Sozialministerin Ulrike Scharf (CSU) für Diskussionen mit dem Vorschlag, Arbeitstage von mehr als zehn Stunden zu erlauben – so könnte die Arbeitszeit flexibler über die Woche verteilt und besser mit der Familie vereinbart werden. Ob längere Tage die Lösung dafür sind? Richtig ist: Die Erwerbsarbeit ist meistens nur ein Teil der Arbeit. Die vielen Stunden Sorgearbeit, die vor allem von Frauen geleistet werden, sind in der hier vorgenommenen Arbeitszeiterfassung nicht enthalten.

Quellen

Die Daten zur wöchentlichen Arbeitszeit und Mehrarbeit stammen vom Statistischen Bundesamt; der europäische Vergleich von Eurostat

Die Zahl der Überstunden kann man beim Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung nachlesen

Umfragen zur Arbeitszeiterfassung haben das WSI der Hans-Böckler-Stiftung und das Marktforschungsinstitut Appinio gemacht

Links zu diesen und weiteren Quellen finden Sie unter www.zeit.de/wq/2023-06

ZEIT leo

Die Kinderseite der ZEIT finden Sie auf der vorigen Seite

FEUILLETON

Die Dragqueen Taylor (links) am Rande eines LGBTQ-Festivals in Moskau, Oktober 2022

Foto: Nanna Heitmann/The New York Times/Redux/laif

»SPEZIALOPERATION«

Homosexuelles Leben ist für Putin der Inbegriff der Dekadenz des Westens. Mit dem Kampf gegen die LGBTQ-Bewegung will er den Krieg in der Ukraine gewinnen VON VIKTOR JEROFEJEW

Was soll das denn jetzt? Ein gnadenloser Krieg gegen die Ukraine ist im Gange – was hat da die gleichgeschlechtliche Liebe verloren? Hat Putin nichts anderes zu tun, als sich in den Kampf gegen LGBTQ zu stürzen? Wir haben es hier offenbar mit einer besonderen Art von Kriegslist zu tun. In einer seiner Reden, die der Annexion von ukrainischen Territorien gewidmet war, stellte Putin den Russen folgende rhetorische Frage: »Wollen wir etwa, dass man bei uns, in unserem Land, in Russland, statt Mama und Papa ›Elternteil Nummer eins‹, ›Nummer zwei‹ sagt? Ja, sind sie dort jetzt total durchgeknallt?« Wo sie durchgeknallt sind, war klar. Im ach so dekadenten Europa. Europa, meint der Kreml, sei geisteskrank und müsse gerettet werden. Die Ukraine ist allem Anschein nach nur der Anfang dieser Aktion. Auch Patriarch Kirill – Putin hörig – rechtfertigt den Krieg gegen die Ukraine mit der Notwendigkeit, dort keine »Gay-Paraden« zuzulassen. Eine Art neuer Kreuzzug bahnt sich hier an, der Russland moralische Überlegenheit über die westliche Welt verleihen soll.

Doch glaubt Putin an seine eigenen Worte?

So seltsam es klingt: Das ist überhaupt nicht wichtig. Jahrelang machten über Putin Gerüchte die Runde, er selbst sei gar nicht gegen die gleichgeschlechtliche Liebe, aber auch das ist unwichtig. Nicht weil es dafür keine Beweise gäbe, sondern weil – wie es sich für einen guten KGB-Offizier gehört – die Wahrheit einen Bezug zum Sieg hat, nicht jedoch zum Wahren selbst. Indem sich Putin an das russische Volk wendet, ist er sicher, auf Verständnis in der Frage der gleichgeschlechtlichen Liebe zu stoßen. Denn damit begründet er moralisch seine »militärische Spezialoperation« in der Ukraine, sowohl für die Eliten, die die Freiheit eingebüßt haben, sich ungehindert in der Welt zu bewegen, wie für die einfachen Bürger. Und Putin hat recht: Er trifft auf Verständnis.

Am 5. Dezember 2022 unterschrieb er ein spitzfindiges Gesetz über das Verbot »homosexueller Propaganda« auf russischem Territorium. Als Propaganda lässt sich in diesem Fall fast alles bezeichnen, Bücher, Filme, Bilder, private Liebesbezeugungen. Dahinter steckt eine Hetzkampagne, die mit schweren Strafen droht. Und darauf wird sie sich wohl nicht beschränken, sondern zu konkreten Strafverfolgungen übergehen. Die LGBTQ-Bewegung soll zerstört werden.

Eine Woche später, am 13. Dezember, unterschreibt der Präsident der USA den Respect for Marriage Act, mit dem die Ehe zwischen zwei Menschen, unabhängig von Geschlecht, Herkunft und Hautfarbe, gesetzlich anerkannt wird. »Heute ist ein guter Tag! Heute unternimmt Amerika einen äußerst wichtigen Schritt hin zu Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit, nicht nur für einige, sondern für alle«, rief Joe Biden aus, unterstützt von beiden Kammern des Kongresses. Ist es nötig zu sagen, dass die Duma Putin einstimmig unterstützte?

Um den äußeren Feind zu besiegen, muss man den inneren Feind vernichten. Ausgehend von dieser Logik, die diktatorischen Regimen eigen ist, begann Putin schon vor dem Ukraine-Krieg jede politische Opposition zu zerschlagen. Während des Krieges nun gibt er allem, was davon noch übrig ist, den Rest. Er verbietet das Menschenrechtszentrum Memorial und die Moskauer Helsinki-Gruppe, die seit 1976 existierte; Alexej Nawalny in der Strafkolonie kommt aus seiner Isolationszelle gar nicht mehr heraus; und selbst diejenigen, die mit einem bloßen »Du sollst nicht töten«-Schild oder mit einem leeren Blatt Papier auf die Straße gehen, sind Repressionen ausgesetzt. In den Städten entfernen Funktionäre Losungen aus sowjetischer Zeit wie »Frieden für die Welt«. Jeden Freitag, wenn durch die oberste Staatsgewalt weitere Urteile verkündet werden, wächst die Zahl der »ausländischen Agenten« (oder »Volksfeinde«, um an die Stalinsche Wortwahl zu erinnern). Wer gegen den Krieg ist, bekommt keine öffentlichen Auftritte mehr und wird aus dem gesellschaftlichen Leben ausradiert.

Im Vergleich zu Oppositionellen sind die LGBTQ-Anhänger als Gruppe nicht unbedingt Putin-Gegner. Ihre Abstrafung basiert nach der Logik der Staatsmacht auf einem moralischen Prinzip, das angeblich auf traditionellen Werten beruht. Ist das wirklich so?

Die Geschichte der Homosexualität in Russland ist paradox. Im Mittelalter gab es, im Unterschied zu vielen westlichen Ländern, in denen Homosexuelle zum Tode verurteilt oder verbrannt wurden, staatlicherseits keinerlei Strafen wegen »sodomitischer Sünden«. Das frühe Russland ist ein Land der Zwei-in-eins-Ideologie: hier das Heidentum, das zur freien Liebe ermunterte, da die Orthodoxie. Beide waren einander zwar feindlich gesinnt, existierten aber nebeneinander. Die Kirche belegte Homosexuelle mit unterschiedlich harten Strafen (etwa mit dem Verbot, eine Kirche zu betreten), um die sich jedoch kaum jemand scherte.

In der Kultur Russlands gibt es einerseits die Werte des ultrakonservativen *domostroj,* eines Gesetzeskodex aus dem 16. Jahrhundert (da findet sich übrigens fast nichts zur Homosexualität), und es gibt andererseits die Werte der freizügigen Lebensweise des Volkes (»Die Rus ist des Trunkes Freund, wir können ohne das nicht sein«, sagte schon Fürst Wladimir I. von Kiew). Es gibt die Orthodoxie und die unausrottbaren heidnischen Sitten. Und es gibt die Autokratie – und die ist das Wichtigste beim Aufbau einer staatlichen Ideologie.

Der Beginn der Kriminalisierung von Homosexualität in Russland hat ausgerechnet mit der Europäisierung Russlands unter Peter dem Großen zu tun. Von einer langen Reise durch Europa zurückgekehrt, führte der Zar nach deutschem Vorbild als Disziplinarmaßnahme ein Verbot von Homosexualität in der Armee ein. Angewendet wurde dieses Gesetz so gut wie nie. Das 18. Jahrhundert trug für russische Schwule durchaus liberale Züge, und erst 1825, mit der Thronbesteigung von Nikolai I., mit dem Putin heute oft verglichen wird, erfüllte Homosexualität den Straftatbestand. Allerdings wurde dies eher flexibel gehandhabt. So stand etwa der Schöpfer des berühmten dreiteiligen Leitprinzips zur Erziehung des Volkes »Orthodoxie, Autokratie, Nationalität«, Graf Uwarow, dem Zaren nahe, ungeachtet seiner am Zarenhof allseits bekannten homosexuellen Neigung. Vollständig entkriminalisiert wurde Homosexualität dann zu Beginn des 20. Jahrhunderts, »Silbernes Zeitalter« genannt, das nicht zuletzt einigen homosexuellen Schriftstellern zu Bekanntheit verhalf, allen voran Michail Kusmin mit seinem Kultroman *Flügel.*

Die Februarrevolution von 1917 in ihrem Bemühen um ein demokratisches Russland lehnte es gänzlich ab, Homosexualität als etwas Anormales anzusehen. Und auch in den ersten Jahren nach der bolschewistischen Novemberrevolution desselben Jahres war die staatliche Toleranz gegenüber Homosexualität noch ganz offensichtlich.

Gezielt zerstört wurde das alles durch Stalin. Anfang der 1930er-Jahre an die absolute Macht gelangt, erklärte er die Homosexuellen zu angeblichen Gründern von geheimen Schlupfwinkeln für Ausschweifungen und politische Umtriebe von Spionen und Konterrevolutionären. Es war Maxim Gorki, der Stalin 1934 mit einem Artikel half, in dem er Homosexualität mit dem deutschen Nazismus gleichsetzte. Die Homosexuellen gerieten in den Kessel des Großen Terrors, viele Tausende Anhänger der gleichgeschlechtlichen Liebe wurden umgebracht.

Nach Stalins Tod wurden die Repressionen gegen Homosexuelle weiter verstärkt. Die Machthaber fürchteten, dass die aus dem Gulag entlassenen Millionen Häftlinge einschlägige Gefängnispraktiken und somit den Kodex homosexuellen Verhaltens in die Freiheit tragen würden. Während lesbische Frauen in der Stalin-Ära nicht angerührt wurden (man negierte sie schlicht), unterzog man sie seit den 1950er-Jahren als psychisch Kranke klinischen Zwangsbehandlungen.

In dieser historischen Phase, während und nach Stalin, kommen die sogenannten traditionellen Werte ins Spiel. In russischen Gefängnissen zählen die Homosexuellen hierarchisch zu den niedrigsten Kreaturen, als »Gockel«, die sexuell »erniedrigt« werden. Sie gelten für alle Zeiten als Verdammte. Außerdem ist der Homosexuelle ein Feind der Gesellschaft, ein Gegner der Familie und der Fortpflanzung.

Gegen die Lage der Homosexuellen aufzubegehren, davor schreckten selbst führende Dissidenten der späten Sowjetperiode zurück, insbesondere Andrej Sacharow, Alexander Solschenizyn, Jewgenia Ginzburg und Warlam Schalamow. In kreativen Kreisen und in der jungen Generation der Perestroika hingegen entstand das Bild des Homosexuellen als Opfer und Held des Widerstands. So ist etwa der Kult um den Filmregisseur Sergei Paradschanow zu erklären, der wegen Homosexualität zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Später tauchten auch weibliche Figuren im Diskurs der »nicht traditionellen« Liebe auf wie die Journalistin Masha Gessen. Es begannen LGBTQ-Demonstrationen, der Kampf um gleiche Rechte, die Gründung von Homosexuellen-Organisationen.

Wie zu Sowjetzeiten, so auch heute: Das breite russische Volk hüllt sich bestenfalls in Schweigen, ist aber mehrheitlich gegen Homosexuelle eingestellt, die es für fremde, gefährliche, verdächtige Leute hält. Diese unreflektierte, verschwommene Position nutzt Putin für seine Zwecke. Russland bleibt im Wesentlichen eine homophobe Großmacht, wobei homophile Ausnahmen die Marginalisierung der LGBTQ-Szene noch befeuern.

Mit seinem Antischwulengesetz stellt der Kreml die queere Szene als Bedrohung für die staatliche Sicherheit dar, außerdem als abstoßend und amoralisch. Das Gesetz verstärkt staatliche Zensur und gesellschaftliche Selbstzensur. Das betrifft Theater, Kino, Werbung, Blogs und Bücher. Aus dem Erbe des Silbernen Zeitalters fallen darunter Gedichte von Anna Achmatowa, Marina Zwetajewa und Fjodor Sologub. Auch Nabokovs *Lolita* wird man wieder in den Giftschrank stellen müssen, aufgrund eines anderen Paragrafen – desjenigen der Pädophilie. Eine Rückkehr der sowjetischen Zensurbehörde Glawlit scheint zu drohen.

Vermutlich wird punktuell zugeschlagen werden, so wie es im Russland des 19. Jahrhunderts Mode war – und es wird politisch unliebsame »liberale Miststücke« treffen, wie es neuerdings heißt, nebst sonstigen Andersdenkenden. Bei ihnen schaut der Staat gerne unter die Bettdecke. Erpresserische Möglichkeiten tun sich auf, ein neues Feld für geheimdienstliche Aktionen. Doch es wird auch nützliche Schwule und Lesben geben, denen von vornherein vergeben wird. Am Haken werden sie dennoch zappeln.

In Russland ist die Entwicklung einer staatlichen Ideologie im Gange. Diese ist so nicht einmal von der unter Putin vor gar nicht langer Zeit geänderten Verfassung vorgesehen, aber wen juckt das schon? Das Ganze ist eine weitere »Spezialoperation« mit roten Linien und verschwommenen Grenzen zwischen Gut und Böse. Klar ist: Das Unsrige ist gut, alles andere gehört eingegraben in die Erde.

Doch was ist das Unsrige? Traditionelle Werte sind eine Fiktion, hinter der sich die ewige Macht des Zaren verbirgt (oder wie immer man ihn nennen mag). Möglichst viele Feinde braucht der Zar, ohne den das Volk wiederum mit der ideologischen Pestilenz nicht zurechtkommt. Was aber das Studieren der menschlichen Natur und der Spielarten der Liebe angeht, so sollen Wissenschaften und Musen schweigen – und die Kanonen so lange donnern, wie es der Zar der Halbstarken will.

Zu meinen, es sei für den russischen Soldaten Motivation genug (und Putin glaubte daran!), für die Befreiung der Ukraine und Europas von der homosexuellen Zivilisation in den Kampf zu ziehen – das wäre absurd. Dass zu beiden Seiten der Front der jeweilige Gegner als »Päderast« beschimpft wird, hat keinen Bezug zu den Ursachen und Folgen des Krieges. Das ist eher eine Form des herkömmlichen Fluchens, hier stimmen Russen und Ukrainer überein. Der Krieg ist die optimale Fortsetzung des Putinschen Regimes, das durch die Kriegshandlungen das Volk fest genug zusammenschweißt, sodass es nicht auseinanderbricht. Für dieses Regime sind nicht die eigenen Schwulen der denkbar größte Horror, sondern militärische Niederlagen. Diese dürfen, wie Putin weiß, auf gar keinen Fall zugelassen werden. Darin besteht das Unglück, faktisch für die ganze Welt.

Aus dem Russischen von **Beate Rausch**

Der russische Schriftsteller Viktor Jerofejew wurde 1947 in Moskau geboren und lebt seit dem Frühjahr 2022 mit seiner Familie im deutschen Exil

Neko unterm TGV

Der Tod eines Pariser Katers und die Tierrechte

Natürlich wäre dieser TGV im Bahnhof nicht losgefahren, hätte ein Mensch sich zum Protest auf die Gleise geklebt. Und natürlich hätte der Zug ein Handy, das dummerweise auf die Schienen gefallen wäre, bloß platt gewalzt. Aber eine Katze, zumal in Frankreich, ist weder ein Mensch noch ein Ding, sie ist übrigens auch kein Schaf, dessen Größe im internen Regelwerk der französischen Bahn als ein Grenzwert bei der Rücksicht auf Tiere im Gleis genannt wird. Sie ist eine Katze, insofern *nur* eine Katze.

Oder ein Kater. So oder so kommt es beim Drama um den Mischlingskater Neko, 4, auf die feinen Unterschiede an, die eine Nation nun in hellen Aufruhr versetzen, denn die Unterschiede zwischen Lebewesen sind in Bewegung geraten. Wie auch Kater Neko selbst lebhaft in Bewegung geriet: In der menschengemachten Hektik der Pariser Gare Montparnasse sprang das Tier aus dem Tragekorb seiner Besitzerin Melaïna und versteckte sich, wohl aus Protest, ausgerechnet unter einem Hochgeschwindigkeitszug vor dem Trubel, dem TGV nach Bordeaux. So hat er einen Moment lang für rasenden Stillstand gesorgt. Alles Bitten und Barmen half aber nichts, nach 20 Minuten vergeblicher Katzenbergung fuhr der Zug an. Das Tier war tot.

Das Weitere seither ist eher menschlich und ganz auf der unübersichtlichen Höhe der Zeit: Der Innenminister, 40, zeigt sich schockiert über die Herzlosigkeit der Verantwortlichen bei der Bahn und erinnert daran, dass Tiere verletzliche, fühlende Kreaturen seien und vor unerträglicher Gewalt also zu schützen (inakzeptabel für Franzosen, wie er sagt). Damit referiert der gebildete Mann den Stand der tierethischen Debatte, deren Ton ja auch von einer Französin, der Philosophin Corine Pelluchon, gesetzt wird. Die Staatsbahn SNCF wiederum, deren ebenfalls französischer Schaffner gesagt haben soll, es handle sich doch nur um eine Katze, erinnert daran, dass es nun mal lebensgefährlich sei, zur Rettung auf die Gleise zu klettern, Stromschlaggefahr, und das meint: gefährlich für Menschen.

Was man verstehen könnte, ist die Tatsache, dass in einem Metropolen-Bahnhof mit 28 Gleisen zur Hauptreisezeit nicht mal kurz der Strom abgeschaltet wird, um ein Tier zu retten. Aber für eine Menschenrettung, versteht sich, wäre das anders. Tierschützer sprechen also von vorsätzlicher Tötung, die Organisation »30 Millionen Freunde« hat Anzeige erstattet, wegen Grausamkeit mit Todesfolge, und die 15-jährige Melaïna quält sich auf TikTok mit Schuldvorwürfen, was man auch gut versteht, weil sie ihren Kater nicht vom Sprung aufs Gleis abhalten konnte. Die Mutter bittet ihrerseits um Verständnis, die Trauer.

Es ist in der tierethischen Debatte nicht beliebt, Tiere dafür zu schätzen, dass sie dem Menschen gleichen, zu anthropozentrisch, sei's drum: Neko hat ein Zeichen gesetzt. Lange stand der Glöckner von Notre Dame für die Würde der leidenden Kreatur, und wir hören ihn, der nicht sprechen kann, doch im Klang der Glocken. Der Kater von Montparnasse teilt nun mit: Die leidende Kreatur, das bin ich. Es hat ihm gereicht, er wollte raus aus dem Korb. ELISABETH VON THADDEN

UNSERE WOCHE

OPER

Erpressung mit Musik

Anna Netrebko und die Wiesbadener Maifestspiele

Wer der Sängerin Anna Netrebko vor dem Ukraine-Krieg skeptisch gegenüberstand (künstlerisch, politisch), ist dieser Tage kurz davor, das Mäntelchen zu wechseln und zu seufzen: Arme Anna. Kurz davor, wohlgemerkt. Denn natürlich ist Netrebko am Streit, der nun um ihren geplanten Auftritt bei den Wiesbadener Maifestspielen entbrannt ist, nicht unschuldig. Russlands berühmteste Sopranistin (mit Putin-Vergangenheit und österreichischem Pass) hat sich seit Kriegsausbruch so schlecht beraten in alle Nesseln gesetzt, dass fortan jeder ihrer Auftritte ein Risiko darstellt. Gibt es Demonstrationen, Buhrufe, kommt das Publikum? In ihrer russischen Heimat gilt Netrebko als Persona non grata, nachdem sie sich (viele sagen: nur halbherzig) vom Angriffskrieg gegen die Ukraine distanzierte. Auch im Westen hat sie so viele Engagements nicht mehr. Dazu sollten Anfang Mai zwei Vorstellungen von Verdis *Nabucco* in Wiesbaden gehören, und kaum durchgesickert, regte sich im Hessischen Widerstand. Kommunal- und Landespolitik entzogen den Festspielen ihre Gunst, der Intendant schäumte und sah und sieht die Kunstfreiheit bedroht.

Das ist sie wohl, allerdings von zwei Seiten. Nach Auskunft der Festspiele bekam Kulturstaatsministerin Claudia Roth nämlich Post von ihrem ukrainischen Amtskollegen Oleksandr Tkatschenko, der offenbar dafür gesorgt hatte, dass die beiden ebenfalls verpflichteten ukrainischen Ensembles (ein Orchester, ein Theater) ihre Wiesbadener Auftritte wieder abgesagt haben. Die Ukraine toleriere weder die Zusammenarbeit mit russischen Künstlern noch Veranstaltungen, die der russischen Kultur huldigten, so Tkatschenko. Ergo: Entweder Netrebko (nebst Tschaikowsky und Dostojewski) oder wir.

Strategisch mag ein so scharfer Ton nachvollziehbar sein; diplomatisch ist er es nicht – ganz abgesehen davon, dass man sich unter der völkerverbindenden, utopischen Kraft der Musik etwas anderes vorstellt. Erpressung jedenfalls ist indiskutabel. Jetzt liegt das Kind endgültig im Brunnen. Arme Anna? Insofern sie ganz allein für Russland haftbar gemacht wird – ja. Es sei denn, man liest das angedachte Motto der Festspiele doppelbödig: »den politischen Gefangenen dieser Welt«. CHRISTINE LEMKE-MATWEY

Hören Sie den Podcast
Wir sprechen über Phänomene, die unsere Zeit ausmachen:
Im Feuilleton-Podcast
Die sogenannte Gegenwart.
Jetzt anhören unter
www.zeit.de/die-sogenannte-gegenwart

grundlegende

dennoch gaben wir eine parole aus wie
wiesenschaumkraut waldlehrpfad hießen
wir uns einander in solchen
zeiten vertraute und solchen leugneten
wir die langue ab die legende diesem
wald- und wiesenlexikon keine karte
ward den grundbucheintragungen
beigegeben in der tat
aber nahmen wir welche vor und
zugegeben verklebten wir zwittrige
blüten mit kuckucksspucke

vermessene
sind wir zu nennen und schwänzer
lichtkeimer an und für sich kultur
follower von spuren strukturen
in einem acte de volonté
verlaufene sind
wir auftrag und grund noch nicht
mal am ende negativ zu beschreiben
als das was
sämtliche anderen nicht
sind wir unsere eigene
wegzehrung suchen uns zurück
zu rufen ein abkommen in
die ungeschilderten bäume

Streit ums Gedicht: Muss neue Lyrik denn so schwer sein? VON PETER NEUMANN

Die Lyrikerin Judith Zander ist in dieser Woche für ihren Gedichtband *im ländchen sommer im winter zur see* (dtv) mit dem Peter-Huchel-Preis ausgezeichnet worden. So weit, so gratulationswürdig. Die Jury lobte ihre »nuancierte Wortarbeit« und die »hohe Musikalität« ihrer Sprache. Nur leider sahen das viele Nutzer in den sozialen Medien anders und witterten bei der 42-jährigen Dichterin aus dem brandenburgischen Jüterbog statt großer Verskunst nur eine wahllose Aneinanderreihung von Wörtern.

Und so ergoss sich nach der Preisbekanntgabe durch den SWR der lyrische Volkszorn über den hier abgedruckten Text, bei dem die fehlende Großschreibung nur das geringste Verständnisproblem war. Neben den allfälligen Verweisen auf Loriots Dichterparodie *Krawehl, Krawehl* und auf Hape Kerkelings Musikerstreich *Hurz!* durften da auch der weniger appetitliche »geschwollene Quark« und die »KI im Endstadium« nicht fehlen. Sperrig, schwer zugänglich, als Gedicht nicht zu gebrauchen, so die einhellige Meinung der SWR-Community.

Nun hatte es Lyrik noch nie leicht, wovon die Enzensbergersche Konstante von exakt 1354 Lesern, die einen neuen, einigermaßen anspruchsvollen Gedichtband in die Hand nehmen, Zeugnis ablegt. Nur schien sich jetzt mindestens dieselbe Anzahl von Lesern auf der anderen Seite formiert zu haben, um den eben erst in die Hand genommenen Gedichtband wieder in die Ecke zu schleudern.

Dabei hätte man sich eigentlich an so seltenen botanischen Bezeichnungen wie dem »Wiesenschaumkraut« und der »Kuckucksspucke« berauschen können. Gerade die Kuckucksspucke, eine landläufige Vokabel für die Schaumnester der Wiesenschaumzikaden (was für ein Wort, so wellig und weich!), klingt doch so, als käme sie geradewegs aus Friedrich Justin Bertuchs *Bilderbuch für Kinder,* also direkt von drüben aus der Weimarer Klassik, der nun wirklich letzten Bastion der deutschen Dichtkunst. Dann tauchen auch noch die »Lichtkeimer« auf. Und wer braucht das nicht zurzeit, Licht zum Wachsen, Wegzehrung für die finsteren Tage und Stunden? Aber klar, das ist alles Interpretation. Das kann man so lesen, oder auch ganz anders.

WERBUNG

50 Jahre Herr Kaiser

Rückblick auf die Influencer des guten alten Fernsehens

Angesichts der verblüffenden Karrieren von Influencern im Netz ist es vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, dass es vergleichbar hysterisch geliebte Werbeträger schon vor der Etablierung sozialer Medien gegeben hat. Eine resolute Klempnerin in weißer Latzhose wurde vor 55 Jahren zur Fernseh-Ikone (»Ariel wäscht nicht nur sauber, sondern rein«). Sie nannte sich »Klementine«, bürgerlich hieß sie Johanna König, 1921 als Tochter des Leibkochs des letzten sächsischen Königs geboren, aber das kümmerte niemanden. Sie war auch keine Schauspielerin mehr, sondern die patente Stütze schlechthin jeder waschenden Hausfrau. Fünf Jahre später kam »Herr Kaiser« für die Hamburg-Mannheimer Versicherung dazu und ließ sich im Werbespot von Kindern auf der Straße erkennen (»Mami, Mami, der Mann von der Hamburg-Mannheimer«).

Herr Kaiser und Klementine waren fiktiv, aber 1988 trat der echte Zahnarzt Dr. James Best aus Chicago in den Dienst der zufällig (!) gleichnamigen deutschen Zahnbürstenmarke Dr. Best und demonstrierte anhand einer Tomate die Vorzüge eines federnden Bürstenstiels (»Die klügere Zahnbürste gibt nach«). Die Zuschauer hielten ihn übrigens ebenfalls für einen Schauspieler, was einen Rückschluss auf die Glaubwürdigkeit heutiger Influencer erlaubt, die womöglich trotz allen Authentizitätsgetues (Schwangerschaften, Pickel, Reisefotos) für erfundene – selbst kreierte – Märchenfiguren gehalten werden.

Es wäre jedenfalls gut für sie. Wo Prominente als Privatpersonen für Produkte eintraten, konnte es zu Imageschäden kommen wie bei Manfred Krugs Werbung für die bald abstürzende Telekom-Aktie. Reklame kann töten. Besser ging es aus, wenn die Produkte selbst als Werbefiguren auftraten, wie es 1985 die singenden, zum *Radetzkymarsch* tanzenden Maiskolben taten (»Bonduelle ist das famose / Zartgemüse aus der Dose«). JENS JESSEN

FERNSEHEN

Allein im stillen Studio

Wie startet die Late-Night-Show von Anja Reschke?

Nun also Anja Reschke. *Reschke Fernsehen!* (*ZEITMagazin* 5/23). Um es gleich zu sagen: Die erste Sendung war kein Kracher. Aber krachend gescheitert ist sie auch nicht.

In ungewohnt glamouröser Aufmachung, jedenfalls für die Verhältnisse bei den Öffentlich-Rechtlichen, läuft Reschke schnurgerade, fast schon angriffslustig, auf den wichtigsten Moment einer Late-Night-Show zu, jene Situation, die man am leichtesten vergeigen kann: den Begrüßungsmonolog. Anders als manch einer vor ihr vergeigt sie ihn nicht. Statt mit einem Stand-up-Stück startet sie klug mit einem Witzchen über Late-Night-Debatten und ihr eigenes Programm. Comedy sei in dieser Sendung nur die Verpackung für knallharten Journalismus, erklärt sie. Denn wer bekomme schon für Journalismus eine Show?

Zunächst geht Reschke auf Nummer sicher, mit dem komödiantisch durchgekauten Thema Bayern und den Landtagswahlen im Oktober. Die NDR Bigband spielt, Reschke setzt sich an einen schönen Schreibtisch, alles hebt sich gelungen von der sterilen Nachrichten-Atmosphäre vergleichbarer Sendungen ab. Nur ihre Witze, sie wollen noch nicht so recht zünden: Bayern liebt Bayern, Politiker sind quotengeil, und Andi Scheuer spricht schlechtes Englisch. Ja mei.

Reschke kommt ohne Sidekick aus und – was bemerkenswert ist – ohne Live-Publikum. Das ist schwer. Ohne Publikum versiegen auch die guten Witze in der Stille des Studios. Und was es noch schwerer macht: Reschke kennt man von *Panorama,* dem Politmagazin, sie entstammt nicht der Stand-up-Comedy-Welt. Ihr fehlt die Leichtigkeit, ihr fehlt das Schelmenhafte. Doch wie bierernst wäre es, die Sendung gleich für verloren zu halten. Anja Reschke kann in ihre neue Rolle hineinwachsen. MARIE SERAH EBCINOGLU

LITERATUR

Houellebecq als Porno-Star?

Zur Debatte um einen Filmtrailer mit dem Autor

Er hat es wieder getan, Michel Houellebecq, einen Skandal verursacht, und wir folgen unserer Berichterstatterpflicht: Der Schriftsteller spielt in einem Porno mit! Schon wollten wir ganz pariserisch jedweden Stellungswechsel liberal verteidigen, im Kampf für die bedrohte westliche Freiheit, wollten seine Tat seinen Kollegen hierzulande als Vorbild nahelegen, als empowernden, sexpositiven Akt gegen das »Iiiih, wie eklig«-Bodyshaming, das Houellebecq ständig erleiden muss, sein ganzes Werk ist ja Traumaverarbeitungsliteratur. Doch der Filmtrailer enttäuschte: Es ist ja doch nur Kunst. Für Sekunden sehen wir ihn küssend relativ nackt im Bett in Aktion mit einer Frau. Die 23-jährige Philosophiestudentin zelebrierte solche Sex-Auftritte zwecks Provokation häufiger; zur Sache kommen die beiden Mitte März im Film des niederländischen Kollektivs Kirac, das ihn zwecks Provokation gedreht hat. Bis dahin grübeln wir, was der Erregungskünstler MH mal Unskandalöses tun könnte, damit wir von Berichtspflichten befreit wären: ein Kochbuch schreiben? ALEXANDER CAMMANN

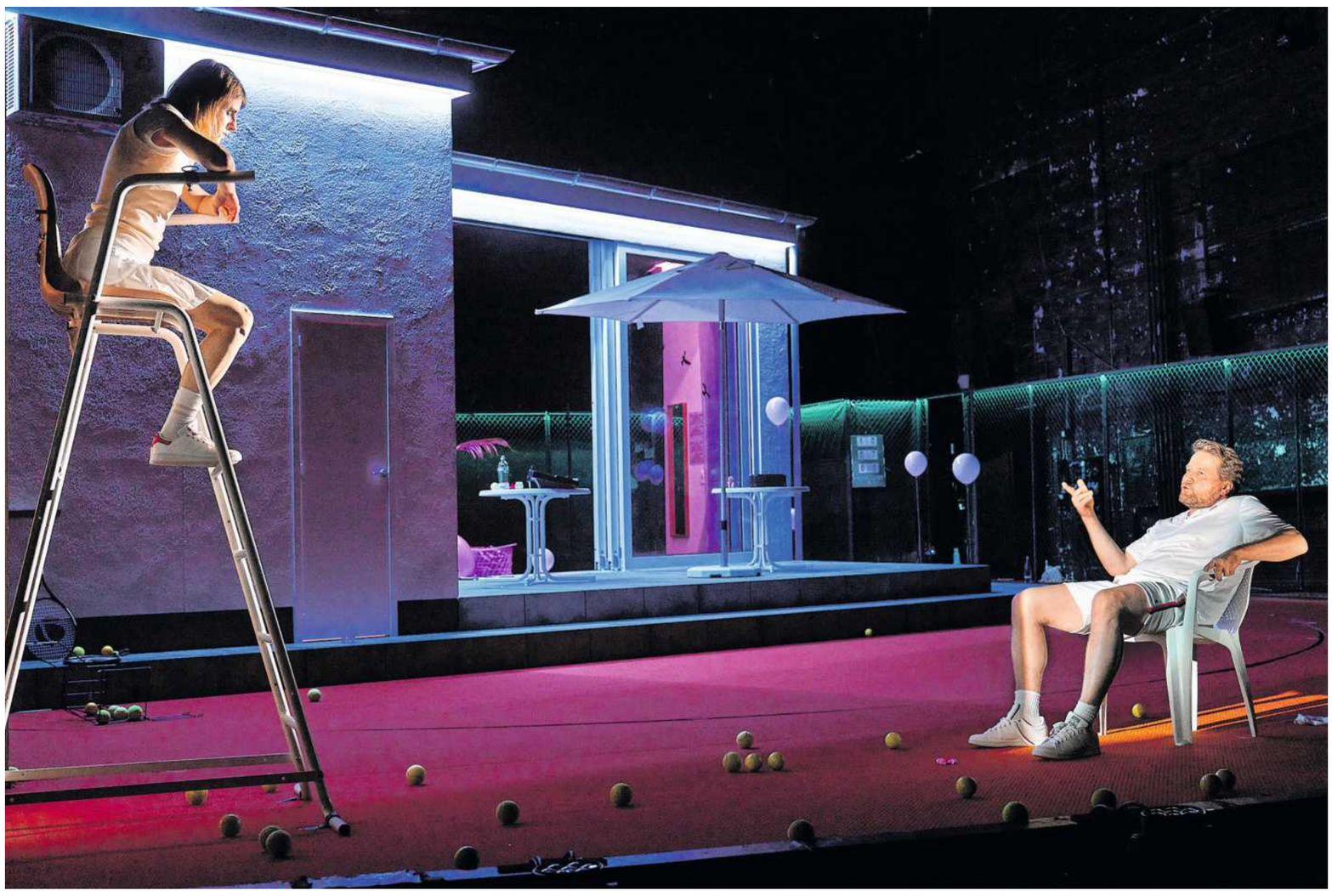
ANZEIGE

Tschechow hat immer recht

Der Dramatiker weiß fast alles über den Menschen, deshalb brauchen wir ihn heute. Eine Theaterreise zu neuen Inszenierungen seiner Stücke

VON PETER KÜMMEL

Anton Tschechow war davon überzeugt, dass die Menschheit eine gute Zukunft haben werde. Seine Zeitgenossen, so fand er, der von 1860 bis 1904 lebte, seien nur noch nicht klug und großherzig genug und deshalb noch nicht fähig zum Glück. An seinen Freund, den späteren Literatur-Nobelpreisträger Iwan Bunin, schrieb er: »Ich werde es nicht erleben, aber ich weiß, das künftige Leben wird ganz anders und dem heutigen nicht ähnlich sein (...). Und solange es dieses Leben noch nicht gibt, werde ich den Leuten wieder und wieder sagen: Begreift doch, wie schlecht und langweilig ihr lebt!«



Auch seine großen Theaterfiguren haben diesen wütenden Glauben an die eigene Gattung. Die Künftigen, so sagen sie, werden bessere Menschen sein, es wird ihnen zu Recht besser gehen, als es uns jetzt geht. Wenn sie von der Zukunft sprechen, dann mit der Scham der Zurückgebliebenen. In rauschhaften Momenten aber sind sie auch stolz darauf, Vorstufe zu sein: Ihr eigener Untergang, so glauben sie, bedinge das Glück derer, die in 100 oder 200 Jahren leben werden. Ihre Nöte bereiten deren Freiheit vor.

Es laufen gerade viele Stücke Tschechows an deutschen Theatern. Von dem Argwohn gegen russische Kulturprodukte im Speziellen und dem Misstrauen gegen die russische Seele im Allgemeinen ist er ausgenommen. Seine Figuren haben, wenn man sie als Kollektiv sieht, nichts unrettbar Dummes, nichts Toxisches an sich; es sprechen aus diesem Personal – in Summe – der Großmut, der Witz, die uneitle Neugier und die Wehmut eines guten, aber ratlosen Schöpfers. Es bietet sich an, einmal zu schauen, wie mit Tschechow an den Theatern umgegangen wird. Nimmt man seine Hoffnung ernst – mit dem Ernst allen Spiels? Oder wird sie bloß verwaltet und gar verhöhnt?

Gern versetzen Regisseure Tschechows Stücke in unsere Zeit. In solchen Inszenierungen wird schnell klar: »Wir« sind hinter der Zukunftserwartung zurückgeblieben, die in den Figuren glüht. Wir sind nicht klüger, gütiger, glücklicher als sie, wir sind nur besser ernährt. Nehmen wir *Iwanow* am Berliner Ensemble. Die sich selbst als kosmopolitische Nomadin bezeichnende Regisseurin Yana Ross hat Tschechows Stück aus dem Kleinadel der russischen Provinz in das Ambiente eines heutigen Tennisclubs in, ausgerechnet, Gütersloh verschoben. Die Stimmung auf der Bühne ist aufgekratzt und zugleich verkatert: Kehraus von Beginn an. Der Konterschampus glüht in den Adern. Alle tragen Tennisluft, und die Kurzhosigkeit schlägt auf den Charakter. Man unterwirft sich den Marktgesetzen: anschaffen, netzwerken, aufsteigen.

Das Drama Iwanows, eines nur den eigenen Trieben verpflichteten, rasch gelangweilten Mannes, der seine Frau ungerührt sterben lässt und sich flugs der nächsten zuwendet, mit der er ebenso wenig anfangen kann – hier wird es als hochtouriges Milieuwimmelbild im Stile des Regisseurs Simon Stone dargeboten. Der Maschenzaun, der ums Gelände des Tennisclubs gezogen ist, hat eine gefängnishafte Wirkung, und so ist es auch gemeint: Außerhalb des Vereins hat keiner ein Leben. In manchen Details erinnert die Aufführung an eine Gesellschaftskomödie des großen Alan Ayckbourn, nur leider ohne dessen Witz. Yana Ross, die das Stück nicht nur inszeniert, sondern mit eigenem Text auch »überschrieben« hat, erfreut sich daran, Tschechow in eine Schund-Moderne zu transponieren, in der alle immerzu ihr Handy wischen, ihre Community pflegen, ihren Status checken, kurzum: in eine Zeit, da man gut ohne Hoffnung leben kann, wenn man Follower hat.

Als Iwanow merkt, dass er in einer peinlichen Situation gefilmt wird, brüllt er der filmenden Frau, einer sogenannten Influencerin, scharf entgegen: »Nicht hochladen!« Doch hier wird nichts hochgeladen, sondern alles tiefergelegt. Der Abend lässt sich in einer Szene zusammenfassen: Nach dem Tod von Iwanows Frau treffen sich alle im Tennisclub und trinken auf die Verstorbene. Auf einem Tischchen in der Mitte steht die Urne mit der Asche der Toten. Was tut der Witwer Iwanow? Er stößt mit seinem Glas gegen die Urne, ehe er trinkt: Gruß unter Toten.

Die Aufführung ist eine Studie des falschen Lebens. Aber sie amüsiert sich auch über die, die falsch leben: leider von oben herab. In gewisser Weise ist diese Klage über die Sünde der Zeitverschwendung selbst Verschwendung, ein technisch anspruchsvolles Meisterwerk des sofortigen Verblühens. Ein Gruppenbild des Nichtweiterkönnens.

Seit 119 Jahren ist Tschechow tot. Er war gelernter Arzt und ruinierte sich die Gesundheit, indem er, mit höchstem Einsatz und großteils ehrenamtlich, diese Arbeit tat. Und noch immer haben wir die Hausaufgaben nicht gemacht, die er uns – in seinem Werk – aufgab. Ja, uns bleibt nicht mal die Zukunftshoffnung, von der seine Figuren zehrten. Sie glaubten, dass die Künftigen es »besser« haben werden; wir hingegen sind vom Gegenteil überzeugt. Unsere Kindeskinder werden es mutmaßlich schlechter haben. Uns steht vor Augen: die Höllenfahrt der Nachfahren.

Schärfste Kritik an diesem Umstand hat die englische Regisseurin Katie Mitchell kürzlich in ihrer Inszenierung von Tschechows *Kirschgarten* am Hamburger Schauspielhaus geübt. Hier wird die Höllenfahrt, auf der wir uns befinden, zeremoniell zurückgenommen. Wie so oft bei Katie Mitchell gibt sich das Theaterspiel als Filmdreharbeit aus: Szenen werden mit der Kamera aufgenommen, von Sprechern synchronisiert, in »Natur«-Hintergründe projiziert. Aber mitten im Stück, als es darum geht, den Kirschgarten der Gutsbesitzerin Ranjewskaja abzuholzen, bleibt das Geschehen stehen – und läuft von nun an rückwärts. Als wollte man den Frevel ungeschehen machen. Umkehr wird nicht beschworen, sondern, als technischer Vorgang, praktiziert. Die Spieler bewegen sich wie in einem rückwärts abgespielten Film – und sie produzieren auch »rückwärts« laufenden Text, sprich: Wenn einer »Kirschgarten« meint, sagt er »Netraghcsrik«. Ebenso werden alle Bewegungen, Schritte, Gesten, die bisher gemacht wurden, noch einmal vollführt, aber rückwärts, in fürchterlicher Reue und Präzision. Mit dem Ernst von Technikern, die eine Bombe entschärfen, wird die Abholzung der Kirschbäume revidiert. »Wäre ich kein negativer Schriftsteller, möchte ich ein negativer Tischler sein«, heißt eine rätselhafte Zeile des Dichters Günter Eich, die wohl darauf hinauswill, dass Rettung in der Umkehr läge: also in der Rückverwandlung des Stuhls in den Baum, aus dem er gemacht wurde. Genau das geschieht hier, in aller Sturheit, auf der Bühne. Darin liegt die Hoffnung, die Katie Mitchell zu bieten hat: Theater als Buße für unsere Sünden wider die Natur.

Tschechow-Theaterabende sind für ältere Zuschauer wie Sofas, in die sie sich sinken lassen. Man erinnert sich an die *Onkel Wanjas,* deren Unglück man miterlitten hat, denkt darüber nach, wie lang die letzte *Möwe* her ist und ob man in den vergangenen Jahrzehnten drei, neun oder vielleicht sogar schon fünfzehn Tschechow-*Schwestern* beim Lamento über das verlorene Leben begleitet hat.

Über diese Kulturtechnik des Einsinkens macht sich der russische, seit Ausbruch des Krieges im Exil lebende Regisseur Timofej Kuljabin am Deutschen Theater Berlin auf geniale Weise lustig. Er verschiebt *Platonow,* ein Stück, das unter Menschen blühender Geschlechtsreife spielt, einfach um 30, 40 Jahre in Richtung Lebensende. Statt mit 30- und 40-Jährigen, die einander den Hof machen, sich betrügen und belauern, haben wir es hier mit Greisen zu tun – die noch immer nicht voneinander lassen. Manchmal schlafen sie in der Mitte eines Zornanfalls, einer Liebeserklärung vor Erschöpfung ein. Aber noch immer hoffen sie aufs Erkanntwerden, auf Glück. Dabei erwecken sie den Eindruck, sie hätten schon Jahrzehnte in diesem Stück gelebt und wären darin auf Grund gesunken. Als hätten sie ihr Leben aufgeschoben, bis es vom Ende komplett überschattet wird. Ja, offenbar ist das Stück *Platonow* selbst das Altersheim, in dem alle feststecken.

Der wahre Zeitmaschinentrick der Aufführung besteht darin, dass die 80-Jährigen von viel jüngeren Schauspielern gespielt werden. Die Darsteller haben sich in Fat-Suits gehüllt, Kunstglatzen über die Köpfe gezogen, Hängebacken an die Wangen und Truthahnfalten unter die Kinne kleben lassen. Dieser *Platonow* ist auch ein Selbstversuch: Theater als Zeitreise – in die eigene Zukunft. Dem Publikum zeigt sich ein Ensemble verschrobener, schwankender Clowns, die sich beim Blick in den Spiegel kaum wiedererkennen. Aber umso genauer erkennen sie in ihrem schweren Faltenkleid womöglich das Wesen der menschlichen Hoffnung – die noch in den Mürbsten glüht und stets in der Lage ist, das große Ganze zu entflammen.

Platonow ist der Mann, der mit dem Feuer spielt. Ihn zeigt in dieser Inszenierung Alexander Khuon wie einen gebrechlichen Sohn Charlie Chaplins. Sein Gesicht wird von einem gewinnenden Heiratsschwindlerlächeln in zwei Hälften gelegt. Alle lieben ihn, alle brauchen ihn, alle stürzt er ins Unglück. Er allein gibt der Gesellschaft Form, Halt, Ruck. Er ist die Verkörperung der Hoffnung, und natürlich lügt er pausenlos. Was sollten sie ohne ihn anfangen?

Eine ganz andere, aber ebenfalls eigensinnige und schlüssige Untersuchung über die Hoffnung ist am Berliner Maxim Gorki Theater zu sehen. Gespielt werden Tschechows *Drei Schwestern* in der Regie von Christian Weise. Aber eigentlich findet hier etwas anderes statt, nämlich eine Tauchfahrt hinab zu einem versunkenen Land. Im Gorki-Theater, damals ein Leuchtturm der Schauspielkunst der DDR, war am 13. Januar 1979 Thomas Langhoffs Inszenierung der *Drei Schwestern* herausgekommen. Die Aufführung wurde rasch legendär und galt als auf unangreifbare Art subversiv. In den drei Schwestern Olga, Mascha und Irina, die in der Provinz vor sich hin blühten und vergeblich von Abflug, Glück, Moskau träumten, fanden die Zuschauer sich wieder.

Ruth Reinecke, eine der Schauspielerinnen der damaligen Inszenierung, kommt nun, als Zeitzeugin, in Christian Weises Inszenierung zu Wort. In einem auf Monitoren eingespielten Statement sagt sie: »Wohl weil wir in der DDR keine Öffentlichkeit hatten, eroberten sich die Zuschauer im Theater, in unseren Aufführungen, einen öffentlichen Raum – und wir mit ihnen. Künstler und Zuschauer traten aus ihren Rollen.«

Noch größere Wirkung hatte der Film, den Thomas Langhoff 1984 auf Basis dieser Inszenierung schuf. Hier wurde das Kino zum Ort der Konspiration. Zuschauer und Künstler trafen sich im Schatten der *Drei Schwestern* zur Feier ihres Zweifels am System. In Christian Weises Inszenierung läuft der alte Film – und somit auch die legendäre Inszenierung – im Hintergrund immer mit: auf 25 Videomonitoren. Die Spieler von heute stehen draußen, außerhalb des Films, und warten auf das von Ruth Reinecke beschriebene Wunder: dass die Künstler aus ihren Rollen treten. Aber es sind Untote, die sich auf den Monitoren spreizen, und sie denken nicht daran, aus ihren Rollen zu treten. Sie haben nichts Subversives an sich.

Das weckt den Hohn der heutigen Spieler. Sie machen den Filmfiguren alles nach und machen sich über sie lustig. Sie sprechen Text mit und küssen ins Leere. Sie greifen gleichsam in die Speichen eines nur gefilmten Rades und ziehen schnell die Hände zurück, um sich nicht wehzutun. Ein gespenstischer Effekt: Die leibhaftigen Spieler fahren im Film mit wie in einer Geisterbahn. Aber man könnte es auch einen parasitären Fressrausch nennen: Bisweilen wirken sie wie Möwen, die einem Dampfer nachfliegen, von dessen Abfällen sie leben.

Christian Weises Spieler benehmen sich wie scheinheilige Ministranten, die ihre Räuchergefäße schwenken zu den heiligen Handlungen des Films. Jenseits des Spotts ist indessen noch etwas anderes zu spüren: Trauer darüber, dass Kunst die Funktion der subversiven Verständigung, des Sagens des Unsagbaren nicht mehr erfüllt. Nicht mal mehr zwischen den Zeilen nistet Hoffnung.

Eher im Gegenteil. Heutzutage wird die Kunst von allerlei Instanzen daraufhin durchleuchtet, dass nichts Ambivalentes und »Unkorrektes« heimlich in ihr mitreist. Und auch das deutet diese neue *Drei Schwestern*-Inszenierung an. Denn sie wird ausschließlich von Männern gespielt, die in seltsame grüne Overalls gekleidet sind: Sie wirken wie Packer eines Haushaltsauflösungsunternehmens, und ihr Auftrag scheint es zu sein, Tschechows Spiel völlig auszuräumen. So hat einer plötzlich die Schaukel in der Hand, auf der – im Film – Mascha oder Irina gerade noch saß, und siehe, die Schaukel ist ein billiges, geschmackloses Ding aus Plastik. Erstaunlicher Effekt: Die *Drei Schwestern* überstehen die Zeremonie problemlos.

Man möchte sofort den Film von Thomas Langhoff sehen oder zu Hause das Stück lesen – und den Hoffnungsspeicher wieder aufladen, den Tschechow uns zur Verfügung gestellt hat.

Denn das ist das Wunder seines Werks: Trotz aller Stille, Langeweile, Peinlichkeit und Verzweiflung, die darin auch herrschen, ist es Erwartung, die Hoffnung auf den nächsten Moment, wovon es lebt. Man reist in ihm mit, während man älter wird. Und sieht es doch immer wie zum ersten Mal. Man kann seine Stücke untersuchen wie untergegangene Länder *(Drei Schwestern* am Gorki-Theater). Man kann sich in sie einliefern lassen wie in andere Lebenszustände *(Platonow* am Deutschen Theater). Man kann sie als Peitschen benutzen – zur Geißelung der Gesellschaft *(Iwanow* am Berliner Ensemble). Und man kann mit ihnen Umkehr predigen *(Kirschgarten* am Schauspielhaus Hamburg).

Dieses Werk kann in seiner Universalität gar nicht beschädigt werden. Tschechow hat sowieso recht. Hoffen wir nur, dass sich nun, da zu Beginn des Krieges mit Atomwaffen gedroht worden ist, nicht der berühmte Tschechow-Satz bewahrheitet, dem zufolge ein Gewehr, das im ersten Akt an der Wand hängt, im letzten Akt auch abgefeuert wird. Möge sich der große Kenner der Menschen und Durchschauer der Welt dieses eine Mal irren!

www.zeit.de/vorgelesen

Anton Tschechow (1860–1904): In seinen Stücken sind Langeweile, Stille, Peinlichkeit und Verzweiflung durchaus präsent. Doch die Erwartung, die Hoffnung auf den nächsten Moment ist es, wovon sie eigentlich leben

Im Tennisclub spielt »Iwanow« am Berliner Ensemble (großes Bild)

Grüne Männchen räumen die Bühne auf: So geht es zu in den »Drei Schwestern« am Gorki-Theater Berlin (links)

Letzte Züge im Seniorenstift: Ein intimer Moment aus »Platonow« am Deutschen Theater Berlin (rechts oben)

Hier läuft die Zeit rückwärts: Der »Kirschgarten« am Schauspielhaus Hamburg (rechts unten)

Fotos (v. o. l.): Matthias Horn; Ute Langkafel/Maifoto; Arno Declair; Stephen Cummiskey (Ausschnitte); rps/Ullstein/Getty Images (o. r.)

Das Politische ist auf klimaschützende Weise privat geworden

Warum die Beziehung zwischen dem Moderator Louis Klamroth und der Aktivistin Luisa Neubauer so argwöhnisch beäugt wird VON THOMAS E. SCHMIDT

Wo die Liebe hinfällt, ist nicht vorauszusehen, aber wenn sie, wie im Fall von Luisa Neubauer (26, Klimaaktivistin) und Louis Klamroth (33, *hart aber fair),* zur Hälfte in das öffentlich-rechtliche Fernsehen hineinplumpst, dann ruft das die Wächter – und wenig später auch die Überwacher der Wächter auf den Plan. Damit ist gemeint: Die einen halten es für einen Skandal, dass der Moderator einer einflussreichen politischen Talkshow gleichzeitig der Partner einer Frau mit so steilen Ansichten ist, die anderen finden es gerade schlimm, dass man diesen Umstand skandalisiert.

Vor allem die Zeitungen des Springer-Konzerns sind über die Liebeskonstellation in Aufregung geraten. Als Medienbeobachter sagen sie ungefähr: Es geht zwar keinen etwas an, wer mit wem zusammen ist – hier aber doch! Denn die politische Richtung, die sich womöglich auf subtile Talkshow-Weise Einfluss erschleichen könnte, passt ihnen gar nicht. Andere Beobachter wiederum halten das ganz unsubtile Neubauer-Bashing bei Springer fürs eigentliche Politikum. Im Rundfunkrat des WDR sind welche der Ansicht, Klamroth hätte bei seiner Einstellung erzählen müssen, dass er mit Neubauer liiert war, schon um den Verdacht eines Interessenkonfliktes nicht aufkommen zu lassen; andere dort meinen, die »Compliance«-, also die Verhaltensregeln des Senders hätten ja erst nach seiner Einstellung für ihn gegolten.

Dass Louis Klamroth in seiner Position Propaganda für seine Freundin macht, kann im Ernst niemand glauben. Die Mediendemokratie ist nicht einfältig, sondern misstrauisch wie ein Nagetier. Trotzdem bleibt eine persönliche Beziehung zwischen Politik und Journalismus eine problematische Angelegenheit. Heute ist sie das mehr denn je, obgleich es immer häufiger vorkommt. Und zwar nicht, weil man Gedankenmanipulation unterstellt, sondern weil diese Art Partnerschaft heute ein bestimmtes, nämlich strategisches Verhältnis zu Gesellschaft signalisiert. Aber ganz in deren Sinn geben beide doch vor, tätig zu sein. Das Politische ist auf klimaschützende Weise privat geworden, aber das Private politisiert sich auch an Stellen, wo es das nicht soll. Dass Leute sich paaren, die das Privileg genießen, Interessen durchzusetzen und Meinungen zu machen, dass die Mächtigen anscheinend in einer geschlossenen Blase leben, übt eine geradezu demoralisierende Wirkung auf Außenstehende aus. Vorurteile werden bestätigt: Die Elite liebt sich. Nur noch sich.

Der Eindruck wird nicht besser, sondern schlimmer, wenn man darauf verweist, dass es andere Fälle gibt und gab, beispielsweise Jens Spahn (Ex-Bundesgesundheitsminister) samt seinem Ehemann Daniel Funke, der für Burda tätig ist. Oder Bundesfinanzminister Christian Lindner, der mit der Reporterin Franca Lehfeldt (RTL, *Welt*) verheiratet ist. Früher war es ein kleines bisschen anders: Als Willy Brandt mit Heli Ihlefeld *(stern,* Münchner *Abendzeitung)* heimlich die Ehe brach, galt das noch als ein aparter Funkenschlag zwischen zwei verlässlich getrennten Welten. Die Politiker waren mittelalt bis alt, trinkfest, ichstark, weiß und cis, die Journalisten trugen Hornbrillen und wussten noch, was Diskretion bedeutet. Whisky verband Willy mit der Presse, nicht Liebesaffären. Der mit *»Bild, BamS* und Glotze« auskommende Gerhard Schröder heiratete Doris Köpf, doch die arbeitete bloß für den *Focus* und wurde daher nicht als nationale Gefahr eingestuft.

Neubauer und Klamroth hingegen bewegen sich heute in einer Umgebung, in der es keine mildernden Umstände mehr gibt. Man kann zwar versuchen, zwischen dem Persönlichen und dem Beruflichen zu unterscheiden, aber das ist nur eine Art liberaler Erinnerung an eine Zeit mit klaren Grenzen. Neubauer und Klamroth profitieren sogar von der Verwischung dieser Dimensionen. Sie wollen ja als »unmittelbar« erscheinen und nicht als Funktionäre, das heißt: jung, nahbar, ganz für ihre Sache brennend, grundgut, sympathisch, verletzlich und so weiter. Die echte Liebe, sagen sie, könne keine Interessen haben oder nur lautere. Und gerade das wird umso weniger geglaubt, je penetranter sich währenddessen das Private in den Vordergrund der Selbstdarstellung schiebt.

Das Politische wird nicht länger vom Journalismus beobachtet, denn der gilt inzwischen als ein Teil der um sich selbst kreisenden Elite. Das Konglomerat aus Politik und Meinung wird von »allen« beargwöhnt, und zwar aus dem Blickwinkel der sozialen Medien. In der Wahrnehmung der sozialen Medien ist der jeweilige Mensch bemerkenswert (oder fragwürdig), und zwar in jeder seiner Facetten, Reden, Kleidung, Essen, Reisen, Sex und Geld. Jede Sekunde muss er damit rechnen, dass der Hass gegen ihn ausbricht. Davor wiederum haben die öffentlich-rechtlichen Medien Angst: Sie sind alt und müssen sich verjüngen, in Zielgruppen und Mitarbeitern. Je jünger ihr Personal, desto größer jedoch die Gefahr, mit dem Nachwuchs in Situationen zu geraten, die mit dem Selbstverständnis des »Öffentlichen« nicht mehr vereinbar sind.

Die Popularität von jungen Medienstars beruht nicht mehr auf der Macht der Öffentlich-Rechtlichen. Die dürfen nicht eine Partei oder eine weltanschauliche Richtung vertreten, sie dürfen sich aber auch nicht zum Sprachrohr von Einzelnen machen, schon gar nicht, wenn es um Karrieren oder Bezahlung geht. Die Elite-Debatte hat den WDR längst erreicht. Nun tauchen auch noch Luisa und Louis darin auf, irgendwie sanft, aber unfair.

Fotos (M): Annette Hauschild/Ostkreuz (l.); Wigglesworth/Babirad; Illustration:

VON UNTERWEGS GESENDET

Der Himmel über London

Müssen wir immer alle gute Laune haben? Manchmal hilft es einfach, garstig zu sein VON CHRISTINE LEMKE-MATWEY

»Dieser Januar dauert drei Monate«, grummelte Frau Holz und starrte an die graubleierne Decke, unter der Graudeutschland bleiern lag: »Die Welt im Winterschlaf, nur ohne Winter; keine Schneeflocke, kein Sonnenstrahl, kein Frost, mein Leben scholzt, dein Leben scholzt, es kommt, folgen wir dem britischen Historiker Timothy Garton Ash, der das Verb ›scholzen‹ unlängst prägte, nicht vom Fleck – wer soll darüber nicht trübsinnig werden?« Fräulein Schlüter überlegte kurz, ob ihr Leben wirklich scholzte (nein), dann seufzte sie. Es war wieder so weit, ihre Schwester hatte den Januar-Blues, alle Jahre wieder, jedenfalls seit sie beide etwas älter waren, und je älter sie wurden, desto mehr drohte der Januar-Blues sich in einen Januar-Februar-Blues auszuwachsen. Um diesen wiederum nicht in einen Januar-Februar-März-April- und sodann in einen Januar-Februar-März-April-Mai-Juni-Juli-August-September-Oktober-November-Dezember-Blues münden zu lassen, musste sie tätig werden, sofort. So anstrengend das war.

Frau Holz kam aus der Küche. »Sprichst du mit mir?«, grummelte sie weiter. »Falls ja, vielleicht weißt du, ob wir uns in unserem stockfinsteren Flur gelegentlich, also ganz vage, meine ich, eine neue Glühbirne leisten könnten, und wann dein Klempner-Freund geruht, dem klemmenden Spülkasten im hinteren Gäste-WC nachzugehen, und wo eigentlich mein dunkelblauer Pullover geblieben ist?« Frau Holz fand nie etwas, wenn sie etwas suchte, dunkelblaue Sachen schon gar nicht, ihr ganzer Auftritt aber signalisierte: Alarmstufe Rot. Immer wenn ihre Schwester nur mehr das Kaputte, Missratene und Unerledigte um sich herum wahrnahm, war für Fräulein Schlüter Eile geboten. Gern hätte sie ihr zwei Flugscheine unter die Nase gehalten, wie man das früher machte und es heute höchstens noch in Filmen aus den Siebzigerjahren sieht, diese flatterdünnen, glitschigen, mehrblättrigen Dinger mit abhebenden Flugzeugen vorne drauf, die einem die Welt zu Füßen legten, eine heile, bunte, vielversprechende Welt voller Sonnenaufgänge, dafür ohne Januar und gescholzte Glühbirnen.

Auch wenn Fräulein Schlüter die große Geste versagt blieb, so hellten die beiden Flüge nach London, die sie gebucht hatte, die Miene ihrer Schwester doch mächtig auf. Frau Holz liebte London, immer schon, die Physiognomien der Briten, den Insel-Liberalismus, die *sausages. »Ladies and gentlemen,* die Wetteraussichten für die nächsten Tage: *very British«,* feixte die Purserette beim Anflug auf Heathrow, »ich sag mal, Regenschirme raus!« Frau Holz schnaubte leise, aber verächtlich, und selbst als sich der QR-Code ihrer Online-Tickets im Express von Heathrow nach Paddington als unlesbar entpuppte und ihnen die elektronischen Schranken jeweils von Hand geöffnet werden mussten (sehr freundlich, *by the way),* wahrte sie die Contenance. Der Himmel über London präsentierte sich mindestens 50 Stufen grauer als in Graudaheim, zudem war es feucht, von oben, unten, von überall, und dass ihnen Prinz Harrys *Reservisten*-Schmöker bereits zwei Tage nach Erscheinen praktisch an jeder Ecke zu Dumpingpreisen nachgeworfen wurde, machte die Stimmung nicht viel besser.

In einer Regenpause beschlossen sie, dem Kensington-Palast einen Besuch abzustatten – vorbei am Diana Memorial Playground, der nepalesischen, der französischen und der rumänischen Botschaft, all den stummen, griesgrämig dreinblickenden Herrenhäusern gegenüber. Der Palast war geschlossen, und als es wieder stärker zu tröpfeln begann, kehrten sie um. Früher hätten sie sich mit einem High Tea im Diamond Jubilee Tea Salon von Fortnum & Mason belohnt, aber 80 Pfund aufwärts für zwei Tässchen Earl-Grey-Tee und eine Etagere mit hülsenfrüchtegroßen Sandwiches erschienen ihnen dann doch zu dekadent. Pro Person, wohlgemerkt. Überhaupt: die Preise, dieser elende Brexit!

London war, bittere Erkenntnis, endgültig unbetretbar geworden – und ihre Reise in Wahrheit nichts als ein irrer Anfall von Nostalgie. Der Teufel (Grauscholzland) ließ sich nicht mit dem Beelzebub (Brexit-Britannia) austreiben. Gerade wollte Frau Holz neuerlich losschwadronieren, da fielen beider Blicke auf ein Transparent, graue Schrift auf gelbem Grund: *»Be naughty and you'll never be alone«* (»Sei garstig, und du bist nie allein«). »Ha!«, rief Frau Holz laut. *»That's it!* Schluss mit der Gute-Laune-Diktatur! Humor, ja, schwarzer, britischer, scholziger, aber nicht dieses Positivity-Getue, das gar nichts besser macht, sondern alles nur unglaubwürdiger. Dann fühlen wir uns eben mal wie britische Herrenhäuser, dann ist der Pullover eben weg, was soll's?« Fräulein Schlüter war zwar leicht düpiert, so wollte sie in ihrer schwesterlichen Sorge natürlich nicht verstanden werden. Der Sonnenuntergang aber, der ihren Rückflug begleitete, war dann wirklich noch sehr schön.

An dieser Stelle erscheinen im Wechsel vier Kolumnen. Lesen Sie nächstes Mal »Über den Linden« von Maxim Biller

DIE ZEIT

Gründungsverleger:
Gerd Bucerius (1906–1995)

Herausgeberrat:
Prof. Jutta Allmendinger, Dr. Nicola Leibinger-Kammüller, Zanny Minton Beddoes, Florian Illies, Dr. Josef Joffe
Ehemalige Herausgeber:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt (1918–2015)

Vorsitzender der Chefredaktionen des Zeitverlags und Chefredakteur:
Giovanni di Lorenzo
Stellvertretende Chefredakteure:
Moritz Müller-Wirth (Managing Editor), Sabine Rückert, Holger Stark, Bernd Ulrich
Mitglieder der Chefredaktion:
Malin Schulz, Tanja Stelzer, Jochen Wegner
Chef/-in vom Dienst:
Dorothée Stöbener (verantwortlich), Mark Spörrle (besondere Aufgaben), Imke Kromer

Chefreporter: Dr. Stefan Willeke
Textchef: Dr. Christof Siemes
Geschäftsführende Redakteure: Patrik Schwarz, Andreas Sentker
Internationaler Korrespondent: Matthias Naß
Redakteure für besondere Aufgaben:
Hanns-Bruno Kammertöns, Iris Mainka
Redaktionsleiter Digitale Ausgaben: Götz Hamann
Parlamentarischer Korrespondent: Matthias Geis
Politik Hamburg/Berlin: Tina Hildebrandt/Dr. Heinrich Wefing (verantwortlich), Mark Schieritz (stellv.), Elisabeth Raether (Seite 3), Andrea Böhm, Alice Bota, Peter Dausend, Jörg Lau, Mariam Lau, Anna Mayr, Paul Middelhoff, Robert Pausch, Petra Pinzler, Jan Roß, Dr. Anna Sauerbrey (Außenpolitik), Samiha Shafy, Merlind Theile
Hauptstadtredaktion: Schöneberger Straße 21 A, 10963 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 40
Streit: Dr. Jochen Bittner/Martin Machowecz (verantwortlich), Stefan Schirmer (Korrespondent)
Dossier: Malte Henk/Wolfgang Uchatius (verantwortlich), Nadine Ahr, Moritz Aisslinger, Bastian Berbner, Kerstin Kohlenberg, Caterina Lobenstein, Tanja Stelzer (Autorin)
Leserbriefe: Dr. Christof Siemes (verantwortlich), Jutta Hoffritz
Geschichte: Christian Staas (verantwortlich)
Wirtschaft: Charlotte Parnack/Roman Pletter (verantwortlich), Thomas Fischermann, Hannah Knuth, Dr. Ingo Malcher, Ann-Kathrin Nezik, Marcus Rohwetter, Dr. Kolja Rudzio, Marc Widmann
Green: Dr. Uwe J. Heuser (verantwortlich), Laura Cwiertnia, Ricarda Richter
Unterhaltung: Cathrin Gilbert (verantwortlich)
Wissen: Simon Kerbusk/Andreas Sentker (verantwortlich), Rudi Novotny/Jeannette Otto/Johanna Schoener (stellv.), Anant Agarwala, Dr. Harro Albrecht, Dr. Ulrich Bahnsen, Hanna Grabbe, Fritz Habekuß, Stefanie Kara, Maximilian Probst, Yannick Ramsel, Arnfrid Schenk, Stefan Schmitt (Wissenschaftskorrespondent), Ulrich Schnabel, Dr. Anna-Lena Scholz, Jan Schweitzer, Martin Spiewak, Urs Willmann
Bildungspolitischer Korrespondent: Thomas Kerstan
Junge Leser: Katrin Hörnlein (verantwortlich), Josefa Raschendorfer
Feuilleton: Christine Lemke-Matwey/Volker Weidermann (verantwortlich), Dr. Hanno Rauterberg (stellv.), Alexander Cammann, Peter Kümmel, Ijoma Mangold (Kulturpolitischer Korrespondent), Dr. Peter Neumann, Katja Nicodemus, Nina Pauer, Iris Radisch, Dr. Thomas E. Schmidt (Kulturkorrespondent Berlin), Dr. Adam Soboczynski (Literatur; verantwortlich), Dr. Elisabeth von Thadden (Sinn & Verstand), Lars Weisbrod
Kulturreporter: Moritz von Uslar (Autor)
Glauben & Zweifeln: Evelyn Finger (verantwortlich)
Entdecken: Johannes Gernert/Britta Stuff (verantwortlich), Sebastian Kempkens (stellv.), Michael Allmaier, Karin Ceballos Betancur, Stefanie Flamm, Francesco Giammarco, Elke Michel, Florentin Schumacher, Merten Worthmann; Besondere Aufgaben: Jutta Hoffritz
Investigative Recherche/Daten:
Leitung: Holger Stark (Print)/Karsten Polke-Majewski (Online), Stellv. Leitung: Astrid Geisler (O)/Yassin Musharbash (P), Kai Biermann (O), Anne Kunze (P), Christina Schmidt (P), Tom Sundermann (O/Störungsmelder), Sascha Venohr (O), Fritz Zimmermann (P); Autor: Christian Fuchs
Verbrechen: Stephan Lebert (Reporter), Daniel Müller
ZEITmagazin:
Editorial Director: Christoph Amend; Chefredakteur: Sascha Chaimowicz; Stellv. Chefredaktion: Anna Kemper, Tillmann Prüfer, Emilia Smechowski; Creative Director: Mirko Borsche; Art Director: Jasmin Müller-Stoy; Textchefinnen: Christine Meffert, Annabel Wahba; Style Director: Claire Beermann; Redaktion: Amelie Apel, Anita Blasberg, Jörg Burger, Johannes Dudziak, Alard von Kittlitz, Friederike Milbradt, Lena Niethammer, Khuê Pham, Ilka Piepgras, Jürgen von Rutenberg; Redaktionelle Koordination: Margit Stoffels; Gestaltung: Nina Bengtson, Mirko Merkel, Gianna Pfeifer; Bildredaktion: Milena Carstens (verantwortlich), Nora Hollstein; Redaktion ZEITmagazin: Schöneberger Straße 21 A, 10963 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 39; E-Mail: zeitmagazin@zeit.de
Die ZEIT-App: Götz Hamann (Redaktionsleitung), Silke Weber (stellv.); Art-Direktion: Sören Dammann, Haika Hinze, Jasmin Müller-Stoy Betreiber: ZEIT Online GmbH
Verantwortlicher Redakteur Reportage: Henning Sußebach
Reporter: Wolfgang Bauer, Christiane Grefe, Ulrich Stock, Henning Sußebach
Autoren: Antonia Baum, Georg Blume, Kerstin Bund, Christoph Dieckmann, Christoph Drösser, Ronald Düker, Heike Faller, Ulrich Greiner, Jana Hensel, Dr. Gunter Hofmann, Jens Jessen, Rüdiger Jungbluth, Dr. Navid Kermani, Angela Köckritz, Dr. Wolfgang Lechner, Ursula März, Dr. Susanne Mayer, Anna von Münchhausen, Gero von Randow, Roberto Saviano, Christian Schmidt-Häuer, Jana Simon, Björn Stephan, Matthias Stolz, Burkhard Straßmann, Tobias Timm, Jens Tönnesmann, Dr. Volker Ullrich
Art-Direktion: Haika Hinze/Malin Schulz (verantwortlich), Jan Kny/Jan Lichte (stellv.); Berater der Art-Direktion: Mirko Borsche
Gestaltung: Julika Altmann, Katrin Baron, Mirko Bosse, Martin Burgdorff, Mechthild Fortmann, Sina Giesecke, Annett Osterwold, Beate Pietrek, Lydia Sperber, Jan-Peter Thiemann, Delia Wilms
Infografik: Nora Coenenberg, Anne Gerdes, Matthias Holz, Jelka Lerche, Matthias Schütte
Bildredaktion: Amélie Schneider (verantwortlich), Lara Huck/Jutta Schein (stellv.), Melanie Böge, Norman Hoppenheit, Anja Martens, Navina Reus, Vera Tammen, Edith Wagner
Dokumentation: Mirjam Zimmer (verantwortlich), Davina Domanski, Dorothee Schöndorf, Corinna Slotty, Dr. Kerstin Wilhelms
Korrektorat: Thomas Worthmann (verantwortlich), Oliver Voß (stellv.), Volker Hummel, Christoph Kirchner, Katharina Kowarczyk, Anke Latza, Irina Mamula, Maren Preiß, Karen Schmidt, Matthias Sommer
Frankfurter Redaktion: Eschersheimer Landstraße 50, 60322 Frankfurt a. M., E-Mail: buero-frankfurt@zeit.de
Christ & Welt/ZEIT:CREDO GmbH: Georg Löwisch (Chefredakteur), Merle Schmalenbach (Stellv. Chefred.), Raoul Löbbert (Chefkorrespondent), Andreas Öhler, Christina Rietz, Kilian Trotier (Koordinator ZEIT Sinn – Wofür leben wir?); Schöneberger Str. 21 A, 10963 Berlin; E-Mail: redaktion@christundwelt.de
Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser, Patrik Schwarz
Chefredakteur Länderausgaben: Patrik Schwarz
ZEIT:Hamburg: Maria Rossbauer/Florian Zinnecker (verantwortlich), Viola Diem, Frank Drieschner, Annika Lasarzik (Newsletter Elbvertiefung), Oskar Piegsa
ZEIT im Osten/Korrespondentenbüro Leipzig: Anne Hähnig (Büroleitung, verantwortlich), August Modersohn (stellv.), Martin Nejezchleba; Naumburger Straße 48, 04229 Leipzig, Tel.: 0341/492 76 13-10, E-Mail: anne.haehnig@zeit.de
ZEIT:Österreich/ZEIT International GmbH: Florian Gasser (Büroleitung), Christina Pausackl (stellv.), Christian Bartlau, Simone Brunner; E-Mail: florian.gasser@zeit.de; Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser
ZEIT:Schweiz: Matthias Daum (Büroleitung), Sarah Jäggi (stellv.), Salome Müller; Hirschengraben 34, CH-8001 Zürich, Tel.: 0041-79/361 53 10, E-Mail: matthias.daum@zeit.de
Europa-Redaktion: Ulrich Ladurner, Residence Palace, Rue de la Loi 155, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/230 30 82, Fax: 0032-2/230 64 98, E-Mail: ulrich.ladurner@zeit.de
Pariser Redaktion: Matthias Krupa, 48 bis, Rue d'Auteuil, 75016 Paris, E-Mail: matthias.krupa@zeit.de
Moskauer Redaktion: Michael Thumann, Kutusowskij-Prospekt 13, Kw. 5, Moskau 121248, Tel.: 007-495/680 03 85, E-Mail: zeit-moskau@zeit.de
Mittelost-Redaktion: Lea Frehse, Rue Liban, Gemayzeh, Beirut, E-Mail: lea.frehse@zeit.de
Pekinger Redaktion: Xifan Yang, Guangming Plaza 1501, Liangmaqiao Rd 42, Chaoyang, Beijing, E-Mail: xifan.yang@zeit.de
Washingtoner Redaktion: Amrai Coen, Washington, DC 20009, Tel.: 001-202/617 68 77, E-Mail: amrai.coen@zeit.de
New Yorker Redaktion: Heike Buchter, 32 Broadway, Suite 1211, New York, NY 10004, Tel.: 001-212/269 34 38, E-Mail: hbuchter@newyorkgermanpress.com
ZEIT ONLINE GmbH
Chefredakteur: Jochen Wegner
Stellv. Chefredaktion: Markus Horeld, Sebastian Horn, Leonie Seifert
Mitglied der Chefredaktion: Monika Pilath
Redaktionsleitung: Dr. Sasan Abdi-Herrle, Rieke Havertz, Monika Pilath, Till Schwarze, Michael Stürzenhofecker
Geschäftsführende Redakteurin: Laura Weinert
Nachrichtenredaktion: Monika Pilath (Leitung), Sybille Klormann (stellv.); Chef/in vom Dienst: Fabian Albrecht, Katharina Benninghoff, Angelika Finkenwirth, Karin Geil, Dr. Rita Lauter, Katrin Scheib, Johannes Süßmann, Claudia Thaler, Ulrike Tschirner; Isabelle Daniel, Lisa-Marie Eckardt, Alexander Eydlin, Sarah Grahn, Alena Kammer, Anna-Lena Schlitt, Jona Spreter, Konstantin Zimmermann
Red. f. bes. Aufgaben: Philip Faigle **Textchefin:** Meike Dülffer
Politik, Wirtschaft und Gesellschaft: Marcus Gatzke/Ileana Grabitz (Leitung), Marlies Uken (stellv.), Frida Thurm (verantw. Gesellschaft), Almut Siefert (verantw. Ausland), Christian Bangel, Dr. Hannah Bethke, Manuel Bogner, Lisa Caspari, Simone Gaul, Sören Götz, Tina Groll, Jan Guldner, Rieke Havertz (Intern. Korrespondentin), Jurik Caspar Iser, Lenz Jacobsen (Demokratie), Carsten Luther, Nina Monecke, Ferdinand Otto, Steffen Richter, Johanna Roth, Parvin Sadigh, Dr. Michael Schlieben, Katharina Schuler, Tilman Steffen, Anja Stehle, Christian Vooren, Zacharias Zacharakis (Unternehmen) **Kultur:** Dirk Peitz (Leitung), Judith Liere (stellv.), Maja Beckers, Daniel Gerhardt (Film), David Hugendick (Literatur), Julia Lorenz, Nils Markwardt, Johannes Schneider, Carolin Ströbele (TV/Medien) **Wissen:** Sven Stockrahm (Leitung), Linda Fischer (stellv.), Elena Erdmann (Verantw. Forschungsdaten), Robert Gast, Dr. Maria Mast, Dr. Claudia Vallentin; Chefreporterin Wissen: Dagny Lüdemann **Digital:** Lisa Hegemann (Leitung), Meike Laaff, Jakob von Lindern, Henrik Oerding, Pauline Schinkels, Eva Wolfangel **Gesundheit:** Dr. Jakob Simmank/Claudia Wüstenhagen (Leitung), Ingo Arzt, Corinna Schöps, Dr. Florian Schumann
Ressort Investigative Recherche/Daten: siehe Printressorts
Ressort X: Philip Faigle (Leitung), Johannes Böhme, Philipp Daum, Yasmine M'Barek, Annabelle Seubert, Luisa Thomé, Vanessa Vu
Podcasts: Ole Pflüger (Leitung), Mounia Meiborg (stellv.), Jannis Carmesin, Moses Fendel, Simone Gaul, Constanze Kainz, Elise Landscheck, Dr. Rita Lauter, Pia Rauschenberger, Fabian Scheler
ZEITmagazin Online, Wochenmarkt, Entdecken, Familie, Sinn: Carmen Böker (Leitung), Carla Baum/Alexander Krex (stellv.), Katrin Blum, Johannes Ehrmann, Juliane Frisse, Wenke Husmann, Laura Sophie Jung, Matthias Kirsch, Wlada Kolosowa, Hannes Leitlein, Celina Plag, Jakob Pontius, Caroline Rosales, Sara Tomšić, Fiona Weber-Steinhaus, Cora Wucherer, Milena Zwerenz **Arbeit:** Anne-Katrin Schade (Leitung), Jana Baurmann, David Gutensohn, Daniel Sander, Hannah Scherkamp, Rebekka Wiese **Wochenende:** Maris Hubschmid (Leitung), Viktoria Morasch, Friederike Oertel, Michael Schock, Lars Spannagel
ZEIT Campus Online: Ámna Franzke (verantw. Online), Martina Kix (verantw. Print), Laura Binder, Berit Dießelkämper, Christoph Farkas (P), Katharina Meyer zu Eppendorf (P), Nina Piatscheck (P), Cathrin Schmiegel (P), Theresa Tröndle (P) **ze.tt:** Tessa Högele (verantw.), Philipp Kienzl, Elif Kücük (Editorial Design), Celia Parbey, Alisa Schellenberg **Green:** Luisa Jacobs (verantw.), Ruth Fend, Viola Kiel, Manuel Stark **Sport:** Christian Spiller (Leitung), Tammo Blomberg, Steffen Dobbert, Oliver Fritsch, Nico Horn, Fabian Scheler **Video:** Max Boenke (Leitung), Dilan Gropengiesser (stellv.), Thilo Adam, Poliana Baumgarten, Claudia Bracholdt, Nicolas Grone, René Wiesenthal, Sven Wolters
Daten und Visualisierung: Julius Tröger (Leitung), Paul Blickle, Annick Ehmann, Christian Endt (Senior Data Journalist), Julian Stahnke, Benja Zehr **Design:** Christian Bart (Lead Designer), Adele Ogiermann
Formatentwicklung: Mark Heywinkel, Magdalena Beyer **SEO und Abosteuerung:** Jana Lavrov (Leitung), Laura Oelker (verantw. SEO), Celine Fink, Julia Grass (verantw. Abosteuerung), Kim Paulsen, Marlon Schröder, Ayleen Wolters, Katharina Wulff **Formate Z+:** Silke Janovsky
Social Media: Jana Trietsch (Leitung), Janis Dietz, Tobias Dorfer, Carly Laurence, Mona Wetzel **Community:** Julia Meyer (verantw.), Tülay Karakus, Ann-Kristin Tlusty
Bildredaktion: Tina Ahrens/Andreas Prost (Leitung), Caroline Scharff (stellv.), Leonie Baumeister, Norbert Bayer, Sabine Bergmann, Felix Burchardt, Robert Günther, Alexander Hoepfner, Reinhold Hügerich, Prisca Kranz, Nina Lüth, Jakob Weber; Bildred. für bes. Aufgaben: Michael Pfister **Entwicklungsredaktion:** Holger Wiebe (Leitung), Thomas Strothjohann (stellv.), Simon Berresheim, Matthias Lücke, Rose Tremlett, Leonie Wismeth
Data Scientists: Dr. Andreas Loos (Senior Data Analyst), Elena Erdmann
Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser, Christian Röpke, Enrique Tarragona
Verlag und Redaktion:
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Helmut-Schmidt-Haus, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg
Telefon: 040/32 80-0, **Fax:** 040/32 71 11,
E-Mail: DieZeit@zeit.de; ZEIT Online GmbH: www.zeit.de

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg

Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser
Marketing und Vertrieb: Nils von der Kall
Unternehmenskommunikation und Veranstaltungen:
Silvie Rundel
Herstellung/Schlussgrafik: Torsten Bastian (verantwortlich), Tim Andersson, Patrick Baden, Stefanie Fricke, Bastian Kamp, Jan Menssen, Oliver Nagel, Tim Paulsen, Frank Siemienski, Pascal Struckmann; Bildbearbeitung: Andrea Drewes, Hanno Hammacher, Martin Hinz
Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG, Kurhessenstr. 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder übernimmt der Verlag keine Haftung.
Anzeigenleitung: Áki Hardarson
Anzeigenstruktur: Peggy Ludwig (verantwortlich), Laura Gilica, Carolina Guerra; Anzeigen-Preisliste Nr. 68 vom 1. Januar 2023
Magazine und Neue Geschäftsfelder: Sandra Kreft
Projektreisen: Christopher Alexander
Börsenpflichtblatt: An allen acht deutschen Wertpapierbörsen

ZEIT-LESERSERVICE

Leserbriefe
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Fax: 040/32 80-404; E-Mail: leserbriefe@zeit.de

Artikelabfrage aus dem Archiv
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: archiv@zeit.de

Abonnement
DIE ZEIT € 306,80
(52 Ausgaben);
für Studenten € 197,60
(inkl. ZEIT Campus);
Lieferung frei Haus;
Digitales Abo € 5,60
pro Ausgabe;
Digitales Abo für
ZEIT-Abonnenten
€ 0,70 pro Ausgabe
Schriftlicher Bestellservice:
DIE ZEIT, 20080 Hamburg

Abonnentenservice:
Tel.: 040/42 23 70 70
E-Mail: abo@zeit.de

Abonnement für Österreich, Schweiz und restliches Ausland
DIE ZEIT Leserservice
20080 Hamburg
Deutschland
Tel.: +49-40/42 23 70 70
E-Mail: abo@zeit.de

Abonnement USA
DIE ZEIT (USPS No. 00014259)
is published weekly
by Zeitverlag;
K.O.P.: Data Media (A division
of Cover-All Computer Services
Corp.), 2221 Kenmore Avenue,
Suite 106, Buffalo,
NY 14207-1306

Periodicals postage is paid at
Buffalo, NY 14205.
Postmaster:
Send address changes to:
DIE ZEIT,
Data Media,
P.O. Box 155, Buffalo,
NY 14205-0155.
Toll-free: 1-877-776 58 35
E-Mail: service@roltek.com

Abonnement Kanada
Sunrise News,
47 Silver Shadow Path,
Toronto ON M9C 4Y2
Tel.: +1647-219 52 05
E-Mail: sunriseorders@bell.net

Einzelverkaufspreis Deutschland:
€ 6,20

Ausland:
Belgien € 7,20;
Dänemark DKR 69,00;
Finnland € 9,10;
Frankreich € 7,80;
Griechenland € 7,80;
Großbritannien GBP 9,50;
Italien € 7,80;
Luxemburg € 7,20;
Niederlande € 7,20;
Österreich € 6,50;
Portugal € 7,80;
Schweiz CHF 8,50;
Slowenien € 7,80;
Spanien € 7,80;
Kanarische Inseln € 7,90;
Ungarn HUF 3690,00

ISSN: 0044-2070

Wenn die Bilder segeln

Helena Wittmann hat mit »Human Flowers of Flesh« einen besonderen Film gedreht. Eine Begegnung mit der Regisseurin VON KATJA NICODEMUS

Im Licht der mediterranen Sonne laufen wir in den Film hinein, traumwandlerisch, vom Meer angezogen. Über Klippen geht es mit einer Frau und drei Männern den Küstenweg hinunter zur Bucht. Dort wartet ein Segelschiff. Über den Bildern liegt die Sehnsucht nach Ferne, die Spannung des Aufbruchs.

So beginnt der Spielfilm *Human Flowers of Flesh,* mit dem die Regisseurin Helena Wittmann wagemutig über den Horizont der deutschen Filmlandschaft hinaussegelt. Ida, eine junge Frau (Angeliki Papoula), und fünf Mann Besatzung stechen in See. Auf dieser Reise, eher ein lichtdurchfluteter Zustand, besucht sie die Orte der französischen Fremdenlegion. Es ist eine im Rhythmus der Wellen fortschreitende Bewegung, sie führt von Marseille über Korsika bis nach Nordafrika. *Human Flowers of Flesh* – er lief im Wettbewerb des vergangenen Filmfestivals von Locarno und kommt nun ins Kino – ist Helena Wittmanns zweiter Spielfilm. Warum begibt sich eine deutsche Filmemacherin auf die Spuren einer vor fast zweihundert Jahren gegründeten französischen Militäreinheit? Wofür steht der Begriff *Légion étrangère* heute noch? Für einen Mythos aus einsamen Kämpfern, weißen Käppis und Wüstenromantik?

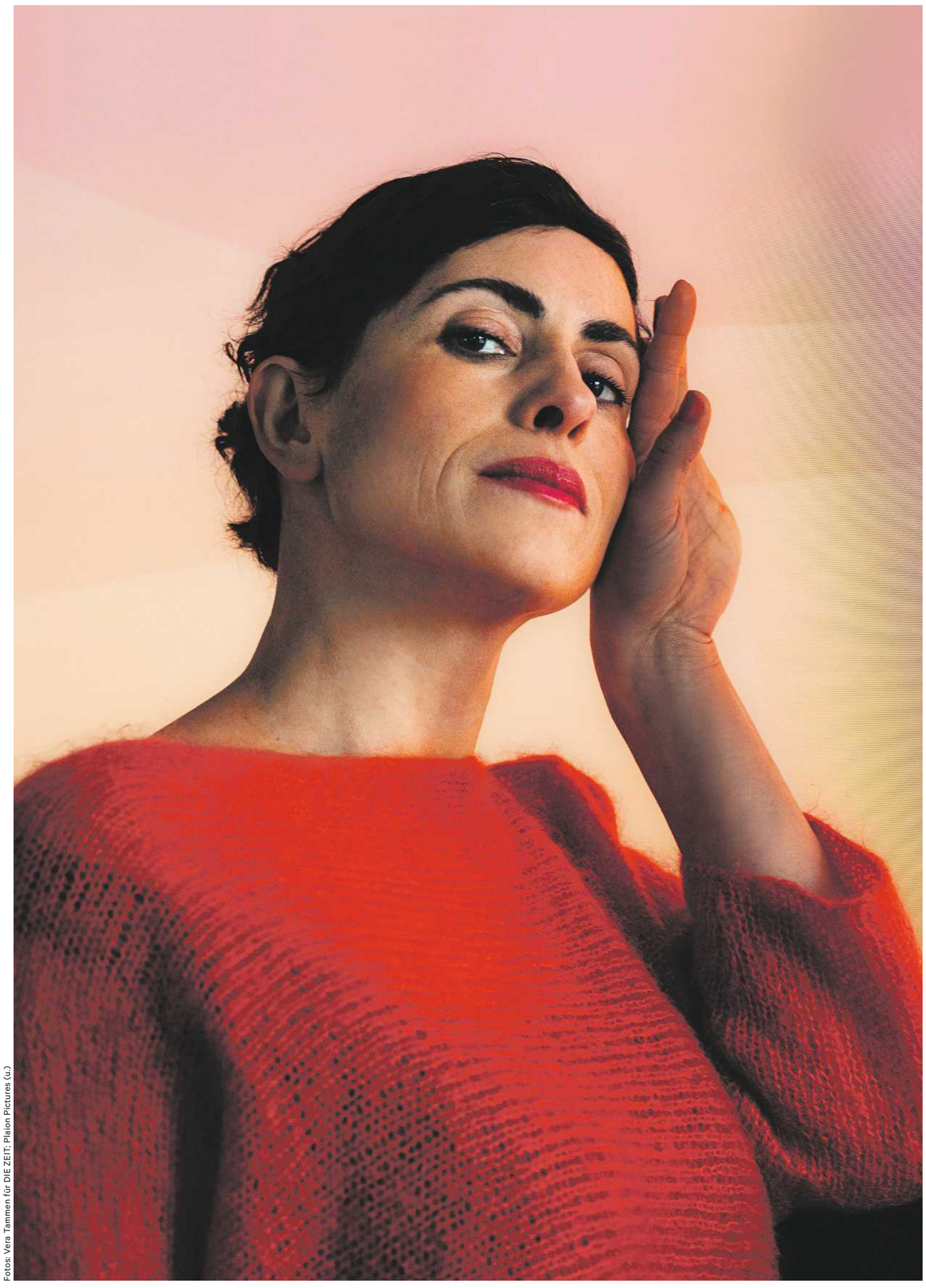
»Auch ich habe mich gewundert, dass es die Fremdenlegion überhaupt noch gibt«, sagt Wittmann in ihrer Wohnung in einem Fünfzigerjahre-Bau im Hamburger Karolinenviertel. Wir sitzen im geräumigen Wohn- und Arbeitszimmer, nebenan schlafen zwei Katzen, und Wittmann verströmt so viel Energie, dass man sofort bei ihr anheuern und auf einer Jacht um die Welt segeln würde (in ihrem Bad hängt eine nautische Karte der Umgebung von Marseille).

Wittmann, Jahrgang 1982, studierte Film und freie Kunst an der Hamburger Hochschule für bildende Künste. Sie ist Installationskünstlerin, Dozentin, Kamerafrau, Regisseurin. 2017 nahm ihr Spielfilmdebüt *Drift* am Festival von Venedig teil. Er begleitet eine junge Frau auf einem Schiff bei der Überquerung des Atlantiks. Plötzlich atmete da eine neue Freiheit aus dem deutschen Kino. Auch ein Geist des Abenteuers. Helena Wittmann sucht Orte und Schauplätze, um deren Erzählung in ihre Bilder einfließen zu lassen. In *Drift* sprechen die Wasseroberfläche, die Schiffsbewegungen, der sich auf und ab bewegende Horizont, Wind, Sonne, Farben, tanzende Reflexe, Lichtstimmungen.

Auf die Fremdenlegion sei sie zufällig gestoßen, sagt Wittmann. Vor einigen Jahren habe sie in Marseille einen Freund besucht: »Da fiel mir ein Erholungszentrum der Legion auf. Mit körperlich durchtrainierten Männern, die auf irritierende Weise unnahbar wirkten, wie in einer eigenen Welt. Ihre Unnahbarkeit wirkte auf mich auch aggressiv. Als ich dann eine Ausstellung in Marseille hatte, ging ich wieder zu diesem Ort.« Irgendwann habe sie auch auf anderen Reisen, etwa nach Korsika, Kasernen der Fremdenlegion gesehen, »sie ist wirklich überall«.

Auch die junge Frau im Film erkundet das Erholungszentrum in Marseille, läuft an Zäunen, elektrischen Toren entlang, passiert einen Posten mit Maschinengewehr. Im Off ertönt ein Männergesang, vorgetragen im Rhythmus langsamen Marschierens:

Adieu, gutes altes Europa, möge der Teufel dich holen!
Adieu, altes Land, sei gegrüßt, heiße Sonne Algeriens.
Adieu, altes Leben, dich gibt es nun nicht mehr.
Wir brauchen Sonne und Weite,
um uns neuen Glanz zu verleihen.
Wir, die Verdammten dieser Erde, wir, die
Verwundeten aller Kriege.



Fotos: Vera Tammen für DIE ZEIT; Plaion Pictures (u.)

Plötzlich atmet das deutsche Kino eine neue Freiheit: Helena Wittmann

Auf Korsika, der zweiten Station der Reise, betrachtet Wittmanns Filmheldin eine Gedenktafel mit Namen und Sterbedaten gefallener Legionäre. Die Zwanzigerjahre, der Zweite Weltkrieg, Indochina. Der letzte in den Stein gravierte Soldat kam 2014 um. In Mali? In Afghanistan? »Es ist natürlich leicht, das alles politisch abzulehnen, sowohl was die Organisation betrifft als auch den Umgang mit den von ihr grausam zugerichteten jungen Männern«, sagt Wittmann. »Aber in der Idee der Fremdenlegion zeigt sich so vieles: unser Verhältnis als Europäer zum Rest der Welt und vor allem zum afrikanischen Kontinent.« Sie spricht über die Legion als politisch-militärisches Instrument, das gegründet worden sei, um die offizielle Zahl der Gefallenen zu reduzieren, »denn es sind halt Ausländer, die in den Listen nicht als Franzosen auftauchen. Die hohen Offiziersränge wiederum bekleiden bis heute Franzosen.«

In einer Filmsequenz sieht man Soldaten mit Maschinengewehren, die sich lautlos durch einen korsischen Wald bewegen. Menschliche Naturskulpturen, in ihrer Tarnkleidung fast ein Teil der von Insektenzirpen erfüllten Umgebung. Sichtbar und unsichtbar. »Dieses Gefühl hat mich beschäftigt. Wir in Europa hatten immer das Gefühl, nicht im Krieg zu sein – das hat sich natürlich durch den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine verändert. Der Krieg war immer anderswo, aber er war trotzdem da. In meinem Film ist er eine Erscheinung, die man lesen muss.«

Human Flowers of Flesh mag eine vielschichtige Spurensuche sein, eine Exkursion in die Geschichte, doch sie führt in die Gegenwart einer modernen Militärmacht, in einen mediterranen Verstrickungsraum. »Alles liegt aufgeschichtet da, wenn man hinschaut«, sagt Helena Wittmann. Und wenn man hinhört. Gemeinsam mit der Soundkünstlerin Nika Son entwickelte sie die Schiffsreise als Komposition vorgefundener Töne. Während im Inneren des Bootes mit fast utopischem Sanftmut gelebt, gebügelt, geschlafen, gekocht und in vier Sprachen gesprochen wird, Bücher und Briefe zum Ozean und zur Legion gelesen und vorgelesen werden, wird der Sound zur Symphonie der Außenwelt: undefinierbares Knacken, das Strecken und Reiben der Taue und Seile, das Knarren des Rumpfes, Wind- und Dünungsgeräusche.

Man könnte auch sagen: Sound und Bilder eröffnen einen Raum, dem wir uns überlassen können. Diese flirrende Offenheit mag auch damit zusammenhängen, dass Wittmann analoges Filmmaterial verwendete, *Human Flowers of Flesh* wurde auf 16 Millimeter gedreht. »Es schien mir folgerichtig, mit einem chemischen Prozess zu arbeiten«, sagt sie, »weil ich mich in diesem Film mit der Materie des Meeres beschäftige. Die Körnung des Materials bezieht den Zufall mit ein, arbeitet mit Licht und Reaktionen, bringt Bewegung ins Spiel.«

Einmal ist das Bild zart grünblau, fast weißlich, so als liege über einer Landschaft leichter Nebel. Ganz langsam bewegt sich die Kamera, und wir nehmen wahr, dass sie sich im Wasser befindet, in die Tiefe hinabsteigt. Schemenhaft erscheinen die Umrisse eines zerbrochenen Flugzeuges, völlig mit Algen und Muscheln bewachsen. Bei ihren Recherchen sei sie auf den amerikanischen Bomber gestoßen, der seit dem Zweiten Weltkrieg auf dem Meeresgrund vor Korsika liege, sagt Wittmann. »Gerne würde ich weiter in die Tiefe vordringen«, sagt sie, »weiter loslassen, die fortwährende Veränderung des Wassers in Erzählformen überführen.«

Ihr nächster Film, *Die Stadt,* werde wohl nicht vom Meer handeln. Einen Hafen gibt es dennoch.

www.zeit.de/vorgelesen

Verdächtige Liebe

Atemberaubend schön: Der südkoreanische Thriller »Frau im Nebel« von Park Chan-wook VON ANKE LEWEKE

Es ist ein widersprüchlicher Wesenszug des Kinos und vor allem seiner einschlägigen Genres: Eigentlich vertraute Figuren und Storys können umso radikaler überraschen. Mit diesem Effekt spielt der Regisseur Park Chan-wook in seinem atemberaubend schönen Kriminalfilm *Decision to leave – Frau im Nebel.* Er handelt von der Begegnung zwischen einem Detektiv und einer Femme fatale, dem Urstoff des Film noir.

Park, einer der bedeutendsten Regisseure des südkoreanischen Kinos, wurde um die Jahrtausendwende mit einem so grausamen wie exzessiven Bilderreigen bekannt, einer metaphorischen Rachetrilogie über die verdrängte Gewaltgeschichte Koreas: *Sympathy for Mister Vengeance, Old Boy* und *Lady Vengeance.* Als großer Stilist erwies er sich 2016 mit seinem historischen Thriller *Die Taschendiebin* um eine wohlhabende Erbin und ihr Dienstmädchen. Zu einem funkelnden Kaleidoskop fügte er die Bilder dieser lesbischen Liebesgeschichte im japanisch besetzten Korea zusammen. Schnörkellos elegant ist nun auch *Frau im Nebel* in Szene gesetzt, der Film ist eine einzige fließende Bewegung. So fließend, dass man lange Zeit nicht merkt, wie tief man mit den Figuren in den Abgrund gezogen wird.

Es braucht nur wenige Einstellungen, um uns die Hauptfigur, Kommissar Jang (Park Hae-il), nahezubringen. Auch dieser in der Hafenstadt Busan arbeitende Kommissar hat Bekanntschaft mit den Schattenseiten der menschlichen Seele gemacht. Die Ruhelosigkeit und Getriebenheit seiner filmischen Vorgänger, so scheint es, haben sich in sein zerfurchtes Gesicht und seinen nervösen Fahrstil eingeschrieben. Über Funk hält ihn einer seiner Kollegen wach, damit er nicht am Steuer einschläft. Am Schauplatz des Verbrechens angekommen, muss sich Jang erst einmal ein Serum in die müde gewordenen Augen träufeln. Auch der Film wechselt von der Unschärfe zur Schärfe. Ein abstraktes Bild mit leuchtenden Punkten verwandelt sich in einen Tatort voller Polizeibeamter, die Stirn- und Taschenlampen tragen. Am Abhang eines Berges wurde eine Leiche in Kletterausrüstung gefunden. Routiniert fotografiert Jang mit seinem Handy die zersplitterte Uhr mit dem Zeitpunkt des Todes. Unfall, Mord oder Selbstmord?

Die Femme fatale und der Kommissar: Tang Wei und Park Hae-il

Später trifft der verheiratete Jang – einmal in der Woche hat er zu einem verabredeten Zeitpunkt Sex mit seiner Frau – auf die Witwe des Toten. Diese bleibt seltsam ungerührt und weckt deshalb sein Interesse. Mit dem Kommissar versuchen auch wir, das verschlossene Gesicht von Seo-rae (Tang Wei) zu ergründen – verbirgt es ein Trauma oder ein Geheimnis? Mit einer für den Film noir revolutionären Zärtlichkeit erzählt Park vom Katz-und-Maus-Spiel der beiden, wobei offenbleibt, wer wen jagt.

Die Zärtlichkeit liegt in den Details: Beim ersten Verhör auf dem Revier lässt Jang für die verdächtige Witwe Sushi aus einem Edelrestaurant kommen. Sie füttert eine Katze im Vorgarten, die einen Vogel gerissen hat. Jang wird eine der schwarzen Federn an sich nehmen und aufbewahren. Während er die Fremde vom Auto aus beschattet, kann der schlaflose Kommissar endlich einschlafen.

Auch eine gesellschaftliche Erzählung entfaltet sich, nahezu lautlos: Seo-rae, die Tatverdächtige, ist eine Geflüchtete aus China, ihr toter Mann war ein offenbar bestechlicher Beamter der Migrationsbehörde. Beiläufig erzählt der Film vom schwachen sozialen Status der Eingewanderten. Die Femme fatale aus der Ferne umgibt eine Aura der Schutzlosigkeit. Und der Rätselhaftigkeit. Sie trägt ein Kleid, das zwischen Blau und Grün changiert. Aber woher kommen die Schwielen an ihrer Hand?

Der Kommissar wird sich in seiner Fantasie als Beschützer in die Wohnung der Verdächtigen hineinprojizieren, und auch in ihre Psyche. Warum schenkt ihm ausgerechnet diese Frau die Ruhe, die er sonst nirgends findet?

Manchmal reicht ihr Koreanisch nicht aus, um sich verständlich zu machen. Doch längst erzählen Blicke, Gesten und ein Lippenbalsam, der von ihrem zu seinem Mund wandert, alles, worauf es ankommt – in dieser rätselhaften Liebesgeschichte über zwei Menschen, die sich im Gewand des Film noir gefährlich nahekommen.

ACH, ZEITGEIST

Nie war die Fotografin Nan Goldin erfolgreicher als heute, gerade beginnt in Berlin ein Jahr voller Ehrungen. Das kann ihr nicht wirklich recht sein VON MORITZ VON USLAR

Gleich links am Eingang guckt einem die Künstlerin direkt ins Gesicht. Die Szenerie des Selbstporträts zeigt die Tin Pan Alley Bar am New Yorker Times Square, ein Loch, Absturzladen, eine Durchgangsstation, ein *hipster heaven* für Stricher, Biker, Dragqueens, Künstler und die Gang-Kids von Midtown Manhattan, ein *safe space* für alle, denen selbst das New York der frühen Achtzigerjahre zu eng war: Es gab keine Türsteher, die Künstlerin selber stand hinterm Tresen – die Bar wurde, damals ungewöhnlich, ausschließlich von Frauen betrieben. Der Blick der Frau auf dem Foto – es entstand 1983, Nan Goldin ist 30 Jahre alt und auf dem Weg zu der Fotografin, der die New Yorker Kunstszene längst nicht reicht – hat, mit dem Auge von heute betrachtet, so gar nichts Nan-Goldin-Haftes: nichts Kaputtes, Herausforderndes, Obsessiv-Süchtiges, kein aggressives Unterordnen, kein flehend-manipulatives Gerettet-werden-Wollen. Einfach nur ein Lächeln – Aschenbecher auf dem Tresen, Strohhalm im Drink, das rote Barlicht, in dem alles Zeitgefühl verloren geht. Es soll Nan Goldin gewesen sein, die Frau mit den Minipli-Haaren, dem sehr roten Lippenstift und dem *fierce* und gleichzeitig gekonnt konservativ aussehenden Tweedkostüm, die in der Tin Pan Alley Bar über die Autorität verfügte, einem Gast zu sagen, wenn der Abend für ihn zu Ende war.

Eine überschaubar große, aber sehr genau kuratierte Ausstellung ist jetzt in der Berliner Akademie der Künste am Hanseatenweg zu sehen – Auftakt zu den Feierlichkeiten rund um den Käthe-Kollwitz-Preis, den die Akademie der Filmemacherin und Fotografin Nan Goldin am 3. März verleiht. Gegen die umfassende Show, die 2009 in der Galerie C/O gezeigt wurde und an die sich viele in Berlin noch heute als bahnbrechend erinnern, wirkt dieser Auftritt bescheiden: fünfzig Prints, ein Rückblick auf fünf Jahrzehnte Fotografie, schwarz gerahmt, in zwei Räumen, jeweils eine Art Dunkelkammer, von Spots angestrahlt.

Zwei späte Porträts ihrer Freundin, der Schriftstellerin Thora Siemsen, aufgenommen in den Corona-Jahren (eine Komposition wie ein, Entschuldigung, Caravaggio-Gemälde, sie liegt nackt, mit weißer Haut und angewinkelten Beinen, den Blick zur Zimmerdecke gerichtet, auf weißen, aufgewühlten Laken, während in Manhattan, man erinnere sich, die Leichen in Zelten aufgebahrt werden); Exponate der *Grid*-Serie (Gitter-Tableaus von neun Motiven zu einem Thema); die verschwommenen, fast ein wenig süßlich-schönen Porträts von Varieté-Transvestiten in Bangkok; die *Memory Lost*-Serie, Landschaftsbilder, bei denen die Fotografin ihren Blick unter Drogeneinfluss auf den Friedhof Père Lachaise und den Park Bois de Vincennes bei Paris ausprobiert; ein Stillleben der Honeymoon Suite in einer Pension in Berlin-Wedding (seit 1982 kommt Goldin regelmäßig nach Berlin, bis heute unterhält sie dort eine Wohnung), überhaupt das Lieblingsmotiv der einsamen, zerwühlten Hotelbetten; einige Auszüge des Tagebuchs *The Ballad of Sexual Dependency,* 1979 als Diashow erschienen, 1986 als Buch, mit dem sie in den Achtzigerjahren berühmt wurde.

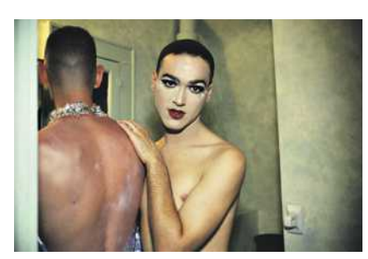
Die so gut etablierten Goldin-Motive – Sucht, Nacht, Rausch, Obsession, der frühe Tod, eine regelrechte Dezimierung ihres Freundeskreises durch die Aids-Pandemie –, sie alle sind da. Es ist auch ein Wiedersehen mit alten Bekannten, den Mitgliedern der Goldin-Familie: vom Nachtleben abgekämpfte, aber oft sehr gut geschminkte junge Menschen, die Joana, Aurèle, Bruce, Misty und Jimmy Paulette heißen, ihr Lebensfreund David Armstrong (2014 verstorben), ihr Liebhaber Brian, mit dem sie die dysfunktionale Rock-'n'-Roll-Beziehung par excellence durchexerziert (Heroin rauchen, in Hotelzimmern mit Schusswaffen posieren, himmlischer Sex, sich gegenseitig aufs Maul hauen), ihr *Skinhead Having Sex* (1978), *Dieter on the Train* (1984), *Alfred Dead* (1993), mit der Königin des New Yorker Downtown-Nachtlebens Cooky Mueller, die Goldin auf allen Stationen ihres nur vierzigjährigen Lebens porträtiert, als Go-go-Tänzerin, Braut in Weiß, pflegebedürftige Todkranke, im Sarg.

Das Leben der Fotografin in ihren Bildern (von oben): Die Schriftstellerin Thora Siemsen in Brooklyn (2021), Nan Goldins Freundin Trixie (New York, 1979), ihre Mitbewohnerin Colette (Boston, 1973)

Selten (oder überhaupt noch nie?) gesehen hat man fünf Porträts aus den Jahren 1972 und 73, drei von ihnen in Schwarz-Weiß: Goldins WG-Mitbewohner, in Haute-Couture-Kleidern oder mit Rüschenboa bedeckt – es sind für Goldin untypische, glamourös inszenierte Bilder, wie High-Fashion-Aufnahmen für die *Vogue* (mutig, dass die Akademie der Künste eins dieser Fotos für ihr Plakat auswählte). Mit 14 verlässt Goldin ihr Elternhaus in Washington, D. C., sie wird fortan auf einer wirklich wilden Seite der Gesellschaft leben, mit Bohemiens in Frauenkleidern, für die es zu gefährlich ist, tagsüber auf die Straße zu gehen (Homosexualität blieb in einigen US-Staaten bis Ende des 20. Jahrhunderts verboten), und die im Bostoner Nachtclub The Other Side ihre Emanzipation mit Kostümparaden feiern. Es sind jene Fotos aus dem Boston der frühen Siebzigerjahre, die Nan Goldins Ruhm als Pionierin und erste Dokumentarin der LGBTQ-Bewegungen begründen.

Die kleine Retrospektive der Akademie der Künste sitzt natürlich goldrichtig – sie stellt ein weiteres Highlight der durch ganz Europa rollenden Nan-Goldin-Festspiele dar: Als Museum muss man jetzt – jetzt aber allerspätestens – Nan Goldin im Haus haben. Bei der *Femme Fatale*-Ausstellung in Hamburg (noch bis April) ist sie mit zwei Diashow-Kabinen vertreten, eine Werkschau in Stockholm mit dem Titel *This Will Not End Well* wandert im August nach Amsterdam, wird im Oktober von der Neuen Nationalgalerie in Berlin übernommen. Ein weiteres Indiz für die in diesem Jahr geradezu fiebrig hohe Bewertung der Goldin-Aktie: Die Zeitschrift *Monopol* wählte die Fotografin in ihrer Liste der einflussreichsten Top 100 der Kunstwelt auf Platz eins (alle lachen über diese Listen, alle reden trotzdem davon).

Zuletzt hatte sich Goldin, erneut sehr medienwirksam, von der Künstlerin zur Aktivistin gewandelt: Mit dem Pharmakonzern Purdue lieferte sie sich – nach jahrelanger Abhängigkeit vom Schmerzmittel Oxycontin und ihrem Entzug im Jahr 2017 – gemeinsam mit ihrer Aktivistengruppe P.A.I.N. einen so zähen wie heldenhaften Kampf; und konnte letztlich bewirken, dass der Name der Familie Sackler von den Spenderlisten der großen Museen in den USA und in Europa verschwand (davon erzählt der Dokumentarfilm *All the Beauty and the Bloodshed,* in Venedig mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet, er kommt im Mai ins Kino und wird von der Akademie der Künste am 5. März in einer Preview gezeigt).



Von oben: Goldins Freundin Thora, hier auf dem Bett der Künstlerin (Brooklyn, 2020), blaue Hügel in Italien (nicht datiert), Jimmy Paulette und Taboo im Badezimmer (1991)

Nan Goldin, im September 70 Jahre alt – die Chronistin und große Überlebende des Achtzigerjahre-Undergrounds, die LGBTQ-Pionierin und nun auch noch politische Aktivistin, ausgezeichnet mit dem schönsten Kinopreis der Welt, leider heute auch so etwas wie eine Hipsterkönigin: Auf eine Art – ist es ungerecht, sie nur von ihrem Erfolg her zu beurteilen? – wirkt sie wie ein Klon des Kunstbetriebs, wie der 2023 ideal zu vermarktende Kunststar. Keine zehn Jahre ist es her, dass Nan Goldin auf dem Höhepunkt ihrer Tablettensucht im Kunstbetrieb als praktisch nicht mehr handlebar galt, kaum ein großes Museum wollte das Risiko einer großen Ausstellung mit ihr noch eingehen (zu wirr, zu paranoid, einmal Junkie, immer Junkie). Noch hat niemand herausgefunden – schon gar nicht auf der großen Bühne der am Markt durchgesetzten Kunst –, wie der Punkrock *(badness,* billige Stoffe schnüffeln und geile, billige Lederröcke tragen) jenseits der 70 alt wird, die große Nan Goldin geht da als Erste lang. Ist das scheußlich, wenn das eigene kaputte Leben auf dem Kunstmarkt Höchstpreise erzielt? Wie ist das leicht Toulouse-Lautrec-Hafte der Kunst der Nan Goldin gealtert, der Einsatz des eigenen Körpers, das Ausstellen intimster Nöte und allerprivatesten Elends, wie hängt das alles heute im musealen Raum?

Nervig konform, ulkig umständlich und auf eine nicht so günstige Art spießig klingt jedenfalls der Text, den die Akademie der Künste auf einer Erklärtafel ausgehängt hat: »Indem sie tiefen Respekt mit fotografischer Neugier verband, hielt sie die Lebenswirklichkeit mit ihrer Kamera fest, um die Schönheit ihrer Freund:innen zu enthüllen.« Ach, Zeitgeist. Da hat man als Künstlerin fünf Jahrzehnte Vollgas gegeben, und dann das. Das Vokabular, mit dem die Kritik seit nun dreißig Jahren ihre liebste, böseste Underground-Fotografin feiert (»verstörende Ehrlichkeit, brutale Intimität«), es wirkt heute – jaaa – schon ein wenig muffig. Wer aber mit Nan Goldin in den Neunzigerjahren in Berlin unterwegs war, der erlebte, dass sie als Künstlerin eine selten wahre und lebhafte Wirkung entfalten konnte: Immer wieder sprachen sie Menschen auf offener Straße an und dankten ihr, weil sie sich – von Goldins Fotos ermutigt – mit ihrer Sexualität, ihrem Schmerz, ihrer Krankheits- oder Gewalterfahrung outen konnten.

Bei Nan Goldin ist immer wieder von ihrem Schnappschuss-Stil die Rede gewesen – das ist nachvollziehbar und natürlich ein großer Quatsch: Tatsächlich komponiert sie sehr genau, ein entscheidender Teil ihrer Arbeit findet bei der Postproduktion statt, dem *editing,* und in einer sehr selektiven Bildauswahl. Diese Fotografin schießt schnell, redet viel, übrig bleibt das eine Bild. 1986, im Alter von 16 Jahren, kaufte der Autor dieser Kritik das Fotobuch *The Ballad of Sexual Dependency* in einem westdeutschen Museumsshop: Es war eine Grundausbildung, ein Ausblick und eine Vorbereitung auf das alleraufregendste Leben, mit allen bekannten Folgen. Vielleicht werden die Diashows der *Ballad of Sexual Dependency* noch besser alt als die Stills, sie bleiben ein wahrhaft großes Kunstwerk, es spielt in seiner eigenen Liga, neben den Fotos eines William Eggleston und eines Wolfgang Tillmans – für Letzteren war Nan Goldin die große künstlerische Mutter und eine Wegbereiterin.

Für den 3. März, den Tag der Verleihung des Käthe-Kollwitz-Preises in Berlin, hat die Künstlerin ihr Kommen angekündigt. Sie wird sich erst zieren – und ihrem Publikum dann sehr zugewandt und mit dem tieftraurigen Nan-Goldin-Alt, aus dem eine Millionen Zigaretten und ein nicht totzukriegender Humor sprechen, alle Fragen beantworten.

Abb.: © Nan Goldin Courtesy of the artist and Marian Goodman Gallery

ANZEIGE

5x DIE ZEIT für nur 5 € testen

Lesen Sie 5 Wochen lang DIE ZEIT gedruckt oder digital für nur 5,– €, und erfahren Sie jede Woche das Wichtigste aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Dieses Angebot gilt nur für kurze Zeit!

Jetzt bestellen:
040/42 23 70 70*
www.zeit.de/5fuer5

*Bitte Bestellnummer angeben: 2107146 · 2107147 Stud. · 2107148 Digital · 2107149 Digital Stud.
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

TAGEBUCH

Und er wird noch immer besser

Manfred Krugs fulminante Tagebücher der Jahre 1998/99

Viele Schauspieler haben sich in den vergangenen Jahren an Romanen versucht, Josef Bierbichler oder Edgar Selge zum Beispiel mit beeindruckenden Büchern. Aber bei den meisten fragte man sich genervt: Warum machen die das nur? Wer hingegen in den Tagebüchern von Manfred Krug liest, wird umgekehrt wehmütig: Wieso nur hat der 2016 verstorbene Schauspieler nie einen Roman geschrieben? Die Verlage hätten sich um diesen begnadeten Erzähler und gnadenlos genauen Beobachter gerissen. »Wir alle hoffen, daß wir nicht so langweilig bleiben, wie wir gerade sind. Selbst ich, in meinem vorgerückten Alter und bei wachsender Schwäche, habe noch Hoffnung. Noch bin ich sogar gewiß, daß ich interessanter, ergo besser werden kann.« So schreibt es Krug 1999 in sein Tagebuch, da ist er 62 Jahre alt und hat eine heftige Lebenskrise (Schlaganfall, zudem die kleine Marlene außerhalb der Ehe gezeugt) hinter sich. In diesem Strudel hatte er mit täglichen Notaten begonnen; 2022 erschien der erste Band der Tagebücher, 1996/97: eine kleine Sensation *(ZEIT* Nr. 6/22).

Manfred Krug war damals auf dem Höhepunkt seines Ruhms, auch wegen eines berüchtigten Werbespots für die Telekom-Aktie (über die Dreharbeiten lästert er herrlich im Tagebuch, wie er überhaupt über alles und jeden lästern kann). Er hatte in der DDR Filmgeschichte geschrieben mit Frank Beyers 1966 verbotenem *Spur der Steine,* wurde zum Star zwischen Elbe und Oder, bis er nach der Biermann-Ausbürgerung 1976 in den Westen ging; er hatte mit anderen Künstlern gegen diese Maßnahme des Politbüros protestiert. Im Westen wurde er als *Tatort*-Kommissar und als Anwalt in der Serie *Liebling Kreuzberg* populär, die ihm sein Freund Jurek Becker auf den Leib geschrieben hatte.

Jetzt also kann man den zweiten Band lesen, der die Jahre 1998 und 1999 umfasst – und wieder ist man verblüfft. Denn neben melancholischen, rebellischen, miesepetrigen und oft saukomischen Betrachtungen ist er ein minutiöser Protokollant nicht nur seiner selbst, sondern deutscher Zustände am Ende des vorigen Jahrhunderts. Wenn er ständig in Berlin-Tegel in den Flieger von Berlin nach, unglaublich, Hamburg zu *Tatort*-Dreharbeiten steigt, Udo Lindenberg neben ihm sitzt und ihm bei Rotwein den Musiktrend Rappen erklärt und ihm etwas vorrappt (»Über den Wolken ist der Himmel weit, über den Wolken bin ich gerne breit«), dann ist das eine ganz andere Epoche, die aber doch gar nicht so lange her ist. »Boris Jelzin, der alte Tanzbär, tritt zurück und übergibt an das schmale Jüngelchen Wladimir Putin, der jetzt gerade den Krieg in Tschetschenien führt und damit Pluspunkte bei den gedemütigten Russen macht«, heißt es Silvester 1999. Es geht um Familie, Mitmenschen, Alltag und dämliche Drehs, immer in prägnanten Szenen erzählt – das Beschreiben des Erlebten funktioniert hier als Bewältigung eines Daseins, das ihm oft ziemlich blödsinnig vorkommt. Vor allem aber zehrt Krug vom Fernsehgucken. Seine Kommentare sind fast so gut wie die von Walter Kempowski, dem anderen großen Fernsehglotzer unter Deutschlands Tagebuchschreibern. Der SPD-Parteitag 1998 von Schröder und Lafontaine erinnert ihn an Waschmittelreklame, aber auch beim Klagenfurter Bachmann-Wettbewerb schaltet er ein: »Die mir bis dahin unbekannte Autorin Sibylle Lewitscharoff war niederschmetternd gut, ich bin sprachlos. Sie beschreibt einen Verrückten so spannend, daß man, wenn sie nicht eine so große Künstlerin wäre, glauben müßte, sie sei selbst verrückt. Genial.« Als politischen Propheten können wir den Schauspieler erleben, bevor andere viel später sich ähnlich sorgten: »Was man an der Demokratie gehabt haben wird, wird man wieder erst merken, wenn sie nicht mehr da ist.« Auch darin offenbart sich Krugs hemdsärmelige Proletariernatur als ziemlich ostdeutsche Tarnung, hinter der sich intellektuelle Sensibilität verbergen konnte. Wie gut, dass er mit diesen Tagebüchern den Roman seines späten Lebens noch geschrieben hat. ALEXANDER CAMMANN

Manfred Krug: Ich bin zu zart für diese Welt. Tagebücher 1998–1999; Kanon Verlag, Berlin 2023; 303 S., 24,– €, als E-Book 19,99 €

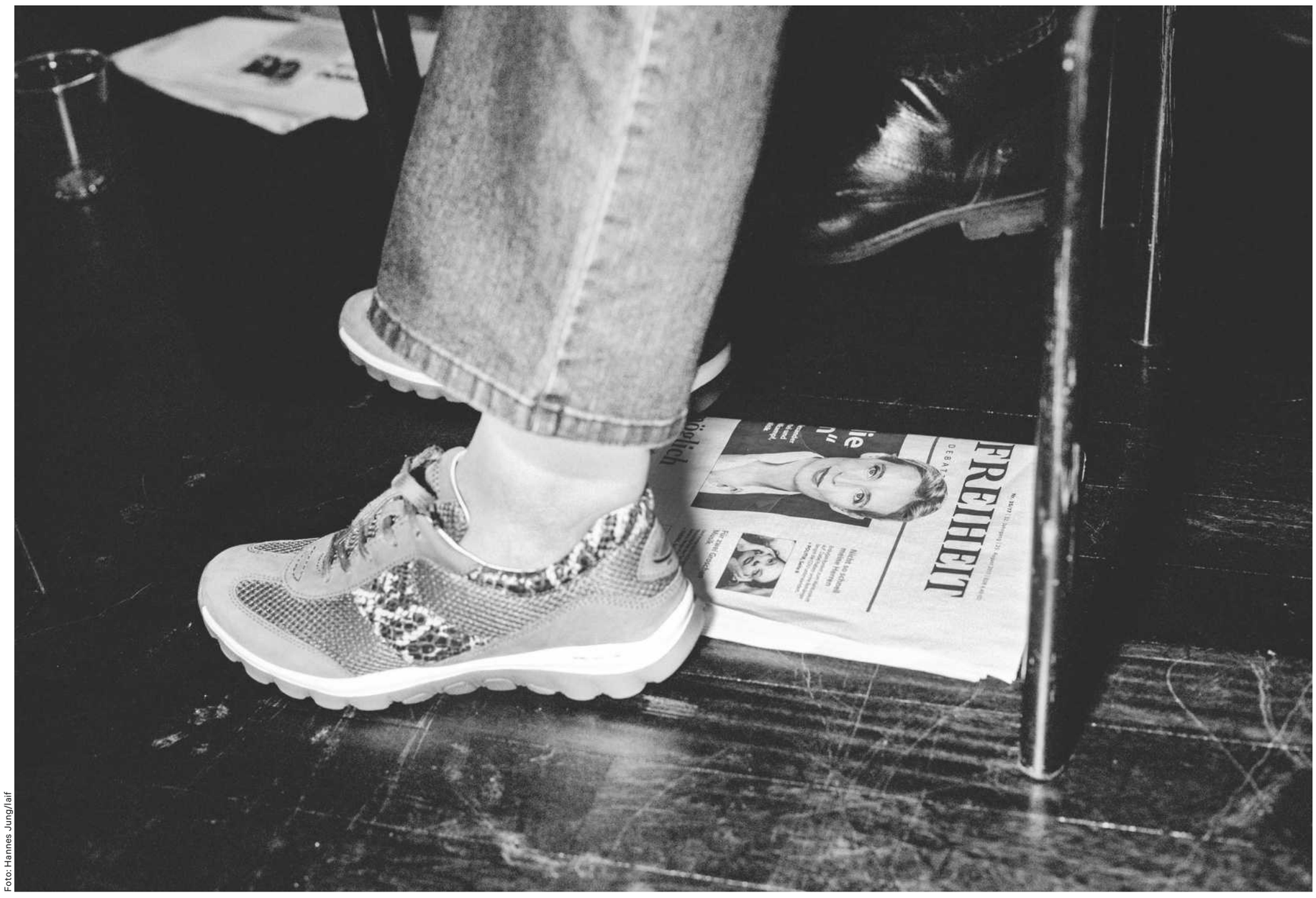


Foto: Hannes Jung/laif

Der Aufstieg der AfD fiel nicht vom Himmel: Momentaufnahme bei einer AfD-Wahlkampfveranstaltung 2017 in Berlin-Zehlendorf

Der Gegner steht rechts

Patrick Bahners, Feuilletonist bei der »Frankfurter Allgemeinen«, analysiert auf 500 Seiten minutiös und rücksichtslos den Aufstieg der AfD – und wer daran schuld ist VON THOMAS ASSHEUER

Zu den historischen Leistungen der Konservativen gehört die Bereitschaft, über ihr Versagen in der Weimarer Republik Rechenschaft abzulegen und Frieden zu schließen mit Rechtsstaat und parlamentarischer Demokratie. Allerdings, rückhaltlos war die Öffnung zum Liberalismus nicht. Während in einem Klima aus Verdrängen und Verschweigen die NS-Eliten auf skandalöse Weise geschont wurden, blieben am rechten Rand deutschnationale Motive lebendig. Als 1989 die Mauer fiel, sahen Nationalkonservative ihre Stunde gekommen und verlangten die Rückkehr Deutschlands in die »Normalität« einer »selbstbewussten Nation«. Doch von einigen kulturellen Geländegewinnen abgesehen blieb das rechte Verlangen folgenlos. Gut zwanzig Jahre später, mit der Gründung der AfD 2013, erlebte der deutsche Nationalismus seine parteipolitisch organisierte Wiederkehr.

Die Wiederkehr heißt das Buch, in dem der Journalist Patrick Bahners auf opulenten 500 Seiten die AfD und den »neuen deutschen Nationalismus« aus der Nähe betrachtet. Das Großunternehmen ist nicht ohne Delikatesse, denn der Autor ist seit 1989 Redakteur jener *Frankfurter Allgemeinen Zeitung,* die in den Neunzigerjahren eine augenfällige Leidenschaft für rechtskonservative Traditionsbestände an den Tag legte. Bahners' damaliger Kollege Konrad Adam war Mitbegründer der AfD und sondierte – wie man beiläufig erfährt – bereits in den Zeiten von Helmut Kohl zusammen mit Alexander Gauland die Chancen für eine Partei rechts von der Union. Der Deckname der Aktivisten klingt wie ein Romantitel von Uwe Tellkamp und lautete »Die Entschlossenen«. Als Schirmherr fungierte, kaum zu glauben, der *FAZ*-Herausgeber Joachim Fest.

Bahners ist ein freier Geist, sein gelegentlich aufblitzender Anarchismus wirkt wie eine kontrastive Wohltat im Vergleich zu all den Schreibkräften, deren Beobachtertätigkeit sich darin erschöpft, Gutmenschen schlechtzureden und woke Linke zum Teufel zu wünschen. Gemeinhin mag Bahners keine Alarmisten, er findet sie unoriginell – und doch verfasst er alarmiert ein ziegelsteindickes Buch über die AfD und nennt sie lebensgefährlich: »Zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik gehört zum parlamentarischen Spektrum eine revolutionäre Partei, die es auf den Umsturz der bestehenden Ordnung abgesehen hat.« Die Alternative für Deutschland ist ein Systemsprenger mit einem ethnischen Verständnis von Staatsbürgerschaft. Kämen ihre Jubelsturmabteilungen an die Macht, würde man das Land nicht wiedererkennen. Konservative, die immer noch glaubten, die AfD werde sich durch einfühlende Anbiederung an sie in Luft auflösen, haben Aufklärungsbedarf. Auf Deutsch gesagt: Der Gegner steht rechts.

Die Literatur über die AfD ist kaum mehr zu überblicken und läuft mitunter Gefahr, ihr Thema in der Höhensonne politikwissenschaftlicher Abstraktion verdunsten zu lassen. Bahners verfährt anders und wechselt zwischen dichter Beschreibung und kalter Analyse. Er schreibt gleichsam kubistisch, das heißt, er dreht und wendet den rechten Weltbild-Stoff so lange, bis der toxische Kern offen zutage liegt. In seinen Augen war zum Beispiel der mittlerweile reuige AfD-Parteigründer Bernd Lucke kein harmloser Wirtschaftswissenschaftler. Bei näherer Betrachtung entpuppe er sich als früher Fan von Thilo Sarrazin, dessen »Menschennaturkunde« eugenische Fantasien unters Volk bringe. Bahners zitiert aus einer internen Mail, in der Lucke seiner frisch gegründeten Jagdgesellschaft eine Skandalisierungsstrategie ans Herz legt: »Wir müssen noch einmal einen Tabubruch begehen, um Aufmerksamkeit zu kriegen.« Bei einem anderen AfD-Zauberlehrling, dem ehemaligen BDI-Chef Hans-Olaf Henkel, entdeckt Bahners eine unterirdische Neigung zu sozialdarwinistischen Ideen. Und von Marc Jongen weiß er zu berichten, wie windungsreich der AfD-Parteiphilosoph in der »Flüchtlingskrise« die Theorien seines Mentors Peter Sloterdijk in Anschlag brachte.

Immer wieder und mit erhellender Impertinenz kommt Bahners auf Hans-Georg Maaßen zu sprechen, den ehemaligen Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz. Dem »Überläufer aus der Sphäre der Staatsgeheimnisträger« attestiert er eine »diabolische Genialität«, denn wie die raunende Rechte in der Weimarer Republik schüre Maaßen das Misstrauen gegen demokratische Institutionen und erwecke den Eindruck, die Regierung verrate das Volk. In erschöpfender Länge behandelt Bahners auch den Politiker Thomas Kemmerich, der vor drei Jahren mit seinen Cowboystiefeln in die Kulissen der Weltgeschichte stolperte und sich mit den Stimmen der AfD zum Kurzzeit-Ministerpräsidenten von Thüringen wählen ließ. Interessant, mit wem sich das FDP-Mitglied Kemmerich vorher zum Gedankenaustausch getroffen hatte: mit Rainer Zitelmann, einem alten Stichwortgeber der Neuen Rechten.

Bahners' Frontfigur ist natürlich Alexander Gauland, der Ehrenvorsitzende der AfD. Lange Zeit galt der ehemalige Christdemokrat als liberalkonservativer Intellektueller und Sozialstaatsverteidiger; der rot-grünen Regierung warf er vor, sie treibe die Globalisierungsverlierer in die Arme rechter Rattenfänger. Gauland, so heißt es, warnte vor der AfD, bevor er sie selbst gründete. Doch warum hat sich der »Mann fürs Feine« radikalisiert? Glaubt man Bahners, dann war Gauland von der Idee besessen, das ökonomische Denken verderbe die menschliche Seele und leite einen Kulturzerfall ein. Als dann in den Nullerjahren die neoliberale Heilslehre verkündet wurde, war für ihn das Maß voll und die gottlose Spaßgesellschaft reif für eine neue Volksreligion, für eine neue Offenbarung – für den erlösenden Glauben an Deutschland. Gauland ersetzte den abwesenden Gott durch den Götzen der heiligen Nation. Und die AfD wurde ihm zur »Bestandsschutzpolizei eines anthropologischen Konservativismus«.

Der Erfolg der AfD, gibt Bahners zu bedenken, falle nicht vom Himmel, ihre Ideen benötigten einen resonanten atmosphärischen Raum, in dem sie kulturell plausibel werden. Wie das passiert? Indem bürgerliche Medien und bürgerliche Milieus die Schlüsselreizwörter der rechten Polarisierung nachbeten und ein Horst Seehofer die deutsche Flüchtlingspolitik als »Herrschaft des Unrechts« bezeichnet. Weniger krass, aber ebenso falsch findet Bahners das redselige Bereden von Redeverboten, all die Fake-News vom Ende der Meinungsfreiheit, die übertriebene Fixierung auf »Genderwahn«, Identitätspolitik und politische Korrektheit. Dies sei Wasser auf AfD-Mühlen und befördere die »Palliativversorgung« des Bürgers mit Ressentiment. Ein wahres Übel nennt Bahners die beliebte Denunziation von Moral, beispielsweise beim »Facebook-Tribun« Boris Palmer. Ungebremst produziere der »pannenanfällige« Tübinger Oberbürgermeister moralkritische Nachrichten mit »hohem Korrekturbedarf«, wobei er das kerndeutsche Gemeinschaftsgefühl oft unter Ausschluss von kulturell Fremden erzeuge, also von Menschen, die nicht in sein Farbkonzept passen.

Auch an Äußerungen von Heinrich August Winkler nimmt Bahners Anstoß. Es ist ihm ein Rätsel, warum der geschätzte sozialdemokratische Historiker in Merkels Flüchtlingspolitik belegfrei Züge moralischer Hybris erkennen wollte und so »dem nationalen Egoismus der Abschottungspropaganda ein gutes Gewissen verschaffte«. In Wahrheit habe die Kanzlerin mit ihrem improvisierten Humanismus nur getan, was »Rechtschaffenheit, Anstand und nationale Ehre ihr geboten« hätten. Die Liste ist noch länger. Während Bahners bei Eric Gujer, dem Chefredakteur der »in der rechten Ecke installierten« *NZZ,* einen »Exzess der antimoralistischen Phantasie« ausmacht, kommt ihm beim *Welt*-Chefredakteur Ulf Poschardt der naheliegende, wenngleich »böse Gedanke«, der heutige Liberalismus sei nur noch »ein virtuoser Nihilismus«. Und im Fall der Islamkritiker Seyran Ateş und Hamed Abdel-Samad stört sich Bahners daran, dass die beiden rechte Organisationen mit ihren Vorträgen beliefern und den Islam »im Namen eines laizistischen Verständnisses von Öffentlichkeit als totalitär denunzieren«.

Bahners schreibt brillant und rücksichtslos, er will seine Leserschaft nirgendwo »abholen«, er will sie fordern. Zugleich ist seine scharfe Rhetorik performativ gemeint, denn genau so stellt er sich den Streit mit der AfD vor, deren Wähler Anspruch darauf hätten, als Staatsbürger ernst genommen und unnachsichtig kritisiert zu werden. Künftige Nazis »werden bekämpft, indem überzeugte Demokraten heute in die Politik gehen und einander mit Leidenschaft bekämpfen«. Mehrfach beruft sich Bahners auf Jürgen Habermas, sein Kronzeuge aber ist der Berliner Rechtswissenschaftler Christoph Möllers, dessen demokratietheoretischer Optimismus auf ihn abstrahlt. Dafür fehlen soziologische Erwägungen völlig, zum Beispiel die Frage, ob der globale Aufstieg der Rechten eine Systemkrise der kapitalistischen Demokratien anzeigt (wer sich dafür interessiert, sollte den von Günter Frankenberg und Wilhelm Heitmeyer herausgegebenen Sammelband *Treiber des Autoritären* lesen). Bahners weiß davon, und doch möchte er lieber diskursanalytisch vor der eigenen Haustür kehren und das moralisch Unerträgliche beim Namen nennen: Die Flächenbrandredner der AfD propagieren »eine radikale Änderung im Umgang von Staat und Bürgern mit den Menschenrechten, einen Bruch des Versprechens, das die Deutschen sich und der Welt mit der Verabschiedung des Grundgesetzes gegeben haben«.

Patrick Bahners: Die Wiederkehr. Die AfD und der neue deutsche Nationalismus. Klett-Cotta, Stuttgart 2023; 544 S., 28,– €, als E-Book 21,99 €

Literatur

Die Zuversicht verlässt ihn nicht: Maxim Znak, 41, hier bei seinem Prozess 2021

Foto: Stringer/Anadolu Agency/Abacapress/ddp

Die Zellenwände zu Staub erzählen

Maxim Znak, Anwalt der belarussischen Oppositionsbewegung, hat im Arbeitslager 100 berührende Geschichten geschrieben VON VOLKER WEIDERMANN

Kann die Welt mal für einen kleinen Moment still sein bitte? Kann die Welt jetzt bitte dieses eine Buch hier lesen? Diese hundert tröstlichen, verzweifelten, leisen, liebevollen, humorvollen, ungeheuerlichen Geschichten aus einem Straflager im Belarus von heute? Der die geschrieben hat, heißt Maxim Znak und wurde 1981 in Minsk geboren. Schriftsteller ist er eigentlich nicht, er ist Rechtsanwalt, gut, manchmal hat er früher auch mal Texte für Rocksongs geschrieben, aber eigentlich schrieb er Texte zur Verteidigung von Menschen, zur Verteidigung des Rechts vor Gericht.

Er hatte sich früh dem Anwaltsteam um den Präsidentschaftskandidaten Wiktar Babaryka angeschlossen, der im Juni 2020 festgenommen wurde, zwei Monate vor der Wahl in Belarus. Dann arbeitete Znak für die Oppositionsführerin Swetlana Tichanowskaja und, nachdem sie ins Exil gegangen war, für und mit Maryja Kalesnikawa. Er wollte bleiben, hatte sich irgendwie einen Restglauben an die Geltung des Rechts in Belarus bewahrt, wollte weiterkämpfen im Land.

Am 9. September 2020 wurde er von Männern mit schwarzen Skimasken gekidnappt, ins Gefängnis geworfen, ein Jahr dort festgehalten, dann in einem nicht öffentlichen Prozess wegen »Gründung einer Terrororganisation« zu zehn Jahren Straflager verurteilt. Dort lebt er jetzt. Und hat dieses Buch geschrieben, es heißt *Zekamerone,* zusammengesetzt aus dem russischen Wort *zek* für »Strafgefangener« und *Decamerone,* jener Sammlung von hundert Geschichten, die Giovanni Boccaccio während der Pest in Florenz im 14. Jahrhundert schrieb. Hundert Geschichten, die das Leben feiern in schrecklichen Zeiten, unterhaltsam, tröstlich, stärkend. Überlebensgeschichten. Die hat sich Znak zum Vorbild genommen.

Wie die Texte nach draußen in die Welt gelangt sind, wissen wir nicht. Eigentlich ist Znak in dem Lager fast vollständig isoliert. Die Lyrikerin Valzhyna Mort, die mit Znak in die Schule gegangen ist, schreibt in ihrem Nachwort, die Texte seien »geflogen«. Ein bisschen so wie die Engel in den bunten Bildern von Marc Chagall, der in Witebsk geboren wurde, jener Stadt, vor deren Toren das Straflager steht, in dem Znak heute gefangen gehalten wird. Und bei diesen Engeln weiß man ja auch immer nicht genau, woher sie eigentlich ihre Flügel haben und wie sie sich so schwerelos in der Luft halten.

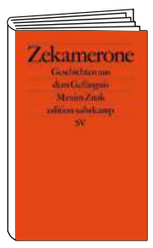
Maxim Znak erzählt Geschichten aus dem Knast. Die ersten Zuhörer waren wohl seine Mitgefangenen. Und man kann sich das ganz gut vorstellen, wie sich all die sinnlos dort Festgehaltenen um diesen Anwalt und Mithäftling versammeln und er ihnen vorliest. Geschichten über sie, über sich selbst, über die ganze schreckliche, trostlose, ungerechte, zum Himmel schreiende und manchmal auch komische Situation, in der sie sich dort alle befinden. Und vielleicht eint sie für Momente diese kleine Hoffnung: dass das alles in der Welt da draußen jemand lesen könnte. Dass sich jemand in der Welt da draußen für ihr Leben, ihre Geschichten, ihr Schicksal interessieren könnte.

Wach bleiben, tapfer bleiben, nicht resignieren. Die Geschichten von Znak haben auch etwas Beschwörendes. Zunächst für sich selbst und seine Mithäftlinge. Wenn er gleich in der ersten Story einen Neuankömmling beschreibt: »Er war es noch nicht müde zu erzählen, wie ungerecht die Welt ist, dass dies alles ein einziges System ist und wie aussichtslos, auf Freispruch zu hoffen.«

Nicht müde werden! Das ist der Antrieb dieses Erzählers. Er scheint zu lachen, wenn er beschreibt, wie der Putzwahn der Aufseher, die die Gefangenen zu exzessivem Reinigungsfuror antreiben, eines Tages zum Abbau der Zellenwände führen wird. Sie tragen die Gefängnismauern durch Staubwischen ab. Oder der Hungerstreikende, der schon nach drei Stunden vor lauter Essensehnsucht den heroisch geplanten Streik abbrechen möchte. Die größtmöglichen Wünsche, die sich die Gefangenen erzählen und die, je länger sie erzählen und je realistischer sie dabei werden, Schritt für Schritt von »Freiheit« am Ende zu einer Klobürste schrumpfen, die ihnen schon wie eine kleine Glückserfüllung erscheint. Und einmal erträumt sich Znak einen Leser da draußen. Einen Leser der Briefe wenigstens, die sie alle hier schreiben und von denen sie nicht wissen, ob sie jemals ankommen. Ein Leser immerhin scheint ihnen gewiss: der Zensor. Znak stellt ihn sich als idealen Leser vor, der all die herrlichen Briefe der Häftlinge an einem besonderen Ort verwahrt: »Möge dies der magische Ort sein, an dem alle verschwundenen Briefe, Gedichte und Geschichten gelesen werden, an dem über das Geschriebene gelächelt wird und manchmal sogar, vor Rührung, ein wenig geweint.«

Wir wünschen diesem Buch die ganze Welt als Zensor. Auf dass sie einen Moment lang lächelt. Und weint.

In Belarus sind zurzeit mehr als eintausend Menschen als politische Gefangene in Haft. Sie können den Gefangenen schreiben: Informationen unter www.100xsolidaritaet.de



Maxim Znak: Zekamerone. Geschichten aus dem Gefängnis; a. d. Russischen v. Henriette Reisner u. Volker Weichsel; Suhrkamp, Berlin 2023; 242 S., 20,– €, als E-Book 19,99 €

Warum Marcel sich selbst verleugnet

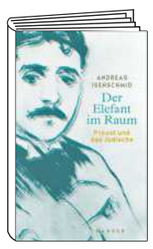
Andreas Isenschmid hat ein fabelhaftes Buch über »Proust und das Jüdische« geschrieben VON IJOMA MANGOLD

In dem reichsten Roman der Weltliteratur, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit,* gibt es zwei Elefanten im Raum: Anders als Marcel Proust ist sein Ich-Erzähler Marcel nämlich weder schwul, noch hat er eine jüdische Mutter. Gleichwohl spielen diese beiden Identitätsmarker eine große Rolle in dem Roman. Proust hat sein literarisches Alter Ego mit diesen ihn selbst brennend betreffenden Fragestellungen verschont. Stattdessen hat er das Schicksal, schwul und jüdisch zu sein, auf eine Vielzahl zentraler Figuren der *Recherche* verteilt. Er hat diese beiden »Skandale« also nicht verdrängt, sondern sie auf eine Weise behandelt, die dem Ich-Erzähler eine kontrafaktische Distanz erlaubte. Oder ist es ein Fall von literarischem Sadomasochismus, wenn Proust mit seinen jüdischen und schwulen Figuren zum Teil besonders scharf ins Gericht geht?

Der Literaturkritiker Andreas Isenschmid, einer der vorzüglichsten Proust-Kenner unserer Zeit und ein wunderbarer Stilist, hat sich in *Der Elefant im Raum – Proust und das Jüdische* einen dieser beiden Elefanten vorgenommen. Die Fülle seiner Beobachtungen und Erkenntnisse ist so reich, dass man sich wundert, dass es dieses Buch nicht schon längst gab. Denn es ist kaum möglich, sich durch Prousts Romanwelt zu bewegen, ohne nicht ständig auf diesen Elefanten zu stoßen. Die Dreyfus-Affäre seit 1894 spielt eine zentrale Rolle in der *Recherche,* weil der Riss zwischen den Anhängern des wegen angeblicher Spionage fälschlich verurteilten jüdischen Hauptmanns Dreyfus und den Dreyfus-Gegnern mitten durch die Salons geht, die Proust so hingebungsvoll beschreibt. Dabei ist sein Urteil über die Demagogie der antisemitischen Nationalisten glasklar. Auch im realen Leben hatte Proust sich engagiert auf die Seite der Dreyfus-Anhänger geschlagen. Aber er versuchte dabei, seine Parteinahme von seiner Herkunft zu trennen: Er wollte nicht aus identitätspolitischen Gründen, also aus der Position des Betroffenen, sprechen, sondern einen menschlich-universellen Standpunkt einnehmen – als Jude Antisemitismus abzulehnen wäre ein eigensüchtiges Motiv. Tatsächlich erhält die Rekonstruktion der Dreyfus-Affäre in der *Recherche* dadurch ein Gerechtigkeitspathos, das man vom Gesellschaftslöwen Marcel nicht unbedingt erwartet hätte.

Isenschmid will keine Erklärungen finden, sondern die Ambivalenzen, Widersprüche und Vieldeutigkeiten ausleuchten. Zum Beispiel Combray: Der fiktive Kindheitsort von Marcel hat ein reales Vorbild, das Haus der Familie seiner jüdischen Mutter in Auteuil. Alles an diesem Ort, dem wichtigsten Quell seiner Kindheitserinnerungen, muss – so zeigt Isenschmid eindrucksvoll – von den jüdischen Sitten und dem jüdischen Esprit seiner Familie mütterlicherseits geprägt gewesen sein. Doch für den Roman wurden diese Spuren gelöscht. Stattdessen verwandelt Proust die berühmte Kussszene, wenn der kleine Marcel seiner Mutter noch einen letzten Gutenachtkuss abtrotzt, zu einer Transfiguration des christlichen Abendmahls: Der Kuss wird zur Hostie stilisiert, seine Darbringung als eine Form der Mund-Kommunion gefeiert.

Und dann gibt es den vom Erzähler bewunderten und geliebten Kunstkenner und Dandy Charles Swann, der immer wieder mit seinem Judentum ringt. Indem Proust Swann zumutet, was er seinem eigenen Alter Ego erspart, wird Swann zur tiefsten Figur des Romans.



Andreas Isenschmid: Der Elefant im Raum. Hanser Verlag, München 2023; 240 S., 26,– €, als E-Book 19,99 €

ANZEIGE

AGENDA KULTUR

HINWEISE UNTER VORBEHALT

MUSEEN KUNSTMARKT BÜHNEN 04.02. bis 10.02.2023

BACKNANG

Galerie der Stadt Backnang
09.12.2022 bis 26.02.2023: **Brigitte Waldach - Welten**
Tel. 07191/894477, Petrus-Jacobi-Weg 1, Di-Fr 16-19, Sa 11-18, So 14-18 Uhr

BAYREUTH

Es nehmet aber und gibt Gedächtnis die See (Hölderlin)
Kartographische Linienwerke von **Susanne Kessler**
11. Januar bis **24. Februar 2023**
Ausstellungshalle im Neuen Rathaus | Luitpoldplatz 13 | 95444 Bayreuth

GERMAN POP – NORDDEUTSCHE REALISTEN
30. Oktober 2022 bis **26. Februar 2023**
Altes Barockrathaus | Maximilianstraße 33 | 95444 Bayreuth
kunst museum bayreuth
www.kunstmuseum-bayreuth.de

BERLIN

Berlinische Galerie – Museum für Moderne Kunst
bis 06.02.2023: **Magyar Modern** Ungarische Kunst in Berlin 1910–1933
bis 06.02.2023: **Paint it all!** Aktuelle Malerei aus Berlin
www.berlinischegalerie.de, Alte Jakobstr. 124–128, 10969 Berlin, Mo, Mi-So 10-18

C/O Berlin
28.01. bis 04.05.2023: **William Eggleston . Mystery of the Ordinary / Anastasia Samoylova . Floridas / Karolina Wojtas . Abzgram C/O Berlin Talent Award 2022**
www.co-berlin.org, Tel. 0302844416, info@co-berlin.org, Hardenbergstraße 22-24, 10623 Berlin, Berlin, tägl. 11-20 Uhr

Deutsches Historisches Museum
bis 12.03.2023: **Staatsbürgerschaften. Frankreich, Polen, Deutschland seit 1789**
bis 24.11.2024: **Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können.**
www.dhm.de, Hinter dem Gießhaus 3, 10117 Berlin, Mo-Mi, Fr-So 10-18, Do 10-20

Humboldt Forum
Dauerausstellung: **Ausstellung des Museums für Asiatische Kunst und des Ethnologischen Museums** Neupräsentation der Sammlungen, Eintritt frei
Dauerausstellung: **Berlin Global** Berlin Ausstellung, Tickets online
Dauerausstellung: **Nach der Natur** Ausstellung im Humboldt Labor, Eintritt frei
Dauerausstellung: **Geschichte des Ortes** Schlosskeller – Videopanorama – Skulpturensaal, Eintritt frei
humboldtforum.org, Schloßplatz, 10178 Berlin, Mo, Mi-So 10:30-18:30 Uhr

Jüdisches Museum Berlin
bis 01.05.2023: **Paris Magnétique. 1905–1940**
bis 19.03.2023: **Inside Out. Etgar Keret**
Dauerausstellung: **Jüdische Geschichte und Gegenwart in Deutschland**
jmberlin.de, Lindenstr. 9-14, 10969 Berlin, tägl. 10-19 Uhr

PalaisPopulaire
bis 13.02.2023: **Deutsche Bank `Artist of the year 2022`: LuYang DOKU Experience Center**
bis 27.02.2023: **ESCRIBIR TODOS SUS NOMBRES. Spanische Künstlerinnen 1960 bis heute**
www.db-palaispopulaire.de, palais.populaire@db.com
Tel. 030-202093-0, Unter den Linden 5, 10117 Berlin, Mi-So 11-18 Uhr, Do 11-21 Uhr

STAATSOPER UNTER DEN LINDEN
STAATSOPER: Sa 19:30 **MADAMA BUTTERFLY** / So 18:00 **CARMEN** / APOLLO-SAAL: Mo 20:00 **LIEDRECITAL** Michael Volle, www.staatsoper-berlin.de, Tel. 030 20 35 45 55, tickets@staatsoper-berlin.de, 10117 Berlin, Unter den Linden 7

BIELEFELD

Kunstforum Hermann Stenner
02.10.2022 bis 26.02.2023: **Alexander Camaro: Die Welt des Scheins**
www.kunstforum-hermann-stenner.de, Tel. 0521 800660-0, info@kunstforum-hermann-stenner.de, Obernstr. 48, Bielefeld, Mi-Fr 14-18, Sa, So, Feiertag 11-18

BIETIGHEIM-BISSINGEN

Städtische Galerie, http://galerie.bietigheim-bissingen.de
bis 26.02.2023: **„Avantgarde in den Niederlanden – Die expressionistische Künstlergruppe »De Ploeg«“**
Hauptstr. 60-64, T. 07142/74483, Di-Fr 14-18, Do-20,Sa/So/Feier 11-18

BONN

Auktionshaus Plückbaum
Auktionshaus Plückbaum 10. und 11. Februar 2023
„353. Kunst- und Antiquitätenauktion“ Katalog unter: www.plueckbaum.de

Bundeskunsthalle, www.bundeskunsthalle.de
bis 05.02.2023: **DIE OPER IST TOT – ES LEBE DIE OPER!**
bis 02.04.2023: **DIE LETZTEN IHRER ART. SELTENE HANDWERKE UND BERUFE IM WANDEL**
bis 10.04.2023: **ERNSTHAFT? ALBERNHEIT UND ENTHUSIASMUS IN DER KUNST**

KUNSTMUSEUM BONN
ab 08.05.2022: **Raum für phantasievolle Aktionen** Neupräsentation Sammlung
bis 26.03.2023: **Schöpferisches Miteinander Die Grafik-Editionen von Clemens Fahnemann**
www.kunstmuseum-bonn.de, Tel. 0228/776260, H.-K.-Allee 2, Di-So 11-18, Mi-21

LVR-LandesMuseum Bonn
bis 19.02.2023: **Augenlust? Niederländische Stillleben im Detail**
www.landesmuseum-bonn.lvr.de, Colmantstr. 14-16, 53115 Bonn, Di - So 11-18 Uhr

Museum August Macke Haus
bis 29.05.2023: **Evarist Adam Weber. Wiederentdeckt**
www.august-macke-haus.de, Hochstadenring 36, Fr-So, Feiertag 11-17, Do 11-19

BOTTROP

Josef Albers Museum Quadrat Bottrop
bis 26.02.2023: **Josef Albers. Huldigung an das Quadrat 1950 bis 1976**
quadrat.bottrop.de, Tel. 02041/372030, Anni-Albers-Platz 1, 46236 Bottrop, Di-Sa 11-17, So 10-17 Uhr

BREMEN

Kunsthalle Bremen
bis 02.04.2023: **Sunset. Ein Hoch auf die sinkende Sonne**
bis 26.03.2023: **Die Sammlung Osmers. Von Archipenko bis Zero**
bis 30.04.2023: **Wer war Milli? Eine Intervention von Natasha A. Kelly**

BRÜHL

Max Ernst Museum, www.maxernstmuseum.lvr.de
bis 23.04.2023: **„Image.Max Ernst im Foto“ und permanent: Max Ernst – Leben und Werk – 70 Schaffensjahre** Comesstr. 42/Max-Ernst-Allee 1, Di-So/Feier 11-18

CHEMNITZ

smac – Staatliches Museum für Archäologie Chemnitz
bis 12.03.2023: **POMPEJI & HERCULANEUM Leben u. Sterben unter dem Vulkan**
www.smac.sachsen.de, info@smac.sachsen.de, Di-So 10-18, Do bis 20 Uhr

DORTMUND

Dortmunder U - Zentrum für Kunst und Kreativität
bis 12.02.2023: **PEP Posterschau**, Eintritt frei
03.02. bis 28.05.2023: **Unbeschwert**, Eintritt frei
www.dortmunder-u.de, Tel. +49 (0) 231.50-24723, info@dortmunder-u.de, Leonie-Reygers-Terrasse, 44137 Dortmund, Di, Mi 11-18, Do, Fr 11-20, Sa, So, Feiertag 11-18 Uhr

Konzerthaus Dortmund
Sa 11:00 **Bach & Gubaidulina** Das Bajan im Wechselspiel mit Violine und Cello / Sa 20:00 **Chorwerk Ruhr** Sofia Gubaidulina – Sonnengesang / So 18:00 **Sofia Gubaidulina: Große Sinfonik** Violakonzert mit Antoine Tamestit / Do 20:00 **Klavierabend Seong-Jin Cho** Brahms und Schumann / Fr 20:00 **Carminho** portugiesischer Fado, www.konzerthaus-dortmund.de, Tel. +49 231 – 22 696 200

DRESDEN

STAATLICHE KUNSTSAMMLUNGEN DRESDEN
Japanisches Palais, Palaisplatz 11, Di-So 10 - 18 Uhr
Das Damaskuszimmer in Dresden lädt ein!
bis 23.04.2023: **Imaginarium.** Tschechische Saison in Dresden
Residenzschloss Dresden, Sophienstr./Taschenberg/Schlossstr. Mi-Mo 10-18 Uhr
bis 03.02.2023: **Kupferstich-Kabinett: Zeitgefühle** (Öffnungszeiten siehe www.skd.museum)
Tel. 0351-49142000, Besuchen Sie uns auch online: www.skd.museum

DUISBURG

MKM Museum Küppersmühle für Moderne Kunst
04.11.2022 bis 05.03.2023: **„MARTIN ASSIG – WEIL ICH MENSCH BIN“ und „NORBERT KRICKE – BEWEGUNG IM RAUM“** 18.11.2022 bis 31.03.2023
www.museum-kueppersmuehle.de, Tel. +49 (0)203 301948 -11, office@museum-kueppersmuehle.de, Philosophenweg 55, 47051 Duisburg, Mi 14-18, Do-So, Feiertag 11-18, Jeden Sonntag um 15 Uhr öffentliche Führung

DÜSSELDORF

Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen
Präsentation der ständigen Sammlung
bis 12.02.2023: **K20: Mondrian. Evolution**
bis 07.05.2023: **K20: Reinhard Mucha. Ein Anfangsverdacht**
Tel. 0211.8381-204, K20, Grabbeplatz 5 – K21, Ständehausstr. 1, Düsseldorf, Di-Fr 10-18, Sa, So, Feiertag 11-18 Uhr, 24./25./31.12. geschlossen

EMDEN

Kunsthalle Emden
bis 21.02.2023: **NOLDE/ROHLFS** Zwei Künstlerleben
www.kunsthalle-emden.de, Tel. 04921 975050, Di-Fr 10-17, Sa, So, Feiertag 11-17, jeder 1. Di/Monat 10-21 Uhr, 20.2. (Rosenmontag) und 21.2. geöffnet

ERLANGEN

Stadtmuseum Erlangen
bis 12.03.2023: **Intervention und Spurensuche. Regine von Chossy**
www.stadtmuseum-erlangen.de, Martin-Luther-Platz 9

ESSEN

Ruhr Museum, UNESCO-Welterbe Zollverein
Dauerausstellung: Natur, Kultur und Geschichte des Ruhrgebiets
bis 16.04.2023: **Die Emscher. Bildgeschichte eines Flusses**
bis 27.08.2023: **Hände weg vom Ruhrgebiet! Die Ruhrbesetzung 1923-25**
Führungen mit Anmeld.: Schaudepot des Ruhr Museums, Kokerei Zollverei
www.ruhrmuseum.de, Tel. 0201-24681 444, Gelsenkirchener Str. 181, tgl. 10-18

FRANKFURT

MUSEUM MMK FÜR MODERNE KUNST
bis 18.06.2023: **MUSEUM MMK: Rosemarie Trockel**
ab 11.02.2023: **TOWER MMK: Cameron Rowland. Amt 45 i**
mmk.art

FRANKFURT AM MAIN

DEUTSCHES ARCHITEKTURMUSEUM
DAM PREIS 2023 – Die 26 besten Bauten in/aus Deutschland
27.01. – 01.05.2023 >> im DAM Ostend
SCHÖN HIER. Architektur auf dem Land
verlängert bis 2. April 2023 >> zu Gast im Freilichtmuseum Hessenpark
Historisches Museum Frankfurt
bis 12.03.2023: **Alles verschwindet! Carl Theodor Reiffenstein**
historisches-museum-frankfurt.de, Frankfurter Altstadt, Saalhof 1
SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT
bis 19.02.2023: **CHAGALL. WELT IN AUFRUHR**
03.02. bis 21.05.2023: **Niki de Saint-Phalle**
www.schirn.de, Tel. 069/2998820, Römerberg, Di-So 10-19, Mi, Do-22
Städel Museum
bis 05.03.2023: **GUIDO RENI. Der Göttliche**
bis 23.04.2023: **Michael Müller: Der geschenkte Tag. Kastor & Polydeukes**
www.staedelmuseum.de, Tel. 069-605098-200, Schaumainkai 63, Di, Mi, Fr-So 10-18, Do 10-21 Uhr

FRIEDRICHSHAFEN

Zeppelin Museum Friedrichshafen
bis 16.04.2023: **Fetisch Zukunft. Utopien der dritten Dimension**
Tel. 07541-38010, Seestr. 22, Öffnungszeiten unter www.zeppelinmuseum.de

GELSENKIRCHEN

Musiktheater im Revier
Großes Haus: So 18:00 **Tanzgala** / Fr 19:30 **Odysseus (19.00 Einführung)** / Kleines Haus: So 18:00 **Leonce und Lena** / Fr 10:00 **Premiere: Vom kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hat.** Kinderoper, Tel. 0209/4097200

HAGEN

Kunstquartier Hagen
bis 19.02.2023: **Ankäufe-Schenkungen 2009-2022. Aus der Sammlung des Osthaus Museums**
bis 12.03.2023: **Hanns Friedrichs - Ich mache keine Mode, ich ziehe Frauen an**
www.kunstquartier-hagen.de, Museumsplatz 1, 59095 Hagen

HALBERSTADT

Gleimhaus - Museum der deutschen Aufklärung
bis 30.04.2023: **Plötzlich Poetin!? Anna Louisa Karsch – Leben und Werk der ersten deutschen Berufsschriftstellerin – Ausstellung zum 300. Geburtstag**
38820 Halberstadt, Domplatz 31 – Tel: 03941-68710 – www.gleimhaus.de

HAMBURG

Deichtorhallen Hamburg
bis 12.03.2023: **In the Heart of Another Country. Sharjah Art Collection**
bis 26.02.2023: **Paul Mpagi Sepuya/Alix Marie. Fotografie.**
bis 19.03.2023: **In der Sammlung Falckenberg (Harburg): Dieter Roth. Material- und Druckgraphik.**
www.deichtorhallen.de, Deichtorstr. 1-2, 20095 Hamburg, Di-So, 11-18 Uhr, jeden 1. Do im Monat 11-21 Uhr
Ernst Barlach Haus
bis 19.02.2023: **GEORGES ADÉAGBO. Hommage zum 80. Geburtstag**
»À l'école de Ernest Barlach, le sculpteur«
www.barlach-haus.de, Jenischpark, Hamburg
Museum am Rothenbaum - Kulturen und Künste der Welt
Benin. Geraubte Geschichte bis auf Weiteres
UnBinding Bodies. Lotosschuhe und Korsett bis 26.2.23
Hamburg und Tirol – eine Alpenfreundschaft? ab 10.12.22 bis 31.12.23
www.markk-hamburg.de, Rothenbaumchaussee 64, Di-So 10-18, Do-21 Eintr. frei
Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg
bis 26.02.2023: **audio-grafisch. 16 Entwürfe und ihre Enstehung**
bis 05.03.2023: **Sorge um den Bestand. Zehn Strategien für die Architektur**
bis 12.03.2023: **Who's next? Obdachlosigkeit, Architektur und die Stadt**
bis 23.04.2023: **Contemporary Craft: Young-Jae Lee**
bis 20.08.2023: **Made in China! Porzellan**
17.02. bis 17.09.2023: **The F* Word. Guerrilla Girls und feministisches Grafikdesign**
www.mkg-hamburg.de, Steintorplatz, 20099 Hamburg, Di-So 10-18, Do 10-21 Uhr
Stiftung Historische Museen Hamburg - www.shmh.de
bis 31.07.2023: **Museum f. Hamburg. Gesch.:** Eine Stadt wird bunt
bis 10.04.2023: **Museum der Arbeit:** Wie alles begann
bis 15.07.2023: **Altonaer Museum:** Von hier nach dort

HANNOVER

Museum August Kestner
06.11.2022 bis 26.03.2023: **G.L.F. Laves - Ein Hofarchitekt entwirft Möbel**
www.museum-august-kestner.de

KARLSRUHE

ZKM Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe
bis 05.02.2023: **Soun-Gui Kim: Lazy Clouds**
bis 05.02.2023: **Marijke van Warmerdam. Then, now, and then**
bis 16.04.2023: **Walter Giers. Eletronic Art**
bis 23.04.2023: **Matter, Non-Matter, Anti-Matter.**
bis 04.06.2023: **ole scheeren : spaces of life**
ab 06.01.2023: **On the Boundary of Two Worlds**
bis 23.04.2023: **Analívia Cordeiro. From Body to Code**
Dauerausstellung: zkm_gameplay. the next level Ausstellungen Online:
fortlaufend Critical Zones – Virtuelle Ausstellung
fortlaufend Beyond Matter
bis 30.08.2023: **Spatial Affairs Worlding – A tér világlása**
bis 30.09.2023: **Jazmina Figueroa. Call Signs**
www.zkm.de, Tel. 0721/81000, Lorenzstr. 19, Mi-Fr 10-18, Do, Sa/So 11-18 Uhr

KASSEL

Fridericianum, Kassel
09.12.2022 bis 19.02.2023: **nolde/kritik/documenta: ein Projekt des documenta archivs, der Draiflessen Collection, der Nolde Stiftung Seebüll und Mischa Kuball**
https://www.documenta-archiv.de, Friedrichsplatz 18, Kassel, Di-So 11-18 Uhr
Museumslandschaft Hessen Kassel - Parks, Schlösser, Museen
Dauerausstellung: **Schloss Wilhelmshöhe: Gemäldegalerie Alte Meister und Antikensammlung, Hessisches Landesmuseum, Neue Galerie: about: documenta**
25.11.2022 bis 26.02.2023: **Reise zum Vesuv - Anfänge der Archäologie am Golf von Neapel,** Hessisches Landesmuseum
www.museum-kassel.de, Di-So, Feiertag 10-17 Uhr

KIEL

Kunsthalle zu Kiel
bis 05.03.2023: **1+1=3 Die Kunstwelten der Mary Bauermeister**
bis 23.04.2023: **Lovis Corinth – Die Grafik**
Dauerausstellung: **Wildes, Wüstes, Wunderschönes. Natur im Fokus der Sammlung**
www.kunsthalle-kiel.de, Tel. 0431/8805756, info@kunsthalle-kiel.de, Düsternbrooker Weg 1, 24105 Kiel, Di, Do-So 10-18, Mi 10-20 Uhr

KÖLN

Kölnisches Stadtmuseum
Ausstellungsort: Maritim Hotel Köln, Heumarkt 20, 50667 Köln
bis 12.02.2023: **50 JAHRE HÖHNER**
Museen der Stadt Köln:
Infos zu Ausstellungen und Veranstaltungen unter:
www.museen.koeln

AUSSTELLUNG

HIGHLIGHT

Museum Ludwig Köln
bis 05.02.2023: **HIER & JETZT im Museum Ludwig. Antikoloniale Eingriffe**
bis 12.02.2023: **Wolfgang-Hahn-Preis 2022. Frank Bowling**
bis 12.03.2023: **Kiss kiss. In memoriam Lady Renate Gruber**
bis 30.11.2024: **Schultze Projects #3 - Minerva Cuevas**
Heinrich-Böll-Platz, 50667 Köln, Di-So 10-18 Uhr, 1. Do im Monat 10-22 Uhr
Museum Schnütgen
bis 19.03.2023: **Magie Bergkristall**
Cäcilienstr. 29-33, 50667 Köln, Di-So 10-18, Do 10-20, 1. Do im Monat 10-22 Uhr
Museum für Angewandte Kunst Köln (MAKK)
bis 26.03.2023: **Susanna Taras. Blumen, Flowers, Fleurs**
bis 12.03.2023: **Ausgewählt 1. Aspekte der Historischen Sammlungen**
03.02. bis 16.04.2023: **Between the Trees. Urbanes Grüne – Kunst – Design**
An der Rechtschule, 50667 Köln, Di-So 10-18 Uhr, 1. Do im Monat 10-22 Uhr
Museum für Ostasiatische Kunst
bis 31.03.2023: **Handelsgut Global. Exportporzellan aus China und Japan**
bis 10.04.2023: **HORIZONTE. Qiu Shihua | Leiko Ikemura | Kimsooja | Evelyn Taocheng Wang | Yu Duan**
Universitätsstr. 100, 50674 Köln, Di-So 11-17 Uhr, 1. Do im Monat 11-22 Uhr
NS-Dokumentationszentrum
Präsentation der ständigen Sammlung
Appellhofplatz 23-25, 50667 Köln, Di-Fr 10-18, Sa, So 11-18, 1. Do im Monat 10-22 Uhr
Rautenstrauch-Joest-Museum
bis 10.04.2023: **LOVE?**
Cäcilienstr. 29-33, 50667 Köln, Di-So 10-18, Do 10-20, 1. Do im Monat 10-22 Uhr
Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud
bis 16.04.2023: **Die Karlsruher Passion. Ganz • Schön • Heftig**
bis 23.04.2023: **Sensation des Sehens. Die Sammlung Nekes: Vol. 1 Barock**
bis 26.02.2023: **Susanna. Bilder einer Frau vom Mittelalter bis MeToo**
Obenmarspforten, 50667 Köln, Di-So 10-18, 1. + 3. Do im Monat 10-22 Uhr

KREFELD

Kunstmuseen Krefeld
Kaiser Wilhelm Museum, Joseph-Beuys-Platz 1, Di–Do, So 11–17, Fr–Sa 11–18
bis 26.03.2023: **On Air. Der Klang des Materials in der Kunst der 1950er bis 1970er Jahre**
bis 05.02.2023: **Shannon Bool trifft Otto Eckmann, Sammlungssatellit #8**
ab 02.04.2022: **Robert Stadler, K+ Café im KWM, Sammlungssatellit #7**
ab 05.06.2020: **Sammlung in Bewegung - 15 Räume 15 Geschichten**
Haus Lange, Wilhelmshofallee 91–97, Di–Do, So 11–17, Fr–Sa 11–18
bis 26.02.2023: **Maison Sonia. Sonia Delaunay und das Atelier Simultané**
Haus Esters, Wilhelmshofallee 91–97, Di–Do, So 11–17, Fr–Sa 11–18
bis 26.02.2023: **Andrea Zittel. Personal Patterns**
Tel. 02151 975580, Besuchen Sie uns auch online: www.kunstmuseenkrefeld.de

KÜNZELSAU

MUSEUM WÜRTH 2
bis 19.03.2023: **Weitblick – Reinhold Würth und seine Kunst**
bis 16.07.2023: **Georg Baselitz zum 85.Geburtstag (Atrium)**
täglich 11-18, Eintritt frei, www.kunst.wuerth.com

LEIPZIG

GRASSI Museum für Angewandte Kunst, Sonderausstellungen:
bis 26.03.2023: **BESESSEN. Die geheime Kunst des Polsterns**
bis 08.10.2023: **DIE GUTE MODERNE. Von der Passion, Design zu sammeln**
www.grassimak.de, Tel. 0341/2229100, Johannisplatz 5-11
Oper Leipzig
Opernhaus: Sa 10:00 **In mir singt ein Lied** Konzertfoyer. Mitsingkonzert für Menschen mit Demenzerkrankung / Sa 19:00 **Salome** / **Quick & Dirty** Unzensierte Kunst von und mit allen! Probebühne 2 / So 17:00 **Rachmaninow** / Di, Do 11:00 **Amadeus Musikus** Konzertfoyer / Di, Do 18:00, Mi 11:00 u. 18:00 **König Artus** Kunstkraftwerk Oper / Mi 19:30 **Don Giovanni** / Fr 19:30 **Salome** / Musikalische Komödie: So 11:00 **Premieren-Matinée** Zum Musical Anatevka (Der Fiedler auf dem Dach) Venussaal / Di 18:00 **Kostprobe** Zum Musical Anatevka (Der Fiedler auf dem Dach) Venussaal, www.oper-leipzig.de

LÜNEBURG

Kunstsammlung Henning J. Claassen
50 Jahre Zeitgenössische Kunst aus 5 Kontinenten
www.kunstsammlung-henningjclaassen.de, Do-So 11-18 Uhr

MANNHEIM

Kunsthalle Mannheim www.kuma.art
bis 05.03.2023: **Becoming CoBrA.** Anfänge einer europäischen Kunstbewegung
bis 23.04.2023: **Von der Fläche zum Raum.** Bildhauerzeichnungen ab 1945
Tel. 0621/2936423, Friedrichsplatz 4, Di, Do-So/Fei 10-18, Mi-20, 1. Mi/Monat-22h
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim
18.09.2022 bis 26.02.2023: **DIE NORMANNEN | normannen-ausstellung.de**
rem-mannheim.de | rem.buchungen@mannheim.de, Di-So, Feiertag
TECHNOSEUM, Landesmuseum für Technik und Arbeit
17.11.2022 bis 12.11.2023: **Auf Empfang!**
Die Geschichte von Radio und Fernsehen
www.technoseum.de, Tel. +49 (0) 621 / 42 98 - 9, info@technoseum.de, Museumsstraße 1, Mannheim, tägl. 09-17 Uhr

METTINGEN

Draiflessen Collection
bis 26.02.2023: **THE FINAL BID. Michael Pinsky**
www.draiflessen.com, Tel. 05452/9168-0, Georgstr. 18, Mi-So 11-17, jeder 1. Do-21

MÖNCHENGLADBACH

Museum Abteiberg
bis 06.08.2023: **SAMMLUNG/ARCHIV ANDERSCH**
Feldversuch #2: Brecht – Filliou
bis 07.01.2024: **100 JAHRE STIFTUNG WALTER KAESBACH**
EXPRESSIONISMUS AM MUSEUM ABTEIBERG
www.museum-abteiberg.de, Abteistraße 27 / Johannes-Cladders-Platz

MÜNCHEN

Jüdisches Museum München
Dauerausstellung: **Stimmen_Orte_Zeiten – Juden in München**
bis 05.03.2023: **Radio Free Europe. Stimmen aus München im Kalten Krieg,** Eintritt frei
bis 21.05.2023: **Die letzten Europäer. Jüdische Perspektiven auf die Krisen einer Idee**
www.juedisches-museum-muenchen.de, Tel. 089-233-96096, juedisches.museum@muenchen.de, St.-Jakobs-Platz 16, 80331 München, Di-So 10-18 Uhr
Literaturhaus München
bis 30.04.2023: **SIMONE DE BEAUVOIR & DAS ANDERE GESCHLECHT**
literaturhaus-muenchen.de, Tel. 089-291934-0, info@literaturhaus-muenchen.de, Salvatorplatz 1, tägl. 11-18
Museum Villa Stuck, Sonderausstellungen:
bis 19.03.2023: **Dayanita Singh. Dancing with my Camera**
16.02. bis 14.05.2023: **Alice Rekab - Mehrfamilienhaus. Ricochet #14**
Dauerausstellung: Künstlervilla und Historische Räume von Franz von Stuck
www.villastuck.de, Di-So 11-18 Uhr, 1. Freitag im Monat 11-22 Uhr
Münchner Stadtmuseum
bis 07.01.2024: **Nachts** Clubkultur in München
bis 12.03.2023: **München 72.** Mode, Menschen und Musik
bis 05.03.2023: **Radio Free Europe.** Stimmen aus München im Kalten Krieg
www.muenchner-stadtmuseum.de, St.-Jakobs-Pl., T. 089/23322370, Di-So 10-18 Uhr

MÜNSTER

Kunstmuseum Pablo Picasso Münster
04.02. bis 07.05.2023: **Zum Zeigen gegeben - Eine Hommage zum 50. Todestag Pablo Picassos**
27.05. bis 17.09.2023: **Celebrating Picasso. Künstler - Mensch - Genie (?)**

NEUWIED

Landesbühne Rheinland-Pfalz
So 19:30 **Werther** Klassiker von Johann Wolfgang von Goethe, Tel. 02631/22288

NÜRNBERG

Kunstvilla im KunstKulturQuartier
bis 11.06.2023: **Naturstoff / Kunststoff. Materialität in der Nürnberger Kunst**
kunstvilla.org, Blumenstr. 17, Di, Do-So 11-18, Mi 11-20 Uhr

OBERHAUSEN

LUDWIGGALERIE Schloss Oberhausen
bis 07.05.2023: **BARBARA KLEMM - Fotografien von 1967 bis 2019**
www.ludwiggalerie.de, Tel. 0208 41249 28, Konrad-Adenauer-Allee 46, 46049 Oberhausen, Di-So, Feiertag 11-18

OLDENBURG

OSNABRÜCK

Museumsquartier Osnabrück
Sammlung Felix Nussbaum 12.2. – 6.8.23 Dor Guez: Inmitten imperialer Gitter
www.museumsquartier-osnabrueck.de

ROSTOCK

Kunsthalle Rostock
11.12.2022 bis 19.02.2023: **Unter blauen Himmeln - Wolfgang Mattheuer & Markus Matthias Krüger**
www.kunsthallerostock.de, Tel. 0381/3817000, kunsthalle@rostock.de, Hamburger Straße 40, 18069 Rostock, Di-So 11-18 Uhr

SAARBRÜCKEN

Saarlandmuseum - Moderne Galerie
bis 26.02.2023: **Fabienne Verdier – Im Auge des Kosmos**
bis 19.03.2023: **Face à Face – Mudam Luxembourg/Moderne Galerie. Zwei Sammlungen im Dialog**
www.modernegalerie.org, Bismarckstr. 11-15, T.0681.9964-234, Di-So 10-18, Mi-20

SCHWÄBISCH HALL

JOHANNITERKIRCHE
Dauerausstellung: **Alte Meister in der Sammlung Würth**
Di-So 11-17 Uhr, Eintritt frei, www.kunst.wuerth.com
KUNSTHALLE WÜRTH
bis 26.02.2023: **Sport, Spaß & Spiel in der Sammlung Würth**
Lange Str.35, täglich 10-18 Uhr, Eintritt frei, www.kunst.wuerth.com

SIEGEN

Museum für Gegenwartskunst Siegen
18.11.2022 bis 26.02.2023: **Odor. Immaterielle Skulpturen**
11.03.2022 bis 26.02.2023: **Florence Jung. MGKWalls und Sam**
17.02.2023 bis 11.02.2024: **Neu-Entdeckungen:**
Sammlung Lambrecht-Schadeberg und Sammlung Gegenwartskunst
21.10.2022 bis 26.03.2023: **Studiolo: Francis Bacon. Im Spiegel der Fotografie**
www.mgksiegen.de, Tel. (0271) 405 77 10, Unteres Schloss 1, 57072 Siegen

SINDELFINGEN

SCHAUWERK Sindelfingen
bis 12.02.2023: **BEN WILLIKENS. Raum und Gedächtnis**
bis 08.10.2023: **CHIHARU SHIOTA. Silent Word**
www.schauwerk-sindelfingen.de, Mi-So 11-18 Uhr

STUTTGART

Kunstmuseum Stuttgart
04.02. bis 21.05.2023: **SHIFT. KI und eine zukünftige Gemeinschaft**
bis 17.09.2023: **Frischzelle_29: Hannah J. Kohler**
www.kunstmuseum-stuttgart.de, Di-So 10-17 Uhr, Fr 10-20 Uhr, Mo geschl.
tri-bühne
Sa 19:00 **Wer hat Angst vor Bernie Madoff?** / Mi, Do 19:00 **Miststück** / Fr 19:00 **Frida - Viva la Vida!**, Tel. 0711/2364610

ULM

Museum Ulm
bis 16.04.2023: **Protest! gestalten - Von Otl Aicher bis heute**
bis 12.02.2023: **VERLÄNGERT! Franco Clivio - Manifolds**
www.museumulm.de, Tel. +49(0)731-161 4330, info.museum@ulm.de, Marktplatz 9, 89071 Ulm, Di-So, Feiertag 11-17 Uhr
Stadthaus Ulm
bis 01.05.2023: **40 Jahre laif** Dokumentarische Fotografie, Eintritt frei
stadthaus.ulm.de, Mo-Mi, Fr, Sa 10-18, Do 10-20, So, Feiertag 11-18 Uhr
kunsthalle weishaupt
bis 18.06.2023: **Reine Formsache.** Konstruktiv-konkrete Kunst aus der Sammlung
www.kunsthalle-weishaupt.de, Tel. 0731 161 4360, Di-So 11-17 Uhr

VÖLKLINGEN

WELTKULTURERBE VÖLKLINGER HÜTTE
CHRISTIAN BOLTANSKI – Die Zwangsarbeiter | Erinnerungen - Zwei Dauerinstallationen; bis 3. 9.: JULIAN ROSEFELDT. WHEN WE ARE GONE
www.voelklinger-huette.org, Besucherservice/Buchungen: T. 06898/9100100

WIESBADEN

Museum Wiesbaden
bis 05.02.2023: **Ernst Wilhelm Nay** Retrospektive
www.museum-wiesbaden.de, Tel. 0611/335-2250, Friedrich-Ebert-Allee 2, 65185 Wiesbaden, Di, Do 11-19, Mi, Fr 11-17, Sa, So, Feiertag 11-18

WÜRZBURG

Museum im Kulturspeicher
bis 19.03.2023: **Die Errettung des Bösen. Mögliche und unmögliche Bilder.** Eine Ausstellung von Michael Müller
www.kulturspeicher.de, Tel. 0931/32225-0, Fax -18, museum.kulturspeicher@stadt.wuerzburg.de, Oskar-Laredo-Platz 1, 97080 Würzburg, Di 13-18, Mi 11-18, Do 11-19 Uhr, Fr-So 11-18 Uhr

LIECHTENSTEIN

VADUZ

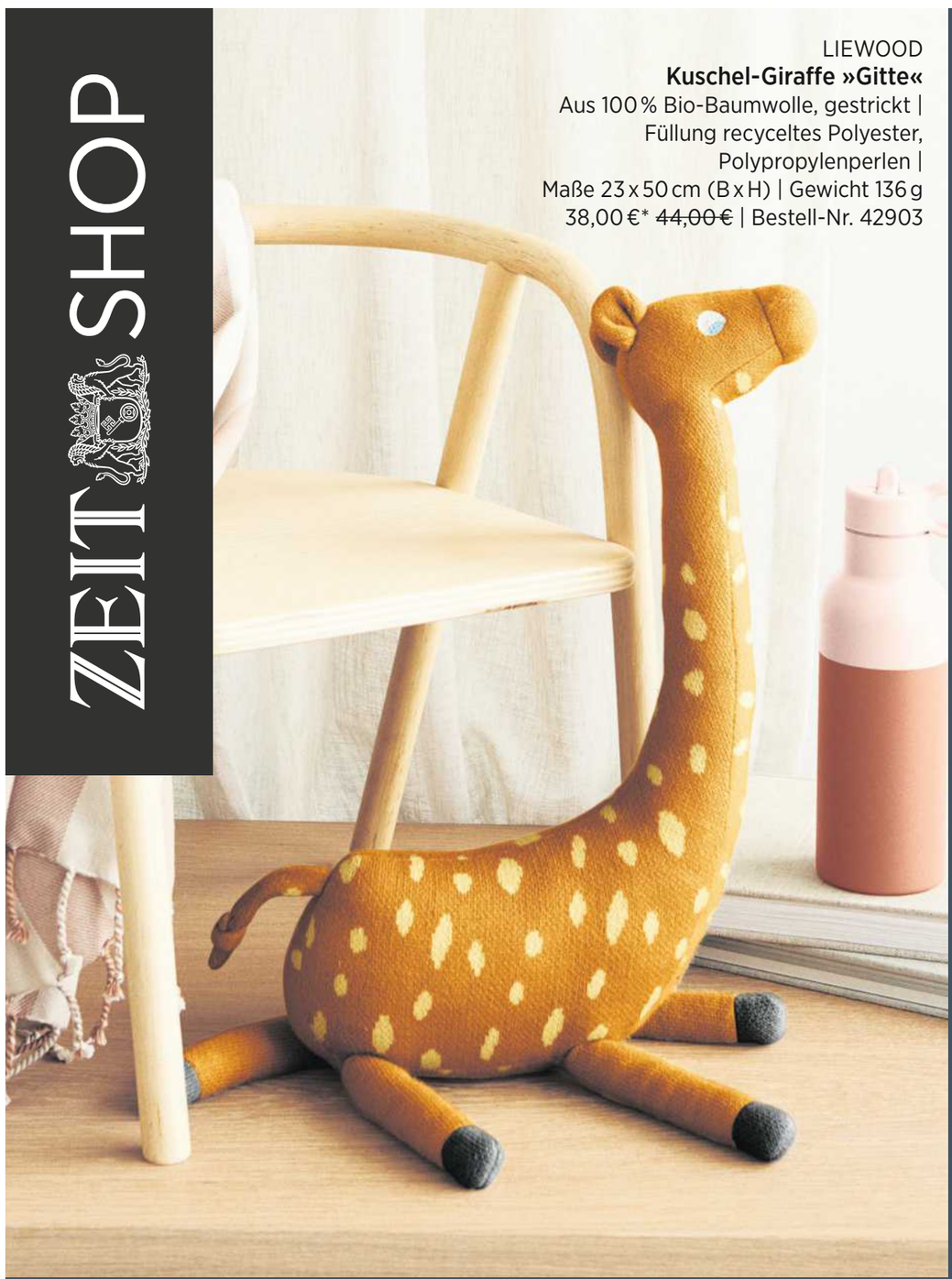
ÖSTERREICH

WIEN

Leopold Museum
Dauerausstellung: **WIEN 1900. Aufbruch in die Moderne**
bis 06.02.2023: **HAGENBUND. Von der gemäßigten zur radikalen Moderne**
bis 26.02.2023: **TILLA DURIEUX. Eine Jahrhundertzeugin und ihre Rollen**
leopoldmuseum.org, Museumsplatz 1, 1070 Wien, Mo, Mi-So, Feiertag 10-18 Uhr

ANZEIGE

ZEIT SHOP



LIEWOOD
Kuschel-Giraffe »Gitte«
Aus 100 % Bio-Baumwolle, gestrickt | Füllung recyceltes Polyester, Polypropylenperlen | Maße 23 x 50 cm (B x H) | Gewicht 136 g
38,00 €* ~~44,00 €~~ | Bestell-Nr. 42903

BIS ZU
50%
IM ZEIT SHOP

Villa Collection
Laterne »ASRA«
Material: Bambus | Maße S 25 x 25 x 30 (L x B x H), L 29 x 29 x 35 (L x B x H) | Gewicht S 0,55 kg, L 0,66 kg
Größe S 44,00 €* ~~54,95 €~~ | Bestell-Nr. 43056
Größe L 50,00 €* ~~71,95 €~~ | Bestell-Nr. 43057

Louis Poulsen
Leuchte »Panthella MINI«
Aus hochwertigem Acryl und Aluminium | Maße 250 x 335 x 250 mm (L x B x H) | Gewicht 1,18 kg | Leuchtmittel LED 2700 K 10 W
360,00 €* ~~420,00 €~~ | Bestell-Nr. 41140

Lina Johansson
Baumwolldecke »Serene«
Aus 100 % Baumwolle | Maße 150 x 180 cm | sehr weich und anschmiegsam
79,00 €* ~~89,00 €~~ | Bestell-Nr. 42931

WINTER SALE

Wir schenken Ihnen bis zu 50 % Rabatt auf ausgewählte Favoriten unseres Sortiments. Entdecken Sie nur für kurze Zeit unsere exklusiven Angebote!

EXKLUSIVES DESIGN

Carl Hansen
Sonderedition Sessel »CH22«
Material: Eiche, Eichenfurnier, Papiergarn | Maße 72,6 x 61,5 x 69,5 cm (H x T x L), Sitzhöhe: 36,8 cm | Gewicht 7 kg | von Hand gefertigt
2.200,00 €* ~~2.603,00 €~~ |
Bestell-Nr. Farbe North Sea: 40839

e+m Holzprodukte
Füllfederhalter »Contract classic«
Material: Messing, weiß bronziert, Holzkorpus aus Eiche | Maße 14,5 x 150 mm (Ø x L) | Edelstahlfeder, Strichbreite M | für handelsübliche Patronen
150,00 €* ~~220,00 €~~ | Bestell-Nr. 33594

by Lassen
Kerzenleuchter »Kubus 4«
Entworfen von Mogens Lassen | Material: vermessingtes Metall | Maße 14 x 20 x 14 cm
99,00 €* ~~155,00 €~~ |
Bestell-Nr. 40440

Kristina Dam
Klassische Handlotion
Angenehmer Duft nach Orangenblüten und Zitronengras | Inhalt 250 ml
39,00 €* ~~45,00 €~~ | Bestell-Nr. 42885

Plan Toys
Holz-Puppenhaus
Aus FSC-zertifiziertem Massivholz | Verarbeitung von Kautschukbäumen aus Wiederaufforstung | 3 Stockwerke | Maße 32 x 64 x 72,9 cm (B x H x T)
279,00 €* ~~349,95 €~~ | Bestell-Nr. 32676

Hübsch
Tritthocker »Alp«
Dänisches Design aus Eichenholz, FSC-zertifiziert | Maße 40 x 51 cm, Sitzhöhe 47 cm | Gewicht 5 kg, belastbar bis 80 kg
160,00 €* ~~190,00 €~~ | Bestell-Nr. 43154

www.shop.zeit.de 040/32 80-101

*Zzgl. Versandkosten | Anbieter: Zeitverlag gerd Bucerius gmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg; geschäftsführer: Dr. Rainer Esser

Illustration: Anna Desnitskaya/Gerstenberg Verlag

Der Mercat de Sant Josep de la Boqueria an der Rambla in Barcelona ist wohl einer der berühmtesten Märkte überhaupt. Täglich kaufen hier 40.000 Menschen ein

Budenzauber

Drängeln, feilschen, staunen: »Märkte in aller Welt« ist Reiseführer, Kochbuch und Länderkunde auf unterhaltsamste Art VON ZIPHORA ROBINA

Im thailändischen Amphawa schwimmt er auf einem Kanal, im nordafrikanischen Marrakesch erinnert er an ein riesiges Labyrinth, und in Chile ist er in einem der schönsten Gebäude der Hauptstadt Santiago untergebracht: Märkte gibt es quer über den Globus und in unterschiedlichster Gestalt. Wie verschieden die Handelsplätze sind, kann man in dem Kindersachbuch *Märkte in aller Welt* erkunden, ganz bequem vom Sofa aus.

Insgesamt 24 Märkte in zwölf Ländern – zwei pro Land – haben Maria Bakhareva und Anna Desnitskaya ausgewählt. Von Israel geht es über Chile, Thailand, Spanien, Frankreich und die USA weiter nach Deutschland, Russland, China, Ungarn und Marokko bis nach Großbritannien – also tatsächlich rund um die Welt, wie der Titel verspricht, wenngleich Europa den größten Raum einnimmt. Die Reihenfolge ist dem Jahreslauf angelehnt, jeden Monat ein Land. Nebenbei erfährt man so zum Beispiel, dass ein Besuch auf dem Borough-Markt in London in der Vorweihnachtszeit besonders lohnt.

»Warst du schon mal auf einem Markt?«, werden die Leserinnen und Leser zum Auftakt direkt angesprochen. Eine durchaus berechtigte Frage, die meisten Kinder gehen mit ihren Eltern heutzutage vermutlich eher in Supermärkte. Man braucht aber gar keine Erfahrung mit Verkaufsständen, denn dieses Buch versammelt viele staunenswerte Informationen und überzeugt mit tollen Ideen, die Verbindungen zum Kinderalltag schaffen.

Jeder Markt wird steckbriefartig vorgestellt: »Aussehen«, »Mal probieren«, »Heißer Tipp« und »Für die Eltern« lauten die Kategorien. Außerdem erzählt immer ein Kind, was es gern isst: Michael aus den USA empfiehlt Toffee aus Ahornsirup, Mei aus China mag Tang You Guo Zi, frittierte süße Reisbällchen, und Mercedes aus Chile einen Hot Dog mit Avocado, Tomate und Mayo.

Das Essen spielt beim Thema Markt natürlich eine große Rolle, deshalb lernt man für jeden Ort nicht nur etwas über besondere Stände und Lebensmittel (etwa, dass die Durianfrucht zwar erbärmlich stinkt, aber gut schmeckt), es gibt auch je ein landestypisches Rezept zum Nachkochen: spanische Tortilla de patatas, thailändisches Phat Thai, russische Fischsuppe.

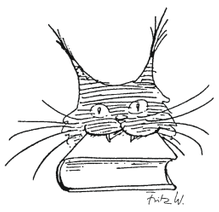
Was klingt wie ein wildes Sammelsurium an Fakten und Geheimtipps, kommt ebenso wimmelig daher, folgt dabei aber einer strengen Ordnung auf drei Doppelseiten pro Kapitel: Auf der ersten wird die Bedeutung von Märkten in dem jeweiligen Land erklärt, dazu gibt es das Rezept, man erfährt, womit die Menschen ihre Einkäufe nach Hause bringen (Bastkorb, Leinenbeutel, Einkaufswagen), was die beliebtesten Waren sind und was man für den kleinsten Geldschein der Landeswährung kaufen kann (in Deutschland zwei mittlere Blumenkohlköpfe für fünf Euro, in Marokko einen Teller Harira-Linsensuppe für 20 Dirham). Die darauffolgenden beiden Seiten sind jeweils einem Markt gewidmet, auf der dritten Doppelseite wird gespielt statt gelesen – mit einem großen Marktszenen-Suchbild. Man sieht Stände mit frischen Fischen und Meeresfrüchten, Obst und Gemüse in den Auslagen, Händler, Käufer, gelegentlich Touristen. Und immer ist das Kind, das auf der Seite zuvor seine Empfehlung abgegeben hat, irgendwo versteckt, ergänzt um weitere Suchaufgaben wie »Findest du hier … 2 Musiker? 1 Schlange, 1 Affen?«

Die Wechsel aus den vielen kurzen Texten, den kleineren und dann wieder großen Bildern gibt dem Buch einen starken Rhythmus, was insgesamt kompositorisch beeindruckend ist, erst recht für ein Debüt. Denn die russische Journalistin und Reiseführer-Autorin Maria Bakhareva hat zum ersten Mal für junge Leser geschrieben. Allerdings hat sie mit Anna Desnitskaya einen Profi an der Seite gehabt: Für ihre Kinderbücher wurde die russische Illustratorin vielfach ausgezeichnet – zweimal auch mit dem LUCHS-Preis: im Oktober 2017 für *In einem alten Haus in Moskau. Ein Streifzug durch 100 Jahre russische Geschichte,* im Oktober 2021 für *Von Moskau nach Wladiwostock. Eine Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn.* Aus ihrer alten Heimat stellen die beiden Frauen einen Markt im Süden Russlands und einen an der Wolga vor. Heute lebt die Autorin in Ungarn, die Illustratorin in Israel. So konnten sie für die Porträts der Märkte in Budapest und Tel Aviv sicherlich viele eigene Erfahrungen einbringen.

Nach der Lektüre von *Märkte in aller Welt* möchte man die Orte am liebsten selbst bereisen. Vielleicht ist es ja eine Inspiration für den nächsten Familienurlaub? Wem Thailand oder Chile zu weit weg sind, der kann mit dem Isemarkt in Hamburg oder dem Viktualienmarkt in München beginnen. Und auf dem nächstgelegenen Markt kann man schon mal selbst herausfinden, was man für den kleinsten Schein, fünf Euro, kaufen kann.

Maria Bakhareva/Anna Desnitskaya (Ill.): Märkte in aller Welt. Aus dem Russischen von Thomas Weiler; Gerstenberg 2023; 80 S., 26,– €; **ab 10 Jahren**

LUCHS NR. 433



Jeden Monat vergeben die ZEIT und Radio Bremen den LUCHS-Preis für Kinder- und Jugendliteratur. Aus den zwölf Monatspreisträgern wird der Jahres-LUCHS gekürt. Mehr dazu im Internet unter www.zeit.de/luchs und www.radiobremen.de/luchs

DIE LUCHS-JURY EMPFIEHLT AUSSERDEM

Kinderbuch:

Ihre Mutter ist tot, ihr Vater ein versponnener Forscher, der April auf eine Insel am Nordpolarkreis schleppt. Das Mädchen durchstreift allein die Natur, trifft auf einen ausgewachsenen Eisbären – und zähmt das Raubtier. Levi Pinfold hat grandiose Bilder geschaffen, und Hannah Gold kann erzählen. Hätte sie sich auf die Emanzipation ihrer Heldin konzentriert, statt sie zur Klimaaktivistin zu machen, das Ende des Romans wäre weniger kitischig und umso glaubhafter geworden.

Hannah Gold/Levi Pinfold (Ill.): Der letzte Bär. Von Hacht 2022; **ab 10 Jahren**

Bilderbuch:

Der Häsin und den zwei Eichhörnchen reicht's mit den Jägern und ihrem Geknalle. Im Gemeindehaus haben sie gegen die Jagd gestimmt – und verloren. Vor den »Deppen im Wald« haben sie leider keine Ruhe, müssen stattdessen Verbände anlegen. Und doch sagen sie selbstbewusst: »Wir sind die Könige des Waldes!« Ein Musterbeispiel für Resilienz und eine kleine Geschichte, die in Zeiten von Krieg großen Nachhall hat.

Eva Lindström: Wir sind die Könige des Waldes, sozusagen. Kunstmann 2023; **ab 4 Jahren**

Jugendbuch:

Vernünftig, verlässlich, verständig: Das ist Josefin, die mit ihrem jüngeren Bruder und ihren Eltern ein kleines, geordnetes Leben in einem kleinen, ordentlichen Haus lebt. Nur die Zimmertür klemmt manchmal. Doch dann taucht eines Tages Hanna in Josefins Klasse auf. Ein Mädchen, das ruppig ist und abweisend, weil sie ein großes Geheimnis hat … Mal wieder erzählt Susan Kreller meisterhaft von den Abhängigkeiten, in denen Kinder gefangen sind – und wie leicht man vor Gewalt die Augen verschließt.

Susan Kreller: Hannas Regen. Carlsen 2022; **ab 14 Jahren**

Russen raus?

Wie der Krieg gegen die Ukraine die internationale Jugendliteratur-Gemeinschaft spaltet VON KATRIN HÖRNLEIN

Mit Kinderbüchern Brücken bauen, über Grenzen hinweg und unabhängig von politischen oder religiösen Überzeugungen und kulturellen Unterschieden: Das ist seit 1953 die Grundidee von IBBY, dem International Board on Books for Young People, einer gemeinnützigen Organisation, die heute Kinderbuchschaffende aus 80 Ländern zusammenbringt.

Ins Leben gerufen hat diese Vereinigung die Jüdin Jella Lepman, die nach dem Zweiten Weltkrieg im Auftrag der amerikanischen Besatzer nach Deutschland zurückkehrte – in das Land, das ihr wenige Jahre zuvor die Existenz geraubt und sie vertrieben hatte. Lepman wollte den Kindern im Nachkriegsdeutschland nicht nur Nahrung für den Körper geben, sondern auch für den Geist *(ZEIT* Nr. 41/20). Sie gründete die Internationale Jugendbibliothek in München und knüpfte Bande zu Kinderbuchschaffenden aus der ganzen Welt.

Doch ausgerechnet zum 70. Jubiläum von IBBY geht ein Riss durch die Non-Profit-Organisation. Der Vorwurf: IBBY werde von Russland unterwandert, weil zwei zentrale Positionen – das Amt des Vizepräsidenten sowie der Vorsitz des Hans-Christian-Andersen-Preises, den IBBY alle zwei Jahre vergibt – mit Russen besetzt wurden. Die baltischen Staaten, Schweden und Finnland drohten mit dem Austritt aus der Organisation, die dänische Königin lässt die Schirmherrschaft für den Andersen-Preis ruhen, der Bürgermeister von Odense, der Geburtsstadt Andersens, legte Beschwerde ein.

Von IBBY liest man üblicherweise außerhalb der Fachpresse wenig. Manche Kritiker sagen, die einst politisch engagierte Gemeinschaft, die mit Kinderbüchern selbst den Eisernen Vorhang überwinden konnte, erinnere heute eher an ein Kaffeekränzchen. Nun berichteten plötzlich nicht nur skandinavische Medien, sondern auch italienische, angelsächsische, deutsche. Von den Social-Media-Lautsprechern ganz zu schweigen. Was ist geschehen?

September 2022, IBBY-Vollversammlung in Malaysia. Alle zwei Jahre kommen Vertreter der Mitgliedsländer zusammen – eine Art UN der Kinderbuchschaffenden. Stets auf der Tagesordnung: die Wahlen des IBBY-Vorstands und der Andersen-Preis-Jury. Die Auszeichnung ist nicht dotiert, gilt aber als die renommierteste für Kinderliteratur weltweit. Verliehen wird sie stets fürs Lebenswerk. Preisträger sind zum Beispiel Astrid Lindgren und James Krüss.

Die Wahl zur Juryvorsitzenden gewinnt im September die russische Illustratorin Anastassija Archipowa, seit Jahrzehnten IBBY-Mitglied und bereits mehrfach aktiv in der Jury. Zum IBBY-Vizepräsidenten wird der russische Dichter, Kritiker und Übersetzer Denis Beznosov gewählt. Widerspruch ist nicht zu hören, berichten Teilnehmer der Konferenz. Der kommt wenige Wochen später.

Am 26. Oktober 2022 schicken die nationalen Sektionen aus dem Baltikum und Skandinavien sowie von Moldawien, Belgien und der Ukraine einen offenen Brief an die neue IBBY-Präsidentin Sylvia Vardell und fordern, dass Beznosov und Archipowa ihre Ämter niederlegen. In der internationalen Wahrnehmung überschatte die russische Herkunft die beiden Personen – zum Schaden der Organisation.

Im IBBY-Vorstand setzt man auf Deeskalation. Die Präsidentin antwortet, man habe den Krieg gegen die Ukraine schon im Februar öffentlich verurteilt, die Ämter seien allerdings durch demokratische Wahlen besetzt worden. Die IBBY-Gemeinschaft habe sich mehrheitlich für die beiden russischen Kollegen entschieden. Darauf folgt Anfang Dezember ein zweiter offener Brief, diesmal nur von den Balten, Finnen und Schweden, harscher im Ton; besonders Archipowa als Vorsitzende der Andersen-Jury wird angegangen. Sie könne nicht frei entscheiden, weil ihr Sanktionen des »Terroristenstaates« drohten, sobald sie nicht der russischen Staatslinie folge. Schon ihre Kandidatur zeige, dass sie keine Integrität besitze. In diesen Zeiten sollten Russen »nicht auf mächtige Ämter aus sein«, sondern sich »schämen«. Kurz darauf macht der Vorwurf die Runde, Archipowa unterstütze in Moskau einen Kriegspropaganda-Wettbewerb. Sie habe davon nicht einmal gewusst, widerspricht die Illustratorin umgehend. Um Schaden von IBBY abzuwenden, entscheidet sie Anfang Januar, den Juryvorsitz niederzulegen. Schwer enttäuscht und verletzt sei sie, sagen Menschen, die danach mit ihr sprachen. Archipowa selbst möchte sich nicht mehr äußern.

Doris Breitmoser spricht. Sie sitzt ebenfalls im IBBY-Vorstand, ist Chefin der deutschen Sektion und koordiniert die Zusammenarbeit der europäischen Mitglieder. Sie habe bei den Wahlen in Malaysia genau auf die Reaktionen geachtet – schließlich dauerte der Ukraine-Krieg schon mehr als ein halbes Jahr an. Sie habe aber, so Breitmoser, keinen Unmut sehen können. Und es sei weder vorher noch nachher jemand mit der Bitte auf sie zugekommen, über die Kandidaten oder die Wahlergebnisse zu diskutieren. Es gebe nicht wenige, besonders langjährige Mitglieder, die sagen: IBBY stand immer für internationale Verständigung, deshalb sollte man gerade in diesen Zeiten hochgeschätzte russische Kollegen nicht von Ämtern ausschließen. Es stehe außer Frage, dass der Krieg gegen die Ukraine ein schreckliches Unrecht sei, sagt Breitmoser, und sie verstehe auch die historisch begründete Angst der Balten und Skandinavier. »Aber wir können von unseren russischen Kollegen nicht verlangen, dass sie zu Märtyrern werden und sich und ihre Familien in Gefahr bringen.« Eurozentrisch sei der gegenwärtige Konflikt außerdem, den Sektionen aus Asien, Lateinamerika oder dem Nahen Osten sei die Aufregung nur schwer zu vermitteln.

Und nun? Die Jury des Andersen-Preises wird wie geplant die Arbeit aufnehmen, unter einer Interimsvorsitzenden. Die Juryvorsitzenden haben übrigens, anders als die Juroren, gar keine Stimme und übernehmen vor allem koordinierende Aufgaben. Unterdessen versucht der IBBY-Vorstand neue Brücken zu bauen und das Misstrauen innerhalb der europäischen Sektionen auszuräumen. Für die Internationale Kinderbuchmesse in Bologna Anfang März ist eine Konferenz mit dem Titel *Finding a Safe Home in Books* geplant. Zudem hat der IBBY-Vorstand den Balten und Skandinaviern Gesprächsangebote gemacht. Bisher habe man darauf keine Reaktion erhalten. Man hoffe, in Bologna sprechen zu können, sagt Breitmoser. Anastassija Archipowa werde nicht dabei sein.

Fotos: Antonia Schaefer für DIE ZEIT

Blumen und Kerzen vor der Kirche Nuestra Senora de la Palma, wo ein Küster ermordet wurde; Gedenkgottesdienst für den Toten

»Ich bring dich um, ich bring dich um!«

Ein junger Marokkaner überfällt zwei Kirchen im spanischen Algeciras. Er verletzt einen Pfarrer und tötet einen Küster. Wie konnte es so weit kommen? VON JULIA MACHER UND ANTONIA SCHAEFER

Im Zimmer des Täters herrscht Chaos. Hinter einem blauen Vorhang liegen zwei umgestürzte Betten, auf einem Beistelltisch Bücher und Papiere. »Die Polizei hat alles durchwühlt«, sagt Mehdi*, der gemeinsam mit Yassine Kanjaa und vier anderen jungen Marokkanern in dem verwahrlosten Häuschen in Algeciras gelebt hat. Mehdi deutet auf verstreute Kleider, die die schimmeligen Stufen im Hof bedecken. Kanjaas westliche Kleider. Die seien für ihn nun verboten, habe Kanjaa behauptet – so erzählt es Mehdi der *ZEIT* nach der Bluttat.

Yassine Kanjaa stürmte am vergangenen Mittwoch, bewaffnet mit einer Machete, in zwei Kirchen, verletzte vier Menschen und erstach schließlich einen Küster. Nun ermittelt die Audiencia Nacional, das in Spanien für Terrordelikte zuständige Gericht, wegen des Verdachts auf ein dschihadistisches Attentat. Es wäre das erste in der südspanischen Hafenstadt Algeciras, die bisher als Musterbeispiel für gutes Zusammenleben der Religionen galt.

Die muslimischen Mitbewohner des Verhafteten wirken hilflos. Ihnen sei früher schon aufgefallen, dass mit Yassine Kanjaa etwas nicht stimme. »Er war etwas paranoid«, sagt Maleek*, ein 28-Jähriger mit gegelten Haaren und bunter Winterjacke. Maleek ist der einzige der vier Bewohner, der einen Arbeitsvertrag und eine Aufenthaltsgenehmigung hat. Bereits auf kleinste Geräusche habe Yassine empfindlich reagiert, sein aufbrausender Charakter sorgte für Zwist. »Aber vor zwei Monaten wurde es richtig schlimm.« Er sei ausfallend geworden, wenn Frauen ins Haus kamen, habe an Flaschen gerochen, um zu prüfen, ob sie Alkohol enthielten. »Alles war plötzlich *haram*.« *Haram* bedeutet nach der Scharia verboten.

Vor zwei Wochen bedrohte Kanjaa einen Mitbewohner mit einer Machete, weil der schlecht über ihn geredet hatte. Der junge Mann zog noch am selben Tag aus. Es war vermutlich dieselbe Waffe, mit der Kanjaa nun loszog, um einen Menschen zu töten: ein etwa 50 Zentimeter langes Messer mit breiter, gekrümmter Klinge. Während der Glaubenskriege der spanischen Reconquista wurden ähnliche Waffen von christlichen wie muslimischen Kämpfern verwendet.

Völlig außer sich habe Yassine an jenem Nachmittag gewirkt, erzählt Sab*, ein weiterer Mitbewohner. Yassine habe an einer Straßenecke, keine 15 Meter vom Haus entfernt, ein Mädchen bepöbelt. Sab fuhr ihn an, es in Ruhe zu lassen. »Ich bring dich um, ich bring dich um«, schrie Yassine daraufhin angeblich. Dann stand er still, starrte ins Nichts. »Als hätten seine Augen etwas anderes gesehen als ich.«

Die Tatorte sind eine klassische andalusische Kulisse. Die Plaza Alta ist ein von Palmen und Orangenbäumen gesäumter Platz, auf dem Rentner Nachmittagsplausch halten und Kinder Skateboard-Tricks üben. Im Westen erstrahlt weiß die Pfarrkirche Nuestra Señora de La Palma mit ihrem Glockenturm im Kolonialstil, ein Wahrzeichen der Stadt. Auch wenn die Zahl der Katholiken in Spanien mit 18 Prozent auf einem historischen Tiefstand ist: Hier feiert man täglich die Messe.

In der Kirche Nuestra Señora de La Palma arbeitete Diego Valencia, der an diesem Tag von Yassine Kanjaa erstochen wird, 16 Jahre lang als Küster. Nur 500 Meter entfernt steht eine bescheidenere Kirche, die Parroquia San Isidro. Hier zelebriert der Salesianer-Priester Antonio Rodríguez, den der Täter schwer verletzt.

Bereits am frühen Abend des Tattages soll Kanjaa durch die Altstadt gezogen sein. Der 25-jährige Marokkaner mit dem rotbraunen Haar und dem Vollbart trägt über einer weißen Jogginghose eine schwarze Dschellaba. Solche langen Gewänder sind nichts Ungewöhnliches in Algeciras: Marokko liegt in Sichtweite, die Fähre nach Nordafrika verkehrt bis zu 14-mal täglich. Etwa zehn Prozent der Bevölkerung sind Muslime, zum Fastenbrechen und anderen Festen laden sie Christen ein.

Laut Zeugenaussagen betritt Kanjaa die San-Isidro-Kirche erstmals gegen 18.30 Uhr. Pfarrer Antonio Rodríguez und seine Küsterin bereiten die Abendmesse vor. Kanjaa nimmt die Bibel vom Pult, sagt, dieses Buch sei nichts wert. Es kommt zum Wortgefecht. Doch als die Küsterin ihm die Tür weist, leistet er Folge. Ob er die Tatwaffe schon bei sich trägt, bleibt unklar.

Er könnte in seine Wohnung zurückgekehrt sein. Das Haus mit den zerbrochenen Fensterscheiben in der gepflasterten Gasse, ein Fremdkörper zwischen schmucken weiß-blauen Gebäuden, liegt nur hundert Meter entfernt. Dort in der Nähe begegnet ihm sein erstes Opfer, ein Marokkaner, den er als »Ungläubigen« beschimpft, ihm einen Faustschlag versetzt und seine Brille zerstört. Laut Aussage des Opfers trägt Kanjaa da die Machete schon bei sich.

Um 19.25 Uhr betritt er abermals die San-Isidro-Kirche, diesmal mit der Tatwaffe in der Hand. Der Pfarrer hat eben die Kommunion gereicht, er steht am Altar. Kanjaa geht direkt zu ihm, versetzt ihm mit der Machete einen Hieb in den Nacken. Pfarrer Rodríguez, ein schmächtiger 74-Jähriger, bricht zusammen. Die Wunde blutet stark. Ein anwesender Krankenpfleger und ein Polizist leisten Erste Hilfe.

Yassine Kanjaa eilt weiter, Richtung Plaza Alta. Mit erhobener Waffe stürmt er durch das Hauptportal der Nuestra Señora de La Palma. Die Messe ist eben zu Ende. Küster Diego Valencia, 65, räumt den Altarraum auf. Der Täter fegt das Kruzifix vom Altar, greift den Küster an. Offenbar verwechselt er ihn mit einem Priester.

Die Augenzeugin Teresa Cabello, 69, steht bei der Jesusstatue vorm Seiteneingang, als Kanjaa die Kirche betritt. »Er schrie ›Allah, Allah!‹ – wie ein Verrückter«, erzählt sie der *ZEIT*. Gemeindemitglieder seien zurück in die Kirche gestürzt. »Ich lief mit, aber zu langsam, mein Knie ist kaputt.« Noch draußen hört sie, wie der Küster um Hilfe ruft. Unter Tränen sagt sie jetzt: »Das hat Diego nicht verdient.«

Diego Valencia schafft es ins Freie, doch der Angreifer folgt ihm. Vom Geschehen auf der Plaza Alta gibt es ein Video, gefilmt von einem der Fliehenden: Kanjaa mit der Machete in der Hand, wie er über den fast leeren Platz rennt. Für Sekunden verschwindet er aus dem Bild, dann kehrt er zurück, reckt triumphierend den rechten Arm mit der Waffe in die Höhe, die linke Hand steckt in der Tasche der Jogginghose. Kanjaa deutet eine Verbeugung an, wie ein Schauspieler, wenn der Vorhang fällt.

Laut Polizei haben mindestens zwei Passanten versucht, ihn festzuhalten, er stößt sie von sich, verletzt sie leicht. Anschließend schlendert er zur Barockkapelle Capillita de Europa auf der anderen Seite des Platzes. Messen werden hier keine zelebriert. Das weiß Kanjaa wohl nicht. Er rüttelt an der verschlossenen Tür. Minuten später lässt er sich widerstandslos festnehmen.

Im Bericht des Ermittlungsrichters lesen sich die letzten Sekunden im Leben des Küsters Diego Valencia dramatisch: Als das Opfer auf dem Boden lag, »hob der Angreifer das Messer mit beiden Händen, blickte zum Himmel und stieß, während er einige Worte auf Arabisch rief, darunter ›Allah‹, noch einmal zu«. Der Tathergang ist neben dem in Kanjaas Wohnung sichergestellten Propagandamaterial Hauptindiz für den Terrorismusverdacht.

Am Montag wird Yassine Kanjaa vor der Audiencia Nacional in Madrid vernommen. Das Gericht für Terrordelikte ist in einem achtstöckigen Neubau untergebracht. Lange Zeit wurden hier fast nur Anschläge der baskischen Terrororganisation Eta ermittelt. Seit 2004 beschäftigt auch islamistischer Terror die Richter. Damals zündeten Täter, die Al-Kaida und der »Marokkanischen Kampfgruppe« nahestanden, Sprengsätze in vier Madrider Vorortzügen, 193 Menschen starben. Im August 2017 raste ein Islamist mit einem Lieferwagen über die Ramblas in Barcelona und tötete 16 Menschen. Ursprünglich waren Sprengstoffanschläge geplant, so vor der Sagrada Família. In beiden Fällen waren internationale Tätergruppen beteiligt.

Der Fall von Algeciras ist anscheinend anders gelagert. Kanjaa habe allein gehandelt, ohne Komplizen, ohne Netzwerk, heißt es aus der Audiencia Nacional. Er sei von niemandem angestiftet worden, gab er selbst zu Protokoll.

Islamistische Einzeltäter sind nichts Ungewöhnliches. Der IS verfügt nicht mehr über die Infrastruktur, um detaillierte Anschläge in Europa zu planen. Seit dem Niedergang des »Kalifats« existiert der IS nur noch im Untergrund. Aber es gibt Hinweise, dass er stärker im Internet agiert. So wurden in Deutschland zwei Fälle bekannt, in denen der IS potenzielle Attentäter über Messenger anleitete. Ermittler können oft auch nach Auswertung der Smartphones nicht sagen, in welchem Staat solche Strippenzieher saßen. Manchmal radikalisieren sie junge Männer, manchmal melden sich Radikalisierte bei ihnen. Eine Terror-Support-Hotline.

Das ärmliche Zimmer des verhafteten Täters nach der Durchsuchung durch die Polizei

Ob Yassine Kanjaa einen Mentor hatte, ist unklar. Laut den Ermittlungsakten radikalisierte er sich schnell, vor allem durch den Konsum von »dschihadistischem Material« im Netz. Die Polizei hat laut Presseberichten auch USB-Sticks mit Chat-Verläufen sichergestellt.

Kanjaas Mitbewohner sagen, er habe argwöhnisch über sein Handy gewacht, häufig Predigten gehört. Und er distanzierte sich von ihnen. Als sie einen Geburtstag feierten, mit Musik und Bier, stürmte Kanjaa aus seinem Zimmer, schrie: »Musik aus! Kein Alkohol!« Oft saß er wie abwesend auf einem Stuhl in der Ecke. »Er war verrückt«, sagt Sab. Und Maleek ergänzt: »Ich hatte Mitleid und ahnte nicht, dass er so durchdreht.«

Warum sie nicht die Polizei riefen? Bis auf Maleek hat keiner von ihnen Papiere. Gegen Yassine lag ein Ausweisungsbescheid vor, verhängt nach einer Routinekontrolle der Polizei im Juni 2022, nur weil Yassine keinen Pass vorlegen konnte. Da er nicht vorbestraft war, ließen die Behörden den Fall ruhen. Allein im Jahr 2022 wurden vom Innenministerium 34.949 Ausweisungsbescheide verhängt, fast alle wegen illegaler Einreise. 2627 wurden vollstreckt.

Wann und wie kam Kanjaa nach Spanien? Aktenkundig ist lediglich, dass Kanjaa zweimal illegal einreiste. 2019 überquerte er die Meerenge von Gibraltar, wurde gleich wieder abgeschoben. Über das Datum seiner zweiten Einreise und seine Familie in Marokko war bei Redaktionsschluss nichts bekannt. In seiner Wohnung in Algeciras ließen die Ermittler Kanjaas handschriftliche Vokabellisten zurück, ein Weihrauchgefäß und einen Zettel mit arabischen Bittgebeten. Es sind magische Worte, wie manche Muslime sie noch heute bei sich tragen, zum Schutz vor Schaden und Krankheit.

In den Moscheen von Algeciras ist Kanjaa nicht gut gelitten. Der Imam Mohamed El Mkaddem, 43 Jahre alt, sitzt in einem Büro in der Al-Huda-Moschee, der größten der Stadt. Das Holztor ist mit eisernen Knöpfen verziert, eine Klingel gibt es nicht. Yassine Kanjaa sei nie in seine Moschee gekommen, sagt der Imam. Einmal habe er ihn an der Tür getroffen, er habe sich beschwert über die Gläubigen. »Sie würden zu laut sprechen und sich nach dem Waschen nicht richtig abtrocknen, sodass Wasser auf den Boden tropfe.« El Mkaddem schüttelt den Kopf: »Ich habe ihm gesagt, dass jeder nach seiner Art leben kann. Er nickte und ging.«

Aus einer anderen, kleinen Moschee am Hafen warf man Kanjaa eine Woche vor der Tat raus, weil er lautstark forderte, die Moschee 24 Stunden zu öffnen, nicht nur für Gebete.

Als der Küster Diego Valencia am vergangenen Freitag bestattet wird, nehmen viele Vertreter der muslimischen Gemeinden teil. Vor der Kirche legen Frauen im Hidschab Blumen ab. Die Islamische Kommission, die alle islamischen Verbände Spaniens vertritt, ist erschüttert »über das mörderische Verbrechen«. Bei der Trauerfeier predigt ein Bischof Frieden. Draußen: Polizei, Absperrgitter, Mannschaftswagen. Über den Toten heißt es, er sei wehrhaft gewesen. Einmal jagte er einen Dieb aus der Kirche.

Diego Valencia hinterlässt eine Frau, zwei Kinder, zwei Enkel. Auch die erste Sonntagsmesse nach seinem Tod ist »unserem Diego« gewidmet. Zwei Polizisten stehen vor der Kirche. Bürgermeister José Ignacio Landaluce begrüßt sie persönlich und verspricht: »63 neue Beamte kommen bald zum Einsatz.«

Für den Gemeindepfarrer Juan José Marina ist es die erste Messe, die er allein, ohne seinen Küster zelebriert. Eigentlich ist Marina ein leutseliger Priester, der auf Facebook gern Fotos von sich beim Stiertreiben in Pamplona postet. Doch der Mord an Diego, der seit acht Jahren für ihn arbeitete, erschüttert ihn sichtlich. Der Anschlag habe ihm gegolten, sagt er. Und hätte er an dem Mittwoch nicht in einer Nachbargemeinde ausgeholfen ... Pfarrer Marina liest nun aus der Bergpredigt: »Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.« Dass diese Bibelstelle im Kalender stehe, sei »Vorsehung«. Dann predigt er Vergebung.

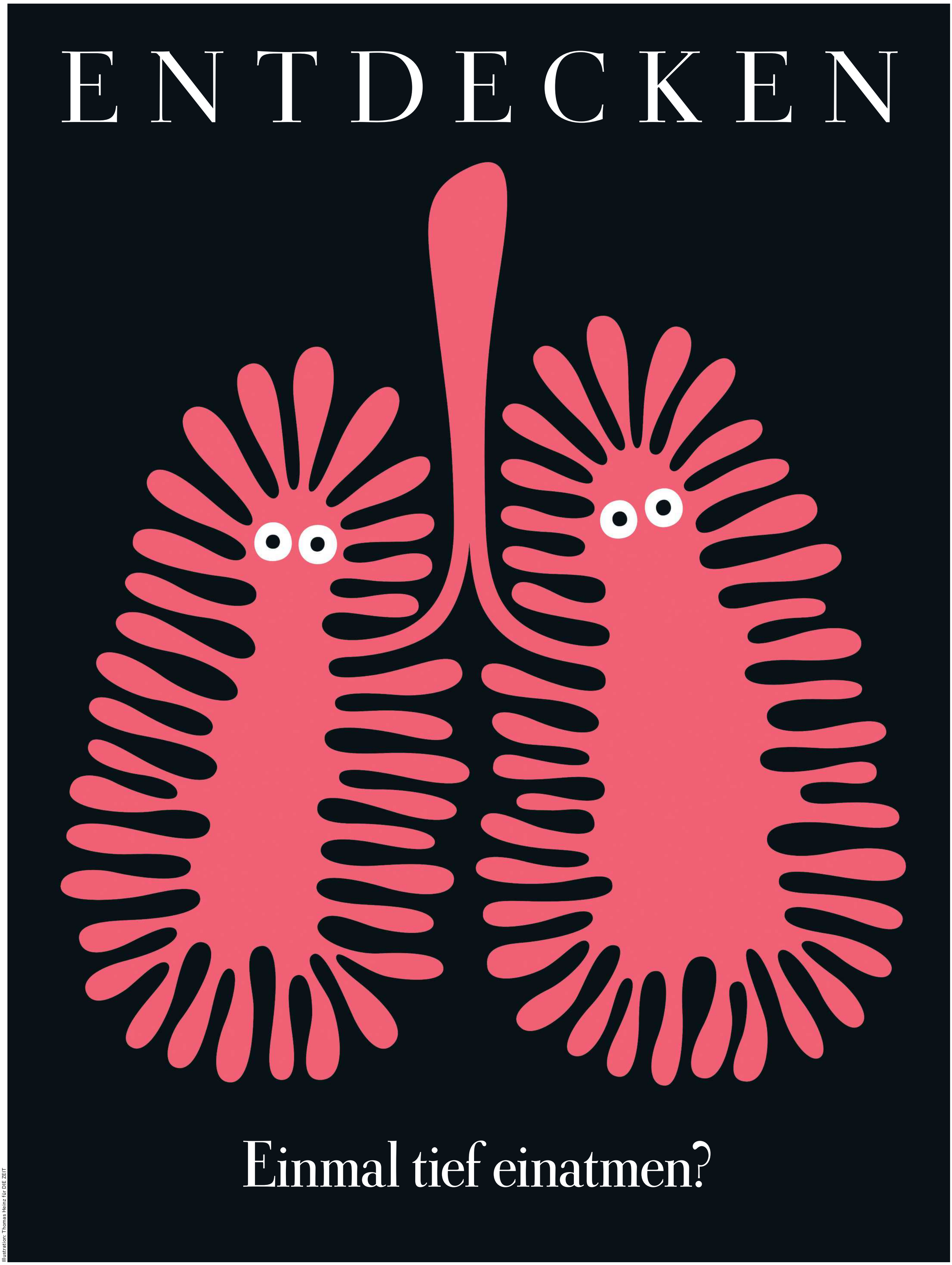
Da hat die politische Instrumentalisierung des Anschlags längst begonnen. Im Herbst 2023 wird in Spanien gewählt, Parteien des rechten und konservativen Spektrums buhlen um dieselbe Klientel. Die rechtsextreme Vox kam in Algeciras 2022 mit ihren Themen innere Sicherheit und illegale Migration auf fast 20 Prozent, sieben Prozent mehr als im Rest Andalusiens. »Wir dürfen das Voranschreiten des Islamismus nicht tolerieren«, twittert der Vox-Präsident gleich nach dem Attentat. Die Konservativen schlagen in dieselbe Kerbe. Das Drama von Algeciras spielt in einer veränderten politischen Landschaft: Andalusien ist nicht mehr Hochburg der Sozialisten. Der Hafen von Algeciras ist Einfallstor für Drogen, auch weil Marokko weltweit führender Exporteur von Haschisch ist. Gegen die Drogenhändler gab es schon Demos.

Am Sonntag in der Kirche stehen sie Schlange, um den Pfarrer Marina zu umarmen. Als er später in Straßenkleidung aus dem Seiteneingang tritt, weil vorn die Medien warten, wirkt er erschöpft. Die dicke Brille lässt seine geröteten Augen übergroß erscheinen. Sieht er einen religiösen Hintergrund der Tat? Marina seufzt. »Der Mensch missbraucht den Namen Gottes, seit er sündigt.« Dann beklagt er die Lebensumstände des Täters. So viele junge Männer kämen ohne Papiere nach Spanien, fänden keine Arbeit und keine Zukunft. »Was tun sie dann hier?«, fragt Marina. Das Ganze mache ihn wütend, vor allem aber traurig.

*Die Namen sind von der ZEIT anonymisiert

Mitarbeit: Ulrich Ladurner, Yassin Musharbash, Abdel-Hakim Ourghi

ENTDECKEN



Einmal tief einatmen?

Illustration: Thomas Heinz für DIE ZEIT

Husten, Grippe und dann noch dieses Virus: Ganz schön was los gerade in der Lunge. Ein Gespräch über ein unterschätztes Organ VON VIKTORIA MORASCH

»Wenn Sie die Lunge ausrollen würden, wäre sie groß wie ein Tennisplatz«, sagt Torsten Bauer

Das Emil-von-Behring-Klinikum ist ein butterkeksfarbener Bau im schönen Berliner Südwesten. Zehlendorf: Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen prächtige Einfamilienhäuser, zum Wannsee ist es nicht weit. In den gläsernen Gängen, die die Bauten des Klinikums verbinden, sieht man Ärztinnen und Ärzte mit flatternden weißen Kitteln umhereilen. Die Januarsonne täuscht Frühling vor, die ersten Pollen liegen in der Luft. Und wie vor jedem Krankenhaus steht auch hier das Grüppchen unverbesserlicher Raucherinnen und Raucher. Wer das Gebäude betritt, muss eine FFP2-Maske tragen. Pollen, Viren, Zigarettenrauch: Die Lunge, wo all das ankommt, ist Torsten Bauers Spezialgebiet. Unser größtes inneres Organ, drei Lappen rechts, zwei Lappen links, versteckt hinterm Brustkorb.
Bauer ist Chefarzt der Klinik für Pneumologie und Präsident der Deutschen Gesellschaft für Pneumologie und Beatmungsmedizin. Er führt in sein großes, helles Büro. Schwarze Sessel, schwarzer Tisch.

DIE ZEIT: Herr Bauer, durch die Pandemie ist die Lunge, ist das Atmen in den Fokus gerückt. Wir wissen jetzt alle, wie gefährlich es sein kann. Hat das Atmen seine Unschuld verloren?
Torsten Bauer: Das klingt für mich wie eine Vorstellung aus dem Mittelalter. Damals gab es die Angst vor dem Miasma, ein krank machender Dunst in der Luft. Es stimmt natürlich: Luft kann Erreger übertragen, dazu gehören die Tuberkulose, Covid, alle sogenannten respiratorisch übertragbaren Krankheiten. Aber diese Erreger werden kaum an der frischen Luft übertragen. Es braucht eine gewisse Nähe, eine gewisse Konzentration.
ZEIT: Wenn ich in der Straßenbahn stehe, habe ich manchmal das Gefühl: Die Menschen um mich herum atmen meine Luft kaputt, diese Luft will ich nicht in mich hineinlassen.
Bauer: In alldem liegt das Potenzial für eine neurotische Krise der Deutschen. Dem würde ich gerne entgegenwirken. So schlimm ist es nicht. Die Lunge ist eine große Meisterin darin, mit Viren und Bakterien umzugehen. Es ist ja nicht so, dass Sie mit Fieber im Bett liegen, weil Sie am Tag zuvor fünf Bakterien eingeatmet haben. Die allermeisten Erreger werden entsorgt, ohne dass Sie es mitkriegen.
ZEIT: Warum hat das bei Covid nicht so gut funktioniert?
Bauer: Weil das Immunsystem den Erreger nicht kannte und acht Tage brauchte, um die Antikörper zusammenzubauen. In diesen acht Tagen entschied sich, wer mit dem Virus umgehen konnte und wer nicht. Das heißt aber nicht, dass uns die Luft da draußen krank macht. Es gibt lediglich Situationen, in denen Sie mehr oder weniger der Übertragung von Krankheitserregern ausgesetzt sind. Aber das war schon immer so.
ZEIT: Nur wusste man es nicht so genau.
Bauer: Man hat es verdrängt. Und das war ein Erfolg, der durch die Pandemie gemindert wurde. Was sollen wir in der Lungenklinik denn sagen? Ich werde in jedem Zimmer angehustet. Und zwar von Menschen, die krank sind. Da müsste ich ja längst unter der Erde liegen.
ZEIT: Sie plädieren für mehr Verdrängung?
Bauer: Unbedingt. Wir brauchen Gelassenheit. Wir werden nicht alle gleich sterben. Kennen Sie *Krieg der Welten?* Da sterben am Ende die Marsmenschen an einer bakteriellen Infektion. Warum? Weil sie Marsmenschen sind und keine Abwehrkräfte haben. Die haben wir aber. Wir müssen die Erreger in der Luft vergessen, weil wir sonst irre werden und anfangen, mit UV-Licht nach ihnen zu suchen.
ZEIT: Für Menschen mit Vorerkrankungen sind Menschenmassen ein Risiko.
Bauer: Auch das war schon immer so. In der Pandemie wurde der Mensch als Ansteckungsquelle entdeckt. Das ist schade. Der Mitmensch tritt in den Hintergrund. Früher hätte man dem kranken Nachbarn noch eine Hühnersuppe vorbeigebracht, das macht man jetzt eher nicht. Was man aber nicht vergessen darf: Krank und wieder gesund zu werden gehört zum Leben dazu. Denn der Kranke, der geheilt wird, hat einen Mehrwert. Er weiß, dass auf Krankheit Heilung folgt. Er lebt sein Leben neu und bewusster. Das Ziel im Leben ist es nicht, nie krank, sondern immer wieder gesund zu werden.
ZEIT: Wann, glauben Sie, gelingt die Verdrängung wieder? Wann werden wir keinen Bogen mehr um hustende Menschen machen?
Bauer: Ich glaube nicht, dass ich das noch erleben werde. Das sind tief sitzende Ängste, die durch die Pandemie wieder aktiviert wurden. Ich weiß nicht, auf welchem Gen, aber irgendwo sind sie codiert. Erstaunlich, wie gut diese Reflexe funktionieren.
ZEIT: Ist der Atemwegshorror wenigstens für diesen Winter halbwegs überstanden? Können wir aufatmen?
Bauer: Bei der Influenza hatten wir Glück. Der Impfstoff passte. Dieses Jahr kam die Welle aber viel früher als sonst und war heftig. Wahrscheinlich steckten sich die Menschen früher und in größeren Mengen an, weil die Antikörper nicht mehr so vorhanden waren wie zuvor. 2020 und 2021 hatten wir durch die Maskenpolitik fast keine Influenza. Die RSV-Welle ist inzwischen auch schon abgeflaut. Für dieses Jahr haben wir es geschafft, glaube ich. Aber geglaubt wird in der Kirche, wir warten's ab.
ZEIT: Was haben die Leute, die gerade zu Ihnen kommen?
Bauer: Lungenentzündungen, Virusinfekte. Den Raucherlungen geht es im Winter auch schlechter. Die meisten aber, die hier liegen, haben Lungenkrebs.
ZEIT: Und Covid?
Bauer: Es ist für uns Lungenärzte mittlerweile ein Ärgernis, dass Covid so viel Raum einnimmt. Wir haben aktuell sechs Covid-Patienten hier. 96 Prozent unserer Patienten haben etwas anderes. Ich würde mich freuen, wenn das Thema so langsam seinen Platz in der Medizin einnimmt: einer von vielen Atemwegsinfekten. *The new kid on the block.*
ZEIT: Ich will gar nicht so viel über Covid reden. Sondern über die Lunge an sich. Wie fühlt es sich an, eine Lunge in der Hand zu halten?
Bauer: Die Lunge wiegt etwa anderthalb Kilo und besteht fast ausschließlich aus Bindegewebe. Deswegen kriegen Sie in der Fleischerei keine Lunge. Bindegewebe kaut sich schwer. Wenn man die Lunge in die Hand nimmt, ist sie schwammartig, aber anders als beim Schwamm in der Badewanne bleibt die Struktur der Lunge nicht bestehen, wenn man sie aus dem Brustkorb herausnimmt. Sie fällt auf ein Fünftel ihrer Größe zusammen. Ein schwabbeliges Organ.
ZEIT: Wie eine Qualle?
Bauer: Ja, so fühlt sich das an. Ich kann Ihnen mal was zeigen.

Bauer öffnet an seinem Computer das Röntgenbild einer Patientin. Die Lunge ist kaum zu erkennen, er fährt den weißen Rand mit der Maus nach, links und rechts der Wirbelsäule. Aus der Mitte entspringt die Luftröhre.

Bauer: Die Lunge hält sich durch Unterdruck in unserem Brustkorb und wird vor allem durch das Zwerchfell bewegt. Zwischen der Außenfläche der Lunge und der Innenfläche des Brustkorbs ist eine feine Schicht Flüssigkeit. Das funktioniert ungefähr so wie bei zwei Glasscheiben, die aufeinanderliegen und Flüssigkeit zwischen sich haben. Die kriegen Sie nicht auseinander. Die Lunge hält sich durch dieselbe Kraft im Brustkorb. Kommt Luft in diesen Spalt, fällt sie zusammen. So halten wir sie in den Händen. Wenn Sie die Lunge in ihrer vollen Größe sehen wollen, müssen Sie sie aufpusten.

Bauer zeigt ein Video. Zusammengefallen erinnert die Lunge an eine rotbraune Fledermaus, die kopfüber an der Luftröhre hängt. Erst als sich das Organ entfaltet, die letzten Verklebungen löst, zeigt sich sein beeindruckendes Volumen. Aber schön?

Bauer: Nicht so ästhetisch, ich weiß. Es gibt Tische in Nierenform und sehr viele positive Konnotationen mit dem Herzen. In Barcelona hat Antoni Gaudí einen Gang nach dem Vorbild eines Dickdarms gebaut – wunderschön. Aber mit der Lunge ist es schwierig. Vielleicht weil Ersticken mit das Schlimmste ist, was Menschen sich vorstellen können.
ZEIT: Wie sieht die Lunge aus, wenn man mit der Kamera des Bronchoskops reinschaut?
Bauer: Eine Tunnelfahrt. Sie gehen durch den Mund in die Luftröhre. Dann kommt die erste Teilungsstelle. Da müssen Sie sich entscheiden, ob Sie in den rechten oder linken Lungenflügel wollen. Dann kommen immer weitere Teilungsstellen. Alles wird immer kleiner und feiner, es verästelt sich 19-mal – eine Baumstruktur. Am Ende der Verästelungen liegen die Bronchiolen mit den Lungenbläschen. Etwa 400 Millionen haben wir davon.
ZEIT: Warum so viele?
Bauer: Um die Oberfläche zu vergrößern. Wenn Sie die Lunge ausrollen würden, wäre sie so groß wie ein Tennisplatz. Wir Menschen sind Fluchttiere. Wenn wir vor einem Säbelzahntiger wegrennen müssen, kann sich das Atemvolumen der Lunge von einem Moment auf den anderen vervierzigfachen. Sie ist ein extrem leistungsfähiges Organ und sehr geduldig. Sie schmerzt nicht und arbeitet, ohne dass wir es wahrnehmen. Das funktioniert so gut, dass die Lunge ein Drittel ihrer Funktion einbüßen kann, bevor wir es überhaupt merken.
ZEIT: Und wenn wir es merken, weil der Weg von der Couch zum Kühlschrank schwerfällt?
Bauer: Dann ist es leider oft schon zu spät.
ZEIT: Kann man die Lunge trainieren?
Bauer: Nein.
ZEIT: Auch Sportler nicht?
Bauer: Die trainieren ihre Muskeln, damit die beim Dauerlauf nicht so viel CO_2 produzieren. Das passiert nämlich, wenn Sie beim Joggen hechelnd stehen bleiben: Sie atmen das überschüssige CO_2 aus Ihren Muskeln ab. Die Lunge ist nicht der limitierende Faktor.
ZEIT: Warum benutzen so viele Athleten ein Asthma-Spray?
Bauer: Wenn die Luft einströmt und sich in den Verästelungen verteilt, wird sie abgekühlt und befeuchtet. Wenn Sie, wie beim Sport, sehr viel atmen, wird die Lunge kalt, und die kleinen Muskeln an den Bronchien verkrampfen. Ähnlich wie bei einem Asthmaanfall. Dagegen hilft das Spray.
ZEIT: Und wenn der Säbelzahntiger kommt, und ich habe nicht trainiert und kein Spray zur Hand?
Bauer: Dann werden Sie aussortiert. Aber davor hilft Ihnen noch ein Hormon, das stärkste antiasthmatische Mittel, das es gibt: Adrenalin. Sie kennen sicher dieses Gefühl, wenn Sie jemand erschreckt. Die Gefäße machen auf, schlagartig weitet sich alles im Brustkorb. Das ist Adrenalin. Es macht die Lunge sofort weit, und Sie können besser weglaufen.
ZEIT: Was ist mit Blechbläsern? Die müssen ihre Lunge doch irgendwie trainieren.
Bauer: Kennen Sie den Trompeter Dizzy Gillespie? Der war für seine dicken Backen berühmt. Aber wenn man ihn ohne Jackett sieht, erkennt man: Da kommt die Lunge oben raus, sie stülpt sich über die Schultern.

ZEIT: Wie bitte?
Bauer: Was er mit seinen Backen macht, macht er auch mit seiner Lunge. Er bläst sie extrem auf. Das ist von der Evolution nicht vorgesehen. Die Luft sollte passiv einströmen. Wenn wir die Lunge zu stark aufpusten, leidet sie. Die Lungenbläschen platzen. Und die Oberfläche der Lunge schrumpft. Womit wir bei Beatmungsstrategien bei Covid-19 wären.
ZEIT: Wenn jemand intubiert wird, presst man die Luft aktiv in ihn hinein.
Bauer: Genau. Man riskiert, der Lunge zu schaden. Aber bevor jemand erstickt, ist es das kleinere Übel.
ZEIT: Wir können die Lunge also nicht im Positiven verändern, sondern nur im Negativen durch alles, was wir einatmen.
Bauer: So ist es. Sie bekommen die Lunge geschenkt und sind optimal ausgestattet. Wenn es gut läuft, geben Sie sie bei Ihrem Tod in einigermaßen vernünftigem Zustand wieder ab. Trotzdem sind viele lungenkrank, wie man hier in der Klinik sieht.

Wie kaum ein anderes Organ ist die Lunge äußeren Einflüssen ausgesetzt. Erkrankungen des Atmungssystems gehören zu den häufigsten und tödlichsten. Laut WHO steckten sich 2021 mehr als sechs Millionen Menschen weltweit mit Tuberkulose an. Eine der am häufigsten zum Tode führenden Infektionskrankheiten ist die Lungenentzündung. Eine der häufigsten chronischen Krankheiten bei Kindern ist das Bronchialasthma. Lungenkrebs ist die häufigste tödliche Erkrankung bei Männern. Keine Erkrankung ist so verbreitet wie der Atemwegsinfekt. Jeder Erwachsene infiziert sich im Schnitt zwei- bis dreimal im Jahr. Rund drei Millionen Deutsche haben eine sogenannte Raucherlunge, also COPD. Und jährlich sterben weltweit Millionen Menschen an den Folgen vergifteter Luft.

ZEIT: Wenn ich durch die Stadt gehe, sehe ich Kampagnen, die über Geschlechtskrankheiten oder Herzinfarkte aufklären. Die Lunge begegnet mir nie. Warum hat sie so einen schweren Stand?
Bauer: Weil man so lange nichts von ihr mitkriegt. Auch ich habe mal geraucht. Wenn man jung ist, fühlt man sich unzerstörbar.
ZEIT: Hat sich das durch die Pandemie nicht geändert?
Bauer: Vielleicht. Was mich aber gekränkt hat, ist, dass auch während der Pandemie die Lunge nicht richtig ins Bewusstsein der Menschen kam. Wer hat die Diskussion geführt? Intensivmediziner, Virologen und Epidemiologen. Mediziner, die noch nie ein Rezept ausgestellt haben. Lungenärzte sind kaum zu Wort gekommen.
ZEIT: Die Lunge hat ein Image-Problem.
Bauer: Wir haben auf Kongressen überlegt: Wie kann man das Image der Lunge ändern? Aber wir Ärzte können nur mahnen: Du darfst dieses nicht, du darfst jenes nicht. Ich komme aus dem Ruhrgebiet und mache es gern kurz: Lassen Sie einfach alles sein, was Ihnen Spaß macht, und die Lunge ist Ihr Freund.
ZEIT: Eine Sache, die man für die Lunge tun kann, ist, gute Luft zu atmen. Was ist gute Luft?
Bauer: Die Luftverhältnisse in Deutschland sind in aller Regel hervorragend. Für einen gesunden Menschen ist die Luft im Monbijou-Park in Berlin-Mitte gut. Für Asthmatiker ist die Luft hoch oben in den Bergen gut, weil es dort keinen Pollenflug gibt – oder die Luft am Meer, schön salzig und feucht. Dadurch lässt sich der Schleim gut abhusten.
ZEIT: Wenn ich in Berlin Fahrrad fahre, habe ich nicht das Gefühl, dass die Luft gut ist.
Bauer: Weil man die Räder genau neben den Autos entlangführt. Dort haben Sie die höchste Feinstaubkonzentration. Sie müssten nur eine Straße weitergehen, da fällt die Konzentration deutlich ab. Radfahren ist gesund. Aber auf der Busspur neben den Autos? Als leidenschaftlicher Radfahrer und Lungenarzt kann ich das nicht nachvollziehen. Die Lunge nimmt all diese Schwebestoffe auf.
ZEIT: Und dann?
Bauer: Dann führt sie sie in den Schleim, und wir husten so viel wie möglich ab. Das funktioniert in der Regel ganz gut. Nur bei einer Belastung wie zum Beispiel unter Tage ist es zu viel.
ZEIT: Deswegen sind Sie Lungenarzt geworden.
Bauer: Genau. Im Ruhrgebiet hatten früher viele eine Steinstaublunge.
ZEIT: Wo, außer unter Tage, ist die Luft noch schlecht?
Bauer: In geschlossenen Räumen, vor allem in Ländern, wo noch mit Holz geheizt wird. Als eine Mumie aus dem alten Ägypten untersucht wurde, stellte man fest, dass der Pharao eine Raucherlunge hatte, COPD. 3000 Jahre vor Christus! Bei den Ägyptern war Rauchen nicht so verbreitet. Aber Feuer in geschlossenen Räumen schon.
ZEIT: Im Vergleich zu, sagen wir, vor 100 Jahren: Kriegen wir besser oder schlechter Luft?
Bauer: Die Luft besonders in den Großstädten war vor 100 Jahren durch die großen Industriekomplexe stark verunreinigt, die Tuberkulose grassierte. Kurzum, ich glaube, wir haben in den letzten 100 Jahren in Europa große Fortschritte gemacht.

Der Mensch atmet im Ruhezustand etwa 15-mal pro Minute. Jeder Atemzug ist anders. Die Lunge erkennt den pH-Wert der Luft, Reiz- und Schadstoffe sowie Allergene. Sie überprüft den Salzgehalt, die Temperatur und die Luftfeuchtigkeit. Diese Informationen schickt sie ans Gehirn. Im Laufe eines Lebens atmet der Mensch etwa 250 Millionen Liter Luft ein und aus.

ZEIT: Bewusstes Atmen ist in Mode, beim Meditieren und Yoga zum Beispiel.
Bauer: Wir empfehlen Menschen mit Raucherlunge spezielle Atemübungen und nennen das Atemyoga. Es stimmt, man kann seinen Körper durch das Atmen beeinflussen. Sie atmen langsam ein und aus, und er beruhigt sich. Zum bewussten Atmen gibt es auch eine traurige Geschichte, die von Undines Fluch.
ZEIT: Eine germanische Sage.
Bauer: Undines untreuer Gatte muss als Strafe jeden Atemzug bewusst steuern. Die Geschichte endet nicht gut, wie Sie sich denken können.
ZEIT: Weil er einschläft?
Bauer: Genau. Wie andere Organe auch atmet Ihre Lunge autonom, aber Sie können sie zusätzlich auch steuern. Und so Einfluss auf Ihren Körper und Ihre Psyche nehmen.

Torsten Bauer, 59 Jahre, Facharzt für Pneumologie

Die alten Griechen vermuteten die Seele im Zwerchfell, jenem Muskel, der den Zyklus aus Anspannung und Entspannung steuert. »Pneuma«, griechisch, bedeutet Atem, aber auch Geist. Ähnliches verbinden Hindus mit »prana« und Menschen in Japan, China und Korea mit »qi« – Atem, Lebensenergie, Seele.
Atmen ist auch sozial. Wir ändern unser Atemmuster, ohne es zu wissen, wenn wir unter Leuten sind, wenn wir sprechen, flüstern oder schreien. Oder wenn wir besonders starke Gefühle erleben.

ZEIT: Ich war nur einmal, mit 18, bei einem Lungenarzt. Ich hatte mich gerade von meinem Freund getrennt und das Gefühl, nicht mehr genug Luft zu kriegen. Rückblickend ist klar, was los war: emotionaler Stress. Oder?
Bauer: Man lebt das Leben vorwärts und versteht es rückwärts. Sie haben damals falsch geatmet. Normalerweise ist es so: Die Zellen sagen »Ich habe genug Sauerstoff« – und das Gehirn versteht: weniger atmen. In Ihrem Fall hat sich dieser Rhythmus verschoben, weil Sie Einfluss genommen haben. Es gibt viele Menschen, die beim Sprechen außer Atem kommen, was aus Sicht eines Lungenarztes unlogisch ist. Es geht immer um die Koordination von Reden, Atmen und In-sich-Ruhen.
ZEIT: Ich höre von vielen Menschen: Ich habe das Gefühl, keine Luft mehr zu kriegen. Viele haben Panikattacken. Woher kommt diese Atemnot?
Bauer: Um die Lunge herum liegt wichtige Muskulatur, Sie haben zwischen jeder Rippe Muskelpakete. Wenn die verkrampfen, können Sie das Gefühl bekommen, nicht mehr richtig atmen zu können – obwohl Sie nicht krank sind. Hinzu kommt die sogenannte Hyperventilation. Wenn Sie zu viel atmen, obwohl es nicht erforderlich ist, sinkt der CO_2-Spiegel im Blut. Wenn jemand so in die Notaufnahme kommt, kriegt er eine Tüte zur CO_2-Rückatmung. Medizinisch ist es sehr einfach, aber für die Patienten bleibt es ein einschneidendes Erlebnis, ein Stoppzeichen des Körpers: bis hierhin und nicht weiter.
ZEIT: Ist oft psychischer Druck die Ursache?
Bauer: Wir sind ein relativ großer Ausbildungsbetrieb mit über 30 Assistentinnen und Assistenten. Mit denen sitze ich regelmäßig hier und frage, wie es läuft. Ich merke, wie hoch die Anforderungen sind. Die sollen gute Ärzte sein, gute Eltern, gute Partner, drei Fremdsprachen sprechen und eine Sportart ausüben. Das hätte ich zu meiner Zeit nicht ausgehalten. Ich kann es gut nachvollziehen, dass der Körper sich wehrt, indem er sagt: Ich schalte ab.
ZEIT: Ich habe gelesen, dass der Anteil von Pneumologen bei der Facharztanerkennung gering ist. Ist das Image der Lunge selbst unter Ärzten schlecht?
Bauer: Es stimmt, dass wir an den Universitäten unterrepräsentiert sind. Das liegt an der Geschichte der Lungenheilkunde: Es ging anfangs fast ausschließlich um Tuberkulose. Damit wollte niemand etwas zu tun haben. Vor der Einführung der antibiotischen Therapie 1942 sollten die Lungenkliniken möglichst weit weg sein. Deswegen sitzen wir hier draußen in Zehlendorf, während die Universitätskliniken im Stadtzentrum sind.
ZEIT: Während der Pandemie gab es auch Tendenzen, Infizierte wie Aussätzige zu behandeln.
Bauer: Es gab Stimmen, die die Lungenklinik am Wannsee wieder in Betrieb nehmen wollten, als Covid-Klinik. Das heißt, die Reflexe seit der Tuberkulose haben sich nicht geändert: verdrängen, wegschließen, vergessen. Zum Glück haben wir es dieses Mal anders gemacht.
ZEIT: Eine Sache müssen Sie mir noch erklären: Woher kommt das Husten im Konzertsaal?
Bauer: Der Husten ist eines der quälendsten Kapitel in der Lungenheilkunde. Wenn Sie Lungenarzt werden, und Ihnen wird die Leitung der Hustenambulanz angeboten, müssen Sie unbedingt ablehnen! Das ertragen Sie nicht ohne psychischen Schaden, das ständige Husten macht einen fertig. Also, was hat es damit auf sich? Husten ist etwas Unkontrollierbares und für uns extrem schwer zu diagnostizieren. Er kommt und geht. Und die Psyche spielt eine sehr große Rolle. Ich war mal auf einem Konzert von Keith Jarrett. Der war bekannt dafür, dass er sehr lange vor dem Klavier saß, nichts tat und wieder ging, wenn nur einer hustet.
ZEIT: Was für ein Druck für das Publikum!
Bauer: Dieser Druck, nicht husten zu dürfen, führt letztlich dazu, dass Sie genau das tun. Da helfen Lutschbonbons, die lenken ab. Das ist reine Psychologie.
ZEIT: Aber warum will man denn ausgerechnet husten?
Bauer: Vielleicht ist es so: Sie haben eine große Menschenansammlung und möchten nicht identifiziert werden als Kranker unter Gesunden. Und natürlich passiert dann genau das.

Illustration (Detail): Thomas Heinz für DIE ZEIT; kl. Foto: Thomas Oberländer/Helios Kliniken

Alard von Kittlitz entdeckt: Saubermänner

Unser Kolumnist glaubt ans Gute. Selbst wenn es miserable Google-Bewertungen hat

Vor einer Weile ging unsere Waschmaschine kaputt. Es war gleich klar, dass es was Ernstes ist. Wir saßen gerade beim Frühstück in der Küche, als wir die Maschine aus dem Bad plötzlich aufschreien hörten, »iiiiiiiiih!«, schrie sie, ein hohes, andauerndes Piepen, »iiiiiiiiih!«. Wir rannten hin und gewahrten, dass auch das Display panisch Mitteilungen zu senden versuchte. Wir schalteten die Maschine aus. Dann machten wir sie natürlich sofort wieder an, in der beknackten Hoffnung, sie werde ihre Probleme vergessen haben, aber die Maschine hatte nichts vergessen und schrie sofort wieder gepeinigt auf.

Ein richtig schlechter Start in den Tag war das. Eine funktionierende Waschmaschine ist bei uns sehr wichtig, wir waschen absurde Mengen, endlos Windeln und Lappen und Bodys, und wenn wir die Maschine nicht ständig ein- und ausräumen, türmt sich die Wäsche gleich. Der Anblick erzeugt Stress.

Jetzt, zwischen Kinderanziehen und Abfahrt zur Kita, war, fand ich, aber noch Zeit, um schnell eine Reparatur zu organisieren. Einhändig tippte ich »Miele Reparaturservice« in mein Handy, während ich Brotdosen in Kinderrucksäcke stopfte, fand eine Nummer, kam – wow! – gleich durch. Die Frau am anderen Ende nuschelte stark, versicherte aber, ein Kollege könne in drei Stunden da sein und die Maschine voraussichtlich an Ort und Stelle reparieren. Meine Frau und ich waren hocherfreut.

Als der Kollege dann vor der Tür stand, hatten wir allerdings beide gleich ein ungutes Gefühl. Auf seinem Anzug stand nichts von Miele, und er strahlte etwas Verschlagenes aus. Er ging in unser Bad, stellte die Maschine an, »iiiiiih!«, und schon war sie wieder aus. »Die muss ich gleich mitnehmen. Wir reparieren sie Ihnen zu einem Fixpreis von 500 Euro«, sagte er und stapfte in unsere Küche, um da ungefragt eine Art Quittung auszustellen. Auf dem Zettel, den er mir reichte, stand ebenfalls nichts von Miele, sondern ein anderer Firmenname. »Sind Sie nicht der offizielle Reparaturdienst?«, fragte ich vorsichtig. »Wir sind Partner von Miele«, sagte der Kollege mit unschuldigem Gesicht, was meine Beunruhigung kurz wie Tipp-Ex überkleisterte, und dann gab ich ihm 200 Euro Anzahlung, und er karrte die Maschine aus der Wohnung und außer Sicht.

Etwas Fatales war passiert, das spürte ich, kaum dass die Tür hinter ihm zufiel. Wir googelten die Firma, deren Name auf der Quittung stand, und sahen endlose 1-Stern-Bewertungen bei Google: »Geben Sie denen auf keinen Fall Ihre Maschine, die sehen Sie nie wieder, das sind Kriminelle!«, so was lasen wir, Hunderte hatten so was geschrieben. Meine Frau fing an zu schimpfen, wen ich da ins Haus geholt hätte, »er hat gesagt, er sei Partner von Miele«, wandte ich ein, worauf meine Frau verzweifelt zu lachen begann und mir erklärte, dass Verbrecher lügen würden. Ich kam mir sehr dumm vor und sagte noch kleinlaut, »jetzt warte es doch mal ab, vielleicht reparieren die die Maschine ja wirklich«, worauf meine Frau noch mehr schimpfte. Was ich verstand, ich glaubte mir ja selbst nicht.

Dabei bin ich Optimist. Ich sehe, das attestiert man mir jedenfalls, eher das Gute in den Menschen, glaube an den glücklichen Ausgang, mir schwant nichts Böses, und ich bin damit bislang ziemlich gut gefahren im Leben, weshalb ich mich selbst eigentlich als Realisten bezeichnen wollen würde. Wohingegen meine Frau allenthalben Betrug und Schindluder wittert, stets die Möglichkeit des Desasters heraufziehen sieht, die Niedrigkeit der Menschen erkannt hat. Sie findet wiederum das realistisch.

Wir haben zwischen uns die permanente Wette laufen, wer von uns beiden grundsätzlich recht hat: In welche Richtung neigt sich die Waagschale prinzipiell? Jedes Mal, wenn wir unterschiedliche Prognosen abgeben, wird daran geprüft, welche Weltsicht weiser ist.

Drei Tage nachdem unsere Maschine weggekarrt worden war, kehrte sie zu uns zurück, tipptopp repariert, poliert, strahlend. Dass ich nicht gründlicher geprüft hatte, bei wem ich da anrief, halte ich nach wie vor für töricht. Dummheit oder Naivität aber, und hier sehe ich mich getröstet, zieht offenbar nicht notwendig eine Strafe nach sich. Die Welt kennt Milde. Dies bleibt daher auch die *summa* meines bisherigen Daseins: Man soll stets hoffen.

Hier entdecken jede Woche im Wechsel: Francesco Giammarco, **Alard von Kittlitz** und Anna Mayr

RICHTIG GUTE LEUTE

Foto: Marc Krause für DIE ZEIT

In dieser Woche freuen wir uns über: Leah Weigand

Es ist normal, dass man als Pflegerin geduzt wird – in meinem Fall also Schwester Leah –, während eine Ärztin immer Frau Doktor Soundso heißt. Ich weiß nicht, ob sich das je ändern wird, umso wichtiger kommt es mir aber vor, dass jeder wenigstens versucht, selbst etwas daran zu verändern. Am Anfang meiner Ausbildung hatte ich nicht das Selbstbewusstsein und habe das Duzen ignoriert. Später habe ich Patienten darauf hingewiesen, dass sie eine Grenze überschreiten, erst recht wenn es despektierlich wurde. Wenn man geduzt wird und dabei Anweisungen kriegt wie »Heb das auf!«, dann fühlt man sich als Pflegerin wirklich wie Dienstpersonal.

Für mich hat das etwas mit Respekt zu tun, und es zeigt sich am Du, für welche Berufe es an Respekt fehlt. Man kennt es vom Friseur, auch da werden Mitarbeitende oft geduzt. Ich gebe zu, auch mir gelingt es nicht immer, allen mit Respekt zu begegnen – manche Patienten bringen einen zur Weißglut, weil sie einen überhaupt nicht respektvoll behandeln. Dann ist es eine Geduldsprobe, sich vor Augen zu führen: Das ist ein kranker Mensch, der hat viel zu tragen und macht eine schwierige Grenzsituation durch.

Angemessen fände ich persönlich einfach Frau Weigand, meinetwegen auch Schwester Weigand.

Leah Weigand, 26, hat über ihren Alltag als Krankenpflegerin den Poetry-Slam-Text »Ungepflegt« geschrieben. Mittlerweile studiert sie Medizin in Marburg. Protokoll: Florentin Schumacher

ANZEIGE

ZEIT EDITION

Auf zu neuen Horizonten, Herr Wondrak!

Streng limitiert – nur 999 Exemplare

Neue Druckgrafik

Halbleinenband im Schmuckschuber, 384 Seiten, 23x23 cm

Druckgrafik, limitiert auf 999 Exemplare, ungerahmt, 28x20 cm, handnummeriert

Neue, limitierte Druckgrafik – mit opulentem Bildband von Janoschs Wondrak-Kolumnen aus dem ZEITmagazin

Wondrak ist ein Held des Alltags, denn bei den großen Fragen des Lebens weiß er Rat: Wie wird man glücklich? Was soll man sich wünschen? Und wie wird das Wetter? Wondrak beantwortet sie alle mit unendlicher Weisheit, die niemals trügt. Er macht nichts richtig, und doch gelingt ihm alles. Sein Schöpfer Janosch, der wohl bekannteste deutsche Kinderbuchautor und Illustrator, hat ihn von 2013 bis 2019 Woche für Woche für das ZEITmagazin gezeichnet.

Die **ZEIT-Edition »Herr Wondrak, wie kommt man durchs Leben?«** versammelt alle so entstandenen Kolumnen: über 350 Zeichnungen von Wondrak – dem vielleicht besten Helden, den wir je hatten. Ein Werkstattbericht im Buch gestattet zusätzlich einen einmaligen Blick auf das Entstehen seiner Kunstwerke.

Exklusiv erhalten Sie die **neue handnummerierte Druckgrafik »Herr Janosch, wie erweitert man seinen Horizont?«.**

Jetzt exklusiv im ZEIT Shop für 129,– €* bestellen:

shop.zeit.de/wondrak 040/3280-101

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Nur solange der Vorrat reicht. | Bestell-Nr. 43491 | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Es geht mich ja nichts an, aber …

Dauernd wird unser Autor um Rat gebeten, von wildfremden Menschen, zu den wildesten Themen. Was ist da bitte los? VON DMITRIJ KAPITELMAN

Der Mann suchte mit unerschütterlichem Ernst nach Rat. Zu Bildschirmgrößen. Diesen Rat erwartete er von mir. Einem völlig Fremden – und ich bin KEIN international angesehener Bildschirmgrößenexperte, müssen Sie wissen.

Seither kann ich nicht anders, als mich über Wesen und Wege von Ratschlägen zu wundern. Diesem zeitlosen, absolut alle Kulturen, Schichten und Geschlechter prägenden Phänomen – sogar Affen verbessern einander. »Rat: die kleinste Münze im Umlauf«, wie der Schriftsteller Ambrose Gwinnett Bierce es mal formuliert hat.

Farhat also, Uber-Fahrer, dessen Tempo ich anfangs genieße. Auffallend neue Lederjacke, makellos weiße Zähne. Wir hören Popmusik und überfahren alle 50 Sekunden dezidiert niemanden.

»Kennst du dich mit Notebooks aus?«, fragt er unvermittelt, erstmals mit neugierigen Augen zu mir in den Rückspiegel blickend.

»Es geht so.«

»Ich habe mir ein Samsung-13,5-Zoll-Notebook gekauft. Für die Arbeit. Eigentlich wollte ich ja 15 Zoll.«

Anrauschendes Hupen an der Kreuzung. Und so eine Art beschleunigende Bremsung von Farhat. Etwas abgelenkt von meiner Sterblichkeit, stimme ich ihm zu.

»Ja, ich glaube, 15 Zoll wäre schon besser gewesen.«

Farhats Mimik schlittert in eine Vollbremsung.

»Echt? Meinst du? Warum?«

»Na ja, also wenn du leichter auf größeren Bildschirmen arbeiten kannst.«

Da geht Farhat in sich, schweigt immer lauter. Auf einmal halten wir am Straßenrand.

»15, meinst du, ist besser?! Das sagst du doch, oder nicht? Dann tausche ich das Teil Montag um!«

Mit diesem Entschluss drückt er das Gaspedal durch, als könnten wir so schneller am Montag ankommen.

Ich bin mir bis heute nicht sicher, was die richtige Zollzahl für Farhat wäre. Wissen Sie es?

Wenn Sie mich fragten, ob ich lieber einen Ratschlag meiner Mutter oder den eines Fremden annehmen würde, müsste ich einige Jahre nachdenken. Obwohl Ratschläge so alt wie die Menschheit selbst sind, ist unklar, ob Fremde oder Vertraute die besseren erteilen. Beide Seiten haben ihre natürlichen Vorzüge. Das Gute an Fremden ist, dass man sie nicht kennt. Keine Vorgeschichte, keine persönlichen, emotionalen oder genetischen Verschränkungen. Ein unverstellter Außenblick. Mit Therapeuten redet man aus diesem Grund. Oder mit Gott. Den kennen auch nur die wenigsten persönlich, trotzdem – oder gerade deshalb – ist er der gefragteste Ratgeber aller Zeiten. Seit Kurzem dicht gefolgt vom Internet.

Das Gute an Müttern wiederum ist, dass man keinem Menschen je näher war als ihnen. Ebendeshalb können sie aber die gesunde Kündigung des unglücklich machenden Jobs darauf zurückführen, dass man ja schon damals Hans das Meerschweinchen nicht ordentlich fütterte. Das ist keine adäquate Analyse. (Und stimmt auch nicht, Hans hatte genug im Napf, er war irgendwann einfach alt, Mutter!)

Mein weltlich jüdischer Vater sagt, dass sein sehr gläubiger jüdischer Vater immer gesagt habe: »Ein Rabbi, der dir einen klaren Rat gibt, ist kein guter Rabbi.« So gesehen, benötigen wir die Religion nicht mehr, das Zeitalter der Überinformation verwirrt ebenso sicher wie ein guter Rabbi.

Kein Wunder, dass die Leute 2023 nach persönlich vermittelter Klarheit lechzen. Wahrheit soll einen Körpergeruch haben! Die Sehnsucht nach der Personifizierung des Wissens. Vielleicht sind deshalb bei den meisten aktuellen Ratgeber-Bestsellern die Autoren auf dem Cover. Auf *Schmerzfrei bis ins hohe Alter* turnt der Verfasser Roland Liebscher-Bracht selbst voran. Und Stefanie Stahl verbürgt mit dem eigenen Gesicht, dass das Kind in dir Heimat finden muss. Fremd oder nicht, Hauptsache, Ahnung mit Atem. Ist das womöglich Farhats Philosophie?

Bevor ich erläutere, was mich die Zeit als Wodkaverkäufer über das richtige Ratgeben gelehrt hat, ein Experiment. Genauer, eine ehrliche Bitte um Klarheit an die annähernd allwissende Maschine selbst. Chat.openai.com, besser bekannt als ChatGPT. Man tippt eine Frage ein und bekommt sofort Antwort. Von einer künstlichen Intelligenz, die vermeintlich alles zu Wissende weiß. Gottgleich, zumindest von der Veranlagung her.

Frage eins ans Gottprogramm: Was ist ein guter Ratschlag? Der schwarze Balken blinkt, dann erscheint die Entgegnung: »Ein guter Rat sollte immer sachlich, konstruktiv und unvoreingenommen sein.« Das ist nicht die ganze Antwort, aber der Rest war zu generisch, um ihn zu zitieren.

Frage zwei: Wer gibt bessere Ratschläge: Freunde oder Fremde?

»Es kommt darauf an, welche Art von Ratschlag man sucht.« Hier stockt der blinkende Balken, bevor er fortsetzt: »Freunde sind in der Regel besser darin, uns moralischen und emotionalen Support zu geben … Fremde hingegen können manchmal objektivere und unvoreingenommenere Ratschläge geben …« Ohne angeben zu wollen, aber so was Ähnliches hatte ich auch schon gedacht. Oh, die wichtigste Frage beinahe vergessen: Hätte Farhat sich ein Notebook mit 13,5 Zoll oder doch 15 Zoll Bildschirmgröße kaufen sollen? »Es hängt von Farhats persönlichen Präferenzen und Verwendungszwecken ab. Ein Notebook mit 13,5-Zoll-Bildschirm ist in der Regel kompakter und leichter … Ein 15-Zoll-Notebook hat jedoch in der Regel einen größeren Bildschirm … Farhat sollte sich also überlegen, wie das Notebook am häufigsten für ihn am besten geeignet ist.«

Farhat, falls du diesen Artikel liest: Das ist wahrscheinlich, was ich dir damals hätte sagen sollen, als wir am Straßenrand stillstanden.

Die Zeit als Wodkaverkäufer hat mir einiges über das Anraten beigebracht. Wobei ich nicht nur Schnaps, sondern auch Pralinen, Rotgold und Fisch, generell russische Spezialitäten an die Leute bringen sollte. Über Fisch und Rotgold wusste ich so gut wie nichts, bezüglich Wodka und Pralinen bestanden persönliche Vorkenntnisse. Nach einigen Monaten Dienst fiel mir auf, dass ich komischerweise mehr Fisch und Rotgold verkaufte. Ich lernte: Natürlich kann man den aus ihrem Leben in den Laden gehasteten Leuten auseinandersetzen, wo und wie die einzelnen Schnapssorten destilliert wurden – nur schlafen ihre Gesichter dabei ein. Sogar ein wenig Gram über so viele zu bedenkende Einzelheiten blitzt auf. Besser, man rät schlicht: »Dieser Wodka ist gut. Er schmeckt und macht wenig Kopfschmerzen. Den sollten Sie kaufen.« Mit dem Finger drauf zeigen. Persönliche Versicherung.

Ich verstehe selbstredend, dass das Leben nicht nur aus Uber-Fahren, Gesprächen mit Chatrobotern und Fischverhökern besteht. Manchmal nimmt man auch an einem Seminar teil, um mit dem Rauchen aufzuhören. Das Rauchen ist, recht bedacht, ein hervorragendes Beispiel für unsere Abhandlung. Ein gleichzeitig bitter benötigter und doch absurd überflüssiger Rat: Hör mit dem Rauchen auf, unbedingt, es tötet dich, Freund/Fremder!

Die nachstehenden Seminar-Schilderungen stammen von einem Freund. Ein Tag, 180 Euro Teilnahmegebühr, mit etwa hundert anderen Rauchern. Sodass es nie still im Raum ist, weil ständig jemanden der Raucherhusten befällt. Rechts ein fahler, grauer Mittdreißiger ohne Gesundheit. Links ein sehr gut aussehender Mittsechziger, der wohl nur aufhört, weil die gelbe Verfärbung seines Schnurrbarts das ansonsten makellose Erscheinungsbild trübt. Hypnose (»eher autogenes Training«, konkretisiert der Freund), Akupunktur am Ohr, dann ein längerer Vortrag. Wobei darin selten vom Rauchen die Rede ist, sondern von »Verbrennungsgase inhalieren«. Schließlich der Rat, sofort nach diesem Vortrag die letzte Abschiedszigarette quarzen zu gehen. »Ihr werdet feststellen, dass sie schon gar nicht mehr schmecken will.«

»Und, hat deine letzte Zigarette geschmeckt?«, frage ich nach.

»Nein«, verströmt der Freund seinen neu gewonnenen Abscheu zufrieden. »Das ist jetzt so ein Endpunkt, ich hab schon zehnmal versucht aufzuhören. Entweder ich lasse es dieses Mal für immer oder ende als Raucher.« Ich überschlage, dass zehnmal mit dem Rauchen aufhören in der Summe ja auch einige rauchfreie Lebenszeit ergibt.

Zum Schluss sollten wir auch noch dem göttlichen Rat eine Chance geben, also: meinem Rabbi. Allzu dialektisch klingen seine Antworten, so meine Erfahrung, zumeist nicht. Sie laufen eigentlich stets darauf hinaus, dass ich zeitnah Kinderlein zeugen und eine Familie gründen sollte. Und dass Perfektion nachzujagen eine sehr schlechte Idee sei. »Ich kenne keinen Menschen, der morgens aufsteht und sagt: Wie schön, nur ein Zahn tut weh«, meint der Rabbi dann.

Als ich ihn zu Hause zum Spaziergang abhole, plagt den Rabbi der Husten. Die vielen Zusendungen im Briefkasten mustert der Mann Gottes fast liebevoll, nur um sie wieder reinzuwerfen: »Die können alle warten.« Bei kaltem Gegenwind trotten wir durch Charlottenburg. Rabbi, was ist ein guter Rat? »Ein guter Rat hilft dem anderen, selbst auf die Antwort zu kommen. Indem man die richtige Frage stellt. Man verhilft jemandem zu einem Selbstgespräch – wie beim Psychologen, wo man viel Geld dafür zahlt, laut mit sich selbst reden zu dürfen.« Zu den Fremden und Freunden sagt er nichts, was wir nicht schon verhandelt hätten. Und auch von der künstlichen Intelligenz ist mein Rabbi nicht allzu eingeschüchtert, solange die einem nicht sagen könne, wie man glücklich wird im eigenen Leben.

»Rabbi, ich habe einen sehr guten Freund, der nicht weiß, ob er sich ein 13,5 oder 15 Zoll großes Notebook kaufen soll. Was tun?«

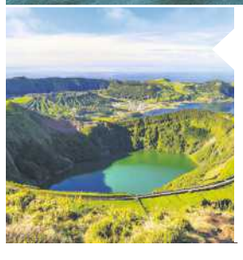
»Vielleicht sollte der Freund sich mal eher fragen, was wirklich wichtig ist.« Alles klar. Gleich folgt die Predigt vom Heim, dem Stamm und den Kinderlein. Vielleicht noch ein theologischer Exkurs, dass Moses die Suchenden zwar 40 Jahre durch die Wüste navigierte, aber Gott ihm letztlich verbot, das Heilige Land zu betreten.

Aber nein, stattdessen zeigt der Rabbi, warum Gott und das Internet dicht beieinander die beliebtesten Ratgeber sind: »Der Freund sollte sich auch erkundigen, ob der Preis gut ist. Wie viel das Notebook wiegt, welche Farbauflösung, Akku-Laufzeit und wie viele Anschlüsse es hat.«

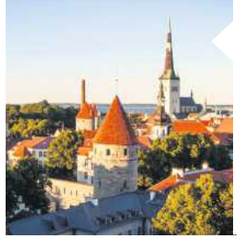
www.zeit.de/vorgelesen

Illustration: Ben El Halawany für DIE ZEIT

ANZEIGE



WANDERREISE
Azoren
Entdecken Sie die Azoren, und bestaunen Sie die Inseln vulkanischen Ursprungs samt blauen Kraterseen und schwarzen Lavafeldern.
Termine: **10. – 21.7.2023** und weitere Termine
Preis: **ab 3.290 €**



KULTURREISE
Baltikum
Erleben Sie den baltischen Sommer und erkunden Sie mit Litauen, Lettland und Estland drei Länder, drei Sprachen und drei Kulturen.
Termine: **11. – 21.6.2023** und weitere Termine
Preis: **ab 2.890 €**

WANDERREISE
Deutschland
Genießen Sie in der brandenburgischen Schorfheide und auf dem Darß die Stille der Wälder, und lernen Sie Pflanzen, Tiere und Ökosysteme genau kennen.
Termine: **17. – 23.9.2023** und weitere Termine
Preis: **ab 1.565 €**

Fotos: Dominik Asbach für DIE ZEIT; Nikita Teryoshin für DIE ZEIT (u.)

Halten Haustiere uns immer auch einen Spiegel vor? Löwenkopfkaninchen im »Zoo Zajac«

Wo die Tierliebe anfängt …

Zu Besuch im größten Zoofachgeschäft der Welt – und in Europas größtem Tierheim VON BENEDIKT HERBER

So viele Haustiere hielten die Deutschen 2021:

16,7 Millionen Katzen
10,3 Millionen Hunde
2,1 Millionen Kaninchen
1,5 Millionen Wellensittiche
1,1 Millionen Meerschweinchen
800.000 Papageien
700.000 Hamster
400.000 Schildkröten
400.000 Schlangen
400.000 Mäuse und Ratten
200.000 Spinnen und Insekten

Die Tierliebe der Deutschen beginnt nicht selten in einem Duisburger Gewerbegebiet. Hier, zwischen einem Hornbach-Baumarkt und einem Kfz-Ersatzteile-Geschäft, liegt der »Zoo Zajac«, »Treffpunkt der Tierfreunde – Das größte Zoofachgeschäft der Welt«, so steht es in unübersehbaren Lettern aufs Gebäude gepinselt. Hinter seinen Backsteinmauern leben 250.000 Tiere. Seltene Katzen schleichen dort herum, Perlhühner stolzieren an den Besuchern vorbei, Pfauen schleifen ihre Schleppe hinter sich her, und von der Decke baumelt ein Faultier. Ein Dschungel hinter Gittern mitten im Ruhrgebiet.

Fast 35 Millionen Haustiere hielten die Deutschen 2021, in knapp jedem zweiten Haushalt lebt eins (oder mehrere). Und die Liebe geht immer weiter. Nicht wenige Tiere bekommen inzwischen Feuerbestattungen wie Menschen, mit Trauerrede und Zeremonie. Immer mehr Katzen und Hunde leben, wie ihre Besitzer, vegan. Kein Wunder also, dass unter den beliebtesten Hundenamen erstaunlich viele auffällig menschlich klingen: Luna, Milo, Emma, Bruno.

Es gibt zwar auch Tiere, die Tiere adoptieren: Ein Uhu brütet ein Hühnerküken aus. Eine Löwin zieht ein Antilopenbaby auf (was nicht garantiert, dass die Adoptivmutter ihr Ziehkind nicht doch irgendwann noch auffrisst). Dass eine Spezies allerdings dauerhaft mit einer anderen Spezies Lebensraum, Nahrung und Zärtlichkeiten teilt, das tun nur wir.

Aber warum noch mal?

Norbert Zajac, der Mann, der es vielleicht erklären könnte, kam in seinem Zoofachgeschäft in Duisburg auf einem Elektroroller angeschossen. Er strahlte wie ein kleiner Junge, wie er überhaupt immer strahlte, wenn er von seinem Lieblingsthema, den Tieren, sprach, und eigentlich sprach er ja von nichts anderem. Bis zu seinem Tod. Denn, das ist eine traurige Note dieses Textes: Norbert Zajac starb Ende vergangenen Jahres kurz nach dem Treffen mit der *ZEIT* überraschend im Alter von 67 Jahren. Was er uns mitgegeben hat zur Tierliebe der Deutschen, das wollen wir hier dennoch berichten, so ist es mit Zajacs Witwe vereinbart.

Norbert Zajac war eine kleine Berühmtheit. In seinem Laden, wo ihn ständig Besucher fragten, ob sie ein Foto machen dürften. Und auf YouTube, wo sein Kanal 300.000 Abonnenten hat. Zajac erzählte da in freundlichem Ruhrpott-Deutsch lustige Tier-Anekdoten. Zum Beispiel, dass Faultiere nur einmal die Woche Toilettengang haben. Oder dass Piranhas zum Kannibalismus neigen.

Vier Jahre alt war er, als er sein erstes Meerschweinchen bekam. Mit acht legte er sich sein erstes Krokodil zu, den Kaiman Kalli. Mit zehn las er die Mendelsche Vererbungslehre, da paarte er längst Meerschweinchen, behielt nur die Weibchen und verkaufte die Männchen weiter. Mit 14 war Zajac, so erzählte er es, einer der erfolgreichsten Wellensittich-Händler in der Gegend um Recklinghausen.

Was die Leute an Tieren lieben? Vier Kategorien lassen sich aus den Gesprächen mit Zajac ableiten, vier Arten von Tierliebhabern.

Erstens sind da: die Ahnungslosen. Sie finden Tiere süß, interessieren sich aber nicht wirklich für sie. Nicht wenige dieser Leute würden ihn im Gespräch belügen, sagte Zajac; die Ahnungslosen erzählen zum Beispiel von einem Garten, den es gar nicht gibt. Manche stehen dann wenige Wochen später wieder im Zoo Zajac und wollen ihr Tier zurückgeben.

Zweitens: die Hilfesuchenden. Sie hoffen, ein Haustier werde ihr Leben verändern. Ein Hund als Anreiz für Spaziergänge zum Beispiel. Der gute Vorsatz aber hält oft nicht lange. Wie bei der übergewichtigen Familie, die einst im Zoo Zajac stand. Für mehr Bewegung wollte sie einen Dalmatiner, einen schlanken Jagdhund also. Zajac lehnte ab, aber ein Jahr später stand die Familie wieder bei ihm im Laden. An der Leine ein Dalmatiner, so rund wie der Rest der Familie.

Drittens: die Angeber. Sie führen Privatzoos und kaufen dafür exotische Tiere. Pfauen, Nasenbären und Vögel in herrlichen Farben. Tiere als Statussymbole. Die größten Angeber unter Zajacs Kunden sind die Scheichs von der Arabischen Halbinsel. Kaum jemand hält Tiere professioneller, denn Geld spielt keine Rolle. Zehntausende Euro geben sie allein fürs Zubehör aus.

Viertens: die Nerds. Sie sind die unkompliziertesten Kunden: brauchen keine Beratung, weil sie schon alles wissen. Oft auf der Suche nach Reptilien oder Insekten. Früher kauften eher gefährlich aussehende Gestalten (tätowiert, dunkel gekleidet) Reptilien. Jetzt gibt es immer mehr Nerds. »Der Trend geht zum Reptil«, sagte Zajac. Auch wegen der zunehmenden Haarallergien.

Was verbindet sie miteinander, die Ahnungslosen, Hilfesuchenden, die Angeber und Nerds?

Laut dem Psychoanalytiker Jürgen Körner lassen sich alle Motive der Anschaffung auf eine Ursache zurückführen: die Angst, nicht geliebt zu werden. Diese Angst, sagt Körner, habe ihren Ursprung in der Romantik, als Menschen begannen, ihre Beziehung zu anderen mit einem höheren Sinn aufzuladen: der romantischen Liebe. Spätestens seitdem brauchten wir das Gefühl, lieben zu können und geliebt zu werden, für unser Selbstbild. Doch nicht immer steht ein Mensch als Liebesobjekt zur Verfügung, und nicht immer liebt der geliebte Mensch zurück. Aber sogar die plumpsten und deformiertesten Gestalten, so hat es der Schriftsteller Michel Houellebecq einmal formuliert, überhäufe die »Liebesmaschine« Hund mit bedingungsloser Zuneigung.

Dabei ist Haustier natürlich nicht gleich Haustier. Norbert Zajac unterschied zwei Arten. Hunde ordnete er als Schmusetiere ein. Die Liebe zu ihnen wird mit Oxytocin belohnt, auch bekannt als Kuschelhormon. Es senkt den Blutdruck, stärkt die Bindung und wird freigesetzt, wenn wir etwa in die Augen eines Hundes blicken, sein Fell streicheln. Zajac selbst aber bevorzugte, was er »Beobachtungstiere« nannte.

Er stoppte seinen Roller vor einem Aquarium voller Krokodile. Ein Dutzend Jungtiere, jedes nicht viel größer als ein Handteller, zischte durchs Wasser. Beobachtungstiere, sagte Zajac, suchten keine Nähe. Dafür könne man ihnen dabei zusehen, wie sie sind, wie sie eben sind. Krokodilen konnte Zajac ewig zuschauen. Wie sie ihre Opfer studieren. Sich heranpirschen. Abwarten. Zupacken. Zajac hatte das früher nachgemacht, als er noch fit und agil gewesen war. Im Gladbecker Stadtpark, so erzählte er es, fing er beim Joggen Fasane und Dompfaffen mit der bloßen Hand.

Im Zoo Zajac stand jetzt die Faultierfütterung an. Norbert Zajac führte einem Faultier namens Fridolin, sechs Monate alt, eine Pipette mit Milch an die Schnauze. Drumherum Dutzende Kinder, gerade hatten sie noch keine zwei Minuten stillhalten können, jetzt waren ihre Gesichtszüge erstarrt vor Staunen, in den Augen eine tiefe Ernsthaftigkeit.

Der Soziologe Marcel Sebastian von der Technischen Universität Dortmund kann dieses Staunen erklären. Er hat ein Buch über das Verhältnis von Tier und Mensch geschrieben: *Streicheln oder schlachten: Warum unser Verhältnis zu Tieren so kompliziert ist – und was das über uns aussagt.* Es geht darin um den Wandel, den Tiere im Alltag des Menschen durchgemacht haben, vom Dienstleister zum Hobby sozusagen. Früher hatten Menschen Hunde, weil die sie bei der Jagd unterstützten. Heute wären viele keine große Hilfe mehr.

Wenn Sebastian darüber spricht, warum wir irgendwann, vor einigen Jahrzehnten erst, angefangen haben, Tiere als Haustiere zu lieben, sogar jene, die wir nicht streicheln können, weil sie uns den Arm abbeißen würden, dann wird er fast philosophisch. »Ich glaube, wir staunen darüber, dass es da ein anderes Lebewesen gibt, das ein Bewusstsein hat und mit uns eine Welt teilt, das aber doch ganz anders ist als wir«, sagt er. Man könne sagen, wir erlangten dadurch ein Gefühl für das Selbst. Wir sehen das Tier und spüren uns.

Bloß was, wenn die Liebe endet?

So viele Tiere hat das Tierheim Berlin 2022 aufgenommen:

1608 Katzen
759 Vögel
581 Hunde
426 Kaninchen
379 Nager
122 Reptilien
3 Paarhufer
2 Gliederfüßer
1 Insektenfresser

Eine Tierliebe, die im Zoo Zajac begonnen haben mag, endet womöglich an einem Ort wie dem Tierheim Berlin, dem größten Europas. Eine kreisrunde Betonmauer umgibt ein Gelände von 16 Hektar, darin Dutzende ebenfalls kreisrunde Parzellen, darin wiederum: 1300 Tiere, die keiner mehr wollte.

Die Leiterin Mareen Esmeier läuft vorbei an Käfigen mit Kaninchen, schwer vermittelbare Fälle hinter jedem Gitter. So wie die beiden hier, Esmeier bleibt vor einem Käfig stehen: Darin hoppeln zwei Zwergkaninchen, Lola und Lupsi. Ihre Köpfe sind auffallend rund. Eine Züchtung, damit die Tiere niedlicher aussehen. Das Problem: Alle zwei Wochen müssen sie zum Tierarzt, sonst wachsen die Schneidezähne ins Zahnfleisch. »Solche Tiere wird man kaum noch los«, sagt Esmeier, »zumal der Markt für Kaninchen übersättigt ist.«

Fälle wie das rundgesichtige Kaninchen gibt es in der Welt der Haustiere zuhauf. Möpse, die sich mit flachgezüchteter Nase durchs Leben schleppen. Oder Teacup-Dogs, so klein, dass sie in eine Teetasse passen. Gezüchtet aus sogenannten Kümmerlingen, den schwächsten Tieren eines Wurfs. Wegen ihrer schwachen Organe sind die Teacup-Dogs, Überraschung, ständig krank.

Warum lieben wir unsere Haustiere irgendwann nicht mehr? Die Geschichten, mit denen Mareen Esmeier auf diese Frage antwortet, handeln von Enttäuschungen und Missverständnissen. Und meistens handeln sie von Hunden.

Da sind Hunde, die Säuglingen in den Kopf gebissen haben. Hunde, die ihren Besitzern die Bauchdecke aufgerissen haben, nachdem sie jahrelang misshandelt worden waren. Oder solche wie der Australian-Shepherd-Mischling, der sich in einem Zwinger im Berliner Tierheim gerade an einer weißen Wolldecke festbeißt.

Esmeier stellt vor: Hannibal. Er wurde abgegeben, nachdem er einen Jungen schwer verletzt hatte. Wie viele Hunde ist Hannibal ressourcenaggressiv. So heißt es, wenn ein Hund einen Gegenstand zu seinem Eigentum erklärt und sich gegen jeden Versuch, ihm diesen Gegenstand zu entreißen, wehrt.

Im Heim erschöpfe sich seine Ressourcenaggression auf Decke und Futter, sagt Esmeier. Im Zwinger komme er mit keinen anderen Gegenständen in Kontakt. In seiner alten Familie aber hielt er die Kinder für sein Eigentum und verteidigte sie gegenüber dem Nachbarsjungen. Deshalb ist Hannibal jetzt hier.

Die Tierliebe scheitert erstaunlich oft an den Umständen. Hannibals Fall, sagt Esmeier, sei typisch: Die meisten Haustiere in Deutschland würden falsch gehalten. Sie erzählt von Herdenschutzhunden, die in engen Stadtwohnungen lebten. Und von Besitzern, die nicht imstande seien, Grenzen zu setzen. Von Hunden, deren Herrchen so lange alle Anzeichen von Aggression ignorierten, bis es zu spät sei. »Da heißt es oft: Der meint es nicht so. Bis die Zähne dann feststecken und das Tier ganz schnell wegmuss.«

Ein grundsätzliches Missverständnis sei der Glaube, Liebe allein könne alle Probleme lösen, sagt Esmeier. Viele kämen mit der falschen Erwartung ins Tierheim, so, wie leicht verzweifelte Singles in eine Bar gehen: Jeder, der mich anlächelt, flirtet mit mir. Und wenn Hunde dann mit wedelndem Schwanz auf sie zurennen, ist es um die Besucher schon geschehen.

Esmeier muss die Leute dann erst mal wieder runterholen. Die Hunde haben evolutionär gelernt, dass sie von bestimmten Verhaltensweisen profitieren. Das heißt aber nicht, dass sie ihr neues Herrchen oder Frauchen ausgewählt haben. Und erst recht nicht, dass sie danach nicht noch zubeißen. Es gab Kunden, die Hunde beim ersten Knurren verstört zurückbrachten. Wie kann er nur, ich liebe ihn doch! 100 Anfragen bekommt Esmeiers Tierheim am Tag, die meisten lehnt es ab wegen fehlender Eignung der Interessenten. Dabei gibt es in Berlin kaum Plätze mehr, wie vielerorts in Deutschland; gerade erst forderte der Tierschutzbund daher, die Tierheime an den rekordhohen Hundesteuereinnahmen zu beteiligen, damit die etwa ihre Gehege erweitern können.

Zeit also, das Thema Tierliebe abzuräumen?

So schnell nicht, sagt Esmeier. Sie glaube schon, dass Liebe möglich sei. Auch beidseitig. Wobei, Liebe ist als Wort vielleicht zu groß. Aber Vertrauen, das schon. Und für Vertrauen, führt Esmeier aus, ist Arbeit nötig. Manchen ressourcenaggressiven Hunden helfe es etwa, kritische Orte in der Wohnung wieder und wieder abzugehen, sicherheitshalber mit Maulkorb und Leine. Mit der Zeit, sagt Esmeier, könne so echte Zuneigung entstehen, echtes Verständnis.

Norbert Zajac wusste, wie lange das dauern kann. Und wie oft es schiefgeht. Seine Arme, Hände und sein Gesicht waren von Narben zerfurcht. Einmal schnitt ihm ein Waran mit der Kralle ein ganzes Stück Nasenflügel heraus. Ein Freund wollte damals den Notarzt rufen, so erzählte Zajac es, aber er habe die Nase einfach mit Pflaster fixiert und weitergemacht.

Man würde Zajac gern fragen, wie er das gemacht hat, das Vertrauen nicht zu verlieren, trotz all der Verletzungen. Leider geht das nicht mehr. Auf dem Schwarz-Weiß-Foto, das der Zoo Zajac nach seinem Tod postete, hält Zajac einen kleinen Hund im Arm. Beide sehen glücklich aus.

Kaninchen im Berliner Tierheim

… und wo sie endet

WÄRMEWELLE

Einfach nur entspannen: Geht das bei all den Krisen überhaupt noch ohne schlechtes Gewissen? ANNA-ELISA JAKOB hat es versucht – in einem energieautarken Naturhotel

Fotos: Bureau Rabensteiner

Ein Gast blickt auf die Schneelandschaft: Die Sauna des Leitlhofs wird vom hoteleigenen Kraftwerk beheizt

Der dampfende Außenpool sieht aus wie ein auf die Erde gefallener Himmel; so einer wie an diesem Wintertag, mit tief hängenden Nebelwolken, die sich um schneeweiße Häuser und dunkelgrüne Tannen schmiegen. Es ist mein erster Morgen im Hotel Leitlhof, ich schwimme ein paar Bahnen im Pool, während es schneit. Der kalte Himmel über, der warme Pool-Himmel unter mir, alles himmlisch, und vielleicht werden Sie gerade deshalb fragen: Wellnessurlaub, ernsthaft, in diesen Zeiten?

Vielerorts werden die Sekunden unter der Dusche gezählt oder Zimmer auf maximal 18 Grad geheizt; auch das Schwimmbad in Innichen, nur ein paar Meter vom Hotel entfernt, musste zu Beginn des Winters wegen der hohen Energiepreise schließen: ein öffentlicher Ort also, an dem Kinder schwimmen lernten. Oben auf dem Berg lagen derweil die Hotelgäste in heißen Saunen (zwei innen, zwei außen, mit Birken und Zirbenduft), im Solebad oder in den dampfenden Pools.

Nun ist es aber so, dass im Leitlhof die Entkopplung von der Außenwelt sogar als Teil der Lösung gilt, als Hoffnung einer neuen Urlaubsbewegung. Einer, die den Ausgelaugten ein abgeschiedenes Refugium zum Aufladen bietet – die Energie dafür allerdings selbst erzeugt. Diese Idee teilt das Hotel mit vielen anderen, die gerade jetzt nach regionaler und möglichst unabhängiger Versorgung streben; dem Leitlhof gelingt es schon besonders gut.

Das Hotel in Südtirol versorgt sich komplett autark, vor dem Haus steht dafür eine eigene Heizkraftanlage. Man hat den CO_2-Verbrauch je Gast in den vergangenen Jahren stark reduziert, von 78 Kilogramm pro Nacht auf zwölf. Das Haus wurde besser isoliert, die Speisekarte umgestellt, man sammelt Regenwasser und versucht, die Wärme möglichst effizient zu nutzen. Das macht unabhängiger vom Energiemarkt, dafür aber abhängiger vom natürlichen Klima.

An meinem ersten Morgen im Pool ist der Wellnessbereich leer, viele Gäste sind beim Wandern oder Skifahren. Für mich allein *swirlt* der Innenpool auf Knopfdruck. Im Ruheraum mit Panoramablick trinke ich Tee aus Südtiroler Bergkräutern und lese ein Buch.

Es ist für einen Wellnessurlaub die verkehrteste und gerade deshalb eine besonders passende Zeit: Man sehnt sich nach ein paar Tagen Ruhe vor schlechten Nachrichten, nach Abstand, Entspannung, frischer Energie. Andererseits, gelingt das gerade überhaupt: in eine Wohlfühlblase zu fliehen?

Später füllt sich der Ruheraum ein wenig, und ich sehe mich um: Die meisten Leute lesen, eine junge Frau checkt ihre Insta-Storys, ein Paar blättert gemeinsam in einem Politikmagazin. In der Lounge liegen Zeitungen aus, die *Süddeutsche, L'Espresso,* eine Männer-Modezeitschrift. Sogar der Wetterbericht, der zusammen mit der Frühstückskarte (Rührei, Spiegelei, Omelette, Waffeln und Crêpes) auf einem Blatt gereicht wird, kommt nicht mehr mit der Unschuld eines Small-Talk-Themas daher, weil er daran erinnert, dass hier in den Dolomiten längst die Gletscher schmelzen: »Vorschau für die nächsten Tage: wechselhaft«.

Muss man einfach mal kurz vergessen, was da draußen los ist, um zu entspannen? Ehrlich gesagt: Es ergibt sich sowieso eine ganz eigene Realität, wenn man den ganzen Tag im Bademantel und mit hellgrünen Badelatschen herumläuft.

Plötzlich erscheint vieles im besten Sinn alternativlos: stundenlang nur herumzuliegen, dabei höchstens zum Fenster hinauszuschauen, über Hotelflure zu schlurfen, zwischendurch in die Außensauna zu gehen und darin mit Blick auf die Berge zu schwitzen – nach einiger Zeit fühlt sich das alles sehr okay an. Bis einem dann doch wieder einfällt, dass auf den Dolomiten draußen in diesem Winter viel weniger Schnee liegt als sonst.

Seit ein paar Jahren nennt sich das Vier-Sterne-Wellnesshotel Leitlhof nur noch Naturhotel, um unter den Gästen nicht die falschen Erwartungen zu wecken. Wer endlosen Luxus sucht, der wird ihn hier nicht finden, und der Leitlhof will ihn auch nicht bieten. Das funktioniert, sagt der Chef Stephan Mühlmann, auch als Motivation nach innen. Im Leitlhof arbeiten viele junge Leute, die darin eine Möglichkeit sehen, die Branche zu verändern. Das Küchenteam ist im Durchschnitt 28 Jahre alt, erntet das Gemüse vom hauseigenen Hof, kocht mit dem Fleisch der selbst gezüchteten Rinder. Die meisten Zutaten stammen aus der Region, aber nicht alle: Das hätten sie 2019 mal versucht, sagt Mühlmann, nur hätten dagegen die Gäste rebelliert (keine Avocados mehr!). Gerade die älteren Stammgäste hätten sich sowieso erst mal daran gewöhnen müssen, dass nicht alles immer verfügbar sei – und dass sie das im Leitlhof jetzt als Qualitätsmerkmal verstehen.

Einmal in der Woche, auch das ist neu im Naturhotel, führt Mühlmann seine Gäste durch das Holz-Blockheizkraftwerk. Man sieht dort eine große Ladung an Holzschnitzen, die dicken Rohre, man hört die Lüftung, riecht Holz und Öl und spürt förmlich, wie daraus Energie entsteht. Auf dem Dach ist eine Fotovoltaikanlage, deren Abwärme die Holzschnitze trocknet. Holz gilt in der EU als erneuerbarer Energieträger, doch wie umweltschonend er ist, steht zur Diskussion, weil das Abholzen auch dem Klima schadet. Mühlmann hat sich für Holz entschieden, weil es aus dem eigenen Wald kommt oder von Bauern aus der Region.

Das Hotel übernahm Mühlmann von seinen Eltern, obwohl er sich immer mehr für Technik als für Hotellerie interessiert hat. Seine Idee war es dann auch, dass sich das Haus selbst versorgt. Er war 21 Jahre alt, gerade fertig mit dem BWL-Studium, als er nachts oft neben der Heizanlage schlief und jeden ihrer Fehler kennenlernte. Er sah sich Anlagen in Deutschland und Österreich an, um zu verstehen, wie seine besser funktionieren könnte. Viele Jahre lang lief das Holzheizkraftwerk noch nicht optimal und kostete das Hotel mehr, als es einsparte. Doch Mühlmann blieb bei seiner Idee, die heute das ganze Haus versorgt und sogar noch Teile des Orts.

Am zweiten Tag schwebe ich über 38 Grad heißem Wasser. Zuvor wurde mein ganzer Körper eingerieben mit einer weißen Creme, die Südtiroler Heu enthält und laut Broschüre »Müdigkeit und Stress abbaut«. Dann wurde mein eingesalbter Körper eingewickelt in ein helles Tuch und auf meiner Floating-Liege noch mal eingewickelt in eine dicke, braune Plastikdecke, nur mein Kopf guckt noch oben raus. Und das klingt jetzt vielleicht nicht so, aber ich fühle mich ziemlich gut. Auf mir ruht die schwere Decke, gleichzeitig schwebe ich ganz leicht in der Wärme. Nach viel zu kurzen 20 Minuten werde ich aus meinem Schwebezustand geholt und von der freundlichen Mitarbeiterin langsam aus meinem Kokon gepellt. Mit der Decke fällt auch der letzte Druck von meinem Körper ab, und ich fühle mich noch leichter.

In den nächsten Stunden beobachte ich an mir weitere Veränderungen: meine roten Saunawangen zum Beispiel. Dass sich mein Gang in den Badeschlappen verändert, ich laufe irgendwie leichtfüßiger über die Hotelflure. Es passiert, dass ich manchmal einfach nur der Stille zuhöre – das klingt zugegeben etwas dämlich, aber nach der Konzentration auf die Stille meine ich auch Geräusche wieder intensiver zu hören: das Knistern der Saunasteine in der Blick-auf-die-Berge-Außensauna, das Knirschen der Schuhe draußen im Schnee, ein Flüstern auf den Entspannungsliegen neben mir.

In einem der vergangenen Lockdown-Winter entdeckte ich auf YouTube sogenannte ASMR-Videos – eine Abkürung für *autonomous sensory meridian response* –, in denen Leute minutenlang eintönige Geräusche vor der Kamera erzeugen: Sie sägen Holz, summen, packen etwas in Knisterfolie ein und wieder aus. Auf viele Menschen wirkt die Monotonie beruhigend, und auf meiner Panoramaliege fühle ich mich nun, als läge ich mitten in einem ASMR-Video.

Im Restaurant wird darum gebeten, keine Handys zu benutzen, am ersten Abend werfe ich einmal doch, kurz vor dem Dessert, einen schnellen Blick aufs Display. Mehrere Push-Nachrichten, zum Beispiel: »Bolsonaro-Anhänger stürmen Kongress.« Doch ich lese nicht weiter, denn nun kommt mein Cappuccino-Dessert mit Mascarpone-Espuma. Auf Smartphones können natürlich überall und jederzeit Nachrichten auftauchen, die schockieren. Nur spürt man sie hier vielleicht noch intensiver, weil sie die Luft richtig durchschneiden, diese weiche Cappuccinoschaumluft.

Für das sehr gegenwärtige Gefühl aber, ein schlechtes Gewissen haben zu müssen, bleibt im Leitlhof wenig Raum, darauf wird geachtet. Denn natürlich beruhigt es zu wissen, dass man mit seiner Wellnessauszeit möglichst wenig Schaden anrichtet. Überall erinnert einen dieses Haus an die eigene Wirksamkeit, die es einem erlaubt, nach dem Auftanken etwas Sinnvolles zu tun, und vielleicht ist es diese Selbstvergewisserung, die wirklich zur Entspannung führt.

Bloß, wie wird es, wenn man diesen Wohlfühlort wieder verlässt?

Behutsam bewege ich mich weg vom Leitlhof, zurück in die sogenannte Realität. Am Bahnhof in Innichen warnen zwei Mitarbeiter in grellgelben Westen vor anrollenden Zügen und geben Auskunft, ob meine Bahn nun auf Gleis eins oder Gleis zwei hält. Im Zug setze ich mich in Fahrtrichtung ans Fenster und packe mein Buch aus, ein paar Seiten und ein paar sanfte Stunden mit Panoramablick bleiben mir noch.

Hinweis der Redaktion: Bei unseren Recherchen nutzen wir gelegentlich die Unterstützung von Fremdenverkehrsämtern, Tourismusagenturen, Veranstaltern, Fluglinien oder Hotelunternehmen. Dies hat keinen Einfluss auf den Inhalt der Berichterstattung.

SÜDTIROL

Wandern
Nur 20 Kilometer vom Hotel entfernt liegt der Naturpark Drei Zinnen. Die berühmten Felsen sind das Wahrzeichen der Dolomiten und lassen sich auf einer Höhe von 2300 Metern binnen vier Stunden umrunden.

Essen
Besonders im Herbst, zur Zeit des »Törggelen«, tischen die Wirte auf: Schlutzkrapfen, Surfleisch, Knödel, gebratene Kastanien! Und natürlich Wein aus Südtiroler Trauben. Viele teilnehmende Höfe unter toerggelen-am-ursprung.it.

Wintersport
Das Skigebiet am Haunold ist nicht weit. Der Leitlhof bietet aber auch Schneeschuhtouren an. Etwa von Kandellen durch das Golfental zur Bonnerhütte: Dort hat man von der Terrasse einen tollen Blick auf die Drei Zinnen.

Unterkommen
Neben dem Leitlhof (leitlhof.com) setzen weitere Hotels auf Autarkie: etwa der Cyprianerhof in den Dolomiten (cyprianerhof.com), der Lürzerhof im Salzburger Land (luerzerhof.at) oder der Stanglwirt in Tirol (stanglwirt.com).

IN DREI DRINKS DURCH

Rotterdam

Barkeeper weisen den Weg durch die Nacht: WOLF ALEXANDER HANISCH lässt sich von Wodka, Rum und Wacholderschnaps berauschen. Und von rasanten Fahrten mit dem Wassertaxi

Die Cowboys von Rotterdam reiten nicht. Sie steuern pfeilschnelle Wassertaxis spiegelbrillencool durch Europas größten Hafen. Wenn einer dieser Wiedergänger Steve McQueens nicht weiß, wo man einen ordentlichen Drink bekommt, wer dann? Am besten direkt am Ufer, präzisiere ich noch meine Frage an einen von ihnen, da brüllt der Motor auf, und wir brettern los zum **Aloha.** Am Maasboulevard, wo der Fluss so breit ist wie der Amazonas, steige ich aus und beginne bald zu grübeln: Hat der Wassercowboy an der Anlegestelle in die richtige Richtung gezeigt? Auf der Glaskuppel des pyramidenförmigen Baus steht nicht Aloha, sondern Tropicana mit fehlendem »i«. Das Ganze sieht aus wie die Ruine eines Spaßbads.

Drinnen merke ich: Genau das ist es auch. Auf so ein Wirrwarr von Kübelpalmen und Sitzgruppen zwischen M.-C.-Escherhaft mäandernden Treppen, Grottenwänden und Mosaikfliesen kommt ja sonst keiner. Zu den Toiletten läuft man durch die Kurven der ehemaligen Wildwasserbahn, irgendwo lehnt ein Surfbrett an der Wand. Auf der Terrasse über der Maas bestaunen die Gäste Schiffe und Brücken im verglühenden Abendlicht, nebst der Wolkenkratzer, die auf aufgegebenen Hafenflächen entstanden sind.

Den Tresen bevölkern Menschen mit braven Cordkragenjacken. Chef-Bartenderin Julia hält mit ihren Tunnel-Ohrringen und filzstiftbunten Tattoos dagegen. Als ich fragend schaue, fällt ihre Entscheidung prompt. Sie macht mir einen »Springbreak« mit Jasmin-Kombucha, Essigen von Quitten und Rhabarber, Salbei und Fenchel. Ist das nicht zu gesund? Julia lächelt mephistophelisch und lässt den Wodka strömen. Tatsächlich: In meinem Mund ist sofort Party. Der Drink schmeckt nach einem vor Übermut funkelnden Maitag. Im Abgang dann ein Hauch von Hustensaft, als solle der Leichtsinn gleich kuriert werden. Das liegt an der Duftnessel-Infusion, die Julia aus dem Gebüsch mit den violetten Blütenständen herstellt, das hier an jeder Ecke wuchert. Im Aloha soll alles so lokal wie möglich sein, sagt sie, Limonen etwa ersetzt man durch Essige aus hiesigen Gewächsen. Passt das noch zu einer vor Internationalität berstenden Hafenstadt? Vielleicht ja gerade. Vielleicht ist das ja der neue Futurismus. Dann sollte man aber mal über die Playlist nachdenken: Dylan, Queen, Prince – etwas öde für einen Freitagabend. Ich nenne meinen Musikgeschmack für die nächste Station, und sofort diskutiert die halbe Barmannschaft. Die **Bar 3** soll es schließlich sein.

Der Weg ins westliche Ende des Stadtzentrums führt erst vorbei an den berühmten goudagelben Kubushäusern, die wie ein Berg Käsewürfel gegenüber der Markthalle liegen, dann an viel prätentiöser, selbstverliebter Architektur. Seit die deutsche Luftwaffe die Stadt 1940 zur Wüste bombte, regiert hier das resolut Moderne in seiner ganzen Disparatheit. Dazu fegt der übernervöse Nordseewind die Straßen entlang und kickt Bierdosen herum. Rotterdam mag voller veränderungssüchtiger Energien stecken. Aber es wirft sich einem nicht in die Arme.

In der Bar 3 läuft mahlender Doom Metal. Dazu sticht der Geruch von Lakritzlikör in der Nase. Frauen in Lederminis tragen ihn tablettweise vom Tresen zu ihren Freundinnen. Ist das der Signature-Schnaps hier? Der Barmann Gijs schaut mich an, als hätte ich mir einen Song von Britney Spears gewünscht. Dann hält er mir eine andere Flasche hin: »Jenever Ketel 1«. Das erste Glas geht aufs Haus, Gijs schenkt sich auch eins ein. Mild und mächtig lodert der Wacholderschnaps aus dem nahen Schiedam meine Speiseröhre hinab und strahlt sein getreidigkräutriges Feuer bis in die Kapillaren. Lecker. Allerdings: Wenn ich damit weitermache, hat mein Kopf bald Notbeleuchtung. Also wohin zum Finale? Gijs streicht sich über seine Seemann-Tattoos und verordnet mir Rum. Darauf sei **The Rumah** spezialisiert.

Die Bar liegt nicht weit entfernt in einer für Rotterdam grotesk putzigen Fußgängerzone voller Fassadenstuck. Als ich den kavernenhaften Raum betrete, werde ich von Gästen begrüßt und beprostet. Das Rumah scheint entschlossen, eine Bastion gegen die Großstadtanonymität zu sein. Immerhin sei der Name das indonesische Wort für »Zuhause«, verrät mir einer der Tresentrinker. Und Rum komme halt auch drin vor, sagt Daryl. Dem Mann mit indonesischen Wurzeln und ironiefrei getragenem Sonnenhut gehört der von Kiffer-Rap durchwummerte Laden. Die teils freigelegten Bruchsteinwände sehen künstlich aus, als seien sie in einem Katalog bestellt worden. Daryl aber spricht von ihnen, als habe er beim Umbau vor zwei Jahren das Bernsteinzimmer ausgebuddelt: »Die Mauern sind 150 Jahre alt. Irre, oder?«

Rum also. Ich wähle den »Sabio« von der Karte, den Daryl mit der Geduld eines Eremiten bastelt. Tequila und 54-prozentiger Aguardiente aus Mexiko schießen beim ersten Schluck eine alkoholische Breitseite ab, die mir die Brauen hebt. Was ist mit dem Tonic, dem Grapefruitpfeffer, dem Salbei? Laut Karte sollen die dem Ganzen eine grasige Frische verleihen. Doch sie sind wohl zu beeindruckt von der kantigen Wucht des Mexikaners aus Oaxaca samt Agavenadlatus.

Ich überlege, noch weitere Rums zu probieren. Pur, ist ja jetzt eh egal. Meine Augen wandern über die bunte Skyline der Flaschen. Sie stehen auf einem Regal aus vertikalen Streben, die über den obersten Brettern zu mehreren Spitzen zusammenlaufen und sich unter der Decke schwungvoll dem Raum entgegenneigen. Das Ding erinnert mich an eine Welle, kurz bevor sie am Scheitelpunkt zusammenbricht. Und ans Trinken. Auch das ist ja ein Surfen auf einer Woge. Bleibt man oben, zischt man durch das Reich der feinen Trunkenheit. Stürzt man ab, geht man im ordinären Besoffensein unter. Das Wissen um diesen immer möglichen Absturz macht einen Barbesuch erst reizvoll; die Kunst besteht aber darin, ihn zu vermeiden. Daryl, mach mir die Rechnung! Der gischtspritzende Heimritt mit dem Wassertaxi wird rauschhaft genug.

Aloha Bar

Maasboulevard 102,
Mo–Di geschlossen, Mi–Do 15–22.30 Uhr,
Fr–So 12–23 Uhr

The Rumah

Oude Binnenweg 110 C,
So, Mo, Mi, Do 16–1 Uhr, Fr–Sa 16–1 Uhr,
dienstags geschlossen

Bar 3

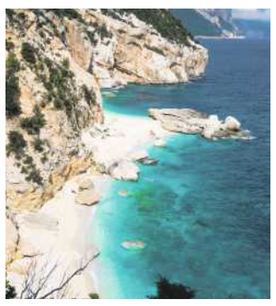
Nieuwe Binnenweg 17,
So–Mi 15–2.30 Uhr,
Do–Sa 15–4 Uhr

Fotos: Daniel Chatard für DIE ZEIT

ANZEIGE URLAUBSKOMPASS EIN SPEZIAL DES ZEITVERLAGS

FERIENDOMIZILE ITALIEN & GRIECHENLAND

Sardiniens idyllische Badebuchten



Am Golf von Orosei auf Sardinien liegt eine Bucht, die für ihr unvergleichliches Farbenspiel berühmt ist: Cala Mariolu. Weiße bis pastellrosa Kieselsteine bedecken die Ufer und das Wasser leuchtet blau türkisgrün. Die hellen Kieselsteine des Strandes sind wegen ihrer Farbe und Form im Volksmund als Schneeflocken-Kiesel bekannt.

Die Bucht liegt im Schatten hoher Klippen und ist auf dem Landweg nur schwer zu erreichen. Die meisten Urlauber kommen mit dem Boot hierher. Doch die Überfahrt lohnt sich: Das klare Wasser, die hellen Kalksteinfelsen, die weißen Kieselsteine und das intensive Blau des Meeres machen Cala Mariolu zu einem Traumstrand. Der Meeresgrund ist ein beliebtes Schnorchelgebiet mit einer reichen Fauna und Flora. Darüber hinaus gibt es in der Gegend zahlreiche Höhlen zu erkunden.

Ein schöner Ausflug führt von Cala Mariolu ins gut 30 Kilometer entfernte Arbatax, das für seine blutoten vulkanischen Porphyr-Felsen (rocce rosse) berühmt ist. Stolz ragen sie aus dem blauen Meer und strecken ihre Spitzen Kirchtürmen gleich in den Himmel. Lohnende Ziele sind auch die schöne Bucht Cala Goloritzè oder der Strand von Cala Luna.

WENN DAS LICHT ZURÜCKKEHRT

Hoch im Norden – in Tromsø, auf den Lofoten und auf der Insel Senja in Norwegen – werden die Tage wieder länger. Noch lockt der Winter mit Schnee und Polarlicht. Aber täglich kommen mehr Sonnenlicht und Farbe hinzu. Faszinierende Winterreisen ins Licht des Nordens mit Schiff und Bahn - noch bis Ende März.

Foto: © Steffen Fosbakk, Visitnorway.com

Feelgood Reisen GmbH
Hauptstr. 86, 23879 Mölln
Tel. (04542) 82 95 10
feelgoodreisen.de/winterreisen

PELOPONNESE

In musisch-kultureller Stätte
www.idyllion.eu
Ferien am Strand mit Konzertflügel

Peloponnes – Mani – Haus 6 Gäste
www.manivilla.de
Pool, Meerlage, Atelier, privat.

KRETA

WESTKRETA: Hotel Plakures
www.plakures.holiday
Falassarna, Sandstrand, idyllisches Familienhotel, Pool, Tennis, dt. Ltg., Tel. 09332/590 445

Elounda auf Kreta
gabriela.wolff-eichel@t-online.de

Für Individualisten: Ferienhaus für 2 Pers., hochw. Ausstattung, Dachterrasse mit Rundumblick, fußläufig zum Strand und zu Restaurants.

Griechenland - Peloponnes
www.perikleshills.com

Strandnahes 4-Sterne-Ferienhaus**** mit Meerblick, traumhaft & günstig, unter deutsch-/österreichischem Management; auch für Gruppen buchbar.

ALONISSOS

Insel Alonissos
www.ferienhaus-insel-alonissos.de

Kleines, authentisches Dorfhs. einer Stylistin. Insel als Geheimtipp. Blick auf Ägäis, Ruhe, Natur, Terrassen, Sonnensegel, schöne Strände. Bis 4 Pers.

Trauminsel Alonissos
Stilvolles Ferienhaus

Voll eingerichtet, bis zu 6 Pers. Große Terrasse, Meerblick. Frei im August. Auf Anfrage ein kl. Film. mayhelou@noos.fr Tel. 0033 610688652

CILENTO

CILENTO – SÜDITALIEN
www.crapa.de

A' Cràpa Mangia - eine historische Hofanlage mit 9 Ferienwohnungen für 2-8 Personen in idyllischer Natur. Ein Ort für Entspannung, Smart Working und Studium mit Blick über das Meer, auf die Amalfiküste und Capri. Tel. 030/79 40 34 12

Castellabate - Cilento Nationalpark
www.azzurro-reisen.de
Ausgesucht schöne Ferienwohnungen, Häuser und Hotels am Meer. Individueller Service.

PIEMONT

PIEMONT- NATUR PUR
www.araldo.de
Großzügiges Bauernhaus in den Weinbergen d. Alta Langhe, bis 9 Pers.

ITALIENISCHE SEEN

Lago di Bolsena
www.ferienamlago.de

Schönes Ferienhaus, 2 sep. Wohnungen, großes Gelände, Seepanorama, Südlage, ruhig. Ausflüge ans Meer, nach Rom oder Siena ca. 1 Std.

Gardasee, Cecina Toscolano
www.gardasee-ferienwohnung.net
2-Raum-FeWo, große Terrasse, traumh. Seeblick. T. 015204862587

LAGO MAGGIORE: Traumurlaub
www.lago-reisen.de
Private FeWos, Häuser und Villen mit Pool, Strand und Traumseesicht. Ab € 50,-/Tag.

TOSKANA

Toskana: Valdichiana
Bellatu – „schöner als zuvor"!

Ruhe und Weite! App. mit voll ausgestatt. Küche od. Feuerschale? Pool od. Pilates? Pferde, Hunde usw. 1-6 Pers., 3 Zi., KDB, WLAN. agritourismo@bellatulacontadina.de

TOSKANA - MEERBLICK FERIENHAUS
www.toskana-urlaub.com
privater Pool (beheizt + Gegenstromanlage), Olivenbäume, Natur. ☎ +49 (0)8662/9913

Toskana Chianti - CampoLungo
www.campo-lungo.ch
Für Genießer und Ästheten, von priv. Tel. +41 79 402 70 11

LIGURIEN

Ferienhäuser in Ligurien
www.maremonti.de

Entdecken Sie handverlesene Feriendomizile
Vom typischen Rustico bis zur Pool-Villa
Immer mit dem besonderen Flair
Wir beraten Sie gern: 0176-70646943

Ferienhaus in Levanto
www.ferienhauscinqueterre.de
Tel. 0049(0)172-6716917

Ligurien
www.paradiso-al-mare.de

Wunderschönes Ferienhaus, ruhige Lage in altem Borgo mit Blick aufs Meer und nah zum Strand, 150 m², 2–6 Personen, Tel. 0172/4331388

ROM

Nähe Rom, Meer und See
Kleines Ferienhaus
in antikem Ambiente für 2 Personen. Dachterrasse. Blick auf den See. 350 Euro pro Woche. Tel. 0172/8815307

SARDINIEN

Urlaubsparadies Sardinien
Komf. FeWo nahe La Caletta
Ruhige Alleinlage, max. 3 Personen, 60 m², WLAN, Terrasse, Garten mit Blick auf Berge, Meer, Olivenhain, wenige Minuten zu wunderschönen Sandstränden.
E-Mail: Korkeiche@gmx.net
Tel. 0173/3628824

SYLT

SYLT ZU JEDER JAHRESZEIT
Anzeigen: lachschulz.de

WIKING SYLT
350 exklusive Feriendomizile!
Winterschnäppchen 7. Jan–1. April:
7 Tage buchen – 6 zahlen!
Gratis Urlaubs-Prospekt
www.wiking-sylt.de • Tel. 0 46 51 / 8 30 01

HOTEL ROTH am Strande
gegenüber Freizeitbad „Sylter Welle" (*Eintritt inkl.) u. d. Syltness Center. Komfort-Zimmer und App. zum gr. Teil mit Loggia u. Seeblick, großer Tagungsbereich, Hotelrestaurant, umfangreiches Frühstücksbüffet, Bierstube, Bistro-Café, Tiefgarage, Sauna und Massagen.
z. Zt. 7 Ü/F p. P. € 693,–* oder 7 Ü/HP p. P. € 798,–* (kein EZ-Zuschlag)
1 Zi. App. (1–2 P.) ab € 80,– / Tag, 2 Zi. App. (2–4 P.) ab € 147,– / Tag
Attraktive Neben- und Außersaisonpreise
Hotel Roth, Inh. Hayo Feikes, Strandstr. 31, 25980 Sylt / Westerland
Tel. 04651/92 30, Fax 50 95, info@hotel-roth.de, www.hotel-roth.de

FRANKREICH

Südwest-Frankreich/Dordogne
www.landhaeuser-perigord.de

Restauriertes Natursteinhaus, 18. Jh., frei stehend, in ruhiger traumhafter Hanglage. Privater Pool.

ENGLAND

Urlaub in SW England/Devon
Privathaus am Atlantik
bis 6 Pers. Tel. 040/817236

FRANCIS BACON
»Wenn ein Reisender heimkehrt,
soll er die Länder,
die er besucht hat, nicht ganz
hinter sich lassen.«

KONTAKT FÜR ANZEIGENKUNDEN

Touristikanzeigen
Christiane.Topel@zeit.de
040 / 32 80 291

Ferienhäuser & - wohnungen
Doris.Schoeffel@tvm-berlin.de
030 / 260 68 210

DIE ZEIT

WIE ES WIRKLICH IST

… einen Kommilitonen im Ukraine-Krieg zu verlieren

Ich habe der *ZEIT* geschrieben, weil ich an meinen Freund Sky erinnern will. Wir haben uns 2018 kennengelernt, in Breslau. Er war wie ich Austauschstudent, studierte Wirtschaft und kam aus den USA, ich aus Leipzig.

Wir wohnten beide im internationalen Studentenwohnheim. Das erste Mal, als Sky mich in meinem Zimmer besuchte, trug er ein Cap mit der Aufschrift »Astroworld«, einen schwarzen Hoodie mit Rosenblüte darauf und Nikes. Sein Gesicht erinnerte mich an den Rapper Macklemore. Die Zimmer im Wohnheim waren nicht groß, trotzdem feierten wir darin kleine Partys und produzierten gemeinsam Songs. Sky rappte auf Englisch, ich auf Deutsch. Nach der Uni spielten wir Fußball, abends zogen wir durch die Straßen. Sky machte es einem leicht, immer am Lächeln, immer an allem interessiert.

Als das Semester vorbei war, verabschiedeten wir uns, ein lockerer Handschlag, *see you!* Wir schickten einander Musik auf Facebook, er reagierte auf meine Fotos von unserer Fußballmannschaft. Wir überlegten, ob ich mal in die Staaten komme oder er nach Deutschland. Bayern wollte er sich anschauen.

Im Februar teilte Sky Beiträge über den Krieg in der Ukraine. Es machte ihn sehr traurig, er wollte was tun. Sky hatte sich in Breslau mit vielen Ukrainern und Ukrainerinnen angefreundet. Irgendwann kam dann dieses Foto von ihm in Armeeuniform und mit einem Maschinengewehr. Er hatte sich der internationalen Legion angeschlossen, um die Ukraine zu verteidigen.

Nie hätten ich und unsere Freunde uns vorstellen können, dass Sky eines Tages in einen Krieg zieht. Ich fragte mich, wie es sich wohl für ihn angefühlt hat, alles hinter sich zu lassen. Ich schrieb ihm, dass er auf sich aufpassen solle. Ich wollte nicht noch einer von denen sein, die ihm sagen, dass es keine gute Entscheidung ist. Das hatten bestimmt schon seine Eltern getan. Dann hörte ich nichts mehr, die anderen auch nicht.

Anfang November ging ich auf Facebook. Skys Chronik war voll mit Erinnerungen an ihn. Eine Verwandte schrieb, dass ihr Neffe beim Einsatz in der Ukraine gestorben sei. Zuerst habe ich gehofft, dass jemand die Namen verwechselt hat. Aber dann waren da immer mehr Posts. Ich habe gesehen, dass Sky im Sommer einer Zeitung noch ein Interview gegeben hatte: Er lag verwundet im Krankenhaus. Er habe die richtige Entscheidung getroffen, hat er da gesagt. Ich weiß noch nicht einmal, ob er das Krankenhaus noch verlassen konnte. Ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen – einfach mit ihm Fußball spielen, feiern und lachen. Ich hoffe, dass er wusste, wie froh ich und meine Freunde waren, ihn kennengelernt zu haben.

Jan Bogusz, 25,
ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in Leipzig

Aufgezeichnet von Stella Schalamon

Wenn Sie in unserer Rubrik »Wie es wirklich ist« berichten möchten,
melden Sie sich bei uns: wirklich@zeit.de

Illustration: Eva Revolver für DIE ZEIT, kl. Fotos: privat

Der Damhirsch Oskar lebt im norwegischen Tierpark Tangen und schaute erst nach vielen Versuchen direkt in die Kamera. Und das, obwohl in dem Moment eine Fliege um ihn schwirrte. Foto: Dag Knudsen

Folge 347

ZEITSPRUNG

Alle Wetter!

Vor einiger Zeit sind wir mit unserer Familien- und Jugendberatungsstelle in ein neues Gebäude umgezogen. Der Start war ziemlich holprig: Spielhaus und Schaukel für unsere jungen Klienten ließen auf sich warten, die Klingel tat es nicht, dafür herrschten im Büro tropische Temperaturen. Aber allein die Abwechslung, die der Blick aus dem Fenster bietet (die Aufnahmen entstanden im Abstand von vier Stunden), macht alles wett.

Julia Häfner, Dettingen an der Erms, Baden-Württemberg

WORTSCHATZ

Schrifteln

Eine Großtante aus Thüringen, die ich nur aus ihren in den Zwanzigerjahren in Sütterlinschrift verfassten Briefen kenne, pflegte diese gelegentlich mit dem Satz einzuleiten, sie wolle mal wieder ein wenig **schrifteln.** Das hieß, dass sie in diesem Brief mit ihrem fast erwachsenen Neffen plaudern wollte. Ein treffender Ausdruck, wie ich finde, zumindest einer, der sich über ihren Tod hinaus erhalten hat.

Peter Bertzbach, Bremen

Was mein Leben reicher macht

Am frühen Morgen, mit dem Hund unterwegs, entdecke ich ein Eichhörnchen, das sich am Regenrückhaltebecken in einem Maschendrahtzaun verstrickt hat. Ich versuche es zu befreien.
Vergeblich!
Das Eichhörnchen macht ein Höllenspektakel, schnappt sogar nach mir. Also erst mal nach Hause: Seitenschneider und Lederhandschuhe holen.
Wieder zurück, das Eichhörnchen ist immer noch auf Hölle getrimmt, ich rede ihm gut zu und schneide vorsichtig ein Loch in den Zaun. Mittlerweile haben sich noch andere Gassigänger um den Ort des Geschehens versammelt.
Ein letzter scharfer Schnitt, das Eichhörnchen verschwindet unter lautem Gemeckere im Wald, aber wir freuen uns alle ein Loch in den Bauch.
Volker Krapick, Rotenburg an der Wümme

Deutschstunde in der vierten Klasse. Wir behandeln die unterschiedlichen Fälle – ein ziemlich trockenes Thema –, und ich bemühe mich redlich, allen auch noch die lateinischen Fachbegriffe einzutrichtern. Unweigerlich taucht die Frage auf: »Wozu brauchen wir das eigentlich?«
Ich hole aus, spreche über die Bedeutung der Fälle in den verschiedenen Sprachen – und blicke weiterhin in ratlose Gesichter.
»Das Thema gehört einfach zur Allgemeinbildung«, sage ich. »Stellt euch vor, ihr geht einmal in eine Quizshow und werdet danach gefragt. Was macht ihr dann?«
Darauf eine Schülerin ganz trocken: »Dann ziehe ich einfach den Telefonjoker und rufe Sie an!«
Ich bin so stolz auf meine schlagfertigen Kinder!
Martina Blumenstock, Weisendorf, Bayern

Wenn ich mitten im kalten Winter Kohlrabi fürs Frühbeet aussäe und oder im Garten Zuckerhut und Feldsalat fürs Abendessen ernte. Die Vitaminversorgung ist das ganze Jahr gesichert!
Gottfried Grundler,
Frickingen, Baden-Württemberg

Mein Klempner bekam von mir den Auftrag, ein etwas komplizierteres Abflussrohr zu einer Dachrinne anzufertigen. Wochenlang vertröstete er mich auf die jeweils nächste Woche.
Eines Tages dann, als ich ihn auf der Straße traf und fragte, wie weit er denn mit meinem Rohr sei, antwortete er: »Die runde Luft hab ich schon, ich brauche nur mehr das Blech herumbiegen!«
Im ersten Moment hielt ich das für eine Frechheit, aber irgendwie gefiel mir der Satz auch. Und inzwischen hat er sich in unserem Betrieb etabliert für ein Projekt, das man fertig geplant hat, nur noch nicht umsetzen konnte.
Herbert Randacher, Bad Aussee, Österreich

Was mein Leben reicher macht? Ganz ehrlich? Die Krebserkrankung meines Vaters!
Vor zwei Jahren stand plötzlich die Diagnose Hirntumor im Raum, ein großer Schock, ganz viel Angst – und eine Riesenchance! Nie waren wir verbundener, und nie war ich stolzer auf meinen zähen Papa, der die Lust am Leben einfach nicht verliert.
Carlotta Kippenberger, Mainz

Machen Sie mit!

Schreiben Sie uns, was Ihr Leben reicher macht, teilen Sie Ihre »Wortschätze« und »Zeitsprünge« mit uns.

Beiträge bitte an leser@zeit.de oder an Redaktion DIE ZEIT, »Z-Leserseite«, 20079 Hamburg

Die Redaktion behält sich Auswahl, Kürzung und redaktionelle Bearbeitung Ihrer Beiträge vor. Mit der Einsendung geben Sie Ihr Einverständnis, Ihren Beitrag in der ZEIT, in der ZEIT-App, in sozialen Netzwerken oder in einem ZEIT-der-Leser-Sammelwerk zu veröffentlichen

ANZEIGE

DAS BÖSE LIEGT SO NAH

ZEIT VERBRECHEN ist einer der erfolgreichsten deutschen Podcasts. Kriminalreporterin Sabine Rückert und Wissen-Redakteur Andreas Sentker sprechen über echte Fälle und nehmen dabei Kriminalistik, Strafrecht und Justiz unter die Lupe.

Nach dem großen Erfolg der ersten beiden Bücher gewähren sie ein weiteres Mal umfassende Einblicke in die Recherche spektakulärer Kriminalfälle.

Das erwartet Sie:
· Original-Hintergrundartikel aus der ZEIT
· Exklusives Bild- und Zusatzmaterial aus den Gerichtsakten
· Aktuelle Nachberichterstattung zu den Fällen

Exklusive ZEIT-Ausgabe, Hardcover, 256 Seiten, Lesebändchen, 29,95 €*

Eine echte Bereicherung für alle Fans des VERBRECHEN-Podcasts!

Das 3. Buch zum Podcast

Die Gesichter hinter den Stimmen: Andreas Sentker und Sabine Rückert

Jetzt exklusiv im ZEIT Shop: shop.zeit.de/verbrechen-3

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Bestell-Nr.: 43475 | Foto: Vera Tammen | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Weiterhin erhältlich:

Verbrechen Vol. 1
Bestell-Nr.: 33353

Verbrechen Vol. 2
Bestell-Nr.: 34068

2.2.2023 Nº 6

KÖNIGIN DER NACHT

GUCCI
gucci.com
#GucciJackie1961

ZEIT MAGAZIN

Die unheimliche Freiheit der Künstlerin Anne Imhof – ein Modeheft

DIOR.COM - 069 29 99 34 67

DIOR

EIGENTLICH ist dieses Heft ein Modeheft. Aber als irgendwann klar war, welche Geschichten in dieser Ausgabe erscheinen werden, fiel uns in der Redaktion auf, dass all diese Geschichten sich eben nicht nur um Mode drehen, sondern auch: um Familie. Unsere Cover-Frau, die Künstlerin Anne Imhof, ließ sich von ihrer langjährigen Partnerin Eliza Douglas fotografieren (Interview S. 18), die Fotografin Alexandra Bondi de Antoni kam ihrer Großmutter erst näher, als sie sie und ihren unverwechselbaren Modestil fotografierte (Fotostrecke S. 32), der Designer Simon Porte Jacquemus erzählte uns, dass er im Grunde alle seine Entwürfe seiner toten Mutter widmet (Porträt S. 40), und die Berliner Liebespaare, die wir in ungewöhnlicher Hochzeitsmode zeigen (kein Weiß! Dafür viel Neon und Rosa!), wurden sogar von einem Fotografen-Liebespaar fotografiert. Mode verbindet eben, dachten wir am Ende. Und vielleicht hilft es einfach, unter Liebsten zu sein, um sich wirklich sicher und modisch frei zu fühlen.

Ihre ZEITmagazin-Redaktion

Titelfotos ELIZA DOUGLAS. Titel 1: Bodenlanger Abendmantel mit Satinrevers von Brioni, weißes Hemd von Prada, Krawatte von Celine. Titel 2: Vintage-Pullover von Raf Simons

FAST ÜBERHÖRT

Nadine Redlich lebt in Düsseldorf und zeichnet hier Szenen aus dem Alltag.
Wenn Sie selbst etwas zufällig erlebt haben, schreiben Sie an ueberhoert@zeit.de

ANZEIGE

ZEIT MAGAZIN

»Lexikon der Liebe«

Die bewegendsten Erzählungen aus der beliebten ZEITmagazin-Kolumne im Sammelband.

Preis: **10,00 Euro***
Artikelnummer: **44635**

»Liebe ist mehr als das initiale Gefühl des Verliebtseins.«

Liebe – das sind die ganz großen Gefühle: Schmetterlinge im Bauch, Zweisamkeit und Liebeskummer, Wertschätzung und Respekt, Mut und Risikobereitschaft, Verzagtheit und Überwindung. Dieses Geschenkbuch vereint die schönsten Liebesgeschichten unserer Leserinnen und Leser: mal romantisch und liebevoll, mal stürmisch, mal herzergreifend traurig; Geschichten über die große Liebe, die verlorene Liebe, aber auch die kleine Liebe zwischendurch.

Jetzt erhältlich unter:

shop.zeit.de/liebesgeschichten

*zzgl. Versandkosten | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg; Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser

ZEIT SHOP

FENDI.COM

FENDI
ROMA

DOLCE & GABBANA
DOLCEGABBANA.COM

Statt vom Klingelton »Marimba« sollten Sie sich morgens ab sofort von *I Don't Know What You See In Me* vom neuen Album der Band Belle and Sebastian wecken lassen. Zum Unter-die-Dusche-tanzen!

Der Künstler Rop van Mierlo malt Schafe, Hasen, Enten, Schmetterlinge auf schön ungezähmte Weise, Drucke seiner Werke kann man über wild-animals.nl erstehen

Zusammenkünfte gibt's: Maye Musk, 74-jähriges Model aus Kanada, ist bei der Berliner Modenschau der Kultmarke Marc Cain aus Bodelshausen aufgetreten. Anschließend besuchte sie das Tesla-Werk ihres Sohnes Elon in Grünheide

Die Gerüchteküche meldet, Shakira habe das Fremdgehen ihres Ex Gerard Piqué mittels Marmelade entdeckt: Als sie einmal heimgekommen sei, sei das Glas halb leer gewesen. Aber Piqué isst gar keine Marmelade ...

»Hunde sehen immer so aus, als würde ihnen irgendwas leidtun«

Eine feine Beobachtung, entdeckt in Colin Barretts Erzählband *Heimweh* (Steidl)

Doja Cat, Rapperin, ist mit 30.000 roten Kristallen besetzt bei einer Modenschau in Paris aufgekreuzt. Zunächst einmal möchten wir vor so viel Outfit-Einsatz unseren Hut ziehen – unsereins hat Ende Januar längst im immer selben grauen Rolli resigniert. Aber woran erinnert dieser Look bloß? Ein Marsweibchen? Teletubby Po? Oder steckt womöglich eine feministische Botschaft darin? Auf Instagram befand ein Nutzer, Doja Cat sehe aus wie ein blutgetränkter Tampon

In *Pamela: Eine Liebesgeschichte* (Netflix) spricht Pamela Anderson über den Sexvideo-Skandal, darüber, was es heißt, von der Öffentlichkeit als Eigentum betrachtet zu werden. Aber man sieht sie auch mal mit Hund am Lagerfeuer und beim Hula-Hoop-Reifen-Schwingen!

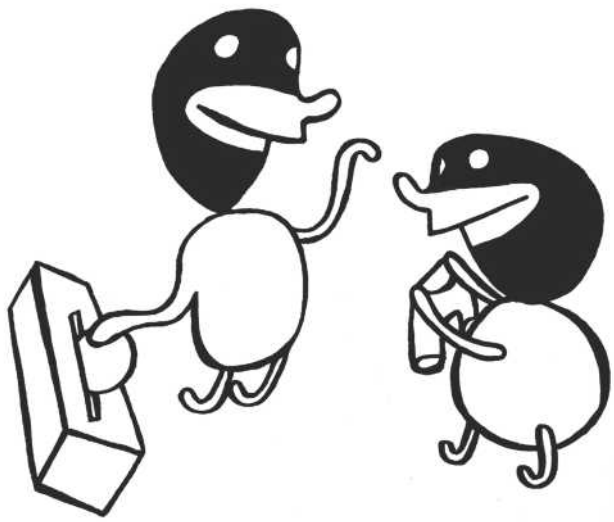
Die Haargummis werden wieder größer, hier sehen wir eines, das ein bisschen wie eine Schürze für den Pferdeschwanz aussieht (goodsquish.com)

Die alten Meister malten überreifes Obst, der Amerikaner Wayne Thiebaud beschäftigte sich in seiner Kunst lieber mit heiteren Sahnetorten. Aktuell zu sehen in der Fondation Beyeler in Basel

Fotos Matador Records; iStock; Netflix; Wild Animals/Rop von Mierlo; Arnold Jerocki/Getty Images; Good Squish; Marc Cain; Wayne Thiebaud Foundation/VG Bild-Kunst/ProLitteris/Antoine van Kaam

www.akris.com
A-K-R-I-S-
100 years

Über den Musikgeschmack von Dieben, die CDs aus Autos stehlen



ICH möchte jetzt eine Weile nicht mehr über Autos schreiben, um das Leserbriefklima zu schonen. Nur diesmal noch. In den letzten Jahren wurde zweimal in meine Wohnung eingebrochen, zweimal wurde mein Auto geknackt, einmal wurde das Auto meiner Frau in Kreuzberg abgefackelt, einmal wurde ich von einer Gruppe Jugendlicher verprügelt und einmal von einem Radfahrer tätlich angegriffen. Deshalb war ich nicht überrascht, als ich neulich merkte, dass wieder mal jemand sich im Auto umgesehen hatte. Zumal es sich nicht mehr abschließen lässt, eine Folge des letzten Einbruchs. Wie ich schon erwähnte, ist das Auto zerbeult und altersschwach, deshalb investiere ich nicht mehr in so Unnötiges wie Türschlösser. Ich lasse halt nichts Wertvolles im Auto rumliegen.

»Wertvoll« ist, wie so vieles, Ansichtssache. Der Dieb hatte alles durchwühlt und dann ein Ladekabel und meine Sporttasche mit den Klamotten für das Fitness-Studio mitgenommen, Letztere ungewaschen. Vielleicht sollte ich Dieb*in schreiben. Ich will den Eindruck vermeiden, ich traute Frauen oder queeren Menschen nicht zu, dass sie Diebstähle begehen. Außerdem enthielt die Tasche ein umfangreiches Dokument, aus dem hervorgeht, wie viele Kilos ich an der Hantelbank im Laufe der letzten Jahre bei jedem Besuch gestemmt und wie viel ich an jedem dieser Tage gewogen habe. Beide Werte haben steigende Tendenz.

Erst Tage später stellte ich fest, dass der Dieb meine CDs durchsucht und eine Auswahl vorgenommen hatte. Meine CDs liegen in ungeordneten Haufen auf dem Beifahrersitz und dem Boden des Autos. Die meisten gehören meinem Sohn, etwa *Die drei ???* oder die *Geolino Wissensbox,* mit Wigald Boning, aber auch das eher auf Mädchen abzielende *Meine Freundin Conni,* so genderfluid geht's bei uns zu. Aus der Tatsache, dass sämtliche Kinder-CDs verschmäht wurden, geht klar hervor, dass der Dieb kinderlos ist, auch nicht Pate, Opa, Oma, Onkel oder Tante. Zu den CDs, die er ausgesucht hatte, gehörten *Rough and Rowdy Ways,* die neueste Hervorbringung von Bob Dylan, sowie *Blessings and Miracles,* das jüngste, sehr gelungene Werk von Carlos Santana, und irgendwas von Eric Clapton, Scheiben ganz nach dem Geschmack meiner dinosaurierartigen Generation. Bei Dylan ist für mich der beste Song die Ode *Key West* mit den seniorengerechten Zeilen *»Key West is the place to be / if you're looking for immortality«.* Diese Auswahl deutete, fand ich, auf einen männlichen Dieb meines Geschmacks und womöglich sogar meines Alters hin. Er war mir sofort sympathisch. Dass er *Depardieu chante Barbara* liegen gelassen hatte, konnte ich verzeihen. Singen kann Gérard Depardieu sogar noch weniger als ich. Dann sah ich, dass er auch das hervorragende Album *Twelve* von Patti Smith verschmäht hatte, seltsam. Patti Smith ist, neben allem anderen, eine alte Freundin von Dylan und hat an seiner Stelle in Stockholm die Dankesrede für Dylans Nobelpreis gehalten, in Konzertform. Nicht zur eigenen Nobelpreisparty zu gehen, weil man Besseres vorhat, ist das nicht ziemlich cool?

Ich klappte die CD-Hülle auf und sah, dass ich versehentlich etwas anderes in sie einsortiert hatte, nämlich die *Christmas Classics* mit *White Christmas* von Bing Crosby. Muss man nicht haben, als Kinderloser. Der Dieb hatte also offenbar jede einzelne CD-Hülle auf den richtigen Inhalt gecheckt, bevor er sie mitnahm. Ich hätte das sicher auch gemacht.

Bin ich selbst, in einer anderen Haut, in mein eigenes Auto eingestiegen? Unsere Berliner Diebe sind eben etwas ganz Besonderes. ■

Zu hören unter www.zeit.de/audio

Illustration Martin Fengel

MAXMARA.COM

MaxMara

Hefezopf ohne Butter
Zutaten: 375 g Dinkelvollkornmehl, 375 g Weizenmehl (Type 550), 1 Würfel frische Hefe, 90 g Zucker, 375 ml Hafermilch oder Kuhmilch, 2 mittelgroße Eier

AM ersten Tag, sagte mein Vater zu mir, schmecke ein Hefezopf aus der Bäckerei meist noch nicht. Ich sehe das auch so, der Zopf ist dann noch zu weich, zu fluffig. Einmal habe ich auf einer Berghütte im Allgäu einen Hefezopf gegessen, der perfekt war, fast schon fest wie ein Brot, dabei offenbar gerade erst gebacken. Dann, Jahre später, hatte ich in einem Schneeurlaub in Oberbayern erstmals in meinem Leben den dringenden Wunsch, selbst einen Hefezopf zu backen. Die kleine ortsansässige Bäckerei hatte nämlich meine Hefezopfbestellung verschlampt. Ich hatte richtig schlechte Laune. Beim Backen vergaß ich, vielleicht war es der Ärger oder die mangelnde Erfahrung, die Butter. Heraus kam aber ein Hefezopf, so wie ich ihn mir wünsche: fester, brotiger als üblich. Vielleicht wurde er so auch damals auf der Berghütte gebacken: butterfrei?

Die beiden Mehlsorten mischen und in eine Schüssel geben. Darin mit der Faust eine Kuhle formen. Hefe und etwas Zucker in ein paar Esslöffeln lauwarmer Milch auflösen. Dies in die Kuhle gießen, mit etwas Mehl vermischen. Schüssel mit einem Tuch zugedeckt 15 Minuten an einen warmen, nicht zugigen Ort stellen. Danach alle restlichen Zutaten an den Rand der Schüssel geben, nicht in die Mitte. Alles mit einem Knethaken gut vermengen. Wieder mit dem Tuch abdecken und noch mal 45 Minuten gehen lassen, bis sich das Teigvolumen verdoppelt hat. Nötigenfalls noch etwas Mehl zugeben, kurz kneten, bis der Teig eine gut formbare Konsistenz hat. In drei Stränge teilen, daraus einen Zopf formen, er muss nicht perfekt sein (ansonsten: YouTube). Bei 190 Grad Ober-/Unterhitze etwa 30 Minuten lang backen. Beim Aufschneiden darauf achten, dass er auch am Boden gut durch ist.

Dieser Zopf ist schön groß, so soll er auch sein. Er hält, wie ein Brot, fünf oder sechs Tage. Denn ein Hefezopf ist ein Grundnahrungsmittel, man sollte immer einen im Haus haben. ■

Das aktuelle ZEITmagazin WOCHENMARKT ist am Kiosk oder als Abo unter zeit.de/wm-kochen erhältlich

Von Matthias Stolz

Foto Silvio Knezevic

© Cantiere Maggiore

www.herno.com . ph.+39.0322.77091

HERNO

ENDE DEZEMBER: AUF DEM TRUPPENÜBUNGSPLATZ

DIE Straßen auf diesem Truppenübungsplatz in der Nähe von Lwiw bestehen zum Teil aus riesigen alten Betonplatten, zum Teil aus Matsch. Die Lastwagen, die sich auf ihnen bewegen, schaukeln kräftig hin und her. Nach hundert Metern gibt es einen Stau, weil ein Armeelaster erfolglos versucht, ein Stück bergauf zu fahren. Gleichzeitig donnern mehrere Panzerhaubitzen von Pfütze zu Pfütze, während die Soldaten aus den Dachluken herausschauen.

Wenig später ertönen Schüsse in der Ferne. Die Besatzungen der Haubitzen haben begonnen zu trainieren.

Der Akku meines iPads, auf dem ich zeichne, entlädt sich bei niedrigen Temperaturen ziemlich schnell. In dem konstanten kalten Wind schafft es meine Hand nur für circa 25 Minuten, den Stift zu halten, und meine Nase beginnt zu laufen. Ich beende dieses Bild später zu Hause in Kiew. ■

Der Illustrator Sergiy Maidukov, 42, ist in Donezk geboren und aufgewachsen, seit 2006 wohnt er in Kiew. Für uns zeichnet er, wie er sein Land in diesen Tagen sieht und erlebt

MARKTEX SIDEBOARDS

KONTRÄR WIE DAS LEBEN.
KOMPROMISSLOS EINFACH.

SIDEBOARD 6296 B
Korpus: Pinie honigfarben lasiert
Platte und Türfüllungen: Nussbaum
Schübe push und pull
200 x 42 x 84 cm

Kronberg · Hamburg · Köln · Mannheim · München T +49·6173·600244 info@marktex.de **www.marktex.de**

Fotos ELIZA DOUGLAS

Styling KLAUS STOCKHAUSEN

»WAS IST DENN BITTE AM MAINSTREAM SCHLECHT?«

Vintage-Fan-T-Shirt der »Twilight«-Filmreihe und Lederhose von Alexander McQueen

Linke Seite: Bodysuit und Hose mit integrierten Stiefeln von Balenciaga

Als Kind war sie die mit dem »bösen Blick«. Heute ist Anne Imhof eine erfolgreiche Performance-Künstlerin. Ihre langjährige Partnerin Eliza Douglas hat sie in New York in aktueller Mode und Vintage-Shirts fotografiert

T-Shirt der Künstlerin, darunter ein gemustertes Kleid von Louisa Ballou

EIN Hinterhof in Berlin-Kreuzberg Mitte Januar, die Künstlerin Anne Imhof ist hier vor ein paar Monaten in eine Remise gezogen, ihr Studio liegt auf der anderen Straßenseite. Sie bittet erst in ein großes Wohnzimmer mit Kamin, führt mich dann in den ersten Stock, wo sie alles hat, was sie für ihren Alltag braucht, wie sie sagt. Ein Boxsack hängt von der Decke, ein Klavier steht mitten im Raum, und ein Ton- und Videoarbeitsplatz mit Monitoren und großen Lautsprecherboxen ist vor einer Wand eingerichtet. Zum Gespräch gehen wir wieder zurück ins Wohnzimmer und setzen uns vor den Kamin. »Können Sie den anmachen?«, fragt sie und verschwindet kurz in der offenen Küche. Als das Feuer brennt, ist sie wieder da, setzt sich in einen niedrigen Sessel, auf dem Tisch stehen Kaffee und Obst. »Nehmen Sie sich ruhig eine von den Tassen«, sagt sie und deutet auf den Tisch. Auf der Tasse, die ich nehme, ist ihr Vorname Anne zu lesen. Das sei die Kindheitstasse aus ihrem Elternhaus, sagt sie und lacht.

ANNE IMHOF, 44, ist eine der bekanntesten deutschen Künstlerinnen der Gegenwart. Sie absolvierte die Städelschule in Frankfurt am Main. 2017 gestaltete sie den deutschen Pavillon auf der Biennale in Venedig und erhielt dort für ihre Performance »Faust« den Goldenen Löwen für den besten nationalen Beitrag. 2022 wurde sie mit der Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt ausgezeichnet. Imhof wohnt in Berlin

ANNE IMHOF: Eigentlich wollte ich immer Silas heißen, als ich klein war.

Silas? Wie der kleine Zirkusjunge in der ZDF-Weihnachtsserie aus den frühen Achtzigern?

Ja, genau wie dieser wilde Junge, der immer geritten ist, ich wollte wie er sein. Eigentlich heiße ich Anne Katharina Margareta Paulina.

Woher kommen die Namen?

Paulina war meine Oma, Katharina meine Uroma, Margareta meine Patentante.

Silas hat sich nicht durchgesetzt?

Nein. Ich wollte damals überhaupt erst mal durchsetzen, dass ich ein Junge bin, dann kam Silas als Wunschname dazu.

Wie haben denn Ihre Eltern auf den Wunsch, ein Junge zu sein, reagiert?

Sie haben ihn angenommen und wahrgenommen, aber das hat natürlich nicht dazu geführt, dass der Wunsch auch in meiner Umgebung akzeptiert wurde. Fulda, die kleine Stadt, in der ich aufgewachsen bin, ist sehr katholisch und sehr konservativ geprägt, und ganz oft waren andere Mütter besorgt, dass ihre Töchter mit mir spielen, weil ich so jungenhaft sei, da war ich fünf oder sechs. Manche Eltern haben ihren Kindern regelrecht verboten, mich zu sehen. Geredet wurde darüber nicht, aber manchmal haben mir das andere Kinder erzählt.

Wie sind Sie damit umgegangen? In dem Alter?

Im Nachhinein war das richtig dramatisch, aber als Kind akzeptiert man das irgendwie, auch wenn ein Schmerz bestimmt da war. Diese Ablehnung ist mir auch später begegnet, als ich in England anderthalb Jahre lang auf einem katholischen Internat war. Unsere Betreuerin im Mädchenhaus hat gesagt, ich hätte den bösen Blick, ich würde die anderen Mädchen verhexen, man solle nicht so viel Zeit mit mir verbringen. Das klingt wie aus einem längst vergangenen Jahrhundert, oder? Es ist jedenfalls interessant, dass Sie danach fragen, weil ich bis heute als Künstlerin, als Musikerin mit denselben Vorstellungen, wie man zu leben hat, konfrontiert werde.

Wie meinen Sie das?

Das passiert ganz subtil, und es hat auch mehr mit der Vorstellung, wie eine Frau zu sein hat, zu tun. Das gilt ja für alle Berufe, also natürlich auch in der Kunstwelt. Frauen müssen schön bescheiden und demütig sein, eine Künstlerin kann gerne außergewöhnliche Kunst machen, soll aber nicht zu fordernd sein. Verrückt ja – aber es muss, oder *sie* muss schon sehr gut aussehen dabei.

Ihre Heimatstadt Fulda in Osthessen ist stark vom Barock geprägt, es gibt viele Kirchen, viel alte Kunst. Erinnern Sie sich an das erste Mal, als Sie als Kind bewusst ein Kunstwerk wahrgenommen haben?

Als ich fünf war, sind wir mit der Familie nach Rom gefahren, meine Eltern hatten Freunde dort, und ich weiß noch, dass wir die Sixtinische Kapelle besucht haben, das war beeindruckend. Ich kann mich nicht genau an die Malereien erinnern, aber ich weiß noch, wie überwältigt ich war, auch von der Größe des Raums. In meinem Kopf verbindet sich dieser Moment übrigens mit einem anderen. Die römischen Freunde meiner Eltern hatten einen Pool, und ich bin da reingesprungen. Ich hatte mir vorher eine Schwimmweste umgelegt, aber als ich ins Wasser gesprungen bin, hat sich der Gurt gelöst. Und ich konnte nicht schwimmen. Für kurze Zeit dachte ich, dass ich ertrinke.

Waren Sie alleine?

Ja, niemand war da, alle anderen waren irgendwo im Garten, und wir Kinder durften auch nicht ins Wasser, ich bin heimlich reingesprungen. Ich musste also schwimmen, obwohl ich es gar nicht konnte, ich sehe noch die Rhododendron-Büsche vor mir und den Magnolienbaum, der in der Nähe des Pools stand. Das war mein erster Überlebenskampf.

Sie haben es alleine an den Beckenrand geschafft?

Ja, und dieses Gefühl, das selbst geschafft zu haben, war so groß, dass ich meinen Eltern nie davon erzählt habe. Erst Jahrzehnte später sind wir mal darauf zu sprechen gekommen, und ich war erstaunt: Wie, ihr wusstet das nicht? Sie sagten, dass ich ihnen nie davon erzählt hatte.

Nach Ihrer Internatszeit haben Sie 1997 in Fulda Abitur gemacht. Wie war der Kunstunterricht an der Schule?

Die Vorstellung, dass Frauen bescheiden und demütig sein sollen, gelte auch in der Kunstwelt, sagt Anne Imhof

Vielerlei bedruckte Vintage-T-Shirts

Linke Seite: Ledermantel mit aufgesetzten Alltagsgegenständen aus der Herrenkollektion von Loewe, Vintage-T-Shirt, Strümpfe von Falke und Pumps von Franziska Belangela

Als Imhof erfuhr, dass sie mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet wird, war sie »verängstigt bis in die Knochen«

An den in Deutschland kann ich mich kaum erinnern, aber in England war er sehr gut, sehr konkret, wir haben beispielsweise gelernt, Skulpturen zu zeichnen. Das war super, weil mein Kunstlehrer der Erste war, der gesehen hat, dass an meinen Zeichnungen irgendetwas ist, und das auch gesagt hat. Ich habe vorher schon gezeichnet, Porträts von meiner Familie, von Freunden, aber in England hat sich zum ersten Mal jemand künstlerisch mit mir auseinandergesetzt, das war wichtig. Ich habe auch früh Gedichte geschrieben, oft standen die dann neben einer meiner Zeichnungen.

Zeichnungen spielen in Ihrer Arbeit bis heute eine wichtige Rolle. Sie sind vor allem als Performancekünstlerin bekannt, die mit einer Gruppe von Menschen auftritt, aber Sie konzipieren diese Auftritte oft zuerst über Zeichnungen.

Ich habe die Zeichnungen aus meiner Kinder- und Teenagerzeit vor Kurzem mal gesucht, aber leider nicht mehr gefunden. Sie tauchen vielleicht irgendwann einmal auf, ich habe die meisten verschenkt.

Nach der Schule haben Sie an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach studiert.

Da habe ich vor allem fotografiert und Videos gedreht und gar nicht mehr gezeichnet. Ich hatte dort einen Zeichenlehrer, der mir ständig gesagt hat, ich müsse erst einmal lernen, wie man richtig zeichnet, bevor ich abstrahiere – aber ich wusste doch schon, wie ich zeichnen wollte! Damals habe ich mit Hausbesetzern in Frankfurt gewohnt, deren Häuser waren teilweise legalisiert worden, und zum Tausch hatten sie Wohnungen in einer ehemaligen amerikanischen Kaserne bekommen. Ich habe in einer früheren Offizierswohnung gelebt, da habe ich übrigens auch schon einen Boxsack an die Decke gehängt. Ich weiß noch, dass ich eines Tages die Gedichte, die ich geschrieben hatte, in einen Umschlag gesteckt habe, einem Dozenten von der Hochschule auf den Tisch gelegt und gesagt habe: »Ich mache jetzt nur noch das, ich will Dichter werden.« Das war mein Abschied von der Hochschule.

In einem Gespräch mit dem Kurator Hans Ulrich Obrist haben Sie einmal erzählt, was Sie heute als Ihr erstes Kunstwerk betrachten: einen Boxkampf.

Ich hatte damals sonntags ein Stripteaselokal im Frankfurter Bahnhofsviertel gemietet, die Riz Bar, das kostete nicht viel, weil sie sonntags ohnehin geschlossen war. Das war mein erstes Studio, viele Fotos und Videos aus der Zeit sind dort entstanden, es gab keinen Druck, wir konnten einfach machen. Ich habe damals mit Nadine Fraczkowski gearbeitet ...

... einer Fotografin und Freundin, die mit Ihnen auch auf der Hochschule gewesen war.

Ja, genau. Für die Bar habe ich mir eine Performance überlegt. Ich habe damals viel Musik gemacht in einer Band.

Konnten Sie ein Instrument spielen?

Eine Freundin in dem besetzten Haus hatte mir Gitarrespielen beigebracht, ja, es war eine krasse Zeit. Ich wollte jedenfalls Musik und Boxen zusammenbringen.

Ihre beiden Leidenschaften. Wie sind Sie eigentlich zum Boxen gekommen?

In Frankfurt, genau in der Zeit. Ich glaube, ich wollte Kämpfer werden und mit meiner Band touren, Texte schreiben, Gitarre spielen, sonst nichts. Meine Tochter Zoë war damals ein Jahr alt ...

Sie haben sie mit 21 Jahren bekommen und sie ohne den Vater alleine großgezogen ...

... ich wollte sie beschützen können, ich wollte stark sein, mich wappnen. Ich hatte damals einen Boxlehrer, aber ich war nie in einem Verein. Ich habe gespürt, dass ich Talent hatte. Heute denke ich: Wenn mich damals jemand gesehen und ich das richtige Training bekommen hätte, wäre ich Boxerin geworden und nicht Künstlerin.

Wie lief Ihre erste Performance in der Riz Bar ab?

Wir haben Menschen gecastet, die sich bereit erklärt hatten, gegeneinander zu boxen, eine Punkband spielte dazu. Der Kampf sollte so lange dauern, wie die Band spielte, und die Band sollte so lange spielen, wie der Kampf dauerte, aber weil es keinen Schiedsrichter gab, ist zwischen den Boxern und der Band eine unauflösbare Abhängigkeit entstanden.

Da steckt schon viel von dem drin, was Ihre Arbeit bis heute ausmacht: Performer, Musik, eine Choreografie, die gleichzeitig viel Freiraum für Spontanes lässt.

Ja, im Grunde genommen hat sich ab diesem Zeitpunkt alles entwickelt, was ich heute mache.

Von 2008 an waren Sie auf der berühmten Städelschule in Frankfurt, die viele wichtige Künstlerinnen und Künstler hervorgebracht hat wie Tobias Rehberger und Tomás Saraceno.

Wobei mir zu der Zeit noch nicht klar war, wie mein Leben aussehen wird. Ich wollte immer Künstler sein, seit ich denken kann. Irgendetwas hat mich immer darauf beharren lassen. Es musste sein. Ich habe damals jedoch vor allem Musik gemacht, habe Konzerte gegeben, ich habe mich Tyger Tyger genannt – nach dem Gedicht von William Blake *The Tyger* aus dem 18. Jahrhundert.

2012 wurde mit Ihrer Abschlussarbeit »School of the Seven Bells« zum ersten Mal die Öffentlichkeit auf Sie aufmerksam: Sie wurden mit dem Absolventenpreis ausgezeichnet.

Ja, aber die Arbeit, die für mich zündend war, hat ein Jahr zuvor stattgefunden. Ich hatte Freundinnen und Freunde gefragt, ob sie mitmachen. Die Arbeit fand am frühen Morgen nach der alljährlichen Party der Städelschule statt, ich habe ein Konzert gegeben, und eine Freundin hat sich wie ein Tiger auf der Linie entlang bewegt, sie hat auf mich reagiert und ich auf sie.

Wie beim Boxkampf mit der Punkband?

(lacht) Ja, es war dasselbe Prinzip. Und zwei Freunde haben eine Ballettstange an eine Wand gebohrt. Ich wollte damit ausdrücken: Es geht um Disziplin und Tanz. Weil der Auftritt nach der Party stattfand, flogen überall leere Becher herum, es war dreckig, und der Wind blies durch diese große Lagerhalle. Leute haben geweint, ich wusste erst gar nicht, was los ist. Da habe ich gemerkt: Das ist es. Es war auch viel Zufall dabei – der Wind, die Dunkel-

In ihrer Arbeit sei es wichtig, Kontrolle abzugeben, so »entstehen Momente, auf die man selbst nie gekommen wäre«

Zweireihiger Wollmantel von Saint Laurent by Anthony Vaccarello, Vintage-Fan-T-Shirt des Punkrock-Musikers Sid Vicious

Vintage-Fußball-T-Shirt und Vintage-Sportshorts von Supreme

Linke Seite: Gestreifter kurzärmliger Pullover, Ledershorts, Cowboyboots und Strümpfe von Prada

Fotoassistenz
Jakob Müller-Meernach;
Produktion
Tara Trullinger/
Get It Productions;
Haare & Make-up
Theo Kogan/
Art-Department;
Produktionsassistenz
Davis »Tiger« Cortes;
Prop-Styling
Mary Reilly;
Styling-Assistenz
Karo Brandi

»Wenn ich das richtige Training bekommen hätte«, sagt Imhof, »wäre ich Boxerin geworden und nicht Künstlerin«

heit, das passte zu dem langsamen Song, den ich gespielt habe, eine Ballade.

Wenn Sie nun wie 2021 das riesige Palais de Tokyo in Paris bespielen, müssen Sie diese Zufälle einplanen.

Ja. Ich habe an dem Morgen in der Lagerhalle verstanden: Wenn man Kontrolle abgibt, entstehen Momente, auf die man selbst nie gekommen wäre. Noch etwas: Ich habe damals verstanden, dass Texte, also Gedichte, wenn sie zu Lyrics eines Songs werden, noch einmal eine ganz andere Wirkung haben können. In dem Lied ging es darum, dass jemand seine Liebe erklärt, seinen Liebeskummer, und dass diese Liebe universell ist, also dass er in alle verliebt ist.

Dieser Jemand waren Sie.

Ich habe in diesem Moment gesagt: Ich liebe mein Publikum.

Und das tun Sie?

Ja, sehr. Wenn ich auftrete, will ich liefern.

Sie haben einmal gesagt, dass Sie das Wort Performance nicht mögen.

Darüber bin ich hinweg *(lacht)*. Das hatte früher viel mit meinen inneren Zweifeln zu tun: Was bedeutet Performance überhaupt, wie macht man das? Die Zweifel kamen natürlich auch daher, dass bei mir alles so schnell ging, innerhalb von drei Jahren ist alles passiert, von dem ich immer geträumt habe. Ich habe mich ja vor Publikum ausprobiert. Es folgte eine Ausstellung im Portikus in Frankfurt, ein erster Bericht in der Zeitschrift *Artforum,* ein Jahr später war ich schon im MoMA PS1 in New York. Dann Kunsthalle Basel, 2016 der Hamburger Bahnhof in Berlin.

Diese Ausstellung wurde vom Publikum geradezu gestürmt.

Das war ein Schock.

Warum?

Das ist schon merkwürdig bei mir: Ich suche mir erst eine riesige Halle aus und wundere mich dann, dass eine Masse von Menschen auftaucht.

2017, ein halbes Jahr nach Berlin, haben Sie den deutschen Pavillon in Venedig gestaltet, für den Sie mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet wurden, einer Art Oscar der Kunstwelt.

Diese Zeit hat alles verändert.

Gibt es einen Moment, an dem Sie das festmachen können?

In Berlin, ich war mit Eliza im Hotel ...

... Ihrer langjährigen Freundin, sie ist Künstlerin und Model und hat Sie auch für dieses ZEITmagazin fotografiert ...

... wir haben die Zeitungen aufgeschlagen, und ich war einfach auf jeder Feuilleton-Aufmacherseite. Ich dachte: Jetzt ist nichts mehr so wie vorher. Als ich dann in Venedig erfahren habe, dass ich mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet werde, hat Susanne Pfeffer, die Kuratorin des deutschen Pavillons, die mich eingeladen hatte, gesagt: »Anne, das passiert jetzt, es wird dein Leben verändern, und das wird ganz schön hart, weil du noch so jung bist.«

Sie waren 39.

Ich war verängstigt bis in die Knochen. Aber auch einfach zu sehr in die Arbeit vertieft und habe nicht zu viel darüber nachgedacht.

Wie war die Preisverleihung?

Daran kann ich mich kaum erinnern, das war wie ein Rausch.

Ihr Stück in Venedig, eine fünfstündige Performance, haben Sie »Faust« genannt, wie das Werk von Goethe und die gleichnamige Ouvertüre von Wagner. Später haben Sie die Wagner-Festspiele auch besucht. Wie fanden Sie diese Abende?

Interessant. Erst einmal war die Akustik gar nicht so gut, wie immer behauptet wird. Hätte ich alleine die Musik gehört, hätte es mir sehr gefallen, aber mit den Inszenierungen bin ich nicht klargekommen.

Warum nicht?

Für mich ist das altes Theater. Das hat für mich nichts mit dem zu tun, was die Musik kann. Die Inszenierungen hatten für mich viele leere Stellen.

Hätten Sie Lust, selbst einmal in Bayreuth zu arbeiten?

Auf jeden Fall. Warten Sie, lassen Sie es mich lieber so sagen: Ich hätte Lust darauf, Wagners Musik zu inszenieren, aber ich weiß nicht, ob das in Bayreuth sein muss. Wenn ein deutscher Künstler den deutschen Pavillon gestaltet hat, dann kann er auch nach Bayreuth? Ich weiß nicht, ob das mein Weg ist. Ich will eher rausgehen und nicht rein in diese großbürgerliche Enge.

Während Ihrer Jahre in Frankfurt haben Sie nicht nur studiert und künstlerisch gearbeitet, sondern auch als Türsteherin im Robert Johnson in Offenbach gearbeitet, der als einer der besten Clubs der Welt gilt. Wie hat diese Zeit Sie geprägt?

Das war sechs Jahre lang meine Arbeit, insofern war sie schon sehr wichtig. Und der Club als Idee einer Nachtgesellschaft mit eigenen Regeln natürlich auch, der Rausch, das In-der-Musik-Sein, die Umkehrung von Tag und Nacht. Ich selbst habe ja nicht gefeiert, ich habe gearbeitet, dadurch stand ich auf der anderen Seite, aber ich habe natürlich trotzdem alles beobachtet.

Sie haben einmal gesagt, dass Sie noch nie im Berghain waren, auch weil Sie nicht an der Tür abgewiesen werden wollten, Sie wüssten ja, wie Türsteher so ticken.

Das war mehr als Witz gemeint. Tatsächlich war ich letzte Woche zum ersten Mal im Berghain. Es war sehr gut. In der Nacht sein bedeutet für mich einfach auch sehr viel Schmerz.

Warum das?

Es erinnert mich immer an diese Zeit damals. Sie müssen sich das so vorstellen: Ich habe nachts im Club gearbeitet, tagsüber habe ich die Städelschule besucht und auf meine kleine Tochter aufgepasst. Geschlafen habe in dieser Zeit kaum, diese Jahre waren krass. Ich brauche nicht viel Schlaf, fünf Stunden.

Nur fünf Stunden?

Ich kann auch mit drei Stunden auskommen. Das liegt wahrscheinlich an meinem Charakter, ich bin einfach extrem, entweder – oder. Ich liebe es, nachts wach zu sein, da kommen mir die besten Ideen, manchmal alle auf einmal.

Sie waren von 2015 an mit der Künstlerin Eliza Douglas zusammen. Was dachten Sie, als Sie sie zum ersten Mal trafen?

50
YEARS OF
GERRY
CHEERS
TO FIFTY
SO GERRY
GERRY WEBER

Ich war einfach überwältigt. Endlich, habe ich gedacht, ich hatte schon von ihr gehört. An diesem Abend habe ich ein Konzert gespielt auf einer Gala des Magazins *Texte zur Kunst,* ich war richtig nervös, und wir sind uns kurz vorher in der Lobby des Hotels begegnet. Ich habe gehofft, dass Eliza noch da ist, als ich angefangen habe zu spielen. Ich habe ständig ins Publikum geschaut, konnte sie aber nirgendwo entdecken, es war zu dunkel. Aber hinterher hat Eliza mir geschrieben, sie war also noch da gewesen, und sie fand's gut, »du hast keinen Grund gehabt, aufgeregt zu sein«. Das war der Anfang.

Seit Längerem arbeiten Sie und Eliza Douglas zusammen. Wie kam es dazu?

Ich habe sie gecastet für *Angst,* das Stück im Hamburger Bahnhof in Berlin. Wir haben sofort gut zusammengearbeitet, weil wir uns von allen Vorstellungen gelöst haben, wie man probt, wie man performt. Wir haben vor allem viel geredet, und wir mussten uns dazu nie verabreden.

Mit demselben Menschen zusammen zu sein und zusammenzuarbeiten – das kann auch anstrengend sein, oder?

Nach *Faust* in Venedig war nicht nur mein Leben nicht mehr wie vorher, sondern auch unsere Beziehung. Wir waren nicht mehr so unschuldig, wir mussten erst lernen, mit der Aufmerksamkeit umzugehen. Wir können heute immer noch sehr gut miteinander arbeiten, für meine letzte Ausstellung *Youth,* die in Moskau stattfinden sollte, haben wir dort nur zu zweit geprobt.

Wegen des Krieges konnte die Ausstellung nicht in Russland gezeigt werden, sie lief im vergangenen Jahr in Amsterdam.

Genau, aber wir haben die Filme noch in Moskau gedreht, und ich wusste, ich kann da nur alleine mit ihr hin, weil wir beide gemeinsam sehr effizient sind. Die Zusammenarbeit war andererseits auch neu für uns beide, weil ich zum ersten Mal selbst Regie geführt und sehr genaue Anweisungen gegeben habe.

Könnten Sie sich vorstellen, wie andere bildende Künstler auch einmal Regie bei einem Kinofilm zu führen?

Auf jeden Fall, ich arbeite gerade daran. Und ich bereite gerade ein Stück vor, mit dem ich auf eine Tournee gehen könnte. Ich glaube, dass ich dadurch meine Arbeit zugänglicher machen kann, und das ist alles, was mich interessiert. Institutionen in der Kunstwelt machen zwar viel Neues möglich, aber es bleibt eben dann doch oft sehr exklusiv und wird gleichzeitig sofort konserviert. Und wer kann schon ins Museum gehen? Eine Mutter mit drei Kindern, die tagsüber arbeitet, kauft sich doch kein Museumsticket, wenn das Museum um fünf Uhr nachmittags zumacht. Zugänglichkeit kann doch nicht nur auf Instagram passieren. In der Kunstwelt herrscht vor einer solchen Öffnung auch Angst, nach dem Motto: Dann wird die Kunst weniger wert.

Weil sie Mainstream wird?

Was ist denn bitte am Mainstream schlecht?

Ich habe nur gerade auf Ihre Kaffeetasse geschaut, sie ist von Nirvana, der Band.

(lacht) Es kommt nur auf die Inhalte an! Vielleicht ist Popkultur auch der bessere Begriff als Mainstream.

Die Sorgen aus dem Kunstmarkt haben vermutlich auch weniger ästhetische Gründe, es geht ums Geld, um den Wert eines Kunstwerks von Anne Imhof.

Ja, aber dieser Schmerz muss überwunden werden.

Wir haben uns zu einem ersten Gespräch im ersten Frühjahr der Pandemie getroffen, damals waren Sie verunsichert über die Kunstmarkt-Situation, alle Projekte waren auf Eis gelegt.

Ich kann mich sehr gut daran erinnern, das war in meinem alten Studio an der Potsdamer Straße in Berlin. Ich war damals monatelang alleine wie die meisten von uns und habe die Ausstellung im Palais de Tokyo in Paris vorbereitet. Das war ein eigentümlicher Zustand, ein Spagat zwischen ganz klein und ganz groß denken. Ich hatte totale Angst. Einerseits. Auf der anderen Seite war ich auch in einer privilegierten Situation, mir kam diese Zeit sehr gelegen, diese Ruhe. Ich merke immer noch, wie anstrengend ich es heute finde, wieder raus in die Gesellschaft zu gehen.

Raus unter Leute.

Ja. Obwohl das zu meinem Beruf gehört.

Wie sieht Ihr Alltag heute aus?

Ich stehe auf, mache Sport und mache Kunst. Ich mache nichts anderes. Bin für mich. Und gleichzeitig weiß ich, dass ich beim Performen am besten bin, dafür lebe ich.

Wie finden Ihre Eltern eigentlich Ihre Kunst?

Das weiß ich gar nicht genau. Sie ist ihnen fremd, glaube ich, aber sie können mit den Themen, die ich behandele, schon sehr viel anfangen. Sie kommen und schauen sich die Stücke an, ich bin dann immer ziemlich aufgeregt. Und sie sind besonders kritisch. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass meine Kunst so persönlich ist und mein Leben so ganz anders ist als ihr Leben.

Am Anfang unseres Gesprächs haben Sie gesagt, dass Sie als Kind gerne ein Junge gewesen wären. Wie sehen Sie das heute?

Diese Frage hat sich für mich aufgelöst, ich habe versucht, mich selbst nicht definieren zu müssen. Aber sie ist immer wieder von außen aufgetaucht, wenn ich beispielsweise mit einer Frau in Frankfurt unterwegs war, in den Außenbezirken. Da ist es vorgekommen, dass andere einen haben spüren lassen, dass man nicht ihren Vorstellungen entspricht.

Verbal?

Auch physisch, es kam auch zu Gewalt. Ich thematisiere das nicht in meiner Arbeit, aber alles, was ich erlebt habe, steckt trotzdem tief in meiner Arbeit drin.

Sie haben mal ein Lied von Marlene Dietrich gecovert. »Wenn ich mir was wünschen dürfte«, singen Sie, »möcht ich etwas glücklich sein / Denn wenn ich gar zu glücklich wär / Hätt ich Heimweh nach dem Traurigsein.« Was bedeuten Ihnen diese Zeilen?

Es ist schön, Glücklichsein und Traurigsein als Orte zu beschreiben. Ich kann schon sehr melancholisch sein und im nächsten Moment wieder sehr euphorisch.

Und wenn Sie sich jetzt was wünschen dürften?

Dann wäre ich gerne am Ozean und würde den Delfinen zuschauen.

MARC CAIN
MARC-CAIN.COM

GERTIS GARDEROBE

Gerta »Gerti« Zahradniks Outfits waren stets sorgfältig ausgewählt. Rechts posiert sie, 87-jährig, mit Sonnenbrille und Lieblingsbikini in ihrem Wohnzimmer in Wien

13 Jahre lang hat Alexandra Bondi de Antoni ihre Großmutter immer wieder fotografiert. Ihre Bilder zeigen eine Frau, die mit ihren Kleidern sagt: Seht mich an, ich bin noch da!

Gertis Kleider, Kostüme, Mäntel,
Schmuck halfen ihr, ein großes
Leben zu leben – auch wenn ihre
Realität oft anders aussah.
Sie starb im vergangenen Jahr

Als die Fotografin noch ein Kind war, erschien ihr Gerti fremd. Durch die gemeinsamen Shootings kamen sich Großmutter und Enkelin näher

Von ALEXANDRA
BONDI DE ANTONI

Auf dem Bild rechts von 2021
ist die Großmutter 96 und
die Enkelin – mit Gertis Hut auf
dem Kopf – 31 Jahre alt

AN einem Frühlingstag im Jahr 2012 hatten meine Großmutter, damals 87, und ich uns wieder einmal zu einem Fotoshooting in ihrer Wohnung in Wien verabredet. Ich studierte damals Fotografie, und Gerti, wie wir sie liebevoll nannten, stand regelmäßig vor meiner Kamera. Mitten im Shooting kam sie an diesem Tag in ihren weißen Bademantel gehüllt ins Esszimmer, öffnete ihn langsam und ließ ihn mit einer dramatischen Geste zu Boden gleiten. Mein Blick fiel auf ihren runzeligen Körper, der nur noch von einem Bikini bedeckt war. Dazu trug sie eine große Sonnenbrille und rosa Lippenstift. Gerti breitete die Arme aus und stachelte mich an: »Was sitzt du denn noch herum? Hast du noch nie eine Frau mit Falten gesehen? Los, machen wir weiter!«

Meine Großmutter Gerta Zahradnik war eine beeindruckende Frau. Von klein auf war ich von ihrer Eleganz fasziniert und eingeschüchtert. 1925 in der Kleinstadt Rogaška Slatina im heutigen Slowenien geboren, im Zweiten Weltkrieg als Deutsche vor der jugoslawischen Volksbefreiungsarmee nach Graz geflohen, erschien sie mir als Kind oft sehr fremd. Erst als wir anfingen, gemeinsam Fotos zu machen, kamen wir uns näher. Ich kann mich noch genau an das erste Bild erinnern, das ich von Gerti gemacht habe. Es zeigt sie in ihrem »Haushaltsgewand« – einer beigen Weste mit weiß-goldenen Knöpfen zu schwarz-weiß-braun-gestreifter Bluse und Midirock – vor einem Landschaftsgemälde im Esszimmer. Es ist kein außergewöhnliches Porträt, an dem man hängen bleibt. Und trotzdem ließen mich ihr leicht nach unten geneigtes Gesicht, die Tränensäcke, die durch das harte Blitzlicht rötlich leuchteten, und die Linie ihres auf die Stirn gerutschten Haarnetzes damals zum ersten Mal eine Schönheit und Weichheit erkennen, die meinem Auge bis dahin verwehrt geblieben war.

Der Krieg, die Nachkriegszeit und Jahrzehnte später die Pflege meines durch die Spätfolgen seiner Kriegsverletzungen bettlägerig gewordenen Großvaters: Der Akt des Anziehens war für Gerti immer ein Weg, nicht aufzugeben. Ein Bild, das ich bis heute im Kopf habe, ist mein ins Leere starrender Opa in seinem Bett und neben ihm meine Großmutter in ihrem blau-weiß gepunkteten Kostüm, wie sie ihm behutsam den Speichel aus dem Mundwinkel wischt. Viel später erzählte sie mir, dass sie sich, obwohl sie in diesen Jahren unglaublich einsam war, jeden Tag anzog, als würde sie gleich Besuch bekommen. Gerti machte sich schick, auch wenn nicht mal »ihr Willie« sie richtig sehen konnte. Ihre Kleider gaben ihr die Möglichkeit, ein großes Leben zu leben, selbst wenn ihre Realität oft anders aussah. So fühlte sie sich gesehen, während Frauen ihres Alters gesellschaftlich oftmals verschwinden.

Eines Abends saßen Gerti und ich in ihrem Lieblingscafé in Wien, dem Café Landtmann, danach wollten wir ins Burgtheater gehen. Meine Großmutter trug ein silbernes, von meiner Mutter genähtes Kostüm, dazu ein mit Glasperlen besetztes Blouson über den Schultern, neben ihr stand ihre schwarze Ledertasche. Der Kellner brachte eine Maroniblüte, die sie vorsichtig mit dem Löffel zerteilte. Dabei spähte sie hin und wieder zum Nachbartisch, an dem ein paar Frauen saßen, die alle gleich aussahen: lange blonde Haare, alle in Beige und Grau gekleidet, dazu viel Make-up. Für Gerti war dieser monotone »Einheitsgatsch, den man heute Mode nennt« das Schlimmste. Gerti sagte oft: »Wer für jeden schön ist, ist nie schön!«

Ein Jahr vor ihrem Tod im vergangenen Herbst vermachte mir Gerti einen ihrer extravagantesten Hüte. Er ist schwarz-weiß gemustert und dank der riesigen Krempe eigentlich viel zu groß für meinen Kopf (und wenn man ehrlich ist, auch für Gertis). Als ich ihn bei ihrer Beerdigung trug, hielten mich einige der Anwesenden für einen kurzen Moment für Gerti.

Der 33-jährige Designer Simon Porte Jacquemus
in seinem Pariser Atelier

Von CLAIRE BEERMANN

Fotos ANA KRAŠ

AUF DER SONNENSEITE

Giorgio Armani prägte den Stil der Achtziger-, Helmut Lang den Minimalismus der Neunzigerjahre. Heute wollen alle Jacquemus tragen. Die Mode des Südfranzosen ist fröhlich und persönlich – und eine Hommage an seine tote Mutter

WENN Simon Porte Jacquemus glücklich ist, dann denkt er an seine Mutter. Bei seiner Hochzeit mit seinem Mann Marco Maestri im vergangenen Sommer etwa, Maestri im weißen Anzug, Jacquemus im schwarzen, mit seitlich aus dem Sakko wehendem Tüllschleier. Oder wenn er nach seinen Modenschauen, die in Lavendelfeldern oder Salzwüsten stattfinden, dem Publikum entgegenrennt. Einmal lief das Supermodel Laetitia Casta in einem Rock über Jacquemus' Laufsteg, der Rock war eine Hommage an den, den er im Alter von sieben Jahren für seine Mutter gebastelt hatte. Als der Designer nach der Schau den Applaus der Gäste entgegennahm, deutete er Richtung Himmel.

Wäre seine Mutter noch da, dann würde sie sehen, wie weit Jacquemus es geschafft hat, der Bauernsohn aus der Provence: Seine gleichnamige Marke, die er als 19-Jähriger ohne Ausbildung und ohne Geldgeber in Paris gründete, ist heute eines der gefragtesten Luxusmodehäuser. Wofür andere Modemarken mehrere Dekaden brauchen, ist dem inzwischen 33-jährigen Jacquemus innerhalb von wenigen Jahren gelungen: Er ist mit seinen bonbonfarbenen Handtaschen, sonnenschirmbunten Röcken und überdimensionierten Strohhüten zu einem Popstar der Mode geworden. Für eine Sonderkollektion, die er mit Nike entwarf, kampierten die Leute vor seiner Pariser Boutique. Auf der Secondhand-Plattform Vinted war seine »Chiquito Mini Bag« – ein trapezförmiges Modell mit aufgesetztem Henkel, derzeit in 97 Form- und Farbvarianten verfügbar – im Jahr 2022 das beliebteste Produkt. Seine Werbekampagnen werden zu viralen Internethits: Mal engagiert er dafür seine Großmutter, mal Bad Bunny, den meistgehörten Popmusiker auf Spotify, mal ein Liebespaar am Strand. Beyoncé soll sich 30 »Chiquito«-Taschen auf einmal gekauft haben. Bei seinen Modenschauen erschafft Jacquemus so erzählerische Szenerien wie einst Karl Lagerfeld bei Chanel. Aber während Lagerfeld einmal eine Scheune als Kulisse in den Grand Palais bauen ließ, laufen die Models bei Jacquemus einfach durch ein echtes Weizenfeld im Pariser Umland. Vor allem die mit den sozialen Medien aufgewachsene Generation feiert ihn für seine humorvollen, einladenden Bilder – und kauft seine Mode. 2022 hat Jacquemus nach eigenen Angaben einen Jahresumsatz von über 200 Millionen Euro erzielt, doppelt so viel wie im Vorjahr. Für 2025 plant das Unternehmen, das immer noch zu 100 Prozent seinem Gründer gehört, ein Umsatzwachstum auf 500 Millionen Euro.

In der Welt von Jacquemus scheint immer die Sonne. Seine Kollektionen, Reklamen, Modenschauen verströmen eine glühende Sehnsucht nach Licht, Wärme, nach der Schönheit ländlicher Idylle. In Jacquemus' Welt sind alle ungeschminkt und braun gebrannt, man geht im Bikinitop ins Restaurant und rennt mit wehendem Haar durch ein Kornfeld. Wohl kaum würde man auf die Idee kommen, dass er ausgerechnet mit dieser Vision anfing, kurz nachdem seine Mutter 2008 bei einem Autounfall gestorben war.

»Ohne meine Mutter«, sagt Jacquemus beim Treffen an einem verregneten Wintertag in Paris, »wäre ich nie so weit gekommen.« Er sitzt, ein angewinkeltes Bein unter das andere geklemmt, auf einem meterlangen, gewundenen Leinensofa, das sich wie eine Raupe durch sein riesiges Büro schlängelt. Beige Leinengardinen hängen von der hohen Decke, auf einem Holztisch stehen zwei leuchtende Mimosensträuße. Ein munterer, braun gefleckter Dackel namens Toutou ist auch da, aus irgendeinem Grund trägt er einen winzigen Rucksack. Jacquemus ist sehr höflich und wirkt ein bisschen verlegen, wie ein Kind, das jemand ermahnt hat, brav die Hand zu geben. Wie nett, sagt er, dass man extra aus Deutschland hergekommen sei, vielen Dank. Er hat ein jungenhaftes Gesicht, eine Haarsträhne steht von seinem Kopf ab. Wenn er auf seinen Social-Media-Kanälen ein Foto von sich als Kind postet, erkennt man ihn sofort am breiten Lächeln wieder.

Jacquemus wuchs in einem Dorf in der Provence auf. Seine Großeltern verkauften Gemüse auf dem Wochenmarkt, manchmal half er mit. »Seitdem kann ich sehr gut kopfrechnen«, sagt Jacquemus, außerdem lernte er, höflich zu sein, »selbst wenn eine Kundin jede Karotte einzeln umdrehte«. Aber in das Dorf passte er nicht hinein. »Ich war nicht gerade Harry Potter«, scherzt er, »aber ich trug von Kopf bis Fuß Gelb, ich sang und tanzte den ganzen Tag. Das reicht schon, um anders zu sein. Meine Mutter sagte immer zu mir: Du bist besonders, du bist schön, hör nicht auf die anderen.« Er verkleidete sich auch gern, zum Beispiel als Braut, mit Tüllschleier über dem Topfschnitt. Mit sieben Jahren zerschnitt er einen alten Leinenvorhang, hackte mit einem Küchenmesser Löcher hinein, zog Schnürsenkel hindurch – sein erster Rock. »Ein wirklich hässliches Teil«, sagt Jacquemus und grinst, aber seine Mutter habe ihn anprobiert und zu ihm gesagt: *»T'es le meilleur!«*, »Du bist der Beste!« Mit dieser Zustimmung wird er groß. Sie erklärt vielleicht auch, warum Jacquemus eine Popcorn-Maschine in seiner Pariser Boutique aufgestellt hat und mal eine Jacke entwarf, die aussah, als habe jemand Pommes an die Ärmel getackert. Diese Einstellung prägt seine Mode: Probieren wir es aus, es könnte ja Spaß machen!

Aber als Kind und Jugendlicher, so erzählt er es, habe er sich lange selbst gesucht. Er wollte unbedingt gesehen werden, sang einmal *Je Sais Pas* von Céline Dion vor der ganzen Schule – »das war ein bisschen peinlich«. Damals sei er besessen davon gewesen, Pariser zu sein. Wenn man dich dort kennt, kennt man dich in der ganzen Welt, sagte er sich.

Jacquemus war 18, als seine Mutter starb. In diesem Moment, sagt er, habe er ver-

Im Sommer 2020 zeigte Jacquemus eine Modenschau in einem Kornfeld bei Paris, die Gäste saßen mitten im Weizen

Fotos Jacquemus

standen, dass seine Wurzeln eine Stärke seien, keine Schwäche. Er brach sein gerade erst begonnenes Studium an der Pariser Modeschule Esmod ab, beschloss, sofort eine eigene Kollektion herauszubringen. »Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass mir die Zeit davonrennt«, sagt Jacquemus auf seinem Sofa in Paris. »Dieses Gefühl habe ich immer noch. Manchmal zittere ich richtig, wenn ich denke: Ich bin schon 33 Jahre alt« – er schnipst aufgeregt mit den Fingern, »ich muss endlich meinen Traum verwirklichen!« Hat er das nicht längst? Jacquemus lacht schüchtern. »Ich habe noch so viele Träume!«

Als er 2009 seine Marke gründete, begann er mit wenigen Stücken, schlicht, aber eigen: bauchfreie Langarmtops in Unifarben, Miniröcke mit rot-weißen Blockstreifen. Vor zehn Jahren entdeckte ich einen Faltenrock von Jacquemus in einer Berliner Boutique: A-Linien-förmig, knallorange, aus festem Baumwollstoff. Ein Rock wie ein Filzstift.

Von Anfang an setzte Jacquemus alles daran, mit seiner Mode nicht bloß zu beeindrucken, sondern sie auch zu verkaufen. Er entwarf keine avantgardistischen Kunstwerke, wie es junge Designer gerne tun, um aufzufallen – sondern fröhliche, helle Mode. In jeder neuen Kollektion produzierte Jacquemus zwei Entwürfe mehr als in der vorangegangenen; tagsüber arbeitete er in der Boutique von Comme des Garçons. Jahrelang zahlte er sich von den Einkünften seines langsam wachsenden Labels selbst nichts aus, sein Atelier im 12. Arrondissement von Paris war zugleich seine Wohnung. Im Jahr 2015 gewann er einen mit 150.000 Euro und einem einjährigen Mentorenprogramm dotierten Förderpreis des Luxusgüter-Konzerns LVHM.

Vier Jahre zuvor, am 8. September 2011, hatten zehn Frauen ein Transparent über die Avenue Montaigne getragen, die feinste Einkaufsstraße von Paris. Es gibt ein Video von der Aktion auf YouTube. *»JACQUEMUS EN GRÈVE«* stand in roten Buchstaben auf dem weißen Banner, »JACQUEMUS IM STREIK«. Die Frauen hatten rosa Miniröcke und tomatenrote Tops an, und während sie an den Boutiquen von Versace und Dior vorbeimarschierten, skandierten sie *»La mode, la mode, la mode!«* Zwischen ihnen lief ein schlaksiger Typ mit schulterlangem Haar – Simon Porte Jacquemus, 21 Jahre alt –, der Flyer an Fußgängerinnen verteilte und behauptete, die Frauen seien Fabrikarbeiterinnen und demonstrierten dafür, in Jacquemus-Kleidern zum Dienst erscheinen zu dürfen. Ein Passant wurde von einem Filmteam zum Geschehen interviewt: »Wenn die Leute ein Anliegen haben, sollen sie ihre Stimme erheben. Ich wünsche ihnen *bon courage!«* Weil Jacquemus und seine Freundinnen ihren »Streik« – die Lieblingsbeschäftigung der Franzosen – ausgerechnet an jenem Abend inszenierten, an dem die französische *Vogue* ein Event auf der Avenue veranstaltete, kam jetzt auch noch die Chefredakteurin des Magazins vorbeigelaufen, zwei Supermodels und einen Bodyguard im Schlepptau. »Mädels, haltet euch bereit«, rief Jacquemus, »da kommt Emmanuelle Alt, die Chefredakteurin der *Vogue!«* Plötzlich überall Fernsehkameras, die die Chefredakteurin gerade begleiteten, grelles Licht, eine Reporterin, die begeistert in ihr Mikrofon sprach: »Hier sehen wir einen jungen Modedesigner, der mit seinen Freundinnen in seinen Kreationen hergekommen ist!« »Und, geben wir uns die Hand vor den ganzen Kameras?«, sagte Jacquemus keck zu Emmanuelle Alt. Alt lachte, und die beiden schüttelten sich die Hände. Das war Jacquemus' erste Modenschau.

Der Dokumentarfilmer Loïc Prigent, der den Designer seit über zehn Jahren kennt und eine Reihe von Dokumentationen über ihn gedreht hat, sagt, diese Unbeirrbarkeit habe er an Jacquemus von Anfang an beobachtet. »Er hat schon damals nicht nach links und rechts geschaut, er wusste genau, wer er ist. Er hat mit seinen Kleidern von Erinnerungen und Referenzen aus seinem eigenen Leben erzählt.« Das Interessante daran sei, dass er das heute immer noch tue – aber eben mit Zugang zu den besten Stoffen, den besten Schneidern, dem für seine Stickereien berühmten Pariser Atelier Lesage. »Wenn Sie sich seine Mode anschauen, dann ist sie aber immer noch eher von einem Müller oder einer Landarbeiterin inspiriert als von einer Pariser Sorbonne-Studentin«, sagt Prigent. »Die traditionsreichen Modehäuser erzählen auch gern von ihrer Geschichte – von Coco Chanel, von Christian Dior. Jacquemus erzählt von seiner Familiengeschichte. Kein anderer Jungdesigner macht das.«

Alles ist bei Jacquemus persönlich. Den Instagram-Account der Marke betreibt er, sehr untypisch für ein Luxusmodehaus, immer noch selbst, im Profil steht: »Ich heiße Simon Porte Jacquemus, ich mag Blau und Weiß, Streifen, Sonne, Früchte, das Leben, die Poesie, Marseille und die Achtzigerjahre.« Als er zwischen Bildern von Handtaschen und Strickjacken einmal ein Foto postete, das ihn und seinen Mann beim Küssen zeigte, und es dafür neben 700.000 Likes auch homophobe Kommentare wie »Ich wollte mal eine Tasche von dir. Jetzt kotze ich« regnete, kommentierte Jacquemus zurück: »Meine Tasche will dich nicht.«

2017 entwarf er eine Kollektion namens »La Bomba«, inspiriert davon, wie seine Mutter sich nach einem Tag am Strand schick machte, um durch den Badeort zu bummeln: schwarzes Stirnband, ein rückenfreies Leinenkleid, ein langer Ohrring aus bunten Glasperlen. Die Kollektion, die er im Sommer 2022 kurz vor seiner Hochzeit präsentierte, war voller Tüll und fast ganz in Schwarz und Weiß gehalten.

Zugleich kombiniert er all diese persönlichen Referenzen mit perfektem Handwerk: aufwendigen Draperien, mehreren Lagen Rüschen, die sich wie eine

Für seine überdimensionierten Strohhüte ist Jacquemus berühmt – hier zu sehen im Bastregen seiner jüngsten Show

Jacquemus mit seinem Dackel Toutou.
Im Hintergrund sieht man Porträtfotos seiner Mutter

Artischocke aufblättern, Blazern mit komplizierten Raffungen. Eine seiner frühen Kollektionen bestand aus Röcken und Minikleidern, die aussahen wie gestreifte Sonnenschirme, aber mit ausladenden Stoffwürfen an der Hüfte. Das waren Jacquemus' Erinnerungen an die südfranzösische Riviera, kombiniert mit konzeptuellen Schnittmustern.

Das eigene Leben zu einem Produkt zu machen klingt in einer Zeit, in der Popstars in Dokumentarfilmen ihre Depressionen offenlegen und Influencerinnen Fotos von ihrem Lippenstift und von ihrer Schwangerschaft posten, nach einer offensichtlichen Strategie. Aber Jacquemus hat das mit seiner Mode schon gemacht, als die großen Luxusmarken noch mit It-Bags und Pelzmänteln lockten. Er hat von Anfang an verstanden, dass ein Kleid wie ein guter Popsong sein muss: etwas, das eine emotionale Verbindung zwischen Macher und Empfänger schafft.

Tiffany Hsu, Chefeinkäuferin für Damenmode beim Onlineshop Mytheresa, sagt: »Die Bilder, die Jacquemus um seine Kleider herum schafft, sorgen dafür, dass man die Kleider kaufen will. Dahinter steckt eine Strategie, aber eine, die organisch entstanden ist. Was er erzählt, ist authentisch. Er lässt einen an sich heran, wenn er von seiner Hochzeit erzählt, von seinem Mann, seinem Hund. Seine Kundinnen haben das Gefühl, Simon sei ihr Freund.« Und die Wärme, die er verbreite, sei eben echt. »Er ist ein sehr liebenswürdiger, sehr lebenslustiger Mensch«, sagt Hsu. »Auf Partys feiert er bis zum Morgengrauen. Er liebt es, unter Menschen zu sein. Und seine Mode verströmt diesen Geist auch.«

Loïc Prigent, der Dokumentarfilmer, erzählt: »Jacquemus kann unglaublich gut tanzen. Und noch besser kann er nachmachen, wie andere Leute tanzen. Er ist ein feiner Beobachter.«

Im Herbst 2022 hat Jacquemus auf der Avenue Montaigne, zwischen Gucci und Jil Sander, seine erste Boutique eröffnet – ausgerechnet dort, wo er elf Jahre zuvor seine Streik-Modenschau veranstaltete. An einem eiskalten Abend im Dezember hat sich vor dem Geschäft eine Schlange gebildet. Einfach reinspazieren, wie ich mir das vorgestellt hatte, geht nicht. Ein Sicherheitsmann im schwarzen Anzug weist Neuankömmlinge ab, im Laden sei es zu voll, »wir schließen in einer Stunde, heute kommen Sie nicht mehr rein, tut mir leid«. Im Schaufenster liegt ein riesiger Haufen gestreifter Bettdecken, der sich mittels einer versteckten Mechanik gemächlich hebt und senkt, ganz so, als schliefe jemand darunter. Gerade ist eine Sonderkollektion eingetroffen, die Jacquemus mit der dänischen Bettwäschefirma Tekla entworfen hat: Pyjamas, Handtücher, Bettlaken, deshalb der Deckenhaufen im Fenster. Ein älteres Touristenpaar in der Schlange hat keinen Blick dafür, die Frau diskutiert mit dem Sicherheitsmann. »Wir wollen doch nur diese Tasche kaufen!«, sagt sie und zeigt auf ihrem Handybildschirm die »Bambino«-Tasche in Sandfarbe.

Irgendwann wird man dann doch an der Absperrkordel vorbeigelassen und am Ladeneingang von einem jungen Mann begrüßt, der einen cremefarbenen Blaumann mit Jacquemus-Aufschrift trägt und ein Tablett mit Jacquemus-Popcorn-Tüten hält. Kann man die Popcorn-Maschine sehen? Kann man, aber sie ist gerade kaputt. In der Boutique fühlt man sich wie in der Wohnung einer wohlhabenden Instagram-Influencerin. Alles ist weiß, creme-

farben und aus Leinen, die Treppe, die ins Obergeschoss führt, ringsum verspiegelt, auf einer Fensterbank steht ein Kamillenstrauß. Im ersten Stock feudelt gerade ein Putzmann um eine weiße Zitronenbaum-Skulptur aus Papier herum. An weißen Kleiderstangen hängen bunt geringelte Strickkleider und geraffte Röcke neben sandfarbenen Cargohosen und Kapuzenpullovern – Jacquemus macht auch Männermode. Später werden einem draußen auf der Straße zwei 23-Jährige mit Jacquemus-Tüten erzählen, sie hätten gern Schlange gestanden, um ihre Sweatshirts zu kaufen: Für sie sei Jacquemus eine Gute-Laune-Marke, nicht zu extravagant, aber von hoher Qualität.

Auf Google hat die Jacquemus-Boutique derzeit nur 3 von 5 Sternen. Viele Nutzer haben wütende Bewertungen abgegeben. »Ich bin extra 1 Stunde nach Paris gefahren, um eine Tasche zu kaufen, und wurde abgewiesen, obwohl es erst 16.30 Uhr war«, schreibt eine. Ein anderer: »Bittere Erfahrung. 2 Stunden anstehen, damit am Ende kein gewünschter Artikel mehr verfügbar ist.« Und eine Dritte: »Das schlechteste Geschäft in der Avenue Montaigne!«

Dass die Boutique zu einem überlaufenen Pilgerort geworden ist, vor dem junge Leute wie vor einem exklusiven Nachtclub Schlange stehen, um sich einen Pullover zu kaufen, zeugt von Jacquemus' Marketing-Geist. Es ist wichtig für ihn, auf dieser noblen Straße vertreten zu sein. Denn als heiterer Instagram-Hit allein wird er auf Dauer nicht ernst genommen werden. Schon jetzt hat man gelegentlich das Gefühl, seine Algorithmus-freundlichen knalligen Handtaschen, neonpinkfarbenen Turnschuhe und bauchfreien Strickjacken ein bisschen zu oft gesehen zu haben. Und auch wenn persönliche Geschichten in den sozialen Medien immer gut ankommen: Wie lange kann man das eigene Leben als Inspirationsquelle ausschöpfen, bevor es den Leuten langweilig wird? Zugleich ist Jacquemus inzwischen so berühmt, dass es für ihn immer schwieriger werden dürfte, das authentische Bild des Südfranzosen von nebenan aufrechtzuerhalten. Und er ist in den sozialen Netzwerken permanent den moralischen Ansprüchen der dort aktiven jungen Generation ausgesetzt. Es ist in diesem Zusammenhang auffällig, wie wenig Jacquemus etwa von Nachhaltigkeit spricht. »Ja, dieses Thema stresst mich ein bisschen«, sagt er auf Nachfrage dazu und klingt etwas aufgebracht. »Nachhaltigkeit und Mode gehen nicht zusammen. Wer ein neues Produkt auf den Markt bringt, agiert nie nachhaltig! Das Greenwashing vieler Modeunternehmen geht mir furchtbar auf die Nerven. Natürlich arbeiten wir daran, nachhaltiger zu produzieren, umweltfreundlichere Materialien zu verwenden. Aber solange wir nicht so weit sind, möchte ich nicht damit werben.«

Stattdessen versucht Jacquemus – die Marke wie der Mann – sich jetzt etwas mehr von seiner exklusiven Seite zu zeigen. Mit der Boutique auf der Avenue Montaigne, mit dem im vornehmen 8. Arrondissement von Paris gelegenen Büro, wo ein Sicherheitsmann ein ganz in Weiß gehaltenes Entree bewacht und Gäste ihren Ausweis vorzeigen müssen. Jacquemus weiß natürlich, dass die Leute ihn auch für die Einblicke in sein fotogenes Leben lieben. »Aber wir müssen da eine Balance finden«, sagt er. Jacquemus, die Marke, sei jetzt schließlich eine französische »Maison«, ein ehrwürdiges Haus. »Ich möchte selbst gerade ein bisschen mehr in den Hintergrund treten. Ich will kein Reality-TV-Star sein.«

An einem Montagmittag im Dezember – außerhalb des Modewochenkalenders – präsentiert Jacquemus seine kommende Sommerkollektion in einer Halle im Nordosten von Paris. Im vergangenen März hat Balenciaga exakt hier eine Modenschau in einem eisigen Schneesturm inszeniert. Jetzt ist die Halle gemütlich warm, von der Decke hängen beige Leinenvorhänge, die sich um eine runde Manege ziehen, drumherum der Laufsteg. Im Hintergrund läuft eine Mozart-Sonate. Der Beginn des Defilees verspätet sich, weil noch auf Pamela Anderson gewartet wird. Die britischen Rapper Skepta und Central Cee sind da, der amerikanische YouTube-Star Emma Chamberlain, der französische Schauspieler Vincent Cassel, Jennie Kim, Mitglied der südkoreanischen Girlgroup Blackpink, und Christine Quinn, Star der Realityshow *Selling Sunset.* Alle tragen von Kopf bis Fuß Jacquemus. An vielen Armen baumelt die brandneue Tasche »Bisou«, beinahe wie eine Eintrittskarte.

Die Show beginnt mit den exotischen Jazz-Klängen von Martin Dennys *Stardust* von 1959 – und mit Bast, der von der Decke rieselt wie Schnee. Models unter gigantischen wippenden Strohhüten laufen vorbei, mit übergroßen Bastblumen an den Ohren, Bastkörbchen am Arm, Bast, der wie dichtes Gefieder aus Bustiers, Ärmeln und Kleidersäumen wuchert. Jetzt läuft etwas, das wie Drehorgel-Musik von einem Jahrmarkt in den Fünfzigerjahren klingt, es schneit immer weiter Bast, der Boden ist inzwischen bedeckt davon, dem Publikum hängt er in den Haaren. Nach und nach stellen sich die Models im Inneren der Manege auf. Die Vorhänge werden nach oben gerafft, das Licht färbt sich orange wie von einem Sonnenaufgang.

Nach der Show gibt es ein Treffen mit den Prominenten. Für ein kurzes Hallo mit dem Designer müssen sie sich anstellen. Die Blackpink-Sängerin fällt Jacquemus stürmisch um den Hals, die beiden smalltalken einige Sekunden für die Fotografen. Der Rapper Central Cee, mit riesiger Chanel-Glitzerkette über dem grünen Jacquemus-Pullover, posiert mit auf die Kameras zielenden Zeigefingern, Jacquemus steht höflich lächelnd daneben. »Ich bin so stolz auf dich!«, quietscht Christine Quinn. Niemand scheint es komisch zu finden, dass alle knöcheltief im Bast stehen wie in einer Scheune voll Stroh.

Ganz zum Schluss, als alle Fotos geknipst sind, hat Jacquemus noch Zeit für die Journalisten. Er steht vor einer Wand mit Bildern der Laufsteg-Looks und erklärt, dass er für die Kollektion in sein Archiv hinabgestiegen sei, »wie das ein klassisches Modehaus machen würde«, dass er seine eigenen Codes hervorgeholt und sich einen Spaß damit erlaubt habe: die Strohhüte, die drapierten Röcke und Kleider, die überdimensionierten Blumenohrringe, die Caprihosen und Bustiertops. »Ich habe an einen heißen Sommer gedacht«, sagt er. »Ein Bastregen im Sommer, das hat etwas Poetisches. Ich wollte etwas Schönes, etwas Sonniges machen. Das ist doch Luxus, habe ich mir gedacht: glücklich zu sein.«

Fotos STUDIO REYES & ISRAELA

Styling KLAUS STOCKHAUSEN

ZUM KÜSSEN

Brautkleid bleibt Brautkleid? Keineswegs! Sechs Berliner Liebespaare zeigen etwas andere Hochzeitsoutfits

Alyha Love (links) trägt ein Kleid, Schuhe, Ketten und Ohrringe von Versace und Haarschmuck von Giuseppe Tella. Eunice Franco hat ein Kleid von Stella McCartney und Schuhe von Versace an

ALYHA LOVE, 30, DJ aus Long Beach, und EUNICE FRANCO, 24, Eventmanagerin aus Lissabon, gaben sich im Februar 2022 in Kopenhagen das Jawort: »Wir quartierten uns für das Wochenende mit zwanzig Freunden in drei Wohnungen ein. Zum Standesamt gingen wir zu Fuß, beide in weißen Kleidern – dabei war es sehr kalt! Bei der Trauung weinten Eunice und ihre Mutter vor Rührung. Am Ende landeten wir alle in einem Irish Pub und aßen Chickenwings.«

Alexander Dowerk trägt ein beiges Hemd, eine Stoffhose und Ledersneaker von Zegna, Yuliia Dowerk ein neonfarbenes Top mit passendem Jerseyrock von Sportmax

ALEXANDER DOWERK, 39, Musikproduzent und Art-Direktor aus Kaiserslautern, machte YULIIA DOWERK, 29, Model aus dem ukrainischen Nowoajdar, schon nach sechs Monaten Fernbeziehung einen Antrag: »Kurz nachdem wir uns 2020 kennengelernt hatten, begann der Corona-Lockdown. Yuliia lebte in Paris, ich in Berlin. Die Grenzen waren plötzlich geschlossen, es war schwierig, zu reisen. Hinzu kam, dass Yuliia keine EU-Bürgerin ist und es Probleme mit ihrem Visum gab. All das hat einen Drang in mir ausgelöst, das alles zu überwinden und der Welt zu zeigen, dass unsere Liebe stärker ist und es trotzdem mit uns funktionieren kann.«

Fred Simon in einem Sakko von Salvatore Ferragamo und seiner eigenen Hose, Clementine Butler-Gallie in einem Kleid von Hermès und mit einer Halskette von Fope

FRED SIMON, 31, Psychiater aus London, und CLEMENTINE BUTLER-GALLIE, 29, Kuratorin aus Kent, heirateten im September 2022 in einem Berliner Standesamt, zu diesem Zeitpunkt war ihr heute zwölf Wochen alter Sohn Frankie noch im Bauch. »Nach der Trauung haben wir die Louise-Bourgeois-Ausstellung im Berliner Gropius Bau besucht. Nur wir zwei. Clementine trug ihr Brautkleid und ich meinen Burberry-Anzug vom Flohmarkt, dazu hatten wir jeder einen Blumenstrauß dabei. Wir haben eine Person überredet, ein Foto von uns vor Bourgeois' großer Spinnenskulptur zu machen – ein sehr lustiges Bild!«

Kenny Campbell und Nelson Santos tragen beide Sakkos und Kenny ein T-Shirt von Dolce & Gabbana. Die Röcke hat Santos für sein eigenes Label Rough Edges handgefertigt

KENNY CAMPBELL, 61, Visagist aus London, und NELSON SANTOS, 41, Modedesigner und Künstler aus dem Norden Portugals, sind seit 15 Jahren ein Paar. Nelson sagt: »Wir haben uns bei einer Party in London kennengelernt. Kenny trug Louboutin-Pumps und roten Lippenstift. Eigentlich ziehen mich Drag-Queens nicht an, aber Kenny hatte eine so starke Ausstrahlung und Energie. Ich war deutlich introvertierter und wusste damals nicht mal, dass er ein bekannter Visagist ist. Heute tauschen wir uns ständig über unsere kreativen Projekte aus. Ich frage Kenny immer nach seiner Meinung und er mich nach meiner. Kenny ist brutal ehrlich.«

Rachael Rodgers in einem Kleid und Sandalen von Loewe, einer Strumpfhose von Falke, Lederhandschuhen von Roeckl und einem Schleier von Fiona Bennett. Luca Venezia trägt ein Vintage-Hemd von Vivienne Westwood und eine Vintage-Stoffhose von Casablanca

LUCA VENEZIA, 41, Musiker und DJ aus New York, und RACHAEL RODGERS, 33, Stylistin aus London, heirateten an Silvester 2021 mit zwei Trauzeugen in Las Vegas und ein halbes Jahr später mit Freunden und Familie in Neapel. »Am Wochenende unserer Hochzeit wurden fast alle Flüge unserer Gäste gecancelt. Bis auf eine Person haben es trotzdem alle wie durch ein Wunder rechtzeitig nach Neapel geschafft. Dann gab es in der Stadt einen Taxi-Streik. Die Gesellschaft musste zu Fuß vom Restaurant zur Party-Location laufen – Rachael trug nur einen Blumenbikini. Auf dem Weg bekamen wir Limoncello von Restaurants an der Straße ausgegeben.«

Leonie Schulte (vorne) trägt einen Leinenanzug und ein Pailletten-shirt von Stella McCartney und Schuhe von Franziska Belangela, Annette Zimmermann ein Kostüm und Pumps von Chanel

ANNETTE ZIMMERMANN, 31, hat transsilvanische Wurzeln, wurde in Stuttgart geboren und ist Professorin für politische Philosophie an der University of Wisconsin-Madison. LEONIE SCHULTE, 32, aufgewachsen in Berlin, ist linguistische Anthropologin. Annette sagt: »Als ich Leo das erste Mal gesehen habe, war ich so eingeschüchtert von ihrer Schönheit, dass ich die nächsten zwei Stunden nicht mit ihr gesprochen habe.« Leonie: »Wir haben uns unabgesprochen gegenseitig an unserem ersten Jahrestag einen Antrag gemacht. Annette hat sich hingekniet und mich zuerst gefragt, aber ich hatte auch einen Ring dabei.«

Leo Maleka in einem Blazer-Cape und einer Anzughose von Valentino, Alexia Amort in einem Kleid mit Shorts von Valentino und einem Schleier von Fiona Bennett. Die Ringe der beiden sind von Amorts Schmucklabel Ale Mor

LEO MALEKA, 25, Wirtschaftsstudent aus Werningerode, und ALEXIA AMORT, 21, Schmuckdesignerin aus dem norditalienischen Bozen, lernten sich 2019 bei einem Büchertausch über Instagram kennen, für den man sein Lieblingsbuch an einen anderen Nutzer sendet. Kurz darauf erkannte Leo Alexia auf einer Technoparty in Berlin wieder. Seit 2020 sind sie ein Paar, 2022 wurde ihr Sohn geboren. Leo sagt: »Alexia ist sehr kreativ, spirituell und impulsiv, ich eher bedächtig und rational. Aber an unseren Unterschieden wachsen wir als Paar am meisten. Unser Kind ist der physisch gewordene Ausdruck unserer Liebe.«

Rachel Israela trägt ein Kleid und Fede Reyes ein Spitzenhemd und eine Bundfaltenhose, alles von Dolce & Gabbana

Fotoassistenz Hinata Ishizawa; Style-Assistenz Amelie Apel; Make-up Naomzz; Make-up-Assistenz Marlene Suess; Haar Masayuki Yuasa mit Produkten von Bed Head von TIGI und Bumble and bumble; Haar-Assistenz Lee Hyangsoon; Set Design Carina Dewhurst; Set Design Assistenz Leandra Rollo; Casting Monika Martinez/Public Space

Aufgezeichnet von AMELIE APEL

RACHEL ISRAELA, 36, aus Hannover, und FEDE REYES, 34, aus Mexiko-Stadt, sind das Fotografenduo hinter dieser Modestrecke. Seit drei Jahren leben und arbeiten sie als Paar. »Es ist schön, aus zwei Gehirnen und vier Augen eine gemeinsame Vision zu erschaffen. Eine klassische Hochzeit passt nicht zu uns. Aber unsere intensive gemeinsame Arbeit ist bereits fast wie eine Ehe.«

SIEH GUT AUS
FÜHL DICH ENTSPANNT

Die Easies ist unsere vielseitigste Hose überhaupt, die den Look einer Chino mit dem Komfort einer Jogginghose kombiniert. Perfekt, um problemlos durch jeden Tag zu kommen. Von einem Tag zu Hause bis zu einem langen Tag unterwegs - mit den Easies siehst Du angezogen aus und fühlst Dich entspannt. Verantwortungsvoll in Portugal hergestellt und in 16 Farben erhältlich.

GEFERTIGT IN PORTUGAL · ELASTISCHER HOSENBUND · REISSVERSCHLUSSTASCHE · KOSTENLOSER VERSAND

BESTELL DIE EASIES JETZT AUF MRMARVIS.DE

Benjamin Brafman ist Strafverteidiger in New York und Spezialist für schwierige und schmierige Fälle: Er hat Dominique Strauss-Kahn und Harvey Weinstein vertreten, Michael Jackson, Puff Daddy und diverse Mafiabosse. Ein Gespräch über anwaltliche Integrität und die Gesetze der Unterwelt

DER MANN FÜRS GROBE

Brafman, 74, in seiner Kanzlei auf der Fifth Avenue in Manhattan, wo auch dieses Interview geführt wurde

Von JOHANNES DUDZIAK

Fotos PHILIP MONTGOMERY

»Hi, I'm Ben!«, stellt sich der Mann im weißen Kurzarm-Hemd vor. Er ist ungefähr 1,70 Meter groß und hält bei der Begrüßung zwei kleine Plastikwasserflaschen der Marke Poland Spring in der Hand. Sein Büro in Midtown Manhattan sieht wie ein Benjamin-Brafman-Museum aus: überall Zeitungsartikel, Bilder und Zeichnungen, die ihn und seine Mandanten vor oder in Gerichtssälen zeigen. Auf ein Magazincover mit Curtis »50 Cent« Jackson hat der Rapper ihm eine Widmung geschrieben: »Für Ben. Danke für alles. Mir geht es super. Halt mich bloß vom Gefängnis fern. HaHaHa.«

Herr Brafman, Sie haben in Ihrer Karriere viele üble Leute vertreten: Mörder, Betrüger, Pädophile. Haben Sie je einen Fall bereut?

Ich kenne niemanden, der schon so lange dabei ist wie ich und nichts bereut.

Wann hatten Sie das letzte Mal ein schlechtes Gewissen?

Ich bezweifle, dass ich jemals ein schlechtes Gewissen hatte, was meine Arbeit angeht, und ich glaube auch nicht, dass ich in meinem Privatleben jemals ein schlechtes Gewissen hatte. Aber womöglich wäre damit nicht jeder, den Sie nach mir fragen, einverstanden. Gibt es Fälle, die ich hätte gewinnen müssen, aber nicht gewonnen habe? Ja. Aber es gibt auch Fälle, die ich nicht hätte gewinnen dürfen, aber gewonnen habe. Es gleicht sich irgendwie aus. Ich suche mir meine Klienten nicht danach aus, ob ich mit dem, was sie getan haben, einverstanden bin. Ich kann nicht sagen: Weil ich selbst nie stehlen würde, vertrete ich jemanden, der des Diebstahls beschuldigt wird, nicht. Mit dieser Haltung kommt man nicht weit. Als Strafverteidiger bin ich nicht die Moralpolizei.

Warum haben Sie Harvey Weinstein nur gut ein Jahr lang vertreten?

Wir haben uns voneinander getrennt. *He wanted a skirt,* (er wollte, dass eine Frau ihn verteidigt, *Anm. d. Red.),* und ich sagte: Harvey, ich kann vieles für dich tun, aber ich kann keine Frau werden. Und schließlich bekam er diese Anwältin aus Chicago. Am Ende wurde er zu 23 Jahren verurteilt, es wäre ein großartiger Prozess für mich gewesen.

Was meinen Sie mit »großartig«?

Ich denke, der Prozess in New York hätte mit einem Freispruch enden können.

In Los Angeles ist Weinstein im Dezember für einen Fall von sexueller Nötigung und Vergewaltigung schuldig gesprochen worden. In New York wurde er bereits 2020 in einem anderen Fall wegen sexueller Nötigung sowie »Vergewaltigung dritten Grades«, einer minder schweren Vergewaltigung, verurteilt. Und Sie glauben an einen Freispruch?

Wir haben monatelang vor Gericht darum gekämpft, die E-Mails zwischen Weinstein und einigen seiner Klägerinnen einsehen zu dürfen. Teilweise wurden noch Jahre nach dem Zeitpunkt des angeblichen Missbrauchs Mails ausgetauscht, und der Ton ist sehr kokett. Ich habe in einigen Fällen ernsthafte Zweifel, dass eine Straftat vorliegt.

Wenn man einen Mann wie Weinstein vertritt, der offenbar viele schmutzige Dinge gemacht hat, wird man dann selber ein Stück weit schmutzig?

Bis jetzt nicht. Man muss wissen, was man bei der Verteidigung sagen darf und was nicht.

Bei Weinstein traten Sie vor die Kameras und sagten: »Er hat die Casting-Couch nicht erfunden.« Was so viel bedeuten soll wie: Sein Verhalten war schäbig, aber nicht kriminell. Wie reagieren in so einer Phase Leute auf Sie, denen Sie zum Beispiel im Supermarkt begegnen?

Viele Leute bleiben stehen und fragen: Wie konnten Sie ihn vertreten?

Und was antworten Sie?

Dass das mein Job ist.

Wie viele Frauen haben Sie in Ihrer 40-jährigen Laufbahn vertreten?

Eine Menge. Vielleicht keine superberühmten Frauen, aber eine Menge Frauen. Viele von ihnen sind in sehr ernste Ehestreitigkeiten verwickelt und machen etwas Dummes.

Zum Beispiel?

Sie begehen eine Körperverletzung: Sie erwischen etwa ihren Mann bei etwas und ziehen ihm eins über den Schädel.

Würden Sie sagen, Frauen sind genauso kriminell wie Männer?

Die meisten meiner Mandanten sind Männer. Das Verhältnis ist 80 zu 20, vielleicht 85 zu 15. Das hat aber auch mit den Zeiten zu tun: Zu Beginn meiner Karriere arbeiteten deutlich weniger Frauen außerhalb des Hauses, und sie managten auch keine Unternehmen. Viele meiner Klienten heute sind in Schwierigkeiten, weil sie große Unternehmen führen, zum Beispiel im Gesundheitswesen, in der Baubranche oder im Finanzsektor. Die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten ist sehr stark reguliert. Man kann es wirklich leicht vermasseln, und dann stehen einem plötzlich zehn Jahre Gefängnis bevor.

Können Sie uns ein Beispiel dafür geben?

Wenn man einem börsennotierten Unternehmen vorsteht, kann jede öffentliche Aussage schnell mal den Aktienkurs nach oben oder nach unten treiben. Und die Frage für die Behörden ist dann: Wer hat davon profitiert? Wurden bestimmte Informationen strategisch gestreut? Elon Musk etwa wird hier gerade von einigen Anlegern verklagt, weil er Äußerungen über sein Unternehmen Tesla gemacht hat, die den Aktienkurs beeinflusst haben. Zum Beispiel erwog er öffentlich, die Firma möglicherweise von der Börse zu nehmen.

Ich habe gelesen, dass Sie mit Privatdetektiven zusammenarbeiten. Wie sieht diese Partnerschaft aus?

Heute arbeite ich vor allem mit einem zusammen: Herman Weisberg. Er ist ein sehr talentierter Mann, ein ehemaliger Cop der New Yorker Polizei. Er schaut sich zum Beispiel die Lebensumstände von Klägern und Belastungszeugen genauer an. Oder er besorgt die Tapes einer Überwachungskamera aus einem Hotel, in dem mutmaßlich ein Verbrechen passiert ist.

Er gräbt also im Schmutz, um die Glaubwürdigkeit der Kläger oder Zeugen zu schwächen?

BENJAMIN BRAFMAN wurde 1948 in New York geboren und arbeitete zunächst als Staatsanwalt. Anfang der Achtzigerjahre eröffnete er in Manhattan seine auf Strafrecht spezialisierte Anwaltskanzlei Brafman & Associates

Ja, aber wenn Sie es so formulieren, klingt es, als ob er etwas Verwerfliches tut. Die meisten Zeugen der Staatsanwaltschaft haben irgendwelche Geheimnisse, die sie nicht vor Gericht teilen wollen. Es ist unser Job, das herauszufinden. Alle meine Mandanten werden vom Staat angeklagt. Das heißt, die Staatsanwälte können auf sämtliche Informationen von Behörden wie etwa der Polizei oder dem Finanzministerium zurückgreifen. Ich aber habe nur Herman.

Weisberg trägt den Spitznamen »Mätressenflüsterer«.

Ich habe oft prominente Männer vertreten, die verheiratet sind. Die Fälle verlaufen meist nach einem ähnlichen Muster. Einmal zum Beispiel machte ein wohlhabender Immobilienmanager als Konferenzteilnehmer in einem Hotel etwas Dummes: Er beging einen Seitensprung. Nach vielleicht zwanzig gemeinsamen Minuten im Hotel versuchte die Frau, den Manager zu erpressen: Gib uns zehn Millionen Dollar, oder wir werden deinen Seitensprung öffentlich machen, drohte sie über ihren Anwalt. Herman tritt bei solchen Angelegenheiten ziemlich überzeugend auf. Viele dieser Frauen gehen am Ende leer aus, weil wir ihnen klarmachen: Wir wissen genau, dass du ein abgekartetes Spiel spielst. Manchmal ziehen sie ihre Forderungen zurück, manchmal nicht. Dieser Fall war mit einer Zahlung von 25.000 Dollar erledigt.

Ihren Ruf als Strafverteidiger haben Sie sich in den Achtziger- und Neunzigerjahren unter anderem als Anwalt von Mafiosi erworben. Zum Beispiel verteidigten Sie Salvatore »Sammy the Bull« Gravano, die rechte Hand von John Gotti, dem berühmten Mafiaboss in der New Yorker Cosa Nostra. Unterscheiden sich Mafiosi von anderen Kriminellen?

Ich habe einen von ihnen mal sechs Monate lang in einem komplizierten Prozess vertreten. Als wir den Fall gewonnen hatten, sagte ich: Dieser Freispruch ist ein Geschenk. Geh und such dir einen anderen Job, du bist ein kluger Mann! Doch er antwortete, er könne nichts anderes machen. Das sei sein Leben, so sei er aufgewachsen. Wenig später wurde er in einen schrecklichen Fall verwickelt, bei dem es um insgesamt 19 brutale Morde ging. Jetzt sitzt er lebenslang im Gefängnis – ohne Bewährung. Er wird nie mehr rauskommen. Der Prozess ist 30 Jahre her, aber er schreibt mir immer noch Briefe aus dem Gefängnis. Zu jedem jüdischen Feiertag bekomme ich eine Karte von ihm, er wünscht mir dann ein frohes Pessachfest oder ein gutes neues Jahr. Er ist auf seine Art der perfekte Gentleman. Ich habe auch Klienten, die aus sehr gutem Hause kommen und geschliffene Manieren haben. Wenn ich einen Fall für sie gewinne, sagen sie oft als Erstes: Natürlich hast du den Fall gewonnen, denn ich war ja unschuldig! Jetzt lass uns mal darüber reden, wie viel von dem Honorar, das ich dir gezahlt habe, du mir zurückgeben willst. Komm mir nicht so, rufe ich dann: Du hast gerade dein Leben zurückbekommen!

Wie viel Abstand hält man zu einem Gangster, wenn man ihn verteidigt?

Ich habe mich nie darauf eingelassen, mit ihnen in Bars oder in Clubs zu gehen, ich habe sie auch nie zu mir nach Hause eingeladen. Denn wenn man diese Grenze einmal überschritten hat, kann man nicht mehr zurück. Ich habe einige Anwälte vertreten, die diese Linie überschritten hatten. Es ist schrecklich, das mit anzusehen.

Weil sie selbst zu Gangstern werden?

Nun, sie gehen nicht los und ermorden jemanden, aber sie sind vielleicht bereit, sich zu irgendeiner Art von finanziellem Mist überreden zu lassen. Ich habe immer gesagt: Gib mir einen Scheck, ich will keine Tasche mit Bargeld, ich will nicht, dass sich unsere Leben vermischen. Und das hat einen Unterschied gemacht.

Einer Ihrer Mandanten aus dem Mafiamilieu, Gerlando Sciascia, sollte zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt werden. Sie erwirkten seinen Freispruch – aber wenig später wurde er auf der Straße umgebracht.

Außer Gerlando Sciascia waren auch Joe LoPresti und Eddie Lino angeklagt. Alle drei sind noch innerhalb des ersten Jahres nach ihrer Entlassung ermordet worden. Sie waren ins Drogengeschäft verwickelt, das ist ein hartes Gewerbe. Aber es ist paradox, denn wenn ich den Fall verloren hätte, wären sie heute noch am Leben!

Hat Sie diese Unterwelt auch fasziniert?

Einer meiner Mandanten sagte mir etwas, woran ich häufig denken muss: »Vergiss nicht, dass man im Leben manchmal Menschen begegnet, die eine Tracht Prügel verdienen. Ihr seid zivilisierte Leute, also verprügelt ihr niemanden. Aber ich

Ein Foto in Brafmans Büro zeigt Kampfjets der israelischen Luftwaffe über dem ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz

mensch
CHUTZPAH!

»Ich bin körperlich sehr zäh. Ich war nie groß, aber ich habe gelernt, zu kämpfen«, sagt Benjamin Brafman über sich

schlage Leute zusammen, die es verdient haben. Und weißt du, was? Meine Methode ist besser, denn sie werden es nie wieder tun. In deiner Welt verklagst du sie, aber nicht immer kriegen die, die es verdient hätten, ihre gerechte Strafe.«

Sie haben auch Michael Jackson vertreten. Es gibt eine berühmte Szene aus dem Prozess 2004, als er wegen Kindesmissbrauch angeklagt wurde. Vor dem Gerichtsgebäude in Santa Barbara hatten sich Fans versammelt. Als Sie mit Jackson rauskamen, stieg er auf das Dach seiner Limousine und tanzte.

Es war wie auf dem Mond. Ich hatte es mit einem 45-jährigen Kind zu tun, das alles kontrollieren wollte. Aber im Ernst, ich habe ihm und seiner Familie etwas mitgeteilt, das sie wirklich nicht hören wollten: dass er ein sehr ernstes Drogenproblem hat und mit 50 tot sein werde, wenn er sich nicht in eine Entziehungsklinik begibt.

Das haben Sie zu ihm gesagt?

Ja, in Gegenwart seiner Eltern. Und dann wurde ich eine halbe Stunde später ausgetauscht: Als ich in mein Hotel zurückkam, stand im CNN-Newsticker, dass ich ersetzt worden war. Ich dachte nur, Junge, das ist wirklich dumm. Da fahre ich nach Los Angeles und opfere meine Zeit, und sie halten es nicht mal für nötig, mir persönlich zu sagen, dass ich ersetzt werde. Es war ein Fall, den man nicht verlieren konnte. Die Leute, die die Anschuldigungen erhoben, waren Verrückte, und die Staatsanwälte hatten keine guten Argumente.

Was meinen Sie mit »verrückt«? Dieser Fall endete mit einem Freispruch, es gibt aber eine Reihe schwerwiegender und gut dokumentierter Vorwürfe gegen Jackson wegen Kindesmissbrauch.

Ich sage nicht, dass der Fall an sich verrückt war, aber meiner Meinung nach waren die Kläger nicht normal: Die Mutter des angeblichen Opfers behauptete, Jesus Christus sei ihr nachts im Traum erschienen und habe gesagt, ihr Kind sei von Jackson belästigt worden.

Wie haben Sie Michael Jackson bei Ihren Treffen erlebt?

Das erste Treffen fand auf Neverland statt, seiner irren Ranch. Da gab es diese Bildschirme, auf denen die besten Tanzschritte von Michael Jackson in Dauerschleife zu sehen waren, und überall liefen Songs von ihm. Zootiere streiften umher, es gab Lamas und Kamele, jedes Tier hatte einen eigenen Pfleger. Es gab auch ein Kino mit Süßigkeitentheke wie in einem ganz normalen Kino, aber mit viel mehr Auswahl: Es müssen an die 500 Süßigkeiten aufgereiht gewesen sein. Ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen und nahm mir ein paar von diesen Almond-Joy-Kokosnussriegeln. Zwei Minuten später füllte jemand die Theke auf, sodass alle Schokoriegel wieder perfekt symmetrisch dalagen.

Sie sagten bei einem früheren Interview, dass Michael Jackson ständig von sehr vielen Menschen umgeben war.

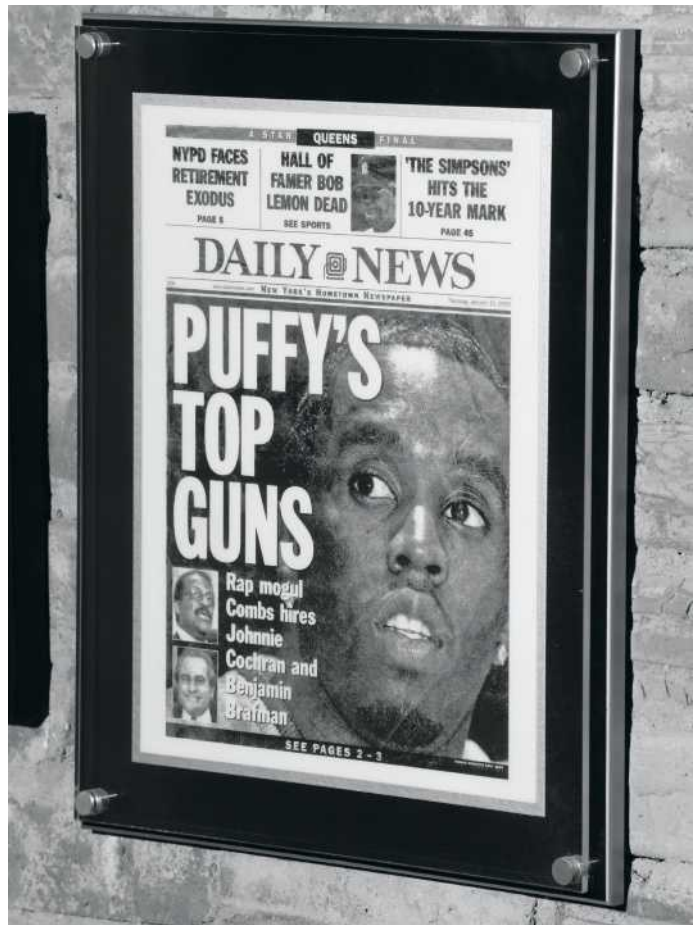
Ja, es war fast unmöglich, ein privates Gespräch mit ihm zu führen. Seine Familie hat ihn sehr abgeschirmt, und er hatte eine Menge Handlanger.

Auf seiner Gehaltsliste?

Ich weiß es nicht, ich vermute, sie alle lebten von ihm.

Und das Drogenproblem, das er hatte, war ...

... es war offensichtlich.



Gibt es eigentlich etwas an Ihrem Job, das man an feinen Universitäten wie Harvard nicht lernen kann?

Ich war mal als Redner in Harvard eingeladen. Die Veranstaltung dauerte ein Wochenende, und ich habe intelligente Leute kennengelernt, aber vielen von ihnen fehlt gesunder Menschenverstand.

Was meinen Sie damit?

Sie haben kein Gespür für Menschen. Ich merke das zum Beispiel bei den Geschworenenberatern, auf denen viele meiner sehr wohlhabenden Klienten bestehen.

Gemäß der amerikanischen Verfassung entscheidet in Strafrechtsprozessen eine aus zufällig ausgewählten Bürgern zusammengesetzte Jury, ob der Angeklagte schuldig ist. Auf die finale Auswahl haben Staatsanwaltschaft und Verteidigung insofern Einfluss, als sie bestimmte Geschworene akzeptieren oder ablehnen können.

Manche Anwälte arbeiten mit Geschworenenberatern zusammen, die sie bei der Auswahl der Geschworenen unterstützen. Davon halte ich nichts. Ich verlasse mich lieber auf meinen Instinkt. Und ich hatte auch schon einige wirklich bösartige Auseinandersetzungen mit Geschworenenberatern, die von Haus aus Psychologen sind, aber aus meiner Sicht ein paar sehr wesentliche Dinge nicht begriffen haben. Ich gebe Ihnen ein perfektes Beispiel: den Puff-Daddy-Fall.

2001 stand der Rap-Künstler und Unternehmer Sean Combs, genannt Puff Daddy oder Diddy, vor Gericht, weil er bei einer

Für den Rapper Sean Combs, genannt Puff Daddy, erwirkten Brafman und sein Kompagnon einen Freispruch

Schießerei in einem Nachtclub angeblich eine Schusswaffe benutzt hatte. Er wurde des illegalen Waffenbesitzes angeklagt, gemeinsam mit Johnnie Cochran haben Sie ihn verteidigt.

Als wir die Jury auswählten, wurde eine Weiße mit irischen Wurzeln als potenzielle Geschworene befragt, sie war um die 60 und hatte in ihrem ganzen Leben noch nie Rap-Musik gehört. Im Profil des Geschworenenberaters hatte sie eine Null. Ein wirklich guter Geschworener bekam in diesem Profil eine Fünf, ein einigermaßen guter eine Vier. Mit einer Null wurde man eigentlich sofort gestrichen. Diese Frau unterrichtete autistische Kinder, und ich war der Ansicht, dass jemand, der die Geduld hat, Kinder mit Autismus zu unterrichten, anständig und offen für Argumente sein wird und seine Entscheidung nicht leichtfertig fällen wird. Puff Daddy war damals gerade mal 30 Jahre alt und leitete ein Unternehmen mit 600 Angestellten. Er hatte das Potenzial, der erfolgreichste afroamerikanische Unternehmer aller Zeiten zu werden. Ich habe dafür gekämpft, dass die Frau in die Jury aufgenommen wird, und Puff Daddy hat letztlich zugestimmt.

Als das Urteil in diesem Prozess verkündet wurde, sollen Sie geweint haben.

Ja. Combs hat das Urteil besser verkraftet als ich. Die Geschworenen haben sieben Tage lang beraten. Mir war klar, dass das Urteil für meine Karriere wichtig sein würde. Aber ich mochte Combs auch, ich respektierte ihn, und ich wusste, dass er unschuldig war. Es gab fünf Anklagepunkte in diesem komplizierten Fall, fünfmal war das Urteil: »nicht schuldig«. Wäre er auch nur in einem Anklagepunkt für schuldig befunden worden, hätte er 15 Jahre im Gefängnis gesessen.

Ein weiterer berühmter Mandant von Ihnen war Dominique Strauss-Kahn. 2011 hatte Strauss-Kahn gute Chancen, Frankreichs nächster Präsident zu werden – dann wurde er von der New Yorker Staatsanwaltschaft angeklagt, ein Zimmermädchen in einem Hotel vergewaltigt zu haben.

Er wurde angeklagt, aber wir haben den Staatsanwalt dazu gebracht, das Verfahren einzustellen. Das kommt selten vor.

Wie kam es dazu?

Wir haben Informationen über das mutmaßliche Opfer gesammelt und dem Staatsanwalt übergeben. Wir sagten: Diese Informationen untergraben die Glaubwürdigkeit des mutmaßlichen Opfers so stark, dass Sie den Fall nicht gewinnen können. Das müssen Sie sich ansehen. Ich denke, dass wir uns auf diese Weise eine Menge Respekt verschafft haben.

Angeblich gab es einen Mitschnitt eines Telefonats, in dem die Klägerin kurz nach ihrer Begegnung mit Herrn Strauss-Kahn mit einem inhaftierten Mann darüber sprach, dass Strauss-Kahn ein reicher Mann sei und man viel Geld von ihm bekommen könne.

Ja, aber das war nur ein Teil des Materials. Kurz nach seiner Verhaftung gab es eine Gegenüberstellung, bei der ich als Strafverteidiger dabei sein durfte. Es ist schwer zu erklären, aber es gab da einen Moment, in dem ich wusste, dass wir gewinnen würden.

Ziel der Gegenüberstellung in einem Strafverfahren ist es, zu prüfen, ob der Augenzeuge den Täter aus einer Reihe von Personen tatsächlich wiedererkennt.

Das mutmaßliche Opfer sollte Strauss-Kahn in einer Gruppe von sechs Männern, in der die anderen fünf ihm ähnlich sahen, ausmachen. Ich stand neben ihr und hörte, wie sie ihn mit den Worten identifizierte: »Das ist der Mann aus dem Hotel.« Ich habe schon viele Vernehmungen mit Sexualopfern erlebt. Niemals haben sie die Person, die sie angegriffen hat, auf diese Weise benannt. Sie brechen entweder zusammen, oder sie sagen: »Das ist die Person, die mich vergewaltigt hat.« Oder: »Das ist die Person, die mich angegriffen hat.« Sie sagen niemals: Das ist der Mann aus dem Hotel.

Was haben Sie bei der Gegenüberstellung außerdem beobachtet?

Ihre Hände waren doppelt so breit wie die eines Mannes, außerdem war sie einen Kopf größer als Dominique Strauss-Kahn. Ich dachte mir, die Geschichte, die sie der Polizei erzählt hat, kann sich unmöglich zugetragen haben: dass er sie durch das Zimmer geworfen und von Raum zu Raum geschleift hat. Ich meine, vielleicht hatte er Lust auf Sex, aber er war körperlich nicht stark. Als die Polizeifotos von ihm gemacht wurden, bestand ich darauf, dass sie auch ein paar Fotos von ihm nackt machen. Da war keine einzige Schramme an ihm zu sehen. Das mutmaßliche Opfer behauptete, er sei gerade aus der Dusche gekommen und es habe einen heftigen Kampf gegeben. Wenn der Kampf tatsächlich so stattgefunden hätte, wie sie ihn schilderte, wäre Strauss-Kahn mit blauen Flecken und Schürfwunden übersät gewesen. Aber es gab keinen einzigen Kratzer an ihm. Das sind so Dinge, die man nicht an der juristischen Fakultät lernt.

Dominique Strauss-Kahn hat später in einer zivilrechtlichen Auseinandersetzung dem mutmaßlichen Opfer aus dem New Yorker Hotel Geld gezahlt. Ein Schuldeingeständnis?

Ich hatte damit nichts zu tun, ein anderer Anwalt hat den Fall bearbeitet. Wenn er der Frau nicht eine kleine Summe gezahlt hätte, um die Sache loszuwerden, hätte er unter Eid zu diesem Fall aussagen müssen. Und sehen Sie, das, was in dem Hotelzimmer passiert ist, war nichts, worüber er wirklich sprechen wollte. Es war keine kriminelle Handlung, aber es war eben auch etwas, worüber er nicht sprechen wollte. Allerdings habe ich mich nicht weiter darum gekümmert, denn sobald das Strafverfahren abgeschlossen war, war ich nicht mehr involviert.

Haben Sie manchmal das Gefühl, echte »Schweine« zu vertreten?

Kommt darauf an, was Sie darunter verstehen.

Bösartige Menschen, große Arschlöcher.

Als Strafverteidiger deckt man das komplette Spektrum ab, vom Arschloch bis zu Menschen, die unehrlich sind. Ich glaube, viele Staatsanwälte fordern zu hohe Strafen. Und viele meiner Klienten haben einfach nur im Eifer des Gefechts impulsiv etwas getan, sei es aus Eifersucht, Wut oder Verzweiflung, das sie später bereuen und das ihr ganzes Leben auf den Kopf stellt. So etwas passiert eben manchmal.

Was ist denn aus Ihrer Sicht die Definition eines Schweins?

Ich hatte mal eine interessante Begegnung mit jemandem, dessen Namen ich nicht nennen werde, denn er ist bekannt. Als ich ihn für ein Gespräch in seinem Büro aufsuchte, waren vier oder fünf spärlich bekleidete Frauen anwesend. Mindes-

tens eine setzte sich auf seinen Schoß, und er steckte seine Hand unter ihren Rock, während wir diskutierten. So ging das bei jeder unserer Besprechungen. Eines Tages sagte ich zu ihm: »Können wir bitte reden, ohne dass diese Prostituierten um dich herumtanzen, und vielleicht könntest du dir eine halbe Stunde Zeit nehmen, ohne dir einen blasen zu lassen? Wäre das so schlimm?« Er sah mich an und meinte: »Das sagst du nur, weil dir niemand einen Blowjob anbietet.«

Suchen Sie immer nach dem Besten im Menschen?

Ich suche immer nach etwas, das für die Person spricht. Das ist ein Teil meiner Aufgabe. Und um ehrlich zu sein, ist das eines der Dinge, die ich an mir mag. Ich fälle kein Urteil über die Menschen, die ich vertrete, und ich finde in vielen von ihnen eine gute, ich nenne es »erlösende«, Eigenschaft. Manchmal trägt diese Eigenschaft dazu bei, den Fall zu gewinnen, oder sie führt zu einer milderen Strafe.

In welchem Fall zum Beispiel war das so?

Ich habe mal einen Arzt vertreten, der einfach ein schlechter Mensch war: hinterhältig, respektlos und unehrlich. Er hatte seinen Patienten Tests in Rechnung gestellt, die sie nicht brauchten, und ihnen Medikamente verschrieben, die sie nicht benötigten. Er war geständig. Als ich an seiner Verteidigung arbeitete, sagte ich ihm: »Wissen Sie, ich habe nichts Entlastendes bei Ihnen finden können. Sie sind 50 Jahre alt; sagen Sie mir etwas Gutes, das Sie getan haben, damit ich es dem Richter erzählen kann!« Er antwortete: »Nun, ich war als Soldat in Vietnam. Holen Sie sich doch meine Militärakte, ich unterschreibe eine Einverständniserklärung, dass Sie eine Kopie ausgehändigt bekommen. Ich möchte nicht darüber reden, aber dort werden Sie etwas finden.«

Was stand in der Akte?

Der Mann war in Vietnam als Sanitäter im Einsatz. Eines Tages wurde er zusammen mit 15 anderen Männern im Hubschrauber abgeschossen. Viele der Männer kamen sofort ums Leben, aber eine Handvoll von ihnen überlebte. Sie waren sehr schwer verwundet, auch mein Mandant war verwundet, doch er kroch aus dem Hubschrauber, versorgte die anderen medizinisch, rettete ihnen unter feindlichem Beschuss das Leben. Man hat ihn für seinen Einsatz mit dem Silver Star ausgezeichnet, das ist die dritthöchste Auszeichnung des US-Militärs. Ich machte einen der Soldaten ausfindig, deren Leben er gerettet hatte. Ich fragte ihn, ob er die Geschichte der Rettung vor Gericht zu Protokoll geben würde. Natürlich, sagte der Mann, diesem Arzt habe ich mein Leben zu verdanken.

Wie reagierte der Richter auf die Aussage?

Der Richter argumentierte, dass mein Mandant eigentlich 54 Monate ins Gefängnis müsse. Aber ein außerordentlicher Militärdienst könne eine Abweichung vom Strafmaß rechtfertigen. Er sagte zu dem Angeklagten, was er getan habe, sei verwerflich. Beruflich werde der Arzt seine Zulassung verlieren, aber als Richter werde er von den 54 Monaten abweichen und ihm eine sechsmonatige Haftstrafe auferlegen, unter der Maßgabe, dass der Angeklagte diese in einer Resozialisierungseinrichtung absitzen werde. Im Gerichtssaal blieb nach dieser Geschichte kein Auge trocken. Außer den Augen meines Mandanten, der war einfach ein richtiger Drecksack. Nach der Urteilsverkündung sagte er zu mir: Ich kann nicht glauben, dass ich sechs Monate absitzen muss! Als ich das zu Hause meiner Frau erzählte, meinte sie: Du hättest dich nicht für ihn einsetzen sollen!

Mit Ihrer Frau Linda, einer Bibliothekarin, sind Sie seit 50 Jahren verheiratet. Sie haben zwei Kinder, 16 Enkel und einen Urenkel. Sie bezeichnen sich als orthodoxen Juden. Was bedeutet das in Ihrem Fall?

Ich ernähre mich koscher, halte den Sabbat ein und gehe jeden Samstagmorgen in die Synagoge. Ich sitze da meist allein mit meinen Enkelkindern, denn die Leute zögern, sich neben mich zu setzen. Man könnte ja annehmen, sie hätten ein Problem, wenn sie sich neben Brafman setzen.

Sie sind in Brooklyn aufgewachsen, später zog Ihre Familie nach Queens. In früheren Interviews haben Sie erzählt, dass Ihre Familie nie wohlhabend war und dass Ihre Mutter – die wie auch Ihr Vater den Holocaust überlebt hatte – sehr ängstlich gewesen sei. Die Tür Ihrer Wohnung war mit fünf Schlössern gesichert. Wenn Sie als Kind auch nur den Müll rausbrachten, mussten Sie mehrfach rufen, bis Ihre Mutter Sie wieder in die Wohnung ließ.

In meiner Rede zu ihrer Beerdigung sagte ich: Heute ist der erste Tag, an dem meine Mutter keine Angst mehr hat. Sie fürchtete immer, die Familie werde ihr wieder weggenommen. Sie wuchs als eine freundliche, anständige Frau in einer kleinen Stadt in der Tschechoslowakei auf, und dann war plötzlich alles weg. Es gleicht einem Wunder, dass sie Anfang der Vierzigerjahre nach Amerika ausreisen konnte. Ihre Eltern und ihre Schwester wurden in Auschwitz ermordet.

Wie hat das Ihr Leben beeinflusst?

Ich war mir der Geschichte immer bewusst, als ich aufwuchs. Aber ich war nie verbittert. In meiner Gemeinde hatten viele Familien deutlich Schlimmeres durchgemacht. Hat mich das am Ende beeinflusst? Ich bin ein sehr stolzer Jude geworden, körperlich sehr zäh. Ich war nie groß, aber ich habe gelernt, zu kämpfen. Und ich habe viel gekämpft, als ich aufwuchs. Als ich sechs Jahre alt war, fuhr ich eine Dreiviertelstunde allein mit dem Bus von Crown Heights nach Williamsburg und ging weiter eine halbe Meile zu Fuß zur Jeschiwa (religiöse jüdische Schule, *Anm. d. Red),* die auch eine Highschool war. Diese Gegend wurde von rauflustigen Gangs heimgesucht. Der Weg zur Schule war jeden Tag ein Abenteuer.

Mittlerweile sind Sie 74. Arbeiten Sie immer noch auf Hochtouren?

Nicht mehr so viel wie früher, denn nur noch sehr wenige Fälle werden vor Gericht verhandelt. Durch E-Mail- und Smartphone-Kommunikation ist die Beweislage heute oft erdrückend, deshalb ziehen viele Angeklagte und ihre Anwälte es vor, *plea bargains,* also Deals zwischen der Staatsanwaltschaft und den Angeklagten, auszuhandeln. Und ich versuche, ein bisschen langsamer zu machen. Aber jetzt, nach Corona, geht es mit den Prozessen wieder los, ich bereite gerade zwei Verhandlungen vor. Neulich fragte mich jemand, warum ich mich nicht zur Ruhe setze. Ich antwortete: Weil ich mich nicht umbringen will.

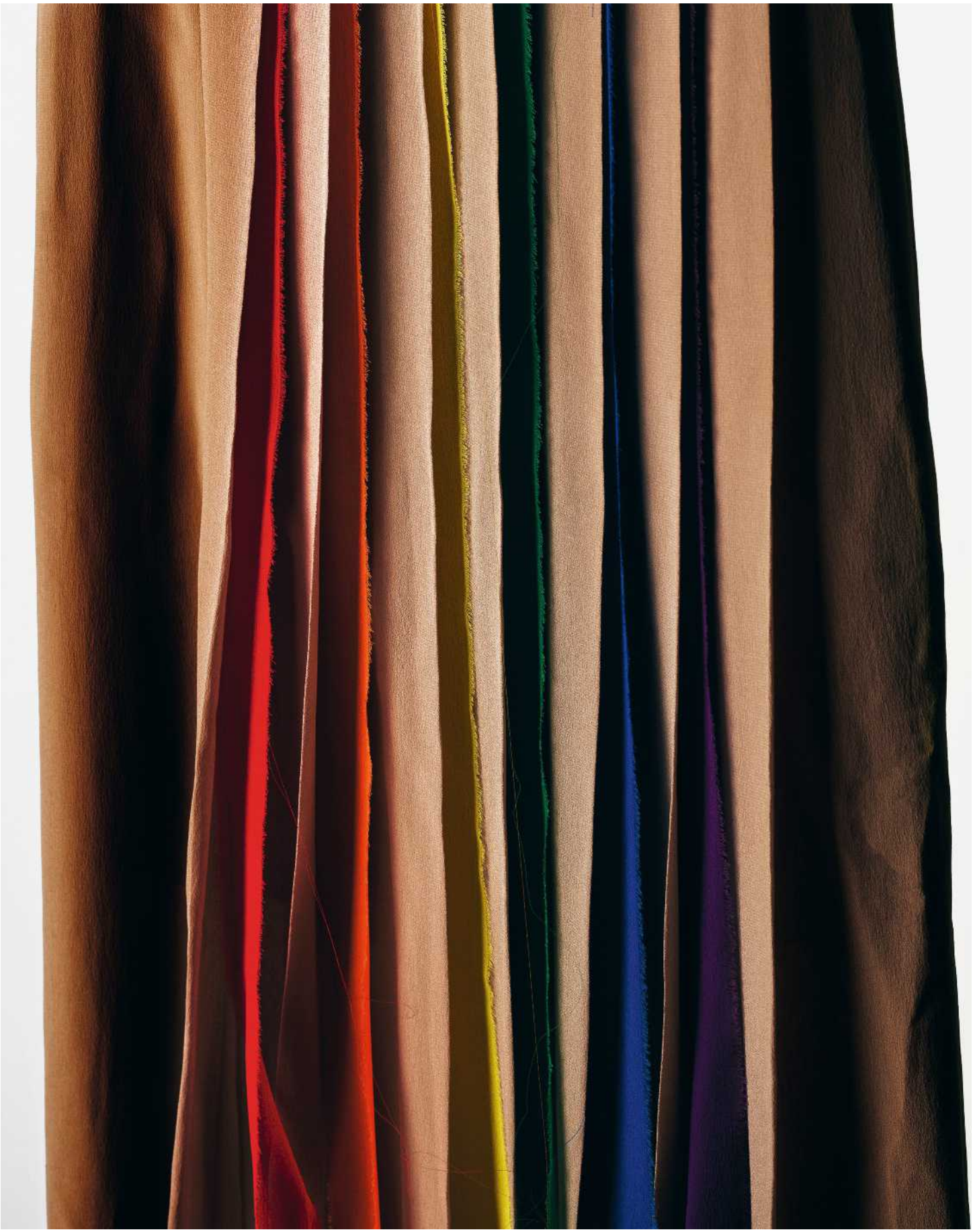
ANZEIGE

5x DIE ZEIT für nur 5 € testen

Lesen Sie 5 Wochen lang DIE ZEIT gedruckt oder digital für nur 5,– €, und erfahren Sie jede Woche das Wichtigste aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Dieses Angebot gilt nur für kurze Zeit!

*Bitte Bestellnummer angeben: 2107150 · 2107151 Stud. · 2107152 Digital · 2107153 Digital Stud.
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Mehr als bunt: Kleid in Regenbogenfarben von Akris



Von Tillmann Prüfer

Foto Peter Langer

IMMER wenn irgendwo über der Stadt ein Regenbogen leuchtet, muss man nicht in den Himmel blicken, um ihn zu sehen, sondern er erscheint zigfach auf Instagram, weil Leute ihn sofort fotografieren. Der Regenbogen ist sehr konsensfähig und hat die Menschen schon immer fasziniert, er findet sich in vielen Mythologien. Den Griechen der Antike galt er als Kennzeichen der Götterbotin Iris, die auf einem Regenbogen zur Erde hinabgestiegen sein soll. Im alten Orient glaubte man, der Regenbogen sei ein Siegeszeichen, wenn Götter miteinander in Streit geraten sind. Bei den Inka im 13. Jahrhundert war der Regenbogen selbst eine Gottheit, in der sich die Erhabenheit der Sonne äußerte. Heute weiß man, dass ein Regenbogen aus der Lichtbrechung in kleinsten Wassertröpfchen stammt. Aber begreifen können wir ihn noch immer nicht. Man kann nicht beschreiben, wo genau ein Regenbogen sich befindet, weil man nicht weiß, wie weit er weg ist.

In der Mode ist der Regenbogen überall zu sehen: Es gibt Regenbogen-Hosen, Regenbogen-Pullover und Regenbogen-Pullunder. Bei Missoni sehen wir Regenbogen-Farben in Feinstrick, bei Akris als Akzent auf einem eleganten Abendkleid. Am bekanntesten ist der Regenbogen heute vermutlich als Symbol für Toleranz.

Der Künstler Gilbert Baker entwarf die Regenbogen-Flagge zum Gay Freedom Day 1978, dem Vorläufer späterer Gay-Pride-Paraden. Sie gilt als Symbol für lesbischen, schwulen und Trans-Stolz sowie für die Vielfalt der Lebensweisen von queeren Menschen. Noch heute ist sie die wohl am häufigsten verwendete Flagge der queeren Bewegung. Und mittlerweile wird sie so häufig gezeigt, dass sie manchmal schon zur Farce geworden ist. Zuletzt wollte der Kapitän der deutschen Fußball-Nationalmannschaft mit einer regenbogenfarbenen One-Love-Binde bei der Weltmeisterschaft in Katar aufs Feld gehen. Man hat es dann wegen einer Drohung der Fifa nicht getan, weil politische Symbole auf dem Platz nicht geduldet werden. Die Fußballer begnügten sich schließlich mit einem Mannschaftsfoto, auf dem sie sich aus Protest die Münder zuhielten (und wenig später verließen sie Katar dann aus sportlichen Gründen).

Man kann sich schon fragen, warum für manche heute noch der Wunsch, dass Menschen aller sexuellen Orientierungen respektvoll miteinander leben sollen, als eine kontroverse politische Aussage gilt und nicht selbstverständlich ist. So gesehen kann es gar nicht zu viele Regenbögen auf der Straße geben. Und ab und an sollten wir den Blick von den Smartphones heben, in den Himmel schauen und dort dieses Phänomen bestaunen und sehen, dass der Regenbogen tatsächlich für alle da ist. Auch für seine Feinde. ■

Mirko Borsche, Creative Director des ZEITmagazins, testet jede Woche einen neuen Alltagsgegenstand

FILTERFLASCHE VON LARQ
Fassungsvermögen: 430 ml
Höhe: 25,3 cm,
Durchmesser: 7 cm
Gewicht: 440 g
Preis: 60 Euro

ICH bin begeisterter Leitungswasser-Trinker. Und ich bin der Meinung, dass wir Deutschen unser Wasser mehr schätzen sollten. Denn wie schwer es hier ist, an schlechtes Trinkwasser zu kommen, habe ich gemerkt, als ich die Filterflasche von LARQ testen wollte. Sie nutzt nämlich eine spezielle Filtertechnologie, genannt Nano Zero, um Verunreinigungen wie Chlor, Blei, Schwermetalle, Quecksilber oder Cadmium zu entfernen.

Vor einigen Jahren habe ich schon mal die PureVis-Flasche von LARQ getestet. Bei der werden schädliche Bakterien und Viren im Wasser mithilfe einer UV-C-Licht-Technologie neutralisiert. Meine Nano-Zero-Flasche ist fünfzig Euro günstiger als ihre Schwester, und sie filtert das Leitungswasser während des Trinkens bequem durch einen eingebauten Trinkhalm. Ein Filter reinigt laut Hersteller bis zu 151 Liter Wasser und soll somit 300 Einweg-Wasserflaschen ersetzen.

Nun bin ich kein Chemiker, der den Filtrationsprozess durchschauen könnte. Wer möchte, kann sich die Studien, auf denen die Entwicklung der LARQ-Flasche beruht, auf der Firmenwebsite zu Gemüte führen. Beim Reisen ist die Flasche eine praktische und umweltfreundliche Alternative zu herkömmlichen Trinkflaschen, und das Wasser schmeckt daraus rein und lecker, nur zieht der Trinkhalm nicht so richtig gut. Zu spät habe ich allerdings den Hinweis gelesen, dass Nano Zero nicht geeignet ist, um Wasser aus natürlichen Quellen zu reinigen; dafür braucht es dann doch die PureVis-Technologie. Die beiden Modelle haben aber kompatible Kappen, sodass man das Wasser in derselben Flasche mit der einen Kappe erst reinigen und anschließend mit der anderen filtern kann. Zur Entwarnung: Ich habe den Test mit Bachwasser ohne Probleme überlebt. ■

Aufgezeichnet von LAURA KURTZ Foto LARQ

KENNENLERNEN

Private Anzeigentextannahme unter:
kontaktanzeigen@zeit.de oder
www.zeit.de/inserieren

SIE SUCHT IHN

Niveau, Respekt, Augenhöhe
Ich (R7, Stgt) - aktiv, aufgeweckt., selbstbew., berufl. erfolgr., gefühlv., belesen, interessiert., weltoff., Du (58-66J,NR, bevorz. ni geimpft) mit viel Herz und Verstand, denkst selbst., als Dich auf Autorität. zu stütz., wissbeg.,verlässl., verbindl.,empath. Wir mö unsere Partnersch. zum Lebensmittelpkt ma., sodass Vertrauen, Verbundenh., ein gem. Miteinand. und Zärtlichk. leben kann. great_team@gmx.net

Kennenlernen in Süddeutschland
Du: + - 50 (eher - als +) empathisch, wertschätzend und selbstständig mit Respekt vor und Interesse an den Gedanken und Sichtweisen anderer Menschen, suchst eine Liebesbeziehung, in der Nähe und Vertrautheit entstehen können und bei Schwierigkeiten gemeinsam nach Wegen gesucht wird. Ich: empathisch, studiert, engagiert, mit Lust und Freude am Leben. Wir: schätzen persönliche Begegnung und suchen keine "Brieffreundschaft". partnerschaft21@gmx.de

Nein, ich suche keine Beziehung, sondern...
einen Begleiter für eine Hochzeit Anfang Juni diesen Jahres. Einen Mann, der Freude daran hätte, mit mir eine beziehungsvolle Nichtbeziehung einzugehen. Nur eines: glaubwürdig sollten wir sein. Genug Zeit zum Herantasten, Entdecken, Ausprobieren bleibt uns an Wochenenden oder `zig Tagen. Ich bin 63 und du zwischen 60 und 70, gern größer als 1,80m. Ich rauche nicht, esse (fast) alles und mag Sprache. Wir sollten miteinander sprechen können...und Berührungen sollten dich nicht verschrecken, auch Tanzen und Küssen kennen Körperkontakt... Vielleicht segeln wir auf eine Freundschaft zu, vielleicht auch auf ein +. Keine Verpflichtung und doch Verbindlichkeit sollten wir uns schenken. Es ist mir egal wo du lebst, ich hier in Elbflorenz. Sagst Du ja? BmB an leforma@gmx.de.

durch Höhen und Tiefen segeln, wind und wetterfester Mann gesucht
bin gefühlte 48 Jahre jung, attraktiv, neugierig, sinnesbetont, naturverbunden, warmherzig, kulturell interessiert, oftmals unangepasst und geradlinig. Du hast Lust an meinem Leben Anteil zu nehmen, bist ungebunden, liebst wie ich klare Ansagen, bringst eine Portion Humor, Bodenständigkeit, Fantasie, Vitalität und Grosszügigkeit im Denken und Handeln mit, dann freue ich mich auf deine Post mit aktuellem Foto. Ich suche vorzugsweise im Raum HH/Flensburg. wind_und_wetter@posteo.de

Gutaussehend sucht Mann fürs Leben
Das Besondere an mir ist, dass ich allen schönen Dingen des Lebens aufgeschlossen bin. Ich bin 56/1.70, schlank, sportl. niveauvoll, unabhängig, vielseitig interessiert, Genussmensch uvm. Wohne im Raum Düsseldorf Zuschriften gerne mit Bild: besa2603@web.de

Jung gebliebene stud. Frau, zierl., 70 J., 1.65, 63, sucht im R 60-64 (63) passend. schl., Akademiker bis 76 J. Bin sozial eingestellt, interess. u.a. an Zeitgeschehen, Museum, Kultur, (EU) Reisen, Geselligkeit. Freue mich auf Ihre Nachricht. Bis dahin. BmB, keine PV. Chiffre ZA 135228 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Hübsche Unternehmerin, 58/170
Lange braune Haare, modisch chic, elegant gekleidet. Eine selbstbew., charismat. Frau, die viel Warmherzigkeit, Empathie, Lebensfreude u. Fröhlichkeit im Herzen trägt. Sie genießt ihr schönes Leben auf Reisen aller Art, beim Sport, Geselligkeit, Musik oder im Haus & Garten. Sie sucht neues Lebensglück mit prickelnder Zweisamkeit, sie mag sportl. schlanke Männer, die Ziele im Leben haben, gebildet, Gentlemen sind, mit Charme, Humor u. Lust auf einen gemeinsamen Neuanfang. Infos: Dörte Vardil, 040228594480, au. WE.
Esprit-Partnervermittlung.de
Ballindamm 3, 20095 Hamburg
Die 1. Adresse für Hamburg & den Norden

Wer sucht mich
Sportliche Landärztin aus Hessen, demnächst Wahl-Hamburgerin, schlank und passabel aussehend, kurz vor der Rente sucht Partner für aktive Freizeitgestaltung wie Urlaube, Theater und Kinobesuche. Ich liebe Sport in jeder Form, genieße aber auch, in Ruhe zu lesen oder Musik zu hören. Ich bin seit 18 Jahren verwitwet, habe zwei erwachsene Kinder und möchte nach sehr arbeitsreichen Zeiten mit einem Partner, der zu mir passt, mein(unser) Leben gestalten und genießen. ZA 135226 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Der eine, besondere Gentleman mit viel Humor von aktiver, attraktiver Dame
(62, AKAD.) gesucht. Antwort nur mit Bild: wstm_norden@t-online.de

Frau (68), sehr jung, frei, mutig, aktiv, sucht Mann für den Rest des Lebens im Raum Aachen. Du bist um 70, kein Mittelmaß und willst wieder lieben. grenadill1@gmx.de

W 55J/165 PLZ14 SozWiss., kulturaffin (Theater, Film, Fotografie), interessiert am Zeitgeschehen, sportlich (SUP, Schwimmen, Rad, Fitness), liebe das Mediterrane (Kultur und Kulinarik), suche Pendant, wie ich reflektiert, kreativ, leidenschaftlich, Genussmensch und Ästhet. pompeij-67@outlook.de

Neuanfang, klassische Werte
Zierliche, hübsche Sie, 50 Jahre,160/50, brünett, akademisch, osteur. Herkunft, aus Düsseldorf, sucht einen netten, erfolgreichen, neugierigen Mann und Freund für das Leben. Dein Echo per Brief oder Email: LongLife7@yahoo.com // ZA 135224 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Frau, Mitte 50, sucht Mann, der sich wiederfindet im Folgenden: Entspannung als Energiequelle. Den Literaturclub nutzen, um sich neue Lesewelten zu erschließen. Filme aus Leidenschaft ansehen, vorzugsweise im Lichtspielhaus. Wandern zur Wertschätzung der Natur. Museen besuchen, um Augen & Geist zu erbauen. Reisen, auch, um sich dem salzigen Wind entgegen zu stellen. Im ruhigen Meer Bahnen ohne Begrenzungen schwimmen. Städte bereisen aus Freude an urbanen Annehmlichkeiten. In Soul- & Popkonzerten die Begeisterung mit anderen teilen. Entspannt Vorlesungen besuchen, ohne den Anspruch auf einen akad. Abschluss. Gerne auch mit seelischem Handicap, eigenes ist vorhanden, Raum 5, ZA 135212 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Neues Jahr, neues Glück, studierte Sie, in den 60ern/PLZ 45, 171 cm, schl., NR, mit lieben Maltipoo, liebt Kultur, Natur u. das Meer, wünscht sich junggebl., mobilen u. niveauvollen Partner. Freue mich auf Ihre Zuschrift, BmB.
ZA 135229 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Suche gebildeten Mann (50-60), der offen für Neues ist - gerne sozialer oder medizinischer Bereich. Raum 7. Ich bin Pädagogin, interessiert an Themen rund um den Menschen und seiner Geschichte. Ich freue mich auf Ihre Zuschrift.
ZA 135218 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Bildhüb. Mädchenfrau, 43/169, Internistin, zierl., Traumfigur, mit Charme + Humor, ortsungeb., sucht soliden IHN. Gratisruf ☎ **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Privatier(68+) gesucht von hübscher Dame
Er, kinderlos mit Herz und Niveau,tiertieb und Sinn für gute Kulinarik.An corraab@t-online.de
ZA 135200 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Jung gebliebene, unabhängige Witwe sucht spontanen, emphatischen, humorvollen, kulturaffinen, vorzeigbaren Herrn, Alter 70+ für gemeinsame Unternehmungen. Bin zwar flexilbel, aber die Region zwischen Hannover/Kassel wäre optimal. Gern mit Bild und Mail-Adresse. ZA 135217 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Wien. Aparte, grazile, jugendliche Akad. (65+, NR), musisch, italo- und frankophil, sucht klugen, empathischen Mann mit Humor. Intime Nähe und angenehmer Freiraum in ausgewogener Balance wünschenswert.
BmB an lust.auf.venedig@gmail.com

Von Loriot weiß ich, dass alle Meerschweinchen aneinander gereiht von der Erde bis zum Mond reichen. Und was weißt Du so? Ich bin gesellig wie nahbar, verbindlich, gelassen, gerne unterwegs aber auch gerne zu Hause in Berlin, mag Geschichte, Politik, Brandenburg. Mitte 40 bin ich auf der Suche nach einer ernsthaften Partnerschaft. Bist Du dabei?
MeerschweinZumMond@mail.de

Erotik, Charme Verführung pur! Bildhüb. Witwe, 51/171, Hautärztin mit mädchenh. Figur, sanftmütig + anschmiegs., sucht Mann mit Stil. Gratisruf ☎ **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Suche dich mitradundverstand@gmail.com

SIE SUCHT SIE

W, 66, klug, vielseitig interessiert und links orientiert sucht eine Frau, mit der ich lachen und träumen, diskutieren, kochen, wandern, Radfahren, zur Demo gehen oder faulenzen kann. ZA 135221 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

ER SUCHT SIE

„LoveBonding to the end!“ Gut situierter Geschäftsmann, 69/1,78, dominant, sportlich, agil, Cosmopolit, wünscht sich devote Sie mit Niveau. Für die zärtlichen Seiten des „50 shades of grey“ in einer 24/7 Beziehung. Gemeinsam Kunst, Kultur, Reisen, Gespräche und das Leben genießen. Gefragt ist eine anschmiegsame HerzensDame, die sich selbst in einer dominant-devoten Beziehung hingebungsvoll ausleben möchte, dies im Alltag und auf Augenhöhe. Dazu Schokopudding auf dem Sofa und Champagner im Konzerthaus. Waldspaziergänge und KuschelMuschel in der Badewanne. Biete Geborgenheit, LebensNeugier und intellektuelle Herausforderungen. Die Dame deren Seele sich hierin findet, erreicht mich unter dipema53@web.de im PLZ Bereich 77, Zuschrift mit Bild wäre schön.

Den Neuanfang gemeinsam genießen und gestalten -
mit einer netten, charmanten, interessanten Frau. Bin 60+, gefühlt jünger, schlank, sportlich, 175, verlässlich und angeblich recht gut aussehend. Mit vielseitigen Interessen - u.a. Kino, Theater, Museen, Sport, Kochen. Ich lebe in NRW, kann mir aber einen Wohnortwechsel vorstellen. Ich freue mich auf Deine Antwort, bmB: muensterland-2023@web.de

Dir fehlt ein Mann als vertrauter Freund...
um Dich auszutauschen und nicht allein ins Theater, Kino, Konzert usw. zu gehen oder Wochenenreisen zu genießen? Charmanter Single und Akad., junge 66, sucht in München und bundesweit jugendlich elegante Sie ab 55 per Bildmail an: Empathiegefuehl@web.de

Chefarzt i.R., 74 J., verw., schlk, jugendl., sucht golfende Partnerin, getr. Whg.. Gratisruf ☎ **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Witwer mit Herz, 61/182, Prof. Dr. rer nat., naturverb., reisefreudig, sucht gern lachende SIE. Gratisruf ☎ **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Kein Erfolg bei der Partnersuche? Der Zufall klopft nicht an Ihre Tür? Inserate, Internetportale, alles probiert? Höchste Zeit ein Gespräch mit uns zu führen. Wir stellen Ihnen niveauv. Herren zw. 60 u. 80 Jahren vor, die sich eine ehrliche Partnerschaft wünschen. Aus dem Großraum Stuttgart + Bad.-Württ. Werden Sie aktiv, rufen Sie unverb. an. **T. 0711 610046 PV www.harmonie-50plus.de**

Du lebst auch in einer glücklichen, stabilen, aber auch ziemlich eingespielten Beziehung? Du suchst nach dem kleinen bisschen Mehr, dem Über-den-Tellerrand schauen? Möchtest das Leben und die Liebe nochmal anders erleben?
Ich (27, Mathematiker, NR, Katzenmensch ;)), zurückhaltend, weltoffen, einfühlsam, anglophil, interessiert an spannenden Gesprächen und neuen Herausforderungen sucht dich, eine selbstsichere, natürliche junge Frau (ungefähr zw. 22 und 35) mit einer humorvollen und ruhigen Art und Interesse an Sport, Politik und anderen Kulturen. Für gemeinsame Radtouren und Ausflüge, gemütliche Kochabende und was sich sonst noch so entwickelt. E-mail an: kampluma@gmail.com

Wieder ein WIR
Zwecks Ergänzung lade ich Dich kluge, undogmatische, agile, aufmerksame, sinnliche Frau ein / Uns eint: Respekt, Offenheit, Verbindlichkeit, Optimismus, aktives Interesse am Weltgeschehen / Uns wertvoll: Begegnung, Kultur, Reisen, Humor / Uns unverzichtbar: Bewegung, Berührung, Lust, Neugier, Augenhöhe / M, 67, 183, schlank / Köln + x / Viel mehr unter: Wieder-ein-Wir-2023@magenta.de

Über das "Ärzteblatt" hab ich dich nicht gefunden, vielleicht hier? **Schreib mir doch** (medisingle@ist-einmalig.de), wenn Dich Biologie+Medizin begeistern & Du (bis 54J) auf Partnersuche bist!

Kein Spiegelbild, sondern eine interessante Frau wird gesucht. Zum Austauschen, Vertrauen, Ankommen und vielleicht Familie. Finde selbst (38, in RLP) Gefallen an Geschichte, Anfängeritalienisch, Brettspielen und Horizonten aller Art. Freue mich auf deinen!
maurikios@web.de

Freundschaft PlusPlusPlus
48, 188, schlank, attraktiv, sucht **Partnerin in Crime** für Affäre auf Augenhöhe. Gemeinsame Auszeiten genießen, sich auf Wiederkehrendes freuen. Privates/berufliches Dreieck: Wien-Salzburg-München.
Bitte mit Foto an: gnixen@gmx.at

N⁰ 109
LEXIKON DER LIEBE

WELTSCHMERZ

Illustration ANNA HOFMANN *Der vollständige Name ist der Redaktion bekannt

Wenn Sie uns etwas über die Liebe erzählen wollen, schreiben Sie uns an liebe@zeit.de

KIRSTEN*, 56: »Als ich 17 war, verliebte ich mich in G. Er war 25 und hatte lange Haare. Wir hatten uns 1983 beim Friedensmarsch kennengelernt; er kam aus Berlin, ihn umwehte der verheißungsvolle Hauch der Metropole. Ich trug selbst gestrickte Pullover und gefiel ihm anscheinend.

Eines Abends in der Gemeinschaftsdusche einer Turnhalle breitete er seine Weltsicht vor mir aus. Nackt und nass erklärte er mir, dass die Menschheit die Jahrtausendwende nicht erleben werde, weil Bevölkerungswachstum, Ozonloch und Umweltverschmutzung zu ihrem Untergang führen würden. Kinder wollte er natürlich nicht. 1986 dann Tschernobyl, das Ende schien gekommen, jeden Abend sahen wir in meiner WG in Marburg in der *Tagesschau* die Ausbreitung der radioaktiven Wolke. Ich trampte zu G. nach Berlin, wir sonnten uns mit mulmigem Gefühl in den Berliner Parks.

G. war der zärtlichste Mann, den ich je kennengelernt habe. Inzwischen waren aber in sein WG-Zimmer metallfreie Matratzen eingezogen, wegen Wilhelm Reich und der von ihm konzipierten Orgonomie. Ich versuchte, eins seiner pseudowissenschaftlichen Werke, das bei G. auf dem Nachttisch lag, zu lesen, bekam den Inhalt aber nicht in meinen naturwissenschaftlich geprägten Kopf.

Nach und nach verblasste meine Liebe zu G. und auch seine negative Weltsicht. Ich schloss mein Studium ab, verliebte mich mal in den einen, mal in die andere, bis ich endlich meine schöne, lustige, lebensbejahende Frau kennenlernte, und alles war gut. Na ja, nicht alles, Überbevölkerung und Umweltverschmutzung gab es immer noch, aber insgesamt sah alles hoffnungsvoll aus. Dann Brexit, Trump, Corona und Putin. Die sonnigen Tage verdunkeln sich noch immer, wenn ich die Nachrichten höre, und ich muss mich bemühen, trotzdem die Schönheit der Welt zu sehen – und meine Frau hilft mir dabei mit ihrer Liebe.«

Aufgezeichnet von Heike Faller

KENNENLERNEN

Private Anzeigentextannahme unter:
kontaktanzeigen@zeit.de oder
www.zeit.de/inserieren

ER SUCHT SIE

Sehnsucht und Träume! Wo ist die Lebensbegleiterin, Frau , die gemeinsam mit mir den letzten Lebensabschnitt verbringen möchte, die „Schmetterlinge im Bauch" spüren möchte und noch „Flausen im Kopf" hat? Jugendlicher Mann, aber schon 70 , 1.84 cm , NR , fühlt sich bereit für dieses Abenteuer. Halte mich für einen naturverbundenen Menschen, liebe das Wandern, z.Z. nur mit meinem Hund , das Schwimmen im See, das Rad fahren, auch Rennrad , Ski laufen , am Feuer sitzen, drinnen und draußen und dabei träumen. Bin Jurist, nun aber Privatmann , liebe Literatur und Theater, gemeinsames Kochen und das reden über „Gott und die Welt" sowie das gepflegte Streitgespräch. Wenn Sie sich trauen, freue ich mich über Ihre Nachricht und ein aktuelles Foto.
Sie finden mich in NRW." ZA 135210 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Nordlicht (51/schlanke 179/kulturinteressiert/reflektiert/sportlich aktiv) sucht empathische, lebenskluge & aufgeschlossene Partnerin (<46/noch kinderlos/auch kulturinteressiert) für vertrauensvolles & dauerhaftes Miteinander: dein.nordlicht@gmx.de

Herzchirurg, 68/182, verw., sympath. & reisefreudig, sucht niveauv. Partnerin, bis Anf. 70. Gratisruf ☎ **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Attrakt. Witwer, 52/180, niedergel. Zahnarzt, sehr symath. + warmherz., sucht herzl. Partnerin. Gratisruf ☎ **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Gute Unterhaltung bei einem Spaziergang oder einem schönen Essen - wäre doch ein Anfang!
Ich, Mitte 60 (185 cm, schlank, ansehnlich), neugierig und vielseitig interessiert, sensibel und empathisch, lese gerne, liebe gutes Essen und Wein, Wandern und Radeln, gehe gerne in Ausstellungen und Konzerte, mag das Zusammensein mit Freunden und Familie.
Wenn ich Dich neugierig gemacht habe, Du um die 60 und schlank bist, Grips und Humor mitbringst, Offenheit, Nähe und Freiräume schätzt, freue ich mich auf Dich: R 6 oder 7 wäre prima. BmB an fieldsofgold23@gmx.de

Segeln, Wandern, Reisen, 42/180
Erfolgr. Dipl.-Kfm. ltd. Position, aus namhafter Familie, repräs., stilvoll, kultiviert, gebildet. Seine fröhliche, freundl. Art begeistert, er ist zufrieden, glücklich, weiß was er will, genießt sportl. Aktivitäten, plant schöne Reisen, schickt Botschaft an kecke, kluge Frau mit Familienwunsch. Infos: Dörte Vardil, 040228594480.
Esprit-Partnervermittlung.de
Ballindamm 3, 20095 Hamburg
Die 1. Adresse für Hamburg & den Norden

GALERIST
und Küchenbulle kocht (für) Dich.: z-ei-t@gmx.de

GEMEINSAME FREIZEIT

Frau sucht attrakt. und lässigen Mann bis 62 für gemeinsame Freizeit (ggf. +). Raum Rhein/Neckar wäre toll. Bitte nur mit Bild an Verklicker66@web.de

Sydney
Nach Sydney in die Oper!
Grundschullehrerin/Musikerin, 65 J., aus HH, sucht Mitreisende/n im Febr. 2024. Kontakt: 01792414986

Lust auf 50plus-Wohnprojekt mit fantastischer Alpensicht? www.gemeinsamerleben.org

INSTITUTE

Partner / in Ihrer Nähe gesucht?
Besuchen Sie unsere Website maria-klein.de
Wir begleiten Sie, bis Sie glücklich sind.
Maria Klein 0163 2073 497

Die Zeichen stehen auf Liebe

Jetzt Kontaktanzeige aufgeben unter **zeit.de/kennenlernen**

DIE ZEIT
Kennenlernen

ANZEIGE

ZEIT EDITION

Auf zu neuen Horizonten, Herr Wondrak!

Neue, limitierte Druckgrafik – mit opulentem Bildband von Janoschs Wondrak-Kolumnen aus dem ZEITmagazin

Halbleinenband im Schmuckschuber, 384 Seiten, 23x23 cm

Streng limitiert – nur **999** Exemplare

Neue Druckgrafik

Druckgrafik, limitiert auf 999 Exemplare,ungerahmt, 28x20 cm, handnummeriert

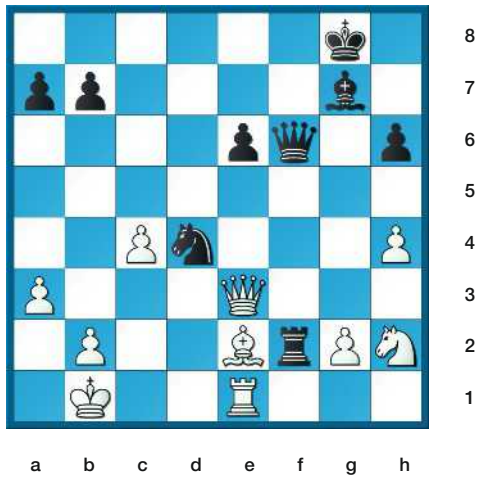
Jetzt exklusiv im ZEIT Shop für 129,–€* bestellen:

shop.zeit.de/wondrak

040/3280-101

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Nur solange der Vorrat reicht. | Bestell-Nr. 43491
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

SCHACH



Selbst in unseren Zeiten werden gelegentlich Märchen wahr. Darf es diesmal am Tegernsee sein? Zur Eröffnung der 25. Offenen Internationalen Bayerischen Schachmeisterschaft paraphrasierte der dortige Landrat ein indisches Sprichwort: »Schach ist wie der Tegernsee – ein See, in dem eine Mücke baden und ein Elefant ertrinken kann.« Zuerst ein Blick zurück. Ende 2018 sollte das neunjährige indische Wunderkind Shreyas Royal in England – das es international schon vertrat – nicht bleiben dürfen, weil sein Vater nicht die erforderlichen 120.000 britischen Pfund pro Jahr verdiente. Nach Intervention höchster Stellen wurde der Irrsinn gestoppt, und »Shrez« tanzte vor Freude auf dem Sofa. Vier Jahre später, im November 2022, resümiert Turnierdirektor Sebastian Siebrecht, mit 2,02 Metern der »größte Großmeister der Welt«, zum Abschluss: »Es war ein fantastisches Turnier. Wir sind glücklich, dass wir trotz der Corona-Vorgeschichte das mit 474 Teilnehmern europaweit vielleicht größte Turnier auf die Beine stellen konnten [...]. Und dass wir das 13-jährige englische Wunderkind Shreyas Royal dabeihatten.« Der anfangs mit fünf Siegen allen davonstürmte und schließlich punktgleich mit dem Sieger, Großmeister Jan-Christian Schröder, Fünfter wurde und seine erste Großmeisternorm erfüllte. Vermutlich aber nicht mehr auf dem Sofa tanzte. Mit welchem »Kracher« gewann Shreyas als Schwarzer gegen den tschechischen Großmeister Jiří Štoček?

Lösung aus Nr. 5: Welcher Kraftzug gewann schnell für Weiß? Nach dem Qualitätsopfer **1.Txd5!** gab Schwarz schon auf, weil er nach 1...exd5 (1...Dxd5 2.Sxe7+) 2.Dg4! mit der Doppeldrohung 3.Dxg7 matt und 3.Sh6+ nebst 4.Dxd7 die Dame verlöre. Trostlos wäre auch 2...Lg5 3.Lxg5

Impressum EDITORIAL DIRECTOR Christoph Amend CHEFREDAKTEUR Sascha Chaimowicz STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTION Anna Kemper, Tillmann Prüfer, Emilia Smechowski CREATIVE DIRECTOR Mirko Borsche ART DIRECTOR Jasmin Müller-Stoy TEXTCHEFINNEN Christine Meffert, Annabel Wahba BILDCHEFIN Milena Carstens BERATER (BILD) Andreas Wellnitz STYLE DIRECTOR Claire Beermann REDAKTIONELLE KOORDINATION Margit Stoffels REDAKTION Amelie Apel, Anita Blasberg, Jörg Burger,

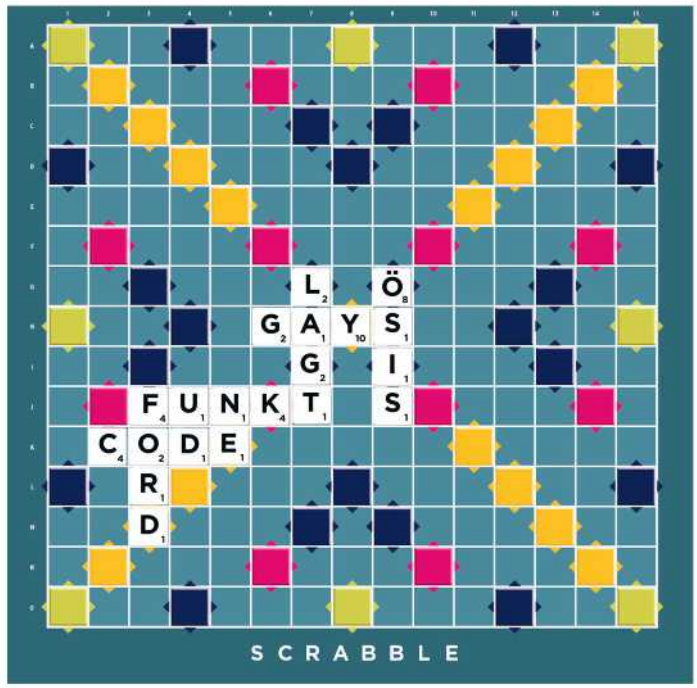
Sein Vater war Regisseur, da lag es nahe, dass auch er sich am Filmset ausprobierte. So spielte er mit der Lebensgefährtin (und späteren Ehefrau) des Vaters in einer Krimikomödie, die längst als ein Klassiker des Genres gilt. Doch die größte Begabung des attraktiven jungen Mannes lag in der Musik, er erlernte ein Instrument nach dem anderen, Banjo, Gitarre, Geige, Klavier. Und vor allem konnte er singen: Das sanfte, warme Timbre seiner Stimme war sein Kapital. Nach und nach fand der inzwischen promovierte Ethnologe zu einem eigenen Stil, einem Mix aus Chanson, Folk und Schlager. In seinen Liedern besang er Hoffnung, Lebensfreude und die ewige Liebe – und so passten sie in eine Zeit, in der die Frauen selbstbewusster wurden und die Röcke kürzer. Für den Mann mit dem US-amerikanischen Pass, der sich »im Herzen als Franzose fühlte« und in sechs Sprachen sang, begann eine Karriere mit Tourneen rund um den Globus. Doch hinter der Fassade von Glück und Erfolg rumorte es: Seine erste Ehe wurde geschieden, die zweite entwickelte sich zu einer Katastrophe, ein Kampf um das Sorgerecht für die zwei Kinder entbrannte. Als er sich unter Palmen vom Stress erholen wollte, versagte das bereits angegriffene Herz. Sein Vater, der berühmte Regisseur, hat ihn danach um fast drei Jahrzehnte überlebt. Doch seine Stimme blieb vielen im Ohr, einige Songs zählen heute zum Kulturerbe seiner Wahlheimat. Hier hat man ihn auch deshalb nie vergessen, weil beide Söhne in Papas Fußstapfen traten. Wer war's?

Lösung aus Nr. 5: Ole Werner, geb. 1988, ist seit 2021 Cheftrainer von Werder Bremen. Werner konnte den Verein nach nur einer Zweitliga-Saison zurück in die Bundesliga führen, auch dank des Stürmerduos Niclas Füllkrug/Marvin Ducksch. Zuvor war er Cheftrainer beim Zweitligisten Holstein Kiel und erlebte dort im Januar 2021 einen Triumph, als die Mannschaft im »Kieler Schneetreiben« den Favoriten Bayern München im Elfmeterschießen aus dem DFB-Pokal-Wettbewerb warf

LOGELEI

Erich hat sich Musikfilme ausgeliehen. Insgesamt kann er damit 24 Stunden lang Filme gucken. Eifrig erklärt er seinem Freund Hang: »Wenn *Diatonie* zwölf Minuten länger dauern würde und *Mensur* eine halbe Stunde kürzer wäre, dann betrüge die Länge von Ersterem genau 80 Prozent der Länge von Letzterem. Die Dauer von *Obertongesang* ist genau der Durchschnitt der Dauer von *Diminuendo, Diatonie* und *Tonmalerei.* Wenn man ein Drittel der Zeit von *Tonmalerei* zu einem Neuntel der Zeit von *Obertongesang* addieren würde, hätte man genau ein Viertel der Dauer von *Mensur.* Wenn man die jeweilige Dauer von *Diatonie* und *Obertongesang* multipliziert, erhält man dasselbe Ergebnis, wie wenn man die jeweilige Dauer von *Tonmalerei* und *Diminuendo* multipliziert.« Hang grübelt kurz und meint dann: »Mir ist das noch nicht ganz klar.« – »Ach so«, sagt Erich, »kein Film dauert länger als zwölf Stunden.«

Lösung Nr. 4: Zeilenweise: 532461, 214635, 653124, 346512, 165243, 421356.
Nächste Woche an dieser Stelle: Sudoku und die Auflösung aus Nr. 5.
Online Sudoku spielen unter www.zeit.de/sudoku



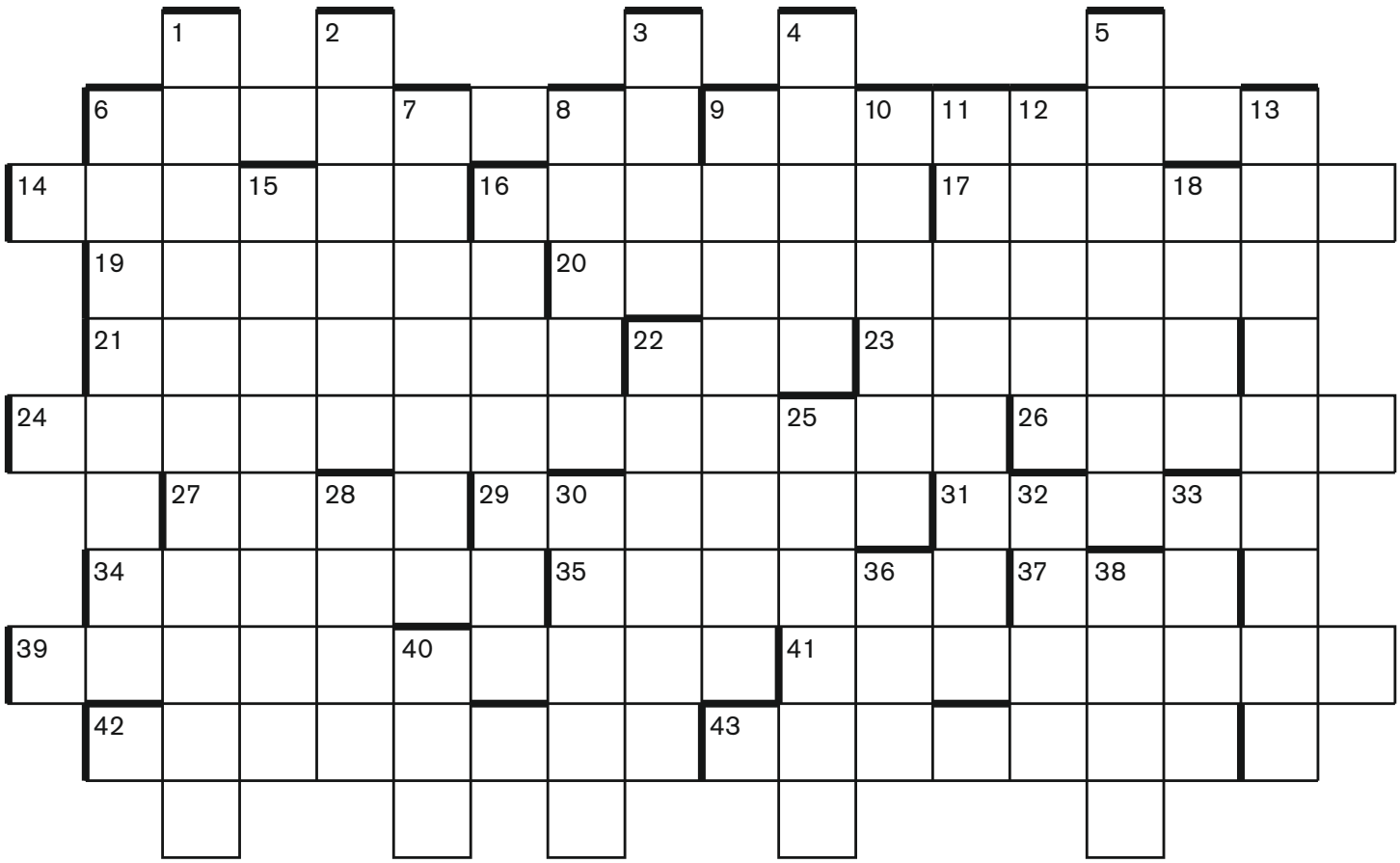
Doppelter Wortwert
Doppelter Buchstabenwert
Dreifacher Wortwert
Dreifacher Buchstabenwert

Es gelten nur Wörter, die im Duden, »Die deutsche Rechtschreibung«, 28. Auflage, verzeichnet sind, sowie deren Beugungsformen. Die Regeln finden Sie im Internet unter www.scrabble-info.de

Der hier abgebildeten Konstellation sah ich mich neulich in einer Online-Partie mit Inez Wolf ausgesetzt. Dazu möchte ich heute ausnahmsweise aus dem Nähkästchen plaudern. Beim Blick auf das Bänkchen wird klar: Ein Bingo ist Pflicht. Die Kombination erlaubt zig Formen, alle Buchstaben auf einen Schlag zu platzieren. Also beginne ich die Suche nach Anlegestellen. Wortprämienfelder erscheinen nicht erreichbar. Ich finde kein Wort mit einem S an zweiter oder dritter Position, um in Zeile N FORD zu FORDS zu erweitern. Das Gleiche gilt für Zeile F: Mir kommt kein Begriff in den Sinn, der mit P oder K am Ende oder an vorletzter Stelle aufwartet, um LAGT zu PLAGT oder KLAGT zu verlängern. Nach einer gefühlten Ewigkeit habe ich knapp 20 Bingos notiert, die in den Zeilen L und N zwischen 58 und 60 Zähler bringen. Die Geschichte wäre nicht erzählenswert, hätte sie kein Happy End: Schließlich tut sich doch noch eine elegante Lösung auf, die drei Pünktchen mehr einspielt als die nächstbesten.

Lösung aus Nr. 5: Die Form MITZOGEN auf O8–O15 brachte insgesamt 102 Punkte, wobei der Blankostein das M ersetzte. Der Zug zählte neunfach, hinzu kamen 3 Punkte für IM

Johannes Dudziak, Alard von Kittlitz, Friederike Milbradt, Lena Niethammer, Khuê Pham, Ilka Piepgras, Jürgen von Rutenberg; Mitarbeit: Klaus Stockhausen (Contributing Fashion Director) GESTALTUNG Nina Bengtson, Mirko Merkel, Gianna Pfeifer BILDREDAKTION Nora Hollstein AUTOR(INNEN) Heike Faller, Harald Martenstein, Jana Simon, Matthias Stolz KORREKTORAT Thomas Worthmann (verantw.) DOKUMENTATION Mirjam Zimmer (verantw.) HERSTELLUNG Torsten Bastian (verantw.), Oliver Nagel, Frank Siemienski DRUCK Mohn Media Mohndruck GmbH REPRO Twentyfour Seven Creative Media Services GmbH ANZEIGENPREISE ZEITmagazin-Preisliste Nr. 17 vom 1. 1. 2023 ANSCHRIFT VERLAG Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg; Tel.: 040/32 80-0, Fax: 040/32 71 11; E-Mail: DieZeit@zeit.de ANSCHRIFT REDAKTION ZEITmagazin, Schöneberger Str. 21 A, 10963 Berlin; Tel.: 030/59 00 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 39; E-Mail: zeitmagazin@zeit.de, www.zeitmagazin.de



WAAGERECHT 6 Eher nur ein Krümel vom heutigen Datenvolumenkuchen 9 Ohne sie: viel Nichts oder viel Nichtiges 14 Unnötig maskulinisierter Ringträger? Randerscheinung an der 16 waagerecht 16 Uniförmlich hosenoberkantenparallel getragen 17 Als Schriftstückstückchen leicht mal im Juristenfokus 19 Landes Bewohner zwischen Menorca und Capri 20 Die Achtung enthält das ... der Gesellschaft, das sich in Form der öffentlichen Meinung kundgibt (Rudolf v. Jhering) 21 Im Rahmen von Entlohnung so was wie Belohnung 22 Fügt sich zum unter wie bis zum weilen 23 Haben die globale Majorität, bei oberflächlicher Betrachtung 24 Versuche nicht, Stufen zu ... – wer einen weiten Weg hat, läuft nicht (Paula Modersohn-Becker) 26 Viel ... im Februar bringt Regen oft im Jahr (Wetterregel) 27 Schilderwesen auf dem Naturschutz-Gebiet 29 Wäre Aladin ohne Wunderlampe nie geworden 31 Bestätigt, sofern betätigt, dem Homo sapiens den Sinn seines Namens 34 Kleineres aus der Frischfruchtabteilung, Größeres auf der Gardasee-Ansichtskarte 35 Einstellungssache, jedenfalls früher mal, beim 16 senkrecht 37 Kurz: kontinentweiter Neuheitenentwickler Anmeldeadresse 39 Mit allem, was der Rateverein bietet: Dem Tierwohl gilt sein Engagement 41 Unterstellte Juvenal: Alle sind wir ... für das, was Schlechtes wir sehen und Schändliches 42 Sprichwörtlich: ... ist der Freundschaft Gift 43 Die Gik-Ente: ein Reproduktionsprodukt aus der ...?

SENKRECHT 1 Wer Leute zum ... sucht, hofft, dass deren Motto nicht sei: ... verdirbt man sich den ganzen Tag 2 Verhängnisvoll, weil so maliziös-deliziös 3 Ganzer Name, eine halbe Scharfschote lang 4 Kommt vor als Resultat doppelten Stimmbändereinsatzes 5 Mag Reizschwellensache sein, ob aus Schmollen und Grollen noch ... wird 6 Als Reptilienjäger, unter anderem, auf seiner Kleinbühne aktiv 7 Tabuthema für Verfechter der 5 senkrecht 8 Wirkungsstätte von Erbringern des Höhenleitwerks 9 In seiner Wartezeit kommen ihm ready & steady zu Ohren 10 Die ... machen den Garten, nicht der Zaun (Sprichwort) 11 Der Reim, den sich Kirchenamtsverwalter auf göttliche Boten machen 12 Kriminologo: Zu mehreren ... gibt's meist nicht nur einen 42 waagerecht 13 In ein bis zwei Wörtern: normkonform bis wenig stilgerecht 15 So sehr dem Ungefähren hingegeben, dass er nicht zu 12 senkrecht kommt 16 Selten noch löchelnd vollzogen angelegentlich Billettbesichtigung 18 Hält mehr vom Gröberen 22 Bei ihm ward Sämann Leinwandstar 25 Sammelt viel Wasser von höchsten Hängen ein 28 Person aus königreichlicher Feudalordnung 30 Schafft Verbindungen in Sonnenlichtferne 32 Steht am Wasserwege, liegt auf Sparrenschräge 33 Der grünste Namenspate im Monopolysten-Straßenplan 36 Wen vermissen wir bei Vorker oder Resart? 38 Im Zentrum der Berichterstattung aus Punxsutawney, für einen Tag 40 Steht nämlich für seinen Erdenker wie James für Bond

Lösung von Nr. 2678: Waagerecht **6** VORGEBEN und vor Geben **10** SCHLEUSE **15** PENTERE **17** NACHSICHTIG **19** NESTBAU **20** Kamel-HOECKER **21** HERULER **23** RUSS **24** ab-, an-HEBEN **26** TANZ in Luf-tanz-iehung **27** NANDUS **29** SATT **31** OBIS **32** SEDIMENTE **35** MAUER **38** Pyrenäenfluss TET **39** HEIMREISE **42** SEK = Spezialeinsatzkommando **43** REITEN **44** TIER in der Arche Noah **45** BESIEGEN **46** TRISTESSE **47** die und das MENGEN – Senkrecht **1** SONNENSEITE **2** WERT **3** DENAR in Hei-denar-beit **4** »jmdm. fällt etwas in den SCHOSS« **5** RUHE **6** VERHALTEN **7** GESUNDHEIT **8** Helene Fischer, »Herz-BEBEN« **9** NAURU **10** SCHUSTER **11** LICHT-blick, Blitz-licht **12** »Um die ECKE gedacht« und Straßenecke **13** STREB **14** ein Nicken und EINNICKEN **16** TERZETT **18** »SESAM, öffne dich« **22** lion = Löwe (engl.) und LAIEN **25** BOESE **28** DEMI Lovato **30** Olymp. Winterspiele 2006 in TURIN **33** Ortsteil Berlin-MITTE **34** EIBE in Sch-eibe **36** AESER **37** regen und REGEN-/Niederschlagsradar **40** REST **41** SEM in Sem-inar

Schach HELMUT PFLEGER Lebensgeschichte FRAUKE DÖHRING Logelei ZWEISTEIN Scrabble SEBASTIAN HERZOG Kreuzworträtsel ECKSTEIN

Greta ist 15 Jahre alt. Ihr Vater Tillmann Prüfer schreibt hier im wöchentlichen Wechsel über sie und seine anderen drei Töchter im Alter von 23, 17 und 9 Jahren

»Du hast ja einiges vor mit mir«

Illustration ALINE ZALKO Zu hören unter www.zeit.de/audio

ELTERN malen sich gerne die Zukunft ihrer Kinder aus. Greta zum Beispiel – was wird wohl mal aus ihr werden? Und warum würde ich das gern wissen? Manchmal habe ich diese Vorstellung, der Job des Elternseins sei irgendwann erledigt. Die Kinder sind dann »raus«. »Raus« bedeutet wohl, dass sie in einer anderen Stadt studieren oder eine Ausbildung machen. Wenn es so weit ist, könnten wir in der Wohnung ein Kinderzimmer nach dem anderen einer neuen Nutzung zuführen, etwa ein Arbeitszimmer oder ein Bücherzimmer daraus machen. Aber dann denke ich wiederum, wie absurd diese Vorstellung ist, weil ich dabei ja davon ausgehe, dass alles reibungslos verlaufen wird. Wie in einem Handbuch des Erwachsenwerdens. Darin ist nicht vorgesehen, dass das Kind etwa den gewünschten Studienplatz nicht bekommt. Oder keine Wohnung findet. Oder beides auf einmal.

Außerdem denke ich mir dauernd Berufe aus, die Greta ergreifen könnte. Es sind immer welche, bei denen man unter Umständen viel Geld verdienen kann, um den Eltern ein Häuschen am See zu kaufen. Den armen Eltern! Das ist eine noch absurdere Idee. Warum sollten Kinder ihr Geld dafür ausgeben, wenn sie es doch dazu brauchen, ein eigenes Leben aufzubauen? Ich habe Greta vorgeschlagen, sie könne doch Ärztin werden. Oder Rechtsanwältin. Oder vielleicht Zahnärztin? Mein Vater hat sich von mir immer gewünscht, ich solle Zahnarzt werden. Heute ist er sehr froh, dass ich es nicht geworden bin. Allein schon, weil damit der Menschheit, die ja schon viel Schmerz ertragen musste, noch mehr Schmerz erspart geblieben ist, das sollte die Menschheit bei allem Übel auch mal positiv sehen. Es hätte schlimmer kommen können.

»Du hast ja einiges vor mit mir«, erwidert Greta auf meine Vorschläge und wendet sich dann schnell anderen Dingen zu. Die aber haben nichts mit Wundversorgung, Paragrafenreiten oder Zähneziehen zu tun. »Du hast dich doch früher mal sehr für Medizin interessiert«, bohre ich weiter. »Hm«, antwortet Greta, in klarer Absicht, das Gespräch versanden zu lassen. Das ist schade, weil ich eigentlich gerade dazu übergehen wollte, sie bei der Wahl ihrer Leistungskursfächer zu beraten. Aber Greta gibt mir dann in einer sehr gretahaften Weise zu verstehen, dass sie kein Interesse hat, von mir Tipps zu erhalten.

Später wird mir nach solchen Dialogen klar, wie unsinnig mein Verhalten ist. Denn weder hört das Vatersein auf, wenn irgendein Erziehungsjob erledigt ist, noch brauche ich ein Bücherzimmer, noch sind die Dinge planbar. Noch sollten sie das sein. Was wäre das für ein Leben, das genauso läuft, wie man es sich vorgestellt hat? Stattdessen sollten wir uns freuen, dass wir heute zusammen sind, an einem Tisch, jeder in seine Sachen vertieft, was für ein Glück.

In Italien, habe ich gelesen, bleiben die Kinder oft bis zum 30. Lebensjahr in der Obhut der Eltern. Ich kann mir schwer vorstellen, dass ich Greta noch 15 weitere Jahre jeden Morgen wecke und jeden Abend ermahne, ihre Straßenschuhe nicht im Bad abzustellen. Ich hoffe, in 15 bis 20 Jahren wird sich die Schuhmode insoweit verändert haben, dass die Treter nicht mehr diese Profilsohlen haben, in denen all der Dreck hängen bleibt, der dann auf dem Badezimmerfußboden landet. Aber weiß man's? ■

Was ich gern früher gewusst hätte

Von Anna Maria Mühe

Ein Leben ohne Terminkalender
ist nicht möglich.

Spazieren gehen macht glücklich.

Alleine sein macht nicht
unbedingt einsam.

»Cookie dough« hat nichts mit
Mamas Kuchenteig zu tun.

Kinder kümmern sich genau
eine Woche um ihr ach
so gewünschtes Haustier.

Auch eine Schildkröte macht
viel Arbeit.

Eine Weinflasche darf
man auch angebrochen in den
Kühlschrank stellen.

Eine Trennung ist nicht immer
so existenziell.

Liebeskummer vergeht schneller,
als es sich in dem Moment anfühlt.

Stille kann unterhaltsam sein.

Niemand wird jemals nach deiner
Note in Mathe fragen. ■

Hier schreiben jede Woche Prominente, was sie erst spät begriffen haben. Anna Maria Mühe, 37, ist Schauspielerin. Gerade ist sie in der sechsteiligen Netflix-Thrillerserie »Totenfrau«, die auf den Bestsellern von Bernhard Aichner basiert, in der Hauptrolle zu sehen

Aufgezeichnet von ANNA KEMPER Illustration ROBERT RADZIEJEWSKI (Foto ddp/Cornelius)

ANZEIGE

ZEIT REISEN

www.zeitreisen.zeit.de

Siena und Florenz

Gesamtkunstwerk der Gotik

Siena hat sein mittelalterliches Gesicht bis heute bewahrt. Charakteristisch sind die gotischen Bauwerke aus dem 13. und 14. Jahrhundert, als die Stadt sich zu einem kulturellen Zentrum entwickelte – und zu einer der wichtigsten Kunststädte Europas. Künstler wie Duccio Buoninsegna, Simone Martini und Ambrogio Lorenzetti arbeiteten hier. Auf einem Ausflug besichtigen Sie San Gimignano, die Stadt der Türme, mit ihren Kunstschätzen. Bevor es nach Siena geht, genießen Sie einen Tag in der Renaissance-Metropole Florenz.

Termin: **29.8. – 3.9.2023**
Preis: **ab 1.590 €**

040/32 80-455
zeitreisen.zeit.de/kunst-siena

IN KOOPERATION MIT: DUMONT REISEVERLAG HanseMerkur FYNCH-HATTON

© S. Borisov/Shutterstock | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

PRADA
PRADA.COM